3 1761 07321791 1

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/geschichtederdeu00salo

81
533

Geschichte

der

deutschen Nationallitteratur

des

neunzehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Salomon.

Gewerbeschule
Bibliothek
Zwickau i. Sa.

Geschichte

der deutschen

Nationallitteratur

des

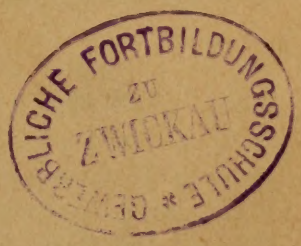
neunzehnten Jahrhunderts

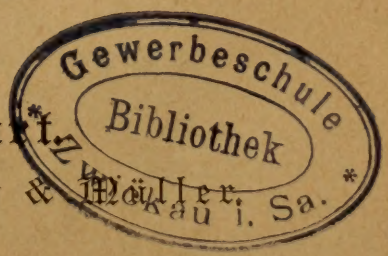
von

Ludwig Salomon.

Mit dreißig Porträts.

Zweite Auflage.





Stuttgart.
Verlag von Levy & Müller.
1887.

PT
341
S3
1887

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Übersicht des Inhalts.

Seite

I. Einführung 1

II. Die Epigonen des weimarischen Kreises 19
Karoline v. Wolzogen. Eckermann. Gries. Amalie von Hellwig. Elisa von der Recke. Luise Brachmann. Agnes Franz. Helmina von Chezy. Johanna Schopenhauer. — Hölderlin. — Matthisson. Tiedge 2c. — H. J. von Collin. August Klingemann. Theodor Körner.

III. Jean Paul 41
Jean Paul. — K. J. Weber. Benzel-Sternau. — Hebel.

IV. Die romantische Schule 58
A. W. v. Schlegel. Fr. v. Schlegel. Tieck. Novalis. Brentano. Arnim: Kleist. Karoline Schlegel 2c. Eichendorff. Wilh. Müller 2c. Fouqué. E. Th. A. Hoffmann 2c.

V. Die Dichter und Redner der Befreiungskriege 107
Körner. Arndt. v. Schenkendorf. v. Stägemann. Freimund Reimar 2c. Fichte. Jahn. Görres.

VI. Die Schicksalstragödie 126
Werner. Müllner. Grillparzer. Houwald 2c.

VII. Die Zeit der Enttäuschung 142
Burschenschaftslieder. Clauren 2c. Karoline Pichler. Therese Huber 2c. Spindler. Hauff 2c. Raupach. Töpfer. Angely 2c. v. Auffenberg. v. Schenk 2c. Raimund 2c. — Chamisso. — Grabbe. — Grillparzer.

VIII. Die schwäbische Dichterschule 183
Uhland. Kerner. Karl Mayer. Schwab. Mörike. Pfizer. J. G. Fischer. Waiblinger 2c. Knapp. Gerok. — Rückert. Schefer. Daumer. Bodenstedt 2c.

IX. Das Ende der romantischen Schule 225
Heine. Platen. Immermann.

X. Die wissenschaftliche Litteratur in den ersten drei Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts 248

XI. Die Epoche des „jungen Deutschland“ 258
Gutzkow. Laube. Kühne. Mundt. Wienbarg 2c. Heinrich König. Heller. Stolle 2c. Pückler-Muskau. Ungern-Sternberg. — Sealsfield. — Jeremias Gotthelf. Auerbach 2c. — Stifter. — Fanny Lewald. Ida Hahn-Hahn. Ida v. Düringsfeld 2c. — Annette v. Droste-Hülshoff. Luise Hensel. Henriette Paalzow. — Friedrich Hebbel. Otto Ludwig. Friedrich Halm. Bauernfeld 2c. — Geibel. Ferrand 2c.

XII. Die Sturmvögel der Revolution 359
Hoffmann v. Fallersleben. Herwegh. Dingelstedt. Prutz. Mosen. v. Sallet. Freiligrath. Anastasius Grün. Lenau. Beck. Rollet. Hartmann. Meißner 2c.

XIII. Die Reaktion 404
Putlitz. Roquette. Müller v. Königswinter. Rodenberg. Storm. Sturm 2c. Ch. F. Scherenberg. Hesekiel. Fontane. — Redwitz. — Benedix. Birch-Pfeiffer. Wehl 2c. — Luise Mühlbach. — Holtei.

XIV. **Langsames Erwachen neuen Lebens** 434
Freytag. Max Waldau. Keller. Wilibald Alexis. Höfer 2c. Trautmann. Scheffel. Gottschall. Giseke. Mosenthal. Brachvogel 2c. Possendichter. — Lingg. Jordan. — Groth. Reuter 2c. — Heyse. Schücking. Otto Müller. Waldmüller. Kürenberger. Hackländer. Galen 2c. Gerstäcker 2c.

XV. **Die Zeit des Konflikts und des Norddeutschen Bundes** 491
Ernst Scherenberg. Rittershaus. Träger 2c. Spielhagen. Gustav vom See. Ring. Frenzel. August Becker. Wachenhusen. Raabe. — E. Marlitt 2c. Schmidt-Weißenfels. Neumann-Strela. Habicht 2c. — Belletristische Journallitteratur. — Lindner. Weilen. Saar. Schaufert. Arthur Müller. Rosen 2c. — Grosse. Hamerling.

XVI. **Die Kriegslyrik von 1870/71** 531

XVII. **Im neuen Reich** 539
Baumbach. Wolff. Kastropp. F. W. Weber 2c. — Wildenbruch. Kruse. Fitger. Bulthaupt. Herrig 2c. — Jensen. Dahn. Taylor. Eckstein. Ebers. K. F. Meyer 2c. — Leuthold. Möser. Dranmor. Grisebach 2c. — Ada Christen. Carmen Sylva. A. v. Puttkamer 2c. — Schmidt-Cabanis. Reymond 2c. — Wilbrandt. Lindau. Lubliner. Blumenthal 2c. — L'Arronge. G. v. Moser. Wichert. J. V. v. Schweitzer. Schönthan 2c. — Anzengruber. Ganghofer 2c. — Hopfen. Franzos. Heiberg. Blüthgen. Kretzer 2c. — Fr. Vischer. Mauthner. Stettenheim 2c. — Wilhelmine v. Hillern. Ossip Schubin. Ebner-Eschenbach 2c. — Steinhausen. Frommel 2c. — Bolanden. Alban Stolz 2c. — A. F. v. Schack. Martin Greif. Stephan Milow 2c.

XVIII. **Die wissenschaftliche Litteratur seit 1830** 641

XIX. **Register** 654

Verzeichnis der Porträts.

	Seite		Seite
Auerbach, Berthold	305	Heyse, Paul	479
Auersperg, Anton Alexander (Anastasius Grün)	387	Hoffmann von Fallersleben . . .	363
Bauernfeld, Eduard von	345	Holtei, Karl von	431
Chamisso, Adelbert von	163	Jean Paul	43
Dahn, Felix	583	Jensen, Wilhelm	579
Ebers, Georg	591	Keller, Gottfried	449
Freiligrath, Ferdinand	377	Reuter, Fritz	473
Freytag, Gustav	437	Rodenberg, Julius	413
Geibel, Emanuel	349	Rückert, Friedrich	213
Gottschall, Rudolf	459	Schack, Adolf Friedrich von . . .	637
Grillparzer, Franz	171	Scheffel, Joseph Viktor von . . .	455
Gutzkow, Karl	267	Spielhagen, Friedrich	505
Hamerling, Robert	525	Tieck, Ludwig	69
Hebbel, Friedrich	329	Wilbrandt, Adolf	613
Heine, Heinrich	227	Wildenbruch, Ernst von	561

Vorwort.

Das neunzehnte Jahrhundert ist vorwiegend ein politisches; auf die Gründung eines neuen deutschen Einheitsstaates und die Herausbildung eines freien bürgerlichen Staatslebens konzentrieren sich die Hauptgedanken des Säkulums, und darum sind auch die deutschen Dichtungen des neunzehnten Jahrhunderts vorwiegend politische: sie sind die Spiegelbilder der politischen Stimmungen in den verschiedenen Entwickelungsperioden, die Herzensäußerungen bei unseren nationalen Bestrebungen, die Heroldsrufe zu neuen politischen Thaten, und die Dichter mithin die vornehmsten Erwecker und Pfleger des nationalen Gedankens. Infolgedessen unternahm es der Verfasser, die einzelnen Litteraturperioden immer aus dem Geiste der Zeit heraus zu erklären; es war ihm nicht in erster Linie darum zu thun, zu Gericht zu sitzen und nach den Gesetzen der Poetik und Ästhetik das Gute zu loben und das Schlechte zu tadeln, sondern das Wesen der Poesie jeder einzelnen Periode darzulegen, nachzuweisen, wie hier, unter schwerem Druck, nur diese flachen, und dort, in Zeiten unruhvoller Bewegung, nur jene brausenden und sprühenden Dichtungen entstehen und Beifall finden konnten, wie aber sämtliche bedeutendere Dichtungen die Hauptaufgabe hatten, die Tendenz des Jahrhunderts zu fördern.

Bei seinen Studien ist der Verfasser auf eine weit größere Menge von Ungenauigkeiten und Unbestimmtheiten gestoßen, als er anfangs erwartet hatte; besonders hat er gefunden, daß für die Geschichte des nationalen Geistes der dreißiger und vierziger Jahre noch außerordentlich viele Spezialstudien nötig sind, bevor ein in allen Teilen richtiges Bild dieser beiden Dezennien wird entworfen werden können; doch glaubt der Verfasser die Fäden so weit verfolgt zu haben, als dies zur Zeit möglich war.

Wiederholt hätte der Verfasser gern eine größere Anzahl von Proben mitgeteilt, doch beschränkte er sich auf die notwendigsten, damit das Buch nicht den Rahmen eines handlichen Bandes überschreite. Einige mitgeteilte Gedichte weichen etwas von der bisherigen Fassung ab; die betreffenden Änderungen rühren jedoch nicht vom Verfasser dieses Buches her, sondern wurden von den Dichtern selbst vorgenommen.

Dornburg in Thüringen, im September 1880.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Diese zweite Auflage wurde sehr wesentlich erweitert; besonders erfuhr die Litteratur des neuen Reiches eine ausführliche Darstellung. Die Quellen, welche sich in den letzten Jahren in Bezug auf Kleist, Grillparzer, Chamisso, Heine, Freiligrath, Laube ꝛc. erschlossen, wurden sorgfältig benutzt. An Stelle der bisherigen Orthographie trat die neue Puttkamersche; in zweifelhaften Fällen entschied Dudens orthographischer Wegweiser. Der Grundgedanke des Buches blieb derselbe: daß die Geschichte der deutschen Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts zugleich die Herzensgeschichte des deutschen Volkes ist.

Elberfeld, im September 1886.

D. V.

Einführung.

Wir Deutsche haben seit Jahrhunderten wie kein anderes Kulturvolk Europas unter dem Drucke mißlicher und hemmender politischer Verhältnisse zu leiden gehabt. Während in Frankreich bereits im 17. Jahrhundert ein Richelieu den französischen Einheitsstaat fest zusammenfügte und den Boden für einen Corneille, einen Racine und einen Molière ebnete, während die Engländer sich sogar schon im 16. Jahrhundert des goldenen Zeitalters der Elisabeth zu erfreuen hatten, in welchem ein Shakespeare sich erheben, aus dem ein Milton hervorgehen konnte, war es uns Deutschen nach langen Wirren erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts vergönnt, in das politische Leben der Neuzeit einzutreten und dann die Fundamente für eine deutsche Nationallitteratur zu legen, obgleich sich der Geist der neuen Weltanschauung bei uns noch weit früher geregt hatte, als bei den Nachbarn.

Mächtig hatten im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts die großen Reformationsideen ganz Deutschland ergriffen, eine warme Begeisterung hatte sich aller bemächtigt, eine große geistige Regsamkeit zeigte sich aller Orten, alles deutete darauf hin, daß das deutsche Volk einer großen Zukunft entgegengehe, da, kaum in Fluß gekommen, geriet der gewaltige Bildungsstrom auch schon

wieder ins Stocken. Nicht, wie es in dieser wichtigen Entwicklungsperiode einzig und allein das richtige gewesen wäre, wählten die deutschen Fürsten nach Kaiser Maximilians Tode wieder ein deutsches Oberhaupt, das die Ideen der Zeit verstanden und zu würdigen gewußt hätte, sondern sie setzten den melancholischen, kurzsichtigen Spanier Karl auf den Thron, und die Situation änderte sich sofort. Karl V. verfolgte eine persönliche Politik; unfähig, die deutschen Wünsche zu verstehen, mißtrauisch gegen den aufflammenden Nationalsinn, trat er allen freien Regungen streng entgegen, suchte er sich aus Deutschland nur eine gehorsame Provinz zu machen. Die Reformatoren sahen darauf sehr bald ein, daß sie ihre Sache niemals zu der des Kaisers würden machen können, und schlossen sich daher eng an die ihnen zugethanen Fürsten an. Dadurch wurde die Einheit in den reformatorischen Bestrebungen aber erst recht zerstört, die neue Lehre sank zur Parteisache herab, in welcher Politik und Religion vollständig vermengt wurden, und ein allgemeiner Wirrwarr entstand, der dem deutschen Volke alle Ruhe zu einer segensreichen Entwickelung raubte und die Zerbröckelung des Reiches immer mehr beschleunigte. Bereits in den vierziger Jahren war die Lage der Verhältnisse eine so trostlose, daß Luther mit tiefbekümmertem Herzen Melanchthon gegenüber den Wunsch äußerte, daß seine Familie ihn nicht lange überleben möchte, da er ein so endloses Durcheinander in Deutschland voraussehe, daß für brave Leute und ordentliche Studien ferner kein Raum mehr sein werde.

Nach dem Tode des Helden der Reformation ging es noch rascher bergab. Alle frohe Begeisterung verflog, der deutsche Volksgeist ging einzig und allein im kirchenpolitischen Leben auf, in Religionshändeln und Zänkereien, bei denen mit jedem Jahre der Ton ein roherer wurde. Der große Dienst, welchen Luther mit seiner Bibelübersetzung der deutschen Sprache geleistet, ging fast ganz verloren, nur noch gespreizt, grob und unflätig wußte man zu schreiben, und mit Recht durfte ein Flacius Illyricus behaupten, mit deutschen Büchern sei kein Ruhm zu erwerben, man müsse nur lateinisch schreiben. Trotz dieser allgemeinen Zerfahrenheit, dieser Mißachtung unserer schönen Sprache, erhielten sich aber dennoch einige Oasen des deutschen Volksgeistes, und zwar zunächst im evangelischen Kirchenliede, dann in den Volksbüchern, die sich mit der Faustsage, der Geschichte des ewigen Juden, den Schwänken der Lalenburger beschäftigen, und endlich in den Dichtungen eines Hans Sachs, Fischart und Rollenhagen. Hier ist noch etwas von der deutschen Herrlichkeit, von dem behaglichen Humor von ehedem zu spüren, aber es fehlt die genialere Lebensauffassung; der Dichter kommt nicht über das Alltägliche hinaus und ermüdet schließlich, statt zu begeistern. Doch freuen wir uns dieser kleinen Blüten, denn von nun ab haben wir noch ödere Steppen zu durchwandern, die schmachvolle Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Unter schreienden Mißverhältnissen wurde das deutsche Volk in diesen Krieg getrieben und gehetzt, und bis zum Tode erschöpft ging es aus demselben wieder hervor. 16 bis 17 Millionen Seelen besaß es beim Beginn des Krieges und kaum noch 5 Millionen beim Ende desselben. Und wie sah es bei diesen Übriggebliebenen aus! Von Spaniern und Franzosen, Italienern und Kroaten, Dänen und Schweden gebrandschatzt und ausgeplündert, besaßen sie nicht viel mehr als das nackte Leben. Verwildert und bar jeder höheren Regung, gingen sie nur langsam wieder an die Arbeiten des Friedens, immer wieder besorgt, aufs neue die Beute der Fremden zu werden. Denn die Gefahr dazu war jederzeit vorhanden; das deutsche Reich lag zertrümmert da; mit dem Frieden von Osnabrück und Münster waren neue Staatseinrichtungen ins Leben gerufen, war die alte Reichseinheit beseitigt und damit die äußere Machtstellung des Reiches vernichtet worden. Es gab in Wahrheit keinen Kaiser mehr, sondern dreihundert und einige sechzig weltliche und geistliche Fürsten, die sich als selbständige Souveräne fühlten und aufspielten und das deutsche Reich nur als einen völkerrechtlichen Bund betrachteten. Dadurch entschwand dem deutschen Volke der letzte Rest von Vaterlandsliebe und volkstümlichem Selbstgefühl; der Bürger blickte nicht über seine kleinlichen, kümmerlichen Verhältnisse hinaus, und an den Höfen faullenzte ein Heer von vornehmen Lakaien, das im günstigsten Falle ränkevolle Kirchturmspolitik trieb und mit Serenissimus die Erträgnisse des Landes in elementarsten Genüssen verpraßte. Wie weit es die Speichelleckerei jener Zeit zu bringen vermochte, mag hier nur die Widmungsrede eines Musikschriftstellers Mattheson beweisen, der dem Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen unter anderem folgendes sagen durfte: „Wenn Gott nicht Gott wäre, wer sollte billiger Gott sein als Euere Hochfürstliche Durchlaucht?“ Daß in dieser Zeit der materiellen Not und des geistigen Elends trotzdem noch hie und da sich Dichterstimmen vernehmen ließen, daß ein Christoph von Grimmelshausen noch Humor genug fand, einen Schelmenroman wie den Simplicissimus zu schreiben, und ein Martin Opitz, Paul Fleming, Friedrich von Logau, Paul Gerhard und Christian Günther auch tiefere Herzenstöne anzuschlagen vermochten, muß in der That wundernehmen. Die meisten dieser Lieder und Sprüche sind freilich Klagen über den Jammer der Zeit, die Teilnahmlosigkeit des Volkes in vaterländischen Angelegenheiten und das immer mehr zunehmende Wohlgefallen an französischen Sitten und französischem Tand. „A la mode!“ wurde mehr und mehr das Zauberwort; wer sich à la mode zu kleiden, wer à la mode zu schwatzen wußte, war ein angesehener Mann, und Logau klagt daher: „A la mode-Kleider, à la mode-Sinnen; wie sich's wandelt außen, so wandelt sich's auch innen.“ Noch bitterer spricht sich Leibniz aus. „Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen,“ schreibt er in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken“

„und unsere jungen Leute haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzt, sondern auch selbst verachten helfen und einen Ekel der deutschen Sprache und Sitte aus Unerfahrenheit angenommen, der an ihnen auch bei zuwachsenden Jahren behenken geblieben. Und weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, die bei einigen nicht gefehlt, so doch wegen ihrer Herkunft zu Ansehen und fürnehmen Ämtern gelangt, haben solche Franz-Gesinnte viele Jahre über Deutschland regiert und solches fast, wo nicht der französischen Herrschaft, daran zwar auch nicht viel gefehlt, oder doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht."

Aber vollständig, mit Stumpf und Stiel, vermochten diese „Franz-Gesinnten" den deutschen Geist denn doch nicht auszurotten; mehr und mehr waren einsichtsvolle Männer bedacht, dem verderblichen Geschmacke der Zeit entgegenzutreten, hier ein Philipp Jakob Spener, der wieder ein tieferes Gemütsleben wecken, dort ein Christian Wolff, der das Volk wieder zum Denken anleiten und ihm eine leicht verständliche Philosophie geben, und dann endlich ein Friedrich Gottlieb Klopstock, der in seiner Messiade ein deutsches Nationalepos schaffen wollte. Daß keiner von diesen Dreien einen hervorragenden Erfolg erzielte, ist sehr natürlich, auch ein noch bedeutenderer Geist wäre hier nicht durchgedrungen; nur politische Thaten konnten den Nationalsinn wieder wecken und die Abtrünnigen wieder an den heimischen Herd zurückführen. Und diese Thaten ließen glücklicherweise nicht allzulange auf sich warten — Friedrich der Große erschien und wurde trotz seiner Verkennung und Mißachtung des deutschen Geistes nichts destoweniger im höchsten Sinne der Befreier der Deutschen. *)

Das gesamte deutsche Volk wurde durch diesen genialen jungen König aufgerüttelt aus seiner Lethargie; das kühne Unternehmen Friedrichs, sein lebensfähiges Land loszureißen von dem faulen Staatskörper, sein Scheinkönigreich zu einem wirklichen Königreiche zu machen, gewann ihm die Sympathien aller Einsichtsvolleren und den lauten Beifall der gesamten Jugend, während die kurzsichtige ältere Generation sich starr der neuen Strömung entgegenstemmte. Infolge dessen teilte sich Deutschland in zwei gewaltige Heerlager, zwischen denen der Kampf alsbald auf der ganzen Linie begann, jener denkwürdige Kampf des neu auflebenden deutschen Geistes gegen das verknöcherte engherzige Spießbürgertum, der hinein bis in den Schoß der Familie drang, so daß der Stadtschultheiß von Frankfurt im Eifer und Zorne der Parteileidenschaft sogar das Tischmesser über die Tafel nach seinem Schwiegersohne Kaspar Goethe warf, während dieser den Degen gegen den Vater seiner Gattin zog. Und

*) Vergl. Hermann Hettner, Litteraturgesch. d. 18. Jahrh.; 3. Band, 2. Buch, S. 3 und ff. Braunschw. 1864, und Heinrich Pröhle, Friedr. d. Gr. u. d. deutsche Litteratur. Berlin 1872.

was ein Klopstock mit reicher Begabung vergeblich erstrebt hatte, seinem Volke wieder eine volkstümliche Poesie zu schaffen, das gelang jetzt mit einem Schlage einem Dichter, der bei weitem nicht Klopstocks Genialität besaß, aber im geeigneten Momente die geeigneten Worte fand, nämlich **Johann Wilhelm Ludwig Gleim** mit seinen Liedern eines preußischen Grenadiers. Der Dichter erhob sich mit diesen Liedern gleich um Manneshöhe über seine früheren Leistungen. Bisher hatte er nur süße, tändelnde Verse im Geschmacke Anakreons und sentimentale Oden im Geschmacke Klopstocks geschrieben; jetzt aber, begeistert durch die Heldenthaten des großen Königs, schlug er auf einmal warme, volle Herzenstöne an und fand einen mächtigen Widerhall. Uns können diese Lieder freilich nicht mehr genügen; diese Art und Weise, die Gefühle zu äußern, ist doch immer noch viel zu sehr die der Zopfzeit, und dabei überschreit nicht selten, wie Lessing treffend bemerkt, der Patriot den Dichter. Trotzdem sagt aber auch derselbe Lessing, daß die Gleimsche Art, zum Volke zu sprechen, die vorzüglichste, wenn nicht die einzig wahre sei, und Herder behauptet, Gleim habe Nationalgesänge gesungen, die keiner unserer Nachbarn habe, keiner unserer Nachbarn uns entwenden könne; hier habe einmal ein deutscher Dichter über sein deutsches Vaterland echt und brav deutsch gesungen, ohne an andere Nationen sein Genie zu verpachten. Goethe ist noch nach einem halben Jahrhundert (in Dichtung und Wahrheit) ihres Ruhmes voll und bemerkt dabei, sie behaupteten deshalb einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen seien, und weil die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden lasse.

Der Bann war also mit diesen Grenadierliedern von der deutschen Poesie genommen, und rasch sollte sie sich nun zu immer lichteren Höhen erheben, denn der Nachfolger Gleims war kein Geringerer als **Gotthold Ephraim Lessing**. Was Gleim mit dem volkstümlichen Liede erzielt, das erreichte Lessing, freilich in noch weit großartigerer Weise, mit dem Drama.

In der Zeit vor Lessings bahnbrechendem Auftreten sah es mit dem deutschen Drama sehr mißlich aus. Bis in die siebziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts florierten, nachdem beim Beginn des Krieges die steifen Bürger- und Schulkomödien liegengelassen worden waren, einzig und allein plumpe Possen und wüste Greuel- und Blutscenen. Und die Schauspieler hätten auch mit dem besten Willen nichts Besseres bieten können, denn es fehlte an einer brauchbaren dramatischen Litteratur; die dramatisierten Begebenheiten des Krieges, „Magdeburgs Fall", „Stralsunds Belagerung", „Das Friede wünschende Deutschland" von Johann Rist, waren schwulstig und ungelenk, so daß sie auf Beifall nicht rechnen konnten. In seiner Armut richtete man daher endlich den Blick nach dem Auslande, zunächst nach Frankreich, wo eben in Molière ein neuer Stern

aufging. Ein talentvoller Mann, Magister Velthen, der von der Leipziger Universität mit mehreren Genossen zur Bühne übergegangen war, unternahm es zuerst, Übersetzungen Molièreſcher Stücke anzufertigen und diese bei seiner Truppe zur Aufführung zu bringen. Hierdurch hob sich das Ansehen der Velthenschen Gesellschaft so außerordentlich, daß man sie in ganz Deutschland die „berühmte Bande“ nannte. Dieser bedeutende Erfolg kam, wie Eduard Devrient in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ sehr richtig bemerkt, daher, daß sich in Molières Komödien nun endlich die vornehmsten Forderungen erfüllt fanden, welche die Schauspielkunst an den Dichter zu machen hat. Wirkliche Menschen waren natürlich und mit Geist und Grazie geschildert. Das dramatische Leben, das bei Hans Sachs gekeimt, durch die englischen Komödianten, die damals vielfach in Deutschland herumzogen, sich weiter belebt hatte, trat hier in seiner ganzen Kraft hervor. Die Begebenheit beherrschte das Drama nicht mehr und machte die Menschen zu ihren Dienern, sondern lebendige Individualitäten wirkten aufeinander und erzeugten die dramatische Handlung. Dadurch wurde nun die Schauspielkunst zur eigentlichen Trägerin des dramatischen Interesses, und so hat mit Molière auch in Deutschland die eigentliche Kunst der Menschendarstellung begonnen. Allein ein tieferes Interesse haben die Molièreschen Stücke in Deutschland beim großen Publikum nie hervorgerufen, denn es pulste in ihnen fremdes, französisches Leben. Selbst hervorragende Schauspieler und Schauspielerinnen, wie Kohlhardt, Gottfried Heinrich Koch, Johann Heinrich Schönemann, Konrad Ackermann, Konrad Eckhof, Friederike Karoline Neuber, Sophie Schröder, die alle Vorzügliches in Molièreschen Stücken leisteten, sogar die Bemühungen Johann Christoph Gottscheds, der besonders in den dreißiger und vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts ein außerordentliches Ansehen genoß, mit seiner geistreichen Frau Luise Adelgunde Viktorine, geb. Kulmus, dem Repertoire noch eine große Menge von Übersetzungen französischer Stücke und auch ein eigenes im französischen Geschmacke geschriebenes Trauerspiel, „Der sterbende Cato“, lieferte, vermochten nicht, die französischen Dramen einzubürgern. Diese konnten neben den beliebten deutschen Hanswurstiaden und groben Spektakelstücken nur selten aufgeführt werden und zogen dann immer nur ein ganz besonderes mit dem französischen Geschmacke vertrautes Publikum an.

Lessing, der schon früh ein lebhaftes Interesse für die deutsche Bühne hegte und bereits als Student aufmerksam die Bestrebungen Gottscheds beobachtete, gelangte bald zu der Überzeugung, daß das französische Denken und Fühlen in seinem innersten Wesen dem Deutschen viel zu fremd sei, und daß mithin aus dem nach Deutschland verpflanzten französischen Drama nie und nimmer ein deutschnationales Drama erstehen werde. Er hielt daher weitere Umschau, um zu erspähen, welche Litteratur wohl dem deutschen Gemüte am

meisten entsprechen würde. Zunächst waren es, infolge seiner Erziehung, die Griechen und Römer, auf die er blickte, dann aber richtete er sein Augenmerk auf die italienische, spanische und englische Litteratur, und zu den Dramen Englands fühlte er sich mit richtigem Verständnis am meisten hingezogen. Besonders erregte sein lebhaftes Interesse ein Trauerspiel von George Lillo, „Der Kaufmann von London" (es war 1731 auf der englischen Bühne erschienen), durch das er klar erkannte, was dem deutschen Theater not that: das bürgerliche Drama. Mit ernstem Fleiß schuf er daher, sich anlehnend an das Lillosche Stück und den Richardsonschen Roman „Clarissa", das erste deutsche bürgerliche Trauerspiel „Miß Sara Sampson", das erste deutsche Drama, welches, obgleich noch mit englischen Namen ausgestattet, doch von wirklicher deutscher Denk- und Empfindungsweise getragen wurde, und mit dem er kraftvoll die französischen Fesseln sprengte. Ein Musterstück ist dieses Trauerspiel dabei aber keineswegs, die Fabel ist dürftig, und die Katastrophe geht nicht aus der inneren Notwendigkeit hervor; es ist eine Intriguenkomödie mit vielen Unwahrscheinlichkeiten und Rührscenen, die schließlich noch einen deus ex machina nötig hat, um zum Schluß zu kommen. Trotzdem war sie von gewaltigstem Einfluß, sie verwies das französische Drama von der deutschen Bühne und brachte auf dieser sowohl, wie im deutschen Publikum, eine vollständige Wandelung hervor. Die nächste Folge war jedoch die, daß sich ein hartnäckiger Kampf zwischen der alten und neuen Richtung, zwischen Gottsched und Lessing entspann, bei dem der erstere immer tiefer herabsank, während der letztere, zu immer größerer Klarheit hindurchdringend, immer glänzender emporstieg. Bald sollte er auch im stande sein, durch eine nach jeder Seite hin vollendete Dichtung zu beweisen, daß er den rechten Pfad eingeschlagen. Er wählte für seine nächste dramatische Arbeit einen Stoff mitten aus der Gegenwart heraus, der daher in ganz anderer Weise, als die Leidensgeschichte der Miß Sara Sampson, das Publikum packen mußte, fügte sodann den Bau geschickter, warfalle Rührseligkeit, Geschraubtheit und Unnatur beiseite, kehrte zu der natürlichen Sprache des Herzens zurück und schuf infolge dessen das erste deutsche Nationallustspiel „Minna von Barnhelm". Es ist die edelste Verherrlichung, welche Friedrich dem Großen zu teil wurde, und ein treues Bild der Grundstimmung, die nach dem Schlusse des siebenjährigen Krieges alle Gemüter beherrschte. Niemals wieder ist in einem Drama der alles anordnende, alles regierende Geist Friedrichs mit so wenig Mitteln so trefflich und so klar in die Erscheinung getreten, niemals wieder ist der preußische Offizier von damals mit seinem strengen Ehrgefühl und seiner offenen Geradheit so wahr geschildert worden, wie in diesem Lustspiel. Goethe sagt daher mit Recht, „Minna von Barnhelm" sei die wahrhafte Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt, von spezifisch temporärem Gehalt und deshalb von

unberechenbar großer Wirkung. Auch der augenblickliche Erfolg war ein ganz gewaltiger; in Berlin wurde das Stück 1765 von der Schuchschen Gesellschaft binnen zweiundzwanzig Tagen neunzehnmal gegeben und vom Publikum mit immer mehr sich steigernder Begeisterung aufgenommen*), und in Nordwestdeutschland, wo es in Braunschweig, Hannover, Hamburg von der Ackermannschen Gesellschaft mit Eckhof als Tellheim, Charlotte Ackermann als Minna, Ludwig Schröder als Just und Böck als Riccaut de la Marlinière ganz vorzüglich zur Aufführung gelangte, riß es zu ganz außerordentlichem Enthusiasmus hin. Lessing hatte damit seinen Kulminationspunkt erreicht. Zwar schrieb er noch das Trauerspiel „Emilia Galotti" und das Schauspiel „Nathan der Weise", allein beide Stücke, so hohe, unvergängliche Schönheiten sie auch besitzen, blieben hinter „Minna von Barnhelm" zurück. Bei „Emilia Galotti" wollte er beweisen, daß er, trotz seiner Verachtung der französischen Regelmäßigkeit, die Aristotelischen Grundsätze zu achten wisse, und bei „Nathan dem Weisen" suchte er seinen Kampf gegen die Orthodoxie zum Abschluß zu bringen. Im ersteren Drama (das wieder, wie „Miß Sara Sampson", eine Intriguentragödie ist) kam er jedoch nicht über die Schwäche des Grundmotivs hinweg, und im letzteren ließ er es an einer lebhaft sich entwickelnden Handlung fehlen. „Emilia Galotti" ist daher zwar ein sattes Bild des sittenlosen Hoflebens des vorigen Jahrhunderts, ausgestattet mit einer Fülle meisterhafter Charakterzeichnungen, aber kein Drama, das zugleich erhebt, indem es erschüttert, und „Nathan der Weise", trotz der meisterhaften Darlegung, „daß nicht der Glaube und der kirchliche Lehrbegriff, sondern einzig die sittliche Kraft, die Lauterkeit der Gesinnung, die werkthätige Liebe das Wesen und Leben der Religion sei", kein Schauspiel, das vermöge eines kraftvoll pulsenden dramatischen Lebens auf die weitere Entwickelung des deutschen Dramas von erheblichem Einfluß hätte sein können.

Der Umschwung, welcher durch Lessing im deutschen Geistesleben bewirkt wurde, war ein ganz gewaltiger; aller Ecken und Enden erstanden geniale Jünger, welche die Lehre des großen Meisters weiter ausführten und in den verschiedensten Variationen verbreiteten; bald gor und brodelte es in allen jungen Köpfen, und jene eigenartige Periode unserer Litteratur entwickelte sich, die wir heutzutage die Sturm- und Drangperiode nennen, jene Zeit der Gerstenberg und Klinger, der Lenz und Leisewitz, in der viel Unreifes, viel Verkehrtes, viel Ungeheuerliches und selbst Häßliches zu Tage kam, die aber ein heilsamer Gärungsprozeß war, aus dem sich ein Herder emporrang, und aus dem ein Goethe und Schiller erstehen sollten.

*) Vergl. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh. Band 2, Teil 2, Abtl. 2, S. 319 und ff. Leipzig 1875, und Stahr, Lessing, Band 1.

Johann Gottfried Herder erweiterte den Lessingschen Gesichtskreis, indem er von dem Einzelnen zum Allgemeinen, von der Nation zur Menschheit, von der Nationallitteratur zur Weltpoesie überging. Dadurch verschaffte er den Zeitgenossen den ersten großartigen Blick über das gesamte Menschengeschlecht und die gesamte Kulturarbeit. Die Poesie stellte er dabei als die Muttersprache des menschlichen Geistes dar, und, um mit Beispielen zu beweisen und zu erläutern, sammelte er Volkslieder der ganzen Welt und gab sie unter dem Titel „Stimmen der Völker in Liedern" heraus. Die nationale Poesie war ihm das Ergebnis der Sitten, der Religion, der Schicksale und Thaten eines Volkes, und die Religion eine Offenbarung aus der Tiefe des Menschengeistes in den Abstufungen durch nationale, lokale und zeitliche Unterschiede. In zahlreichen Schriften, von denen hier nur „Über den Ursprung der Sprache", „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" und „Kritische Wälder" genannt werden mögen, führte er diese neuen Anschauungen weiter aus.

Auf der so gewonnenen breiten Basis erhob sich **Johann Wolfgang Goethe.** Die Nation hatte sich wieder auf sich selbst besonnen, sie hatte sodann mit Herder um sich geblickt, um ein Urteil über ihre Stellung zu den übrigen Völkern der Erde zu gewinnen; jetzt galt es, wieder mit einzutreten in die allgemeine Kulturarbeit der Menschheit, aber das konnte zunächst nur geschehen, wenn mit der Erziehung des Menschen an sich begonnen wurde. Goethe unternahm es nun, seinem Volke den vollendeten, in sich befriedigten und harmonischen Menschen zu zeichnen, das Urbild und Vorbild des schönsten, reinsten Menschentums. Alle seine Dichtungen zeigen uns den zur Vollkommenheit strebenden und vorschreitenden Menschen. Goethe trat schon sehr früh in den großen Strom der Entwicklung ein. Bereits als Student hatte er das Glück, mit Herder persönlich bekannt zu werden, und dieser nun führte den Suchenden und Dürstenden auf den rechten Pfad und an die rechten Quellen. Er erschloß ihm zunächst seine eigene Weltanschauung, dann den Ideenkreis des zur Natur und Ursprünglichkeit zurückgekehrten Rousseau und endlich die Schätze der englischen Litteratur, die Dichtungen des Giganten Shakespeare. Die Wirkung war sofort eine großartige; mit staunenswerter Genialität erfaßte Goethe überall das Wesentliche; entzückt lauschte er, ohne jedoch zum blinden Anbeter herabzusinken, dem Naturevangelium Rousseaus, und begeistert studierte er die gewaltige Macht des Dramas in Shakespeares Meisterwerken. Dabei regte sich zugleich der eigene Schaffungstrieb, und die Pläne für einen Götz, Faust und Prometheus entstanden. In allen wollte der Dichter den Kampf des zu freier Menschlichkeit sich emporringenden Helden mit den sich ihm entgegenstellenden Schranken schildern. Der Götz von Berlichingen, der einfachste Plan, gelangte zuerst zur Ausführung. In ihm faßte der Dichter sein Thema noch sehr äußerlich auf; er schilderte nur, wie sich der Ritter Götz ohne irgend welche höheren

Ziele überall nur stemmte und aufbäumte gegen den Zwang und die Fesseln seiner Zeit. Zudem ließ er alle Regeln der dramatischen Kunst außer acht, erging sich in epischer Breite und reihte Scene an Scene, ohne sich darum zu kümmern, ob dadurch auch eine tragische Wirkung erzielt werde; ja er ließ es sogar an einer Verwicklung fehlen. Dennoch hatte das Werk einen wunderbaren Erfolg, denn es war, obgleich es im 16. Jahrhundert spielt, doch ein geniales Bild des 18. Die Gegenwart stand mit den Ideen der Zeit im schneidendsten Widerspruche; die politische Bewegung, welche Friedrich der Große hervorgerufen, war wieder ins Stocken geraten; unfähig, die geistigen Strömungen Deutschlands zu verstehen, hatte sich der König mürrisch in einen Schmollwinkel zurückgezogen; nach wie vor wirtschaftete in den kleinen Staaten die nichtswürdigste Tyrannei; abermals drohten daher für die Entwickelung des deutschen Geisteslebens die ernstesten Gefahren — und in dieser Sorge, die auf allen Gebildeten lastete, erschien plötzlich das Goethesche Drama und schlug wie ein Blitz durch die dunkeln Wolken. Der biedere, mannhafte Ritter Götz war die personifizierte männliche Selbsthilfe, der die eiserne Faust den zersetzenden Wirren seiner Zeit entgegenstreckte; so mußte das Stück notwendig packen. Mit einem Schlage wurde Goethe ein berühmter Mann und trat nun an die Spitze der Bewegung. Geändert wurde freilich durch das Stück in den obwaltenden Verhältnissen nichts, und so folgte denn auf die Begeisterung für einen kraftvoll sich erhebenden Helden alsbald die Reaktion, eine bittere Klage über die traurige Gegenwart: Die Leiden des jungen Werther. „Warum so grenzenlos an Gefühl," ruft der Werther-Goethe aus, „und warum so eingeengt in der Kraft des Vollbringens? Warum diese süße Belebung meiner aufkeimenden Ideen und deren dumpfes Dahinsterben unter der Ohnmacht der Menschen? Daß ich mich so hoch droben fühle, und doch nicht sagen soll, du bist alles, was du sein kannst; hier, hier steckt deine Qual!" Schließlich geht Werther zu Grunde, sein Tod ist eine Flucht vor dem Leben und vor der Wirklichkeit.

Es war natürlich, daß Goethe auch mit dieser Dichtung ganz und voll die Zeitstimmung traf, war ja doch in Wahrheit weder Werther noch Goethe der Held des Romans, sondern die kranke Nation. Ganz Deutschland wurde alsbald von der Wertherstimmung ergriffen, die gesamte Jugend von einem selbstquälerischen Weltschmerze erfaßt, und eine wahre Wut zur Selbstzerstörung entstand. Goethe selbst freilich erhob sich sehr bald wieder über diese Zeitkrankheit, er erschoß sich keineswegs, wie der unglückliche Werther, denn er fühlte die Kraft in sich, über die Mißstände der Zeit sich emporheben zu können. In seiner schöpferischen Thätigkeit trat jedoch, durch äußere Umstände veranlaßt, eine lange Pause ein, bis er endlich zum Thema seines ersten Dramas zurückkehrte und einen veredelten Götz von Berlichingen, den Vorkämpfer des niederländischen Bürger- und Freiheitskrieges, den siegesstolzen Grafen Egmont zum Helden

einer Tragödie wählte. Das politische Element drängte er jedoch, aus Mißvergnügen an den unerquicklichen politischen Verhältnissen seiner Zeit, bereits so weit zurück, daß er schließlich nur die Entwickelung persönlicher Schicksale und nicht das Bild einer denkwürdigen Geschichtsperiode bot, wozu doch der Stoff aufforderte. An einzelnen Schönheiten ist daher das Stück zwar außerordentlich reich, die Volksscenen atmen Shakespeareschen Humor, das Klärchen ist eine der liebreizendsten Schöpfungen der Goetheschen Muse, allein in der Hauptsache ist das Werk verfehlt. Das sagte sich auch der Dichter. Mißmutig wandte er sich daher ganz und gar von den Fragen der Zeit ab, löste sich völlig von der Gegenwart los und versenkte sich in die antike Welt, welche unterdessen Johann Joachim Winckelmann erschlossen hatte. Die Frucht dieses Sichversenkens in den hellenischen Geist ist „Iphigenie in Tauris", ein hoheitsvolles Schauspiel, in welchem das rein menschliche Weib in seiner höchsten, edelsten Vollkommenheit mit sicherstem Kunstbewußtsein zur Darstellung gebracht wird. Darauf vertiefte er sich, angeregt durch einen längeren Aufenthalt in Italien, in italienische Kunst und Dichtung und schuf sodann „Torquato Tasso", wohl das Anmutvollste und Zartsinnigste, was der Dichter geschrieben. Bei beiden Stücken jedoch blieb der Beifall der Mitwelt aus, und da außerdem auch noch die Gegenwart immer unerquicklicher wurde, die alles umstürzende, alle Harmonie zerstörende Revolution, die ihm, dem Ausbildner des schönen, sich voranstellenden Ichs, des vollen, harmonisch gebildeten Menschen, nur im höchsten Grade unsympathisch sein konnte, mit immer schnelleren Schritten näher kam, so zog er sich, ein zweiter Archimedes, tief verstimmt in sein Zimmer zurück, den litterarischen Markt dem hausbackenen Iffland, dem leichtfertigen Kotzebue und dem zwar geistreichen, aber doch äußerst frivolen und höherer Ziele baren Wieland überlassend. Vielleicht wäre er nun für immer schweigsam geblieben, hätte sich ihm jetzt nicht ein Freund genaht, der in ihm eine neue poetische Jugend erweckte: Friedrich Schiller.

Johann Christoph Friedrich Schiller machte denselben Entwickelungsgang durch, wie Goethe, da er jedoch um volle zehn Jahre später in die Litteratur eintrat und also das Drama bereits in lebhafter Entwickelung begriffen vorfand, so erstieg er die einzelnen Stufen weit rascher als Goethe und that alsdann noch einen weiteren genialen Schritt, indem er in seinen Dramen nicht mehr die Vervollkommnung des einzelnen Menschen, sondern eines ganzen Volkes zum Vorwurfe nahm, also vom Einzelleben zum Staatsleben überging. Kommt daher in den Goetheschen Dichtungen stets nur das Schicksal eines einzelnen Individuums in Frage, so handelt es sich bei den Schillerschen Dramen immer um das Wohl und Wehe einer ganzen Nation. Und so werden bei ihm nicht nur die Wünsche und Forderungen des einzelnen Menschen, sondern eines ganzen Volkes, ja der Menschheit überhaupt, zum Ausdruck gebracht. Wie Goethe, so

Gewerbehalle Bibliothek

lehnte sich auch Schiller bei seinem Erstlingswerke, seinem ersten Aufschrei nach Freiheit und Natürlichkeit, bei den „Räubern", an Shakespeare an, dann rang er, wie Goethe, nach größerer Klarheit und schuf das tiefergreifende Zeitbild „Kabale und Liebe", jene zornerfüllte Satire auf Hof- und Staatsleben, auf Kastengeist und Standesunterschiede, und ganz wie Goethe vertiefte er dann sein Thema noch einmal im „Don Carlos" und stellte im Marquis Posa den Staatsmann nach seinem Herzen dar. „Marquis Posa ist die Poesie des politischen Idealismus", sagt daher Hettner. „Sein Herz schlägt der ganzen Menschheit, seine Neigung ist die Welt mit allen kommenden Geschlechtern. Das Jahrhundert ist aber seinem Ideale nicht reif; er lebt ein Bürger derer, die da kommen werden."

Nach der Vollendung des „Don Carlos" war nun aber auch in Schiller die Mißstimmung über den grellen, schreienden Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen seiner Theorie und der Praxis, die man allerwärts übte, und endlich auch über die zertrümmerten Hoffnungen, die er auf die einst so freudig begrüßte französische Revolution gesetzt hatte, so gestiegen, daß er der Poesie den Rücken kehrte und sich zwölf Jahre lang dem Studium der Geschichte und der Werke Immanuel Kants widmete, bis er beim Zusammentreffen mit Goethe sich dann aufs neue erhob, und nun die denkwürdige, große Zeit von 1794 bis 1805 erschien.

Goethe hatte anfangs das leidenschaftliche Emporstürmen Schillers nur mit Unbehagen beobachtet; ganz wie Lessing, der beim Erscheinen des „Götz" über die „anmaßliche Unreife" und die „tumultuarische Überstürzung" geklagt hatte, in der er schnöden und gefährlichen Abfall von den unvergänglichen Errungenschaften seiner großen dramatischen und dramaturgischen Befreiungskämpfe erblickt, ganz so hatte auch Goethe in Schiller einen Umstürzler gefürchtet, der noch einmal die überwundene Sturm- und Drangperiode heraufbeschwören werde. Er hatte sich daher wiederholt sehr ablehnend Schillerschen Dichtungen gegenüber verhalten und dadurch den nach Anerkennung ringenden Dichter tief verletzt. Das kühle Verhältnis blieb sogar noch mehrere Jahre bestehen, als die beiden Männer sich räumlich bereits sehr nahe gekommen waren. Da beabsichtigte Schiller im Jahre 1794 eine Zeitschrift herauszugeben und lud Goethe zur Teilnahme an derselben ein, und Goethe, vereinsamt und nach Umgang sich sehnend, fühlte sich angeregt durch diese Aufforderung und sagte zu. Damit war das Eis gebrochen und der Verkehr eröffnet. „Die Horen" traten ins Leben, Goethe nahm an denselben ein lebhaftes Interesse, und es entwickelte sich nun jener berühmte Briefwechsel zwischen Goethe in Weimar und Schiller in Jena, durch den sich die beiden Dichter bis ins tiefste Innere kennen und dann schätzen und lieben lernten, und der daher zu dem Bedeutendsten und Interessantesten gehört, was die deutsche Litteratur besitzt.

Die Lust zu neuem Schaffen äußerte sich in Goethe zunächst dadurch, daß er einen alten Plan zu einem Romane wieder hervorholte und mit Schiller eingehend besprach. Bald machte er sich dann auch an die Ausführung und lieferte in „Wilhelm Meister" den ersten sozialen Roman unserer Litteratur. Gleichzeitig steuerte er zu den „Horen" die „Römischen Elegien" bei, fertigte mit Schiller in den „Xenien" einen Schwarm von zweizeiligen Stachelgedichten, der dem Philistertum, der Dummheit und Heuchelei in ergötzlichster Weise zu Leibe ging und bedeutendes Aufsehen machte, dichtete eine Reihe herrlicher Balladen, wie „Die Braut von Korinth", „Der Gott und die Bajadere", „Der Zauberlehrling", und schließlich gelang es ihm auch noch, sich unter dem wohlthätigen Einflusse des Freundes das Gespenst der Revolution zu bändigen durch das unvergleichliche, hoheitsvolle Idyll „Hermann und Dorothea". Er schloß mit diesem Gedichte gleichsam seinen Frieden mit dem Volke und fühlte sich nun erst wieder wohl in der Gegenwart. Und das deutsche Volk nahm die neue Schöpfung mit dem lebhaftesten Beifall auf; es erkannte sofort, daß es hier ein Kunstwerk ersten Ranges erhalten hatte, eine Dichtung echt homerischen Stils, die aber dennoch durch und durch deutsch, von Grund aus volkstümlich war. Schiller war voll Bewunderung, und mit genialem Urteil schreibt er an Meyer: „Sie werden gestehen, daß das Gedicht der Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst ist. Ich habe es entstehen sehen und mich fast eben so sehr über die Art der Entstehung, als über das Werk verwundert. Während wir andere mühsam sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leise an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen. Sie werden mir aber auch darin beistimmen, daß er auf dem Gipfel, wo er jetzt steht, mehr darauf denken muß, die schöne Form, die er sich gegeben hat, zur Darstellung zu bringen, als nach neuen Stoffen auszugehen, kurz, daß er jetzt ganz der poetischen Praktik leben muß. Wer es einmal unter Tausenden, die danach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganzes aus sich zu machen, der hat meines Erachtens nichts Besseres zu thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen; denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben."

Das reiche Lob Schillers hatte freilich auch noch einen tieferen Grund: die Klarheit und Sicherheit Goethes erschien dem Nachstrebenden auch noch deshalb so preisenswert, weil er selbst mit allen Kräften danach rang und nicht dazu gelangen konnte, und zwar infolge der traurigen politischen Verhältnisse Deutschlands, die in grellem Widerspruch zu seinen idealen Bestrebungen standen. Er wandte sich daher, nachdem er seine Kraft an einer Reihe von schwungvollen Balladen und dem herrlichen Liede von der Glocke wieder erprobt, wie Goethe, der Welt der Griechen zu, um aus dieser sich heraufzuholen, was die Gegenwart versagte. Dabei geriet er jedoch auf einen gefahrvollen Abweg. Er

versuchte die griechische Schicksalstragik und mit dieser eine ganz neue Art der tragischen Motivierung in das deutsche Trauerspiel einzuführen, unterbrach damit aber nur die naturgemäße Entwickelung des volkstümlichen deutschen Dramas und gab dadurch außerdem auch noch den Anstoß zum Aufwuchern der Schicksalstragödie, die dann bis in das dritte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts hinein eine große Rolle auf der deutschen Bühne spielte und viel Unheil anrichtete. Wir wollen daher schon hier gleich ausführlicher das Wesen des Schicksals und der Schicksalstragödie darzulegen versuchen und uns dann seiner Zeit bei den Zacharias Werner, Müllner und Genossen auf das hier Gesagte berufen.

Das Schicksal, das Fatum, das Verhängnis ist der letzte monotheistische Überrest in der heidnisch-griechischen Weltanschauung, die letzte dumpfe Erinnerung an den alleinigen Gott, der da herrschte, ehe der Götterkreis auf dem Olympe vorhanden war. In dieser dunkeln Vorstellung, die sich erhalten hatte, ist nun aber dieser alleinige Gott von ehemals nur noch eine geheimnisvolle Macht, der jedoch selbst die Götter unterworfen, und dessen Repräsentanten die Todesgöttinnen, die Unglücksgöttinnen, die Rachegöttinnen und die neidischen Gottheiten sind. Vermöge dieser Göttinnen wirkt das Schicksal fort und fort auf den Lebensgang der Menschen ein, bestimmt hier den Tod des einen, verhindert dort eine Überhebung des anderen, duldet nirgends ein Zuviel und schleudert Vernichtung auf jeden, der sich widersetzt. Diese Einwirkung des Schicksals wurde nun zunächst nur auf die Fügung und die Gestaltung des äußeren Lebens bezogen, da sich aber alsbald eine lebhafte Einmischung der Bewohner des Olymp in die Lebensverhältnisse der Menschen entwickelte, vielgestaltige Beziehungen von Götterlieblingen und Götterfeinden zum olympischen Kreise sich herausbildeten, so führte dies dazu, den Begriff des Schicksals, des obersten Regenten der Welt, zu vertiefen. Namentlich strebten die Dichter nach einer vergeistigteren Auffassung des Schicksals, vor allem die Tragiker und unter diesen wieder hauptsächlich Sophokles, dem es dann auch durch seine Gestaltung der Labdakidensage in den beiden Ödipus gelang, diese edlere Lebensanschauung am klarsten herauszubilden und darzulegen. Das Verhängnis, das Schicksal ist nun bei Sophokles das Vorherbestimmende, wie denn auch Ödipus sagen muß: „Denn meine Thaten sind mein Schicksal eher wohl zu nennen als mein Werk“ (Ödip. Colon. 266, 267). Das schließt aber die Schuld des Menschen nicht aus, wie ja der Fluch des Labdakidenhauses von Anfang an auf der eigenen Schuld beruht, und wie solches speziell für Ödipus einerseits und die erschütternde Entwickelung der Entdeckung seiner Schuld im Ödipus rex anderseits die erst im Kolonischen als möglich gegebene Versöhnung bezeugt. Das eigentlich Tragische in der antiken Tragödie ist ja der Antagonismus des Individuums und der Weltordnung, der Konflikt zweier nach dieser gleichberechtigten Mächte.

Die Auffassung des Sophokles ist der Höhepunkt der griechischen Weltanschauung, wie sein Zeitalter die Blüte der hellenischen Welt ist; Schiller wandte sich daher auch bei seinem Studium des Altertums besonders dieser Periode zu, und „Ödipus" war es denn auch, in den er sich hauptsächlich versenkte. Infolge dessen bildete sich nach und nach die Ansicht bei ihm heraus, die höchste Wirkung des modernen Dramas könne nur erzielt werden, wenn dieselbe treibende und vernichtende Kraft, die in den gigantischen Tragödien des Sophokles waltet, und die dort, weil in der griechischen Religion wurzelnd, ja auch ganz berechtigt ist, auch in die moderne Weltanschauung, in das moderne Drama hinein verpflanzt werde. Gleich bei seinem ersten Stück, mit dem er seine Thätigkeit für das Drama wieder aufnahm, beim „Wallenstein", bemühte er sich, die Schicksalsidee in den zähen Stoff hineinzuzwängen, doch nur der Aberglaube des Helden, „die unglückseligen Gestirne", ließen sich einigermaßen verwerten. Dadurch erhielt zwar der Held einen unbestimmteren Charakter, blieb aber immer noch gigantisch und urkräftig genug, und da im „Lager" und auch im weiteren Verlaufe des Stücks das deutsche Soldatenleben mit ganz besonders frischen Farben ausgestattet war, so konnte die fremde griechische Zuthat dem Drama nicht erheblich schaden. Anders verhielt es sich bei den Stücken, die Schiller jetzt schrieb: bei „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans" und „Die Braut von Messina"; hier war der Dichter gleich bei der Wahl des Stoffes darauf bedacht, daß alles für seinen „neuen dramatischen Stil" passe, und in der That gelang es ihm auch mit denselben, seinem Muster „Ödipus" ziemlich nahe zu kommen. Wie bewußt er handelte, geht aus vielen seiner Briefe hervor; so schreibt er unter anderem, während er an „Maria Stuart" arbeitet, an Goethe: die vorzüglichste tragische Eigenschaft seines Stoffes sei, daß man die Katastrophe sogleich in der ersten Scene sehe und, indem die Handlung sich davon wegzubegeben scheine, ihr nur immer näher und näher geführt werde. Es wird daher in dem Drama auch nicht entwickelt, wie die schottische Königin sich nach und nach in eine Schuld verstrickt und durch diese dann zu Grunde geht; es schwebt vielmehr von Anfang des Stückes an ein Verhängnis über ihr, ihr gutes Recht auf England, das sie in immer engere Kreise treibt und schließlich zermalmt. Ähnlich verhält es sich mit der „Jungfrau von Orleans", nur geht Schiller hier abermals einen Schritt weiter. Das Schicksal tritt hier noch klarer auf, es ist das Gebot der heiligen Jungfrau, welches an Johanna ergeht, Frankreich zu retten. Es ist dieses Motiv das einfache Gegenstück zu dem Göttergebot in der antiken Tragödie. Den Höhepunkt seiner antikisierenden Richtung erreichte Schiller in der „Braut von Messina". „Ich habe große Lust", schrieb er vorher an seinen Freund Körner, „mich nunmehr in der einfachen Tragödie nach der strengsten griechischen Form zu versuchen, und unter den Stoffen, die ich vorrätig habe, sind einige, die sich gut dazu bequemen."

Und das war allerdings mit der „Braut von Messina" der Fall; er hatte sich die Fabel ganz genau nach seinem großen Muster „König Ödipus" konstruiert. „Hier wie dort", führt Hettner in seiner bereits erwähnten Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts (Tl. III., Buch III., Abtl. II., Seite 315) aus, „das heimtückische, zermalmende Hervorbrechen des dunkel spinnenden Schicksals, das für eine schwere von den Ahnherren verschuldete Urschuld die unerläßliche Sühne sucht. Und hier wie dort dieselben Mittel, die Opfer in das Verderben zu ziehen. Was in der antiken Tragödie das Orakel ist, ist hier das nächtliche Reich der Träume, dem Orakel nicht bloß verwandt durch die ähnliche Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit seiner Gestalt, sondern auch durch das geheiligte prophetische Ansehen, das es von jeher als die Äußerung der elementaren Naturseite behauptet hat. Durch Vorsicht glaubt der Mensch das Drohende abwenden zu können, und doch ist gerade diese Eigenmächtigkeit seine Schuld; nur um so sicherer wird er durch seine Vorkehrungen dem Unabwendbaren entgegengetrieben. ‚Wie der Seher verkündet, so ist es gekommen, denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick; und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden, der muß es selber erbauend vollenden!' Es ist das Grundmotiv der ganzen Dichtung, wenn Isabella am Schluß sagt: ‚Alles dies erleid' ich schuldlos; doch bei Ehren bleiben die Orakel, und gerettet sind die Götter'."

Der Eindruck, den die Tragödie machte, war sehr verschieden. Schiller selbst schrieb nach der ersten Aufführung an Körner, daß er in der Vorstellung zum erstenmale den Eindruck einer wahren Tragödie erhalten habe. Wilhelm von Humboldt, Körner und alle Philologen waren entzückt von dieser Studie nach der Antike, nicht so die Jünger Lessings, die Männer der Praxis und die Leute des schlichten Verstandes. Das machte auf Schiller, der sich wohl einen großen allgemeinen Erfolg versprochen hatte, einen gewaltigen Eindruck, und enttäuscht schrieb er an Goethe, mit den griechischen Dingen sei es eben eine mißliche Sache auf unserem Theater. Sicher: um sein bisheriges Streben einmal etwas objektiver überblicken zu können, nahm er für einige Zeit Abstand von eigenem Schaffen, übersetzte nur zwei französische Lustspiele und sprach mit Goethe sowohl, wie mit auswärtigen Freunden in Briefen ausführlich die Grundsätze durch, von denen ein deutscher dramatischer Dichter ausgehen müsse. Gegen Wilhelm von Humboldt betont er, daß der Dramatiker bei seinen Schöpfungen auch an die große Masse denken müsse, und Iffland schreibt er zustimmend, auch er betrachte es als die unverbrüchliche Eigenschaft eines jeden wirklich vollkommen dramatischen Werkes, daß es allgemeine und fortdauernde Teilnahme erwecke. Damit war die Umkehr angebahnt, und es bedurfte nur noch der Aufforderung des bühnenkundigen Iffland, einmal ein Stück für das ganze Publikum zu schreiben, um ihn zur Dramatisierung der Tellsage zu veranlassen, auf die er durch Goethe aufmerksam gemacht worden war. Die

Wahl des Stoffes erwies sich bald als eine außerordentlich glückliche; mit immer lebhafterem Interesse vertiefte er sich in die Kultur- und Sittengeschichte der Schweiz und in den Charakter der Alpenwelt, und mit immer mehr sich steigernder Begeisterung lebte er sich hinein in den Freiheitskampf der treuherzigen, kernig-gesunden Gebirgsvölker. Die Schicksalsidee, wie überhaupt die ganze antikisierende Richtung, ließ er vollständig beiseite und kehrte somit, doch geläutert und vertieft, zu seinen Jugenddichtungen zurück. Aus dem volkstümlichen Stoffe erstand infolge dessen auch ein volkstümliches Drama voll Kraft und Wärme, voll Enthusiasmus für Freiheit und Recht und voll unvergänglicher, bei aller Schlichtheit hoch erhabener Poesie. Auch auf der Bühne wirkte das Stück ganz außerordentlich, so daß Schiller in vollem Umfange die wohlthuende Überzeugung gewann, daß er wieder in die richtige Bahn eingelenkt habe. Leider sollte es ihm nicht vergönnt sein, auf diesem neuen Wege noch weiter fortzuschreiten, so hoffnungsfreudig er auch in die Zukunft blickte, denn mitten aus der Arbeit an einem neuen Drama, dem „Demetrius", riß ihn der Tod hinweg. Der Verlust, den die deutsche Litteratur dadurch erlitt, war ein ganz außerordentlicher. Wir dürfen mit Bestimmtheit annehmen, daß Schiller uns jetzt eine ganze Reihe volkstümlicher Dramen geschaffen und uns dadurch ein festes, breites Fundament für unsere Nationallitteratur gelegt haben würde. So mußten wir uns mit nur *einem* solchen Stücke begnügen, das denn freilich nicht im stande war, die neue Entwickelungsperiode in Fluß zu erhalten.

Den alternden Goethe ergriff der frühe Tod Schillers aufs tiefste. Im ersten Schmerze unternahm er es, den Demetrius zu vollenden, bald aber stand er wieder davon ab, da er seine Kraft an dem gewaltigen Stoffe erlahmen fühlte, und widmete dem teuren Dahingeschiedenen nun einen tiefempfundenen Nachruf in dem Epilog zur Glocke, dem herrlichsten Denkmal, welches er dem Freunde errichten konnte. Alsdann ging er daran, zu sammeln, zu sichten, abzurunden und zu vollenden. Zunächst schloß er den ersten Teil des „Faust" ab, diejenige Dichtung, die ihn seit seiner Jugend beschäftigte, und in der sich das Streben seines ganzen Lebens spiegelt. Sein Ringen nach der Freiheit des Geistes, sein Suchen nach Harmonie gelangt hier in ergreifendster, großartigster Weise zum Ausdruck, und darum zeigt uns auch kein Werk den ganzen Goethe so treu, wie der „Faust." Das Drama war in der Hauptsache bereits in der Mitte des letzten Jahrzehntes des vorigen Jahrhunderts vollendet, erschien jedoch erst im Jahre 1807. Später hat dann der Dichter noch einen zweiten Teil folgen lassen, eine mühselige Altersarbeit, die den ersten Teil bei weitem nicht erreicht. Hierauf schrieb er den Roman „Die Wahlverwandtschaften", in welchem er ausführt, daß die wahre Ehe nur da bestehe, wo die innere Einigkeit der Herzen hinzukommt, dann unter dem Titel „Dichtung und

Wahrheit" einen Rückblick auf sein Leben, ein echtes, richtiges Alterswerk von milder, klarer Gesinnung und ruhiger, versöhnlicher Auffassung, und endlich schloß er den Kreis seiner zahlreichen Dichtungen mit dem „Westöstlichen Divan", in welchem er, indem er den geliebten persischen Dichter Hafis nachahmt, die Neigung des Alters, den behaglichen Lebensgenuß, feiert. Er gab damit zugleich die Veranlassung zur Einführung der morgenländischen Dichtung in unsere Litteratur.

Die große Entwickelungsepoche des achtzehnten Jahrhunderts hatte damit ihren vollständigen Abschluß erreicht. Durch die Thaten Friedrichs des Großen war die Nation sich wieder ihrer selbst bewußt geworden, sodann hatte Lessing den Sinn für das Nationale geschärft und Herder den Blick erweitert, darauf war in Goethe der volle, in sich befriedigte und harmonische Mensch erstanden, und von diesem war Schiller ausgegangen, mit der Aufgabe, das Ich hinüberzuleiten in die große Welt der Geschichte, die Poesie des Individuums zu erweitern in die Poesie der Nation. Die staatliche Entwickelung Deutschlands hatte jedoch mit der geistigen nicht Schritt gehalten, Preußen hatte sich nicht zum Befreier Deutschlands emporgeschwungen, nach wie vor herrschte die philisterhafteste Kleinstaaterei — eine tiefe Kluft hatte sich daher nach und nach zwischen der inneren Bildung und dem äußeren staatlichen Dasein gebildet, ein tragischer Widerspruch, der zunächst Schiller verhindert hatte, seine Mission ganz und voll zu erfüllen, und den zu tilgen dann die schwere Aufgabe des neunzehnten Jahrhunderts wurde.

Die Epigonen des Weimarischen Kreises.

Die deutschen Dichtungen des neunzehnten Jahrhunderts sind mithin vorwiegend politische. Es äußert sich in ihnen ein unablässiges Drängen nach dem Ausgleich zwischen dem ruhmreich errungenen reinen Menschheitsideale und den gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnissen, ein mühseliges Streben nach einem gesunden nationalen Leben und endlich ein kämpfereiches Ringen nach einem geeinigten, starken Vaterlande.

Die Nächsten freilich, auf die unser Blick nach dem Abschluß der klassischen Periode fällt, die Epigonen des Weimarischen Kreises, erheben sich zu solchen hohen Zielen noch nicht; sie sind zum großen Teil nur Nachahmer und dann noch fleißige Sammler schätzbaren biographischen Materials für die Lebensbilder der Klassiker.

In erster Stelle muß hier die Schwägerin Schillers, **Karoline von Wolzogen**, geborene von Lengefeld, genannt werden. Sie wurde am 3. Februar 1763 zu Rudolstadt geboren und genoß mit ihrer drei Jahre jüngeren Schwester Charlotte eine sorgfältige Erziehung, bildete sich auch noch eifrig selbst weiter und besaß eine große Gewandtheit im Ausdruck. „Die Grazie ihres Gespräches und der Wohllaut ihrer Stimme", schreibt Emil Palleske in seinem Leben Schillers, „machten ihre Unterhaltung zu einem Genuß. Mit dem Gedanken eines frühen Todes sich tragend, fand sie ihr Glück darin, anderen Glück zu bereiten und sich selbst vollkommen zu machen." Bekanntlich schwankte Schiller eine Zeit lang, welche von den beiden Schwestern er um ihre Hand bitten solle, bis Karoline in edler Entsagung zurücktrat und die Schwester dem geliebten Manne zuführte. Später heiratete sie einen Jugendfreund Schillers, Wilhelm von Wolzogen. Obgleich stets kränklich, überlebte sie doch sämtliche Mitglieder des Weimarischen Kreises und starb erst hoch betagt am 11. Januar 1847 in Jena. Ihren ersten schriftstellerischen Versuch machte sie mit einem Romane, „Agnes von Lilien", der anonym erschien und wegen seiner geschmackvollen

Sprache und der edeln Gesinnung, von der er getragen wurde, allgemeinen Beifall fand. Viele hielten lange Zeit Schiller für den Verfasser, und Friedrich Schlegel schrieb ihn Goethe zu. Ihr wichtigstes Werk ist jedoch Schillers Leben, „verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner", in dem sie dem deutschen Volke die erste umfangreiche Biographie des Dichters bot und ein überaus sprechendes Bild von dem edeln Schiller entwarf. Mit Recht durfte sie daher auch an den Verleger Cotta schreiben: „Der Hauch der Liebe und Gemütlichkeit kann nur aus einer Freundesseele wehen; tausend liebenswürdige Charakterzüge konnten nur mir und meiner seligen Schwester bekannt sein; durch die Briefe unseres unsterblichen Freundes in den verschiedenen Perioden seines Lebens, die sein ganzes Wesen darstellen, glaube ich wirklich mit diesem Werke dem Publikum ein wichtiges Geschenk zu machen." Das Buch erschien zuerst 1830 und ist seitdem wiederholt neu aufgelegt worden, obgleich in den letzten dreißig Jahren verschiedene Schiller-Biographien, z. B. von Hoffmeister, Schwab, Scherr, Palleske, Düntzer, Hepp, Weltrich, erschienen sind, die nicht nur einen Lebenslauf, sondern auch eine Geschichte der Geistesentwicklung und eine ästhetisch-kritische Würdigung der Werke des Dichters geben.

Neben Karoline von Wolzogen ist **Johann Peter Eckermann** zu stellen. Er ist ungefähr das für Goethe, was Karoline von Wolzogen für Schiller, und zwar durch seine berühmten „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, 1823—1832" (I. und II. Bd. Lpzg. 1836, III. Bd. Magdeburg 1848). Eckermann wurde 1792 zu Winsen im Hannöverischen in dürftigen Verhältnissen geboren, mußte sich erst mit Handarbeiten und dann als Schreiber kümmerlich ernähren, machte darauf die Befreiungskriege mit und besuchte erst nach diesen, bereits in der Mitte der Zwanziger stehend, das Gymnasium zu Göttingen, und von 1821—1823 die dortige Universität. Durch eine während seiner Studentenzeit herausgegebene Schrift, „Beiträge zur Poesie, mit besonderer Hinweisung auf Goethe" (Stuttg. 1822), zog er die Aufmerksamkeit des Altmeisters auf sich und wurde sodann von diesem, der gerade mit der Redaktion der letzten Ausgabe seiner Werke beschäftigt war, als Gehilfe nach Weimar berufen. Dort erwarb er sich bald durch Umsicht und Pflichttreue das volle Vertrauen Goethes und genoß nun dessen täglichen Umgang und dabei auch dessen geistvolle Unterhaltung, die sich sowohl um die Werke des Dichters, wie um Personen und Zustände der Vergangenheit und Gegenwart drehten. Diese Gespräche zeichnete Eckermann auf, gab sie unter dem oben angegebenen Titel heraus und lieferte damit schätzenswerte Beiträge zum Verständnis der Goetheschen Dichtungen und auch zur Geschichte des Goetheschen Alters. Nach Goethes Tode ernannte ihn die Großherzogin von Sachsen-Weimar zu ihrem Bibliothekar, in welcher Stellung er bis zu seinem am 3. Dezember 1854 zu Weimar er-

folgten Tode verblieb. Litterarisch thätig war er in dieser Zeit nur noch sehr wenig; der Erwähnung wert ist nur ein Band Gedichte (Weimar 1838), der manches Hübsche enthält, aber auch vieles, worin er sein großes Vorbild nur nachahmt.

Ein schon etwas selbständigerer Mann ist **Johann Dietrich Gries**, der, angeregt durch Goethe und Schiller, meisterhafte Übersetzungen der klassischen Dichtungen Italiens lieferte und dabei auch manch 'gemütvolles eigenes Lied sang. Er wurde am 7. Februar 1775 zu Hamburg als der Sohn eines wohlhabenden Senators geboren, widmete sich einige Jahre dem Kaufmannsstande, bezog dann aber die Universität Jena und lag dort teils juristischen, teils litterarischen Studien ob. Dabei trat er auch in Verbindung mit Wielands „Neuem deutschen Merkur" und lieferte für denselben verschiedene Übersetzungen aus dem Italienischen, die vielen Anklang fanden. Dieser Erfolg veranlaßte ihn, auf dem betretenen Pfade weiter fortzuschreiten; mit großem Fleiß und mustergiltig übertrug er zunächst Torquato Tassos Befreites Jerusalem, das von 1800 bis 1803 in vier Bänden erschien, sodann Lodovico Ariostos Rasenden Roland (4 Bde. Jena 1804—1808), ferner aus dem Spanischen Calderon de la Barcas Schauspiele (7 Bde. Berl. 1815—1829) und noch verschiedene minder bedeutende Dichtungen. Er erwarb sich dadurch das große Verdienst, diese italienischen und spanischen Dichter, die vordem nur sehr wenig in Deutschland bekannt waren, bei uns eingeführt zu haben. Sein Leben gestaltete sich leider nicht so freundlich, wie er es verdient hätte. Nach wenigen glücklichen in Jena verlebten Jahren, in welchen er auch in Verkehr mit Goethe, Schiller, Herder, den Gebrüdern Schlegel, Tieck und Novalis getreten war, siedelte er beim Beginn der napoleonischen Kriege nach Heidelberg über, wechselte dann wiederholt seinen Wohnort und kehrte schließlich, nachdem ihn mancher harte Schicksalsschlag getroffen, 1837 nach Hamburg zurück, wo er sodann am 9. Februar 1842 starb.

Treten wir nun gleichsam in die zweite Zone, welche die Klassiker umgiebt, so bietet sich uns zunächst ein reicher Kranz von Frauen dar: Amalie von Hellwig, Elisa von der Recke, Luise Brachmann, Agnes Franz, Helmina von Chézy, Johanna Schopenhauer u. a. Alle diese Dichterinnen besitzen Talent, Anmut und einen an Goethe und Schiller gebildeten guten Geschmack. Ihr Auftreten war daher auch von günstigem Einfluß und würde noch von nachhaltigerer Wirkung gewesen sein, wenn die politischen Verhältnisse nicht so überaus traurige gewesen wären.

Die erstgenannte Dichterin, **Amalie von Hellwig**, wurde am 16. August 1776 zu Weimar als die Tochter des Majors von Imhoff geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung, eignete sich durch Reisen in Frankreich, England und Holland eine feine Weltbildung an und genoß die Freundschaft Goethes und

Schillers. Ihren ersten Versuch machte sie unter Goethes Führung mit dem in Hexametern geschriebenen epischen Gedichte „Die Schwestern von Lesbos", das 1801 erschien und mit Recht vielen Beifall fand. Bald darauf verheiratete sie sich mit dem schwedischen Obersten v. Hellwig und siedelte mit diesem nach Stockholm über, kehrte aber 1810 wieder nach Deutschland zurück, da das nordische Klima ihrer Gesundheit nicht zusagte. Durch ihren Aufenthalt in Schweden hatte sie sich eingehend mit der schwedischen Sprache und Litteratur bekannt gemacht, und eine schöne Frucht dieser Studien war dann die Übersetzung der Frithjofssage des Esaias Tegnér, die damit in Deutschland eingeführt wurde und viele Auflagen erlebte. Sie starb am 17. Dezember 1831 zu Berlin. **Elisa von der Recke**, geboren am 1. Juni 1751 auf Schloß Schönburg in Kurland, war die Tochter des Grafen Friedrich von Medem, verheiratete sich 1771 mit dem Reichsfreiherrn Magnus von der Recke, trennte aber, da der Gatte ein rauher Despot war, die Ehe wieder und lebte nun, von andauernder Kränklichkeit heimgesucht, zum großen Teil in Deutschland, allerwärts Bekanntschaften mit den bedeutendsten Männern der Zeit anknüpfend. In den Weimarischen Kreis trat sie wiederholt. Einen engen Freundschaftsbund schloß sie mit Tiedge, der auch dann 1806 ihre Gedichte herausgab. Besonders eigenartig sind diese meist ernsten Gedichte nicht, aber sie zeugen alle von einem tiefen Gemüte; ein besonders warm empfundenes, „Das Glück und die Art zu beten" (Wenn ich vor meinen Schöpfer trete ꝛc.), ist sogar in das evangelische Gesangbuch aufgenommen worden. Weltbekannt machte sich Elisa von der Recke noch dadurch, daß sie 1787 den großen Schwindler Cagliostro entlarvte, wofür sie von der Kaiserin Katharina von Rußland den Nießbrauch des Gutes Pfalzgrafen in Kurland erhielt. 1819 ließ sie sich dauernd in Dresden nieder, wo sie auch am 13. April 1833 starb. **Luise Brachmann** darf man als eine direkt aus der Schule Schillers hervorgegangene Dichterin betrachten; sie hat in ihren lyrischen Gedichten die Schillersche Anmut und Wärme und entfaltet in ihren Balladen das ganze Schillersche Pathos. Sie wurde am 9. Februar 1777 zu Rochlitz geboren, wo ihr Vater unter ärmlichen Verhältnissen die Stelle eines Kreissekretärs bekleidete, kam aber bereits in ihrer Kindheit nach Weißenfels an der Saale, wohin ihr Vater als Geleitskommissär 1787 versetzt wurde, und verbrachte hier die größte Zeit ihres Lebens. *) Der Genius in ihr regte sich schon sehr früh; kaum siebzehnjährig, hatte sie bereits eine Reihe von Gedichten geschaffen, mit denen sie bei Schiller anzuklopfen wagte, und wenn sie mit diesen auch noch nicht ihren Zweck erreichte, in den Mitarbeiterkreis der „Horen" aufgenommen zu werden, so hatte sie doch bald darauf die Freude, mehrere ihrer

*) Vgl. Bilder aus der Schillerzeit, herausgeg. v. Ludw. Speidel u. Hugo Wittmann. Stuttg. 1885, S. 312 u. ff.

Gedichte in dem von Schiller herausgegebenen Musenalmanach abgedruckt zu sehen. Außerdem schrieb ihr noch Schiller: „Unter dem Heer von Gedichten, welche dem Herausgeber eines Almanachs von allen Enden unseres versereichen, prosaischen Teutschlands zufließen, ist die Erscheinung einer wahren und schönen poetischen Empfindung, wie sie in mehreren Ihrer Gedichte lebt, eine desto angenehmere Überraschung." Hierdurch ermutigt, widmete sie sich ganz der Poesie und wurde bald eine fleißige Mitarbeiterin aller belletristischen Zeitschriften und Taschenbücher. Ihren großen Mustern kam sie dabei oft sehr nahe, so z. B. in der Ballade „Kolumbus" („Was willst Du, Fernando, so trüb und bleich" ꝛc.), die so populär wurde, wie die Schillerschen Balladen, und wohl noch heute zuweilen in Schulen deklamiert wird, ferner in verschiedenen lyrischen Gedichten und Sprüchen. Leider sollte sich das Leben der Dichterin trotz des eifrigsten und edelsten Strebens zu keinem sonnigen gestalten; sie hatte mit Krankheiten, Not und Sorgen zu kämpfen, wiederholt die Bitterkeit einer unglücklichen Liebe durchzukosten, und sank, da sie auch keinen Freund mehr besaß, der sie, wie einst der freundlichmilde Schiller, getröstet und wieder aufgerichtet hätte, in immer tiefere Schwermut, der sie endlich am 17. September 1822 während eines Aufenthaltes in Halle zum Opfer fiel. Sie suchte und fand ihr Grab in den Wellen der Saale. **Agnes Franz** ist eine ähnliche Erscheinung wie Luise Brachmann, nur bleibt hier alles milder, und auch zu einem so grellen Abschlusse des Lebens kommt es nicht. Die Dichterin wurde am 8. März 1794 zu Militsch in Schlesien geboren, verlor früh ihren Vater und hatte außerdem noch das Unglück, einen schweren Sturz zu erleiden, infolge dessen sie zeitlebens einen gebrechlichen Körper behielt. Sie lebte daher viele Jahre bei einer verheirateten Schwester in Wesel und später in Brandenburg, bis sie 1837 nach Breslau übersiedelte, wo sie eine Stelle als Vorsteherin einer Armenschule erhielt und am 13. Mai 1843 starb. Neben ihren Erzählungen, Bearbeitungen von Sagen und kleinen Romanen sind es besonders ihre tief gemütvollen Gedichte, die erwähnt zu werden verdienen. Es kommt in ihnen ein warmes Gefühl für alles Gute und Schöne zum Ausdruck, offenbart sich in ihnen eine schlichte, wohlthuende Frömmigkeit und liegt über ihnen eine zarte Wehmut gebreitet, die immer zu Herzen geht. **Helmina von Chézy** könnte man das enfant terrible des Epigonenkreises nennen. Sie besaß ein schönes Talent, aber bei ihrer Ruhelosigkeit, ihrem Hange zum Abenteuerlichen kam dasselbe nicht zur rechten Entfaltung. Sie war die Tochter eines Barons von Klencke und der Luise von Klencke, Tochter der Karschin, und wurde am 26. Januar 1783 zu Berlin geboren. Schon ihre erste Jugendzeit gestaltete sich zu einer unglücklichen; sie genoß keinen ordentlichen Schulunterricht, wurde dann bereits in ihrem 16. Lebensjahre mit einem Herrn von Hastfer verheiratet, ließ sich von diesem 1800 wieder scheiden, ging nach Paris, wo sich Frau von Genlis ihrer annahm,

heiratete dort 1805 den berühmten Orientalisten und späteren Professor am Collége royal de France, Anton Leonard von Chézy, konnte aber auch mit diesem nicht glücklich werden, kehrte daher 1810 mit ihren beiden Söhnen nach Deutschland zurück, lebte längere Zeit in Heidelberg im Umgang mit Boisserée, K. v. Raumer u. a., widmete sich während der Befreiungskriege in schwärmerischer Weise der Verwundetenpflege, wobei sie in verschiedene Konflikte geriet, siedelte nach dem Frieden nach Dresden über, wo sie im Tieckschen Kreise verkehrte, unternahm dann mehrere Kreuz- und Querzüge durch Österreich, Süddeutschland und Frankreich, überall durch ihr exaltiertes Wesen Anstoß erregend und Verwirrung hervorbringend, und starb, fast ganz erblindet, in großer Dürftigkeit zu Genf am 28. Februar 1856. Bei einem solchen bunten Leben konnten größere harmonische Werke nicht geschaffen werden; alle ihre Erzählungen und Novellen entbehren daher der Klarheit und Reife, dagegen ist ihre Selbstbiographie, welche unter dem Titel „Unvergessenes" (2 Tle. Lpzg. 1858) erschien, noch heute von großem Interesse, und auch ihre kleineren Gedichte, die meist voll Geist und Humor sind, bieten vieles, was noch jetzt anspricht. **Johanna Schopenhauer** endlich ist diejenige Schriftstellerin, welche die Goetheschen Romane zu ihrem Ausgangspunkte nahm und für die gebildeten Kreise eine lange Reihe von Novellen und Romanen schrieb, in denen sie besonders, ähnlich wie Goethe in den „Wahlverwandtschaften", das Glück der Ehe zum Vorwurf nahm. Meistens ist sie in diesen geistreich und graziös, wie z. B. in „Gabriele", „Die Tante", „Natalie"; später wurde sie sentimentaler und unnatürlich, auch bei zu großer Produktivität oberflächlich. Sie bildet infolge dessen den Übergang zu den gewerbsmäßigen Vielschreiberinnen, die in dem öden zweiten und dritten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts dem sich langweilenden Publikum mit unzähligen Romanen die Zeit vertrieben. Das Leben der Johanna Schopenhauer verlief ziemlich einfach. Sie wurde am 9. Juli 1766 zu Danzig als die Tochter des Kaufmanns und Senators Trosiener geboren, heiratete 1784 den Danziger Kaufmann Schopenhauer, unternahm mit diesem und ihrem Sohne Arthur, dem späteren berühmten Philosophen, mehrere Reisen durch Europa und siedelte nach dem Tode ihres Mannes 1806 nach Weimar über, um Umgang mit den dortigen bedeutenden Geistern pflegen zu können. Ihr Haus wurde dann auch bald der Mittelpunkt des geselligen Lebens der litterarischen Welt Weimars und Jenas, und selbst Goethe war sehr oft ihr Gast. *) Das rauhe Klima wirkte jedoch auf ihre Gesundheit mehr und mehr so nachteilig, daß sie 1828 ihren Wohnsitz nach dem milderen Bonn verlegte, von wo sie aber, besonders auf Wunsch des Großherzogs, 1837 nach Weimar zurückkehrte. Darauf trat ihr

*) Ausführliches über Johanna Schopenhauers Beziehungen zu Goethe siehe Düntzer, Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken. Lpzg. 1885.

altes Leiden, eine Brustkrankheit, mit erneuter Heftigkeit auf, so daß sie derselben am 17. April 1838 erlag.

Mit Johanna Schopenhauer ist der Kreis derjenigen Epigonen, deren Augen stets unverwandt zu den Klassikern emporschauten, geschlossen. Diejenigen Dichter, denen wir nun unser Interesse zuwenden, stehen zwar auch noch in dem Bann der Heroen, aber sie haben sich doch bereits über die direkte Nachahmung erhoben und denken selbständig und schaffen eigenartig im Gedankenkreise von Schiller und Goethe. Der bedeutendste von ihnen ist Friedrich Hölderlin, nach dem dann Friedrich Matthisson, August Tiedge, Ch. A. G. Eberhard, Ladislaus Pyrker und die Dramatiker Heinrich Joseph von Collin, Matthäus von Collin, August Klingemann und Theodor Körner zu nennen sind.

Johann Christian Friedrich Hölderlin ist ein Dichter edelsten Stils, der begeistert zu der lichten Höhe, auf der Goethe und Schiller standen, emporsteigen wollte, jedoch die Kräfte nicht besaß, den ganzen beschwerlichen Weg zu erklimmen, sich aber immer wieder abmühte, weitere Schritte zu thun, bis er endlich zum Tode erschöpft mit der bittern Überzeugung, den Gipfel niemals erreichen zu können, verzweifelnd zur Seite sank. Die Ursachen, aus denen dieses tragische Schicksal langsam, aber mit entsetzlicher Sicherheit erwuchs, sind erstens in seinem weichen Gemüt, zweitens in seinem Bildungsgange und drittens in den traurigen politischen Verhältnissen zu suchen, die außerordentlich lähmend auf ihn wirkten. Er war, wie Schiller, ein Schwabe und wurde am 20. März 1770 zu Lauffen in Württemberg geboren.*) Leider verlor er bereits in seinem zweiten Lebensjahre seinen Vater, einen württembergischen Verwaltungsbeamten, und auch sein Stiefvater, der Kammerrat Gock, mit dem sich seine Mutter dann verheiratete, und mit dem sie nach Nürtingen übersiedelte, starb bereits 1779. Infolge dessen fiel die Erziehung ganz der Mutter anheim, diese war aber nicht im stande, eine strenge Zucht zu üben, durch welche der Knabe frühzeitig gewöhnt worden wäre, sein Gemüt zu beherrschen und in festeren Schranken zu halten. So wuchs er „wie eine Rebe ohne Stab" auf, allen Launen seines Gemütes nachgebend und ein weiches Kindesherz behaltend bis an sein Ende. Immer, sobald er nur den Fuß hinaussetzt, sehnt er sich zurück „nach der Mutter Haus und liebender Geschwister Umarmung", nach der anmutigen Gegend von Nürtingen, den „Wäldern seiner Jugend" und dem „stillen Ort", wo traute Berge ihn behütet, wo er am kühlen Bach der Wellen Spiel und am Strom mit seinen Pappeln die Schiffe gleiten gesehen. Bei einem solchen zwanglosen Gemütsleben konnte sich eine straffe Energie nicht entwickeln; bei einem steten

*) Vergl. die Biogr. Hölderlins in der von Schwab besorgten Ausg. der sämtl. Werke d. Dichters, Stuttg. u. Tüb. 1846, sowie die biogr. Einleitung zu Hölderlins Dichtungen, herausgeg. v. K. Köstlin, 2 Tle. Tüb. 1884, u. Alex. Jung, Hölderlin, Stuttg. u. Tüb. 1848.

sehnsüchtigen Rückwärtsschauen giebt es kein rasches, frisches, fröhliches Vorwärtsschreiten. Schon früh zeigte der Knabe schöne Anlagen und wurde daher alsbald auf die lateinische Schule in Nürtingen gebracht, wo tüchtige Lehrer seine Vorliebe für das klassische Altertum in ihm weckten, und wo er unter seinen Mitschülern den nachmals berühmten Philosophen Schelling traf, mit dem er dann Freundschaft schloß. Später kam er auf die Klosterschule zu Denkendorf und 1786 in das theologische Seminar zu Maulbronn. Hier galt er bereits für einen vortrefflichen Hellenisten, und da er sich auch durch große Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit, sowie durch körperliche Schönheit auszeichnete, so war er der bewunderte Liebling aller. Mit den erforderlichen Kenntnissen wohl ausgerüstet, bezog er 1788 die Universität Tübingen, um Theologie zu studieren. Lieber hätte er sich dem Studium der Jurisprudenz gewidmet, aber die Mutter wünschte ihn dereinst als Pfarrer zu sehen, und so gab er nach. Als ein liebender Sohn lag er dann fleißig dem Studium der Exegese und Dogmengeschichte ob, beschäftigte sich dabei aber auch angelegentlich mit Philosophie und Dichtkunst und befand sich bald mitten in der allgemeinen geistigen Bewegung seiner Zeit. Einem kräftigen Schwimmer gleich warf er sich jauchzend in die Fluten, die durch Klopstock, Gleim und Lessing in Bewegung gebracht und durch Goethe und Schiller zu einem majestätischen Strome angeschwollen waren. Klopstocks Oden ergreifen ihn tief, Ossians Gesänge liest er mit Entzücken und „weidet dabei seine Seele an den Helden des Barden", trauert mit ihm „über sterbende Mädchen". Die Lehren Rousseaus, des „großen Jean Jacques", wie er ihn nennt, nimmt er mit Begeisterung auf. Zu seinem Landsmanne Schiller blickt er „mit tiefer Achtung" empor, und die Stücke desselben erfassen ihn mächtig. Zu gleicher Zeit versenkt er sich aber auch in Werthers Leiden, in Wielands und Heinses Romane, in die neue Kantsche Philosophie, die bereits ihren Weg in das Tübinger Stift gefunden, und selbst in die philosophischen Werke Spinozas. Es ist daher gewiß nicht zutreffend, wenn er 1799 an Schiller schreibt: „Der Don Carlos war lange Zeit die Zauberwolke, in die der gute Gott meiner Jugend mich hüllte, daß ich nicht zu früh das Kleinliche und Barbarische der Welt sah, die mich umgab," die Erinnerung, die ihn so oft täuschte, zeigte ihm hier nur ein schönes, harmonisches Bild der Vergangenheit, um ihm ein Recht zu geben, mit der Gegenwart unzufrieden zu sein. In Wahrheit hatte er sein Interesse bereits so zersplittert, daß er sich an kein bestimmtes Vorbild mehr halten, keine nachhaltige Begeisterung für *ein einziges* großes Ziel hegen konnte. Zwar fühlte er den Beruf, ein Dichter zu werden, dennoch marterte er sein Hirn immer wieder mit philosophischen Problemen; zwar wollte er ein *deutscher* Dichter werden, dennoch wandte er sich immer wieder der antiken Welt zu. Diese Zerfahrenheit mußte mehr und mehr eine Zerbröckelung des Geistes zur Folge haben, die sich

denn auch bald zu zeigen begann. Zunächst freilich, als hoffnungsvoller Student, ließ er sich ein solches Schicksal nicht träumen; viele Pläne beschäftigten ihn und darunter auch der zu einem Roman „Hyperion". Er wollte darin das philosophische Thema durchführen, daß es zwei Ideale unseres Daseins gebe, einen Zustand der höchsten Einfalt, in dem unsere Bedürfnisse mit sich selbst und mit unsern Kräften durch die bloße Organisation der Natur gegenseitig zusammenstimmen, und einen Zustand der höchsten Bildung, in welchem dasselbe stattfinden würde bei unendlich vervielfältigten und verstärkten Bedürfnissen und Kräften durch die Organisation, die wir uns selbst zu geben im stande seien, und dabei wollte er „einige der Richtungen, die der einzelne, wie das ganze Geschlecht, auf dem Wege von jenem ersten zu diesem zweiten Punkte durchlaufe," in dem Romane darstellen. Als Schauplatz wählte er das Griechenland der Gegenwart, um dort jederzeit einen Blick in die Vergangenheit, in die erste Periode der Glückseligkeit, in die er auch noch das homerische Zeitalter rechnete, werfen zu können. Es kam auch bereits zu Ausarbeitungen einzelner Scenen; bald jedoch stockte die Arbeit wieder, da er sich mit seinen Freunden Hegel und Schelling in die Philosophie vertiefte, zum Doktor der Philosophie promovierte und daneben auch noch seine theologischen Studien zu Ende führte. Im Jahre 1793 schloß er mit diesen ab, und da ihm zur selben Zeit Schiller, mit dem er persönlich bei dessen Besuch in Schwaben bekannt geworden war, eine Hofmeisterstelle bei Frau von Kalb in Waltershausen bei Meiningen verschafft hatte, so siedelte er im Herbst dorthin über. Seine Lage war dort eine äußerst günstige; die geistreiche Freundin Schillers bot ihm einen anregenden Umgang, er wurde mit den großen Geistern in Weimar und Jena bekannt und fand außerdem auch noch neben seinem Amte genügende Muße, um seine Arbeiten am „Hyperion" wieder aufnehmen zu können. Er versenkte sich denn auch sehr bald wieder in diese, arbeitete das bereits Geschriebene noch einmal um und schickte es an Schiller, der es in seiner „Neuen Thalia" unter dem Titel „Fragment von Hyperion" zum Abdruck brachte. Viel bot der junge Dichter dabei noch nicht, in der Hauptsache nur die Schilderung eines Festes, das begeisterte Jünglinge in einer Grotte zu Smyrna zu Ehren des Vaters Homer begehen, aber bereits deutet er darin seine Grundideen an, indem er die Zeiten des göttlichen Sängers als die für immer verlorenen paradiesischen schildert, während er in dem Jünglinge Hyperion denjenigen Helden vorführt, der dem Menschengeschlechte den Zustand der Glückseligkeit erringen soll, von dem wir oben bereits gesprochen haben. Im weiteren Fortgange der Erzählung faßt Hyperion dann mit seinem Freunde Alabanda, der „wie ein junger Titan" unter dem Zwerggeschlechte der Gegenwart dahinschreitet, den Entschluß, das Vaterland zunächst aus den Banden der Knechtschaft zu befreien; allein ein Streit trennt die Freunde wieder, und Hyperion versinkt in leidenschaftlichen Schmerz und dumpfe Verzweiflung. —

Bei dieser Stelle gerät die Arbeit bereits ins Stocken; der Dichter, der mehr und mehr Hyperion selbst geworden ist, hat den festen Boden unter sich verloren; bei dem Zurückblicken auf das verlorene Paradies und dem sehnsüchtigen Ausschauen nach dem in blauer Ferne liegenden zukünftigen ist ihm das Urteil über die Gegenwart abhanden gekommen, und er steht nun ratlos da, zu welchen Handlungen er seinen Helden führen soll. Er schiebt die Schuld auf äußere Verhältnisse, auf die Mißstimmung, daß sein Zögling nicht in erwünschter Weise vorwärts komme, und daß er durch das Erziehergeschäft unfähig werde, sich weiter auszubilden. Der Gedanke, daß vielleicht auch *in ihm* der Grund für seine Gemütsverfassung gesucht werden könne, daß er sich aus seinem bisherigen Gemütsleben, bei dem er immer nur auf entschwundenes und noch sehr fernes zukünftiges Glück schaut, herausreißen und kräftig in das Leben, in die Interessen der Gegenwart eintreten müsse, kommt ihm nicht. Endlich giebt er seine Stelle in Waltershausen auf und geht nach Jena, um dort im Umgang mit Schiller, Fichte, Wilhelm von Humboldt u. a. Anregung zu erhalten und weiteren Studien obzuliegen. Allein hier fühlt er sich alsbald gedrückt, das Heimweh kommt über ihn, und er kehrt nach Haus zurück, „um wieder einmal zu erwarmen bei seinen Freunden und seiner Familie". In der ländlichen Stille packt ihn die Melancholie aber noch weit heftiger, und er kommt sich vor wie ein alter Blumenstock, der schon einmal mit Grund und Scherben auf die Straße gestürzt ist. Es drängt ihn, wieder in ein bewegteres Leben zu treten, und da kommt ihm denn das Anerbieten, in dem Hause des reichen Kaufmannes Gontard in Frankfurt a. M. eine Hofmeisterstelle zu übernehmen, gerade recht. Im Sommer 1796 siedelt er nach Frankfurt über und lebt schnell wieder auf. Durch den regen Verkehr in dem gastfreien Hause fühlt er sich angeregt, und ganz besonders entzückt ist er von der Herrin des Hauses, der Frau Susette Gontard. In Briefen an seine Freunde preist er ihre Lieblichkeit und Hoheit, ihren Geist und ihr Gemüt, und bald sieht er auch in ihr das Ideal der Schönheit. Noch ein Schritt weiter, und er weiß auch, warum sein Roman nicht vorwärts rücken konnte. Der strebenden Vernunft muß das Ideal der Schönheit leuchten! ruft er aus und führt die Griechin Diotima in den Kreis seiner Personen ein. Das Vorbild zu diesem „holden und heiligen" Weibe ist natürlich Frau Gontard, die er zugleich noch in vielen Gedichten unter dem Namen Diotima feiert. Allein eine lebhafte Handlung will trotzdem nicht in den Roman kommen, es entwickeln sich lange Gespräche über die Art, wie das neue Paradies zu erobern sei, und schließlich kommen Hyperion und Diotima überein, der erstere solle sich der Erziehung seines entarteten Volkes widmen und durch Bildung eine neue Zukunft über Griechenland herbeiführen. Dieser Plan kann aber nicht zur Ausführung gebracht werden, denn ein Krieg zwischen den Russen und Türken entspinnt sich, den Griechen wird die Freiheit

versprochen, wenn sie sich an der Vertreibung der Türken beteiligen, und da ist denn kein Zweifel: Hyperion zieht in den Kampf fürs Vaterland. Die frohe Hoffnung, sein Vaterland zu einem Freistaate zu machen und dann die neue Welt zu bauen, sieht der junge Held jedoch bald wieder zerstieben, denn er gewinnt die Überzeugung, daß seine Kampfgenossen nicht reif für seine Pläne sind. Bitter enttäuscht legt er die Waffen nieder und will sich jetzt in einem heiligen Thale der Alpen oder Pyrenäen niederlassen, um mit Diotima ein arkadisches Leben zu führen. Diese stirbt jedoch, und Hyperion flüchtet sich nun an den Busen der Natur; er wird Einsiedler und ist fortan nur erfüllt von der verzehrenden Sehnsucht, „eins zu sein mit allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur". Zu diesem Schlusse hatte es kommen müssen, denn auch im Leben Hölderlins war der Sonnenschein mittlerweile wieder gewichen; seine aussichtslose Liebe zu Frau Gontard hatte ihn schließlich wieder von Frankfurt fortgetrieben, er hatte bei seinem Freunde Sinclair in Homburg Zuflucht gesucht und gefunden, sich eine kurze Zeit mit der Idee getragen, in das politische Leben einzutreten, war aber bald wieder vor „all der Lumperei", auf die er dort allerwärts gestoßen, zurückgewichen und hatte dann seinen Roman in der oben angegebenen Weise, wobei er auch noch gegen den Schluß hin seinem Unmute über die Deutschen, „die Barbaren von alters her", Luft gemacht, zu Ende geführt. Das Werk erschien sodann unter dem Titel „Hyperion oder der Eremit in Griechenland" in 2 Bänden zu Tübingen von 1797 bis 1799. Befriedigt war er davon keineswegs; er fühlte vielmehr sehr wohl, daß er bei allen Anläufen niemals über die ersten tastenden Schritte hinweggekommen, daß er trotz seines reichen Talentes nicht die Kraft hatte entwickeln können, um ein harmonisches Kunstwerk zu schaffen. Tief verstimmt kehrte er nach Nürtingen zurück und überließ sich dort ganz fesselos der Schwermut. Viele kleine Gedichte, welche in dieser Zeit entstanden, geben in rührender Weise von diesem Gemütszustande beredtes Zeugnis. Bald litt es ihn aber auch daheim nicht mehr, er ging an den Bodensee und von dort (Ende 1801) nach Bordeaux, wo er eine Hauslehrerstelle bei dem Hamburger Konsul annahm. Die milde Luft Süd-Frankreichs scheint ihm anfangs wohlgethan zu haben, er wird wieder etwas lebensfroher, doch nur für kurze Zeit, dann packt ihn die alte Schwermut nur um so fester, er läßt viele Monate nichts von sich hören und erscheint schließlich plötzlich im Juli 1802 wieder in der Heimat, zerlumpt wie ein Bettler und alle Zeichen des vollständigen Irrsinns an sich tragend. Den langen Weg von Bordeaux nach Nürtingen hatte er ohne alle Mittel zu Fuß zurückgelegt. Man hat später angenommen, die Kunde von dem Tode seiner „Diotima", der am 22. Juni 1802 erfolgte, sei zu ihm gedrungen und habe dann seinen Geist völlig umnachtet; das ist möglich, aber auch ohne eine solche Gemütserschütterung wäre er unrettbar seinem

Schicksal verfallen. Er war ein Mensch, der unter den Verhältnissen, die ihn umgaben, nicht existieren konnte, der von einem nie ruhenden Ehrgeize gepeinigt wurde und doch nicht die Kraft besaß, sein Gemüt zu beherrschen und wie Schiller sich über den Jammer der Zeit zu erheben. — Liebevolle Pflege im Vaterhause scheuchte zwar auf kurze Zeit den Irrsinn wieder etwas zurück, bald aber brach aufs neue die Nacht herein, und alle Heilversuche mißlangen. Der zermarterte Geist war unrettbar verloren. Der Unglückliche wurde darauf einem wackeren Tischlermeister in Tübingen in Pflege gegeben, lebte noch bis in sein 74. Jahr hinein, körperlich immer gesund, und starb am 7. Juni 1843. Seine Gedichte gaben Uhland und Schwab 1826 zu Stuttgart heraus. — Von seinem hohen Ziele, das er sich gesteckt hatte, ist Hölderlin, wie wir gesehen haben, weit entfernt geblieben. Über die Gefühlsüberschwenglichkeit, die phantastische Schwärmerei und die träumerische Wehmut der Sturm- und Drangperiode, welche die Klassiker so rasch kraftvoll überwanden, ist er nicht hinausgekommen. Darum fehlt es seinem „Hyperion" vor allem an Energie und an einer klaren, folgerichtigen Handlung; in seinen kleineren Schöpfungen tritt dieser Mangel naturgemäß weniger hervor, und darum sind seine Gedichte auch das Wertvollste, was er geschaffen. Hier ergreift er durch tiefe Innigkeit, fesselt er durch plastische, charakteristische Naturschilderungen und Landschaftsbilder und gewinnt er durch eine vollendete, wahrhaft klassische Form. Mit besonderer Meisterschaft handhabt er das antike Versmaß. Noch jetzt können Gedichte wie diejenigen, welche wir unten mitteilen, als Muster dienen; wir besitzen nur noch weniges, was von einem solchen Wohllaute, von einer solchen Formenschönheit und dabei so tief gemütvoll, so gedankenreich ist, wie dieser rührende Gruß an das heimatliche Thal. Mit Recht nimmt er daher den hervorragendsten Platz unter den Epigonen ein.

Die Heimat.

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm' auch ich zur Heimat, hätt' ich
Güter so viel, wie Leid geerntet.

Ihr teuern Ufer, die mich erzogen einst,
Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,
Dort bin ich bald, euch traute Berge,
Die mich behüteten einst, der Heimat

Verehrte sichere Grenzen, der Mutter Haus
Und liebender Geschwister Umarmungen
Begrüß' ich bald, und ihr umschließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile.

Ihr Treugebliebnen! aber ich weiß, ich weiß,
Der Liebe Leid, dies heilet so bald mir nicht,
Dies singt kein Wiegengesang, den tröstend
Sterbliche singen, mir aus dem Busen.
Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter schenken heiliges Leid uns auch.
Drum bleibe dies. Ein Sohn der Erde
Bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden.

Die Eichbäume.

Aus den Gärten komm' ich zu euch, ihr Söhne des Berges!
Aus den Gärten: da lebt die Natur, geduldig und häuslich,
Pflegend und wieder gepflegt, mit dem fleißigen Menschen zusammen.
Aber ihr, ihr Herrlichen, steht, wie ein Volk von Titanen,
In der zahmeren Welt und gehört nur euch und dem Himmel,
Der euch nährt und erzog, und der Erde, die euch geboren.
Keiner von euch ist noch in der Menschen Schule gegangen,
Und ihr drängt euch, fröhlich und frei, aus kräftiger Wurzel
Unter einander herauf und ergreift, wie der Adler die Beute,
Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken
Ist euch heiter und groß die sonnige Krone gerichtet.
Eine Welt ist jeder von euch; wie die Sterne des Himmels
Lebt ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zusammen.
Könnt' ich die Knechtschaft nur erdulden, ich neidete nimmer
Diesen Wald und schmiegte mich gern ans gesellige Leben;
Fesselte nur nicht mehr ans gesellige Leben das Herz mich,
Das von Liebe nicht läßt, wie gern würd' ich unter euch wohnen!

An die jungen Dichter.

Liebe Brüder, es reift unsere Kunst vielleicht,
Da, dem Jünglinge gleich, lange sie schon gegärt,
Bald zur Stille der Schönheit;
Seid nur fromm, wie der Grieche war!

Liebt die Götter und denkt freundlich der Sterblichen!
Haßt den Rausch wie den Frost! lehrt und beschreibet nicht!
Wenn der Meister euch ängstigt,
Fragt die große Natur um Rat!

An die Deutschen.

Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch' und Sporn
Auf dem Rosse von Holz mutig und groß sich dünkt!
Denn, ihr Deutschen, auch ihr seid
Thatenarm und gedankenvoll.

Oder kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölke kömmt,
Aus Gedanken die That, leben die Bücher bald?
O, ihr Lieben, so nehmt mich,
Daß ich büße die Lästerung!

Die Wehmut, welche den Grundton aller Hölderlinschen Gedichte bildet, ist auch in den Gedichten von Matthisson, Tiedge und Eberhardt vorherrschend, aber es fehlt hier die tiefere Wahrheit der Gefühle; nicht selten werden diese

Dichter daher sentimental, ja sie sinken bisweilen sogar bis zur Weinerlichkeit herab.

Die meiste Popularität errang **Friedrich Matthisson**. Er wurde am 23. Januar 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg geboren, studierte in Halle Theologie und Philologie, wurde dann Hofmeister eines livländischen Grafen, mit dem er verschiedene größere Reisen machte, lebte von 1788 bis 1794, zum großen Teil als Erzieher thätig, am Genfer See, kehrte hierauf in die Heimat zurück, wurde Lektor und Reisegefährte der Fürstin von Anhalt-Dessau, besuchte mit ihr die Schweiz und Italien, trat sodann 1812 als Geh. Legationsrat und Hoftheater-Intendant in die Dienste des Königs von Württemberg, bis er sich schließlich 1824 nach Wörlitz bei Dessau zurückzog, wo er am 12. Dezember 1831 starb. Er besaß ein großes Geschick, Landschaftsschilderungen zu entwerfen und dabei in schöner Sprache oft außerordentlich anschaulich zu sein. Offenbar hatte er sich an Schiller, besonders an dessen „Spaziergang" gebildet, suchte sich dann aber auf eigene Füße zu stellen und durch schöne, klingende Reime *das* zu ersetzen, was ihm an Gedankenreichtum abging. Allgemein bekannt sind sein anmutiges Gemälde „Abendlandschaft" („Goldner Schein deckt den Hain" ꝛc.) und seine stimmungsvolle „Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses" („Schweigend, in der Abenddämmrung Schleier" ꝛc.) geworden, ja beide Gedichte werden noch heute so viel gelesen und in Schulen deklamiert, daß wir hier von dem Abdruck derselben absehen können. In seinen übrigen Gedichten ermüdet er meist durch zu große Einförmigkeit und eine weichliche Sentimentalität.

Christoph August Tiedge ist heute bereits so ziemlich vergessen, obgleich zu seiner Zeit seine Gedichte außerordentlich viel gelesen wurden und seine „Urania" an die zwanzig Auflagen erlebte. Er wurde am 13. Dezember 1752 zu Gardelegen in der Altmark geboren, machte eine sehr trübe Jugend durch, studierte unter vielen Entbehrungen in Halle Jurisprudenz und brachte es endlich 1781 zu einer Hauslehrerstelle bei einem Herrn von Arnstedt in Ellrich, wo er den Dichter Göckingk und Elisa von der Recke kennen lernte. Später erwarb er sich auch die Freundschaft Gleims, der ihn in seinen litterarischen Bestrebungen unterstützte und auch 1788 auf einige Zeit in sein Haus aufnahm. Das Glück wollte ihm aber trotz alledem nicht günstig werden, er hatte mit Sorgen und Not zu kämpfen, bis ihn 1802 Elisa von der Recke zu ihrem Reisebegleiter wählte, mit ihm eine Fahrt nach Italien unternahm und ihn dann zu ihrem Freunde erhob. Er lebte nun fortan sorgenfrei und allgemein verehrt im Hause der Gräfin und erfreute sich auch noch nach dem 1833 erfolgten Heimgange derselben einer gesicherten Existenz bis zu seinem am 8. März 1841 erfolgten Tode. Von seinen Gedichten machten die „Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf" und „Der Kosak und sein Mädchen" (siehe unten) das meiste Glück. Die Elegie besitzt viel Wohllaut, auch manches hübsche Bild, aber es

fehlt ihr die tiefere Begeisterung. Der Dichter malt mit Vorliebe das Schauerliche aus, hält sich dabei aber immer nur in einem engen Gesichtskreise, eröffnet nicht einmal am Schlusse eine weitere Perspektive. Das Gedicht „Der Kosak und sein Mädchen" erinnert zwar an Schillers „Hektors Abschied", bleibt aber doch so selbständig, daß es nicht zu einer Nachahmung herabsinkt. Es wurde schnell sehr populär, mehrfach komponiert und mehrere Jahrzehnte hindurch in ganz Deutschland gesungen. Das größere Lehrgedicht „Urania", welches zuerst 1801 erschien, verbreitet sich über Gott, Unsterblichkeit, Wahrheit, Tugend und Freiheit. Das Werk ist offenbar fast ausschließlich aus dem Studium Schillers hervorgegangen, wird von der Weltanschauung getragen, welche Schiller in den „Künstlern", den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes" ꝛc. dokumentierte, kommt aber nie über das schlicht Gemütliche hinaus, nimmt niemals auch nur einen Ansatz zu einem Schillerschen Gedankenfluge. Es paßte daher auch ganz ausgezeichnet für die ersten drei Jahrzehnte unseres Jahrhunderts, die Zeit der bleiernen Reaktion; als aber von 1830 ab wieder eine lebhaftere Bewegung in die Geister kam, mußte das Buch, trotz seiner schönen, reinen Verse, bald aus den Händen des Publikums verschwinden.

Der Kosak und sein Mädchen.

Olis.

Schöne Minka, ich muß scheiden! —
Ach! du fühlest nicht die Leiden,
Fern auf freudelosen Heiden,
Fern zu sein von dir!
Finster wird der Tag mir scheinen,
Einsam werd' ich stehn und weinen,
Auf den Bergen, in den Hainen
Ruf' ich, Minka, dir!

Nie werd' ich von dir mich wenden!
Mit den Lippen, mit den Händen
Werd' ich Grüße zu dir senden
Von entfernten Höhn!
Mancher Mond wird noch vergehen,
Ehe wir uns wiedersehen —
Ach! vernimm mein letztes Flehen:
Bleib mir treu und schön!

Minka.

Du, mein Olis, mich verlassen?
Meine Wange wird erblassen,
Alle Freuden werd' ich hassen,
Die sich freundlich nahn!
Ach! den Nächten und den Tagen
Werd' ich meinen Kummer klagen,
Alle Lüfte werd' ich fragen,
Ob sie Olis sahn!

Tief verstummen meine Lieder,
Meine Augen schlag' ich nieder;
Aber — seh' ich einst dich wieder —
Dann wird's anders sein!
Ob auch all' die frischen Farben
Deiner Jugendblüte starben:
Ja, mit Wunden und mit Narben
Bist du, Süßer, mein!

Christian August Gottlob Eberhard, ein Freund Tiedges, geboren am 12. Januar 1769 zu Belzig und, nachdem er sich wacker durchs Leben gearbeitet, am 13. Mai 1845 zu Dresden gestorben, hielt sich zwar etwas freier

von Sentimentalität, blieb dafür aber auch um so flacher und hausbackener, bis es ihm endlich noch in seinen späteren Jahren gelang, ein Idyll zu schaffen, das, wenn auch direkt nach Goethes „Hermann und Dorothea" gearbeitet, zu dem Besten gehört, was wir in dieser Gattung besitzen, nämlich „Hannchen und die Küchlein", zuerst 1822 erschienen. Aus den vielen Novellen, Romanen und Gedichten Eberhards ragt dieses Idyll wie eine schöne, schlanke Jungfrau aus einem Volke von Zwergen hervor, geschmückt mit Reizen, die heute noch entzücken. Das Muster erreicht das Gedicht freilich bei weitem nicht, es hält sich nur innerhalb der Schilderung eines bescheidenen Familienlebens und der aufkeimenden Neigung eines holden Mädchens, ohne je einen Blick über den traulichen Pfarrgarten hinaus in die Welt thun zu lassen; aber innerhalb dieser engen Grenzen bietet es ein überaus anziehendes Bild deutscher Liebe und deutschen Glücks.

Schließlich sei bei den Matthisson, Tiedge und Eberhard auch noch **Siegfried August Mahlmann** (geb. am 13. März 1771 zu Leipzig, gest. daselbst am 16. Dezember 1826), ein Dichter, der sich immer bestrebte, natürlich und klar zu bleiben und in seinem „Vater unser" („Du hast Deine Säulen Dir aufgebaut" ꝛc.) viel Schwung und Wohllaut entfaltete, **Karl Lappe** (geb. am 24. April 1773 zu Wusterhausen bei Wolgast, gest. am 28. Oktober 1843 in Stralsund), der sich durch sein freundliches Lied „So oder so" („Nord oder Süd! Wenn nur im warmen Busen" ꝛc.) in weiteren Kreisen bekannt machte, **Karl Philipp Conz** (geb. am 28. Oktober 1762 zu Lorch in Württemberg, gest. am 20. Juni 1827 zu Tübingen), ein Freund Hölderlins, der witzige und fruchtbare Epigrammendichter **Johann Christoph Friedrich Haug** (geb. am 19. (9.) März 1761 zu Niederstotzingen in Württemberg, gest. am 30. Januar 1829 zu Stuttgart), und endlich auch noch **Heinrich Zschokke** (geb. am 22. März 1771 zu Magdeburg, gest. am 27. Juni 1848 zu Aarau) erwähnt, dessen seiner Zeit viel gelesene, volkstümliche und aufklärende Novellen zwar ohne poetischen Reiz, ja nicht selten äußerst nüchtern, aber doch von der Humanität, welche die Klassiker lehrten, durchdrungen sind.

Von demselben Wunsche wie Zschokke, volkstümliche Dichtungen zu schaffen, war auch **Johann Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör** (geb. am 2. November 1772 zu Langh bei Stuhlweißenburg in Ungarn, von 1827 ab Erzbischof von Erlau, gest. am 5. Dezember 1847 zu Wien) beseelt; da er aber erheblich mehr Talent besaß, als jener Novellist, so setzte er sich auch höhere Ziele. Er machte es sich zur Aufgabe, wieder ein lebhafteres Interesse für das historische Epos zu erwecken, und ging dabei von der Ansicht aus, daß dies nur möglich sei, wenn wieder das Überirdische in diesen Dichtungen eine so bedeutende Rolle spiele, wie in den Epen Homers. Doch nicht der Götterkreis Griechenlands sei wieder hervorzuholen, auch nicht der Engels- und Teufelsspuk Miltons und Klopstocks, sondern die Seelen der Verstorbenen seien als beratende und warnende Geister

einzuführen. Die Richtigkeit seiner Ansicht suchte er durch seine Epen „Tunisias“ und „Rudolf von Habsburg“ zu beweisen; in dem ersteren, in welchem er den Zug Karls V. nach Tunis schildert, melden sich die Geister von Hannibal, Cäsar, Alexander dem Großen, Rudolf von Habsburg und selbst Mohammed, in dem letzteren neben verschiedenen anderen besonders der Geist der Böhmenkönigin Drahomira; allein der Versuch mußte, trotz des musterhaften Aufbaues der Handlung und der tadellosen Hexameter, als ein mißglückter betrachtet werden. Unser Volksglaube weiß nichts davon, daß unsere Verstorbenen sich um unsere Handlungen, Pläne und Wünsche kümmern, wie etwa die Götter Griechenlands um das Thun und Lassen der Griechen; es mußte befremdend wirken, daß sich z. B. Rudolf von Habsburg um Karl V. Sorge machte, ferner brachte das viele Auftreten der Geister bei den meisten Lesern nur Unbehagen hervor — die Epen sind daher nicht populär geworden und wären wohl längst vollständig vergessen, hätte sich nicht die Cottasche Verlagsbuchhandlung ihrer so warm angenommen. Weit glücklicher war der Dichter in seinen „Liedern der Sehnsucht nach den Alpen“, in denen er manchen tiefen Herzenston anschlug.

Wenden wir uns nun noch den Dramatikern der Epigonen zu, so tritt uns zuerst der Österreicher **Heinrich Joseph von Collin** entgegen. Er wurde am 26. Dezember 1772 zu Wien geboren, studierte auf der Universität seiner Vaterstadt die Rechtswissenschaft, trat 1795 als Praktikant bei der Hofkanzlei in den Staatsdienst, zeichnete sich sehr bald durch Umsicht und reiche Fachkenntnisse aus, versah in den wirren, ernsten Zeiten wichtige Amtsgeschäfte, wurde 1809 Hofrat und Finanzreferent, machte als Landwehroffizier den Feldzug von 1809 mit, trat dann wieder in den Staatsdienst, mutete sich hier aber so übermäßige Anstrengungen zu, daß er ein Nervenfieber bekam, dem er am 28. Juli 1811 erlag.*) Collin ist eine durchweg edle Natur. Nachdem er sich von den Iffland-Kotzebueschen Anschauungen, in denen er in seiner Jugend befangen gewesen, freigemacht und an Lessings „Hamburgischer Dramaturgie“ gebildet hatte, wandte er sich besonders Schiller zu, dessen „Genius er sich mit unbedingter Ehrfurcht hingab.“ Zugleich studierte er aber auch die griechischen und römischen Klassiker, und mit besonderer Gründlichkeit die Lehre des Aristoteles, daß „Furcht und Mitleid“ die Grundelemente der echten tragischen Erschütterung seien. Leider vermochte er dann nicht, sich über die Ansichten des griechischen Dramatikers zu erheben, sondern blieb in einem starren Klassizismus stecken, mit dem er nicht zu den lichten Höhen Schillers emporsteigen konnte. Seine Stoffe wählte er sämtlich aus der alten Geschichte, doch stets mit der Absicht, die Mitwelt durch die Thaten seiner Helden, die stets edle Patrioten

*) Vergl. Laban, Heinrich Joseph Collin, ein Beitrag z. Gesch. d. neu. deutsch. Litt. in Österreich. Wien 1879.

sind, für Patriotismus und Heroismus zu begeistern. „Wo alles zu reißen droht," sagt er einmal, „ist es nötig, das Band fest zu halten, welches die Schriftsteller aller deutschen Nationen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, zur Belebung des Nationalgeistes, zur Entflammung für alles Große, Schöne und Gute verbinden soll." Er verfuhr jedoch dabei zu einseitig; in seinem „Regulus", seinem ersten und auch zugleich bedeutendsten Drama, ließ er es an einer ausgiebigen Fabel und an Mannigfaltigkeit in den Konflikten sehr erheblich fehlen, nur der Heroismus ist einzig und allein der Gipfelpunkt, nach welchem alles hindrängt; immer variiert er nur seinen Lieblingssatz: „Tod ist Pflicht, wenn er dem Staate frommt". Infolge dessen mußte das Stück an einer ermüdenden Eintönigkeit leiden, an einer Dürftigkeit, für welche die edle Gesinnung allein nicht entschädigen konnte. Trotzdem gefiel das Stück in Wien bei seiner ersten Aufführung 1801 ganz außerordentlich, man sah in Collin hoffnungsfreudig einen Dramatiker, der es nun den großen Dichtern „draußen im Reich" gleich thun werde, und posaunte sein Lob in alle Winde aus. Bei den dann folgenden Aufführungen in Berlin, Stuttgart ꝛc. bestand jedoch das Stück die Feuerprobe nicht, und eben so erging es den weiteren Dramen des Dichters, „Coriolan", „Polyxena", „Balboa" ꝛc., die an denselben Fehlern leiden. Hätte Collin in der Atmosphäre Schillers gelebt, hätte er dessen Meisterwerke, besonders den „Tell", früher kennen gelernt, so würde er gewiß Bedeutenderes geleistet haben, so aber stand er fern ab vom Brennpunkt des geistigen Lebens Deutschlands und kam, da er der helfenden Hand nicht entraten konnte, nicht über die ersten Versuche hinaus. Seine „Sämtlichen Werke" erschienen in 6 Bänden zu Wien 1812—14.

Ganz ebenso wie Heinrich Joseph von Collin erging es auch seinem Bruder **Matthäus von Collin** (1779—1824), der außerdem noch weit geringer begabt war.

Gerade das strikte Gegenteil von Heinrich von Collin ist derjenige Dichter, welcher zur selben Zeit in Norddeutschland auftrat und dort sich alsbald sämtliche Bühnen eroberte: **August Klingemann.** Er wurde am 31. August 1777 zu Braunschweig geboren, studierte in Jena die Rechte und begann bald nach der Rückkehr in seine Vaterstadt eine Reihe von Dramen zu schreiben, bei denen er sich direkt an Schiller anlehnte, den Schillerschen Glanz und Schwung geschickt nachahmte und sich auch als ein Meister der dramatischen Kunst erwies. Schade nur, daß immer der tiefere poetische Gehalt mangelte. Danach fragte aber das große Publikum jener Zeit wenig, es wollte lebhafte Handlungen, schöne Scenen, und diese bot Klingemann in seinem „Martin Luther", „Cromwell", „Columbus", „Moses" ꝛc. in reichem Maße und erntete allerwärts reichen Beifall. Später verfaßte er auch noch einen „Faust", bei dem er auf einer älteren Vorstellung fußt, gemäß deren Faust gezwungen ist, gewisse Todsünden zu

verrichten, seine Gattin um der schönen Helena willen zu vergiften und seinen alten blinden Vater zu ermorden. Das Ganze war, wenn auch ohne höheren Flug, so doch äußerst effektvoll und bühnengerecht, so daß Klingemann ohne Übertreibung an den damaligen Theaterdirektor Schmidt in Hamburg schreiben konnte: „Mein „Faust" gefällt überall trotz seiner Furchtbarkeit. Ein Mensch, den schließlich der Teufel holt, kann sich nicht mit Kleinigkeiten abgeben, wie Franz Moor sagt, und das Publikum muß auch im Schauder sich noch dabei freuen, wenn es der Dichter sonst recht angefangen hat." Die Beliebtheit des Dichters wuchs dadurch so, daß die große Mehrzahl des Publikums mehrere Jahrzehnte hindurch Schiller und Klingemann in einem Atem nannte. In den zwanziger Jahren wurde Klingemann artistischer Leiter des Braunschweigischen Hoftheaters und erwarb sich dabei, wenn auch auf höchst drollige Weise, das Verdienst, Goethes „Faust", den man bisher für unaufführbar gehalten, zuerst auf die deutsche Bühne gebracht zu haben. Bei einer Aufführung von Klingemanns „Faust" nämlich neckte der damals regierende Herzog Karl von Braunschweig den Verfasser, warum er den Goetheschen „Faust" nicht aufführen lasse, er fürchte wohl, daß dadurch der seinige verdunkelt werde? Klingemann erwiderte, daß er sein Gedicht nicht im entferntesten dem Goetheschen Gedichte vergleiche, daß dies aber nicht für die Bühne gedacht, also nicht wohl aufzuführen sei. Der Herzog ermüdete jedoch nicht, versicherte vielmehr beim nächsten Zusammentreffen: er habe sich das Stück darauf angesehen, es sei ganz gut aufzuführen, sei in Scenen abgeteilt, und die Personen sprächen mit einander, wie in allen anderen Stücken. Darauf nahm Klingemann verzweiflungsvoll Goethes „Faust" her, strich zusammen und verteilte die Rollen — im Innersten seines Herzens überzeugt, das Stück müsse, seiner mangelnden Bühnengerechtigkeit wegen, abgelehnt werden, dann aber werde der Herzog ad absurdum geführt und sein „Faust" wieder der Matador des Tages sein. Aber es kam anders: Goethes Dichtung gefiel, und zwar so entschieden, daß bald eine Bühne nach der andern sie aufführte. Klingemann hatte also durch sein dramaturgisches Experiment wider Willen eine „rettende Kunstthat" begangen, deren intellektueller Urheber eigentlich der tolle Herzog Karl von Braunschweig war. Diese litterarisch so wichtige erste Aufführung des Goetheschen „Faust" fand am 19. Januar 1829 statt;*) sie bildet gleichsam den Schlußstein in Klingemanns arbeitsreichem Leben, denn zwei Jahre später, am 25. Januar 1831, starb der rastlos thätige Mann mitten in neuen Plänen und Inscenierungen. Seine vielen Stücke waren dem deutschen Theater mehrere Jahrzehnte hindurch das tägliche Brot und dem großen Publikum in der dürren Zeit der Reaktion, der Periode

*) Siehe „Denkwürdigkeiten des Schauspielers Dr. Friedrich Ludwig Schmidt". Hamb. 1875, Band 1, S. 181.

des geistigen Hungers, eine gesunde Hausmannskost. Der Name Klingemanns muß daher mit Ehren genannt werden und nicht, wie es jetzt öfter geschieht, mit einem spöttischen Lächeln. Von Klingemann erschienen 3 Bände „Theater" (Tüb. 1809—20), 2 Bände „Dramatische Werke" (Braunschw. 1817—18) und mehrere Einzelausgaben von den beliebteren Stücken.

Eine ähnliche Stellung wie Klingemann würde mit der Zeit wahrscheinlich auch Körner eingenommen haben, hätte nicht vorzeitig eine feindliche Kugel seinem Leben ein Ende gemacht. **Karl Theodor Körner** war der Sohn des bekannten Freundes Schillers, des Oberappellationsgerichtsrates Christian Gottfried Körner. Er wurde am 23. September 1791 zu Dresden geboren, erhielt eine vorzügliche Erziehung, bezog 1808 die Bergakademie zu Freiberg, um unter dem berühmten Geologen Werner sich dem Studium des Bergbaus zu widmen, ging sodann 1810 nach Leipzig, um sich juristische, und 1811 nach Berlin, um sich geschichtliche Kenntnisse anzueignen, erkrankte hier aber bedenklich und mußte seine Studien abbrechen. Nach einer längeren Kur in Karlsbad wandte er sich darauf nach Wien, wo er anregenden Umgang mit Wilhelm von Humboldt und Friedrich Schlegel genoß und alsbald auch seine ersten dramatischen Versuche machte. Diese bestanden in kleinen Lustspielen und Possen („Der grüne Domino," „Die Braut," „Der Nachtwächter" ꝛc.), welche sich zwar weder durch Erfindung noch durch besonders geistreichen Witz, aber durch einen warmen Ton auszeichneten, der ansprach. Der Dichter fühlte sich daher ermuntert und that rasch entschlossen den weiteren Schritt zur Tragödie; schnell nacheinander schrieb er die fünfaktigen Dramen „Zriny" und „Rosamunde." Beide Stücke sind keine Meisterwerke, sie zeigen in jeder Scene, wie sich der Dichter eng an Schiller anlehnt, aber sie beweisen trotzdem, daß der Verfasser neben dem geborgten Pathos immerhin auch eigene Leidenschaft genug besitzt, um sich später einmal auf eigene Füße stellen zu können. Recht deutlich ist dies aus dem Monolog des Zriny (5. Aufzug, 2. Auftritt) ersichtlich, den wir daher hier mitteilen.

Zriny.

So ständ' ich denn im letzten Glühn des Lebens;
Die nächste Stunde bringt mir Nacht und Tod.
So ständ' ich denn am Ziele meines Strebens,
Stolz auf die Blüten, die das Glück mir bot!
Ich fühl' es klar, ich kämpfte nicht vergebens,
Durch Todesnacht bricht ew'ges Morgenrot,
Und muß ich hier mit meinem Blute zahlen,
Ein Gott vergilt mit seines Lichtes Strahlen!
Die Stimme des Jahrhunderts wird verhallen
Und das Geschlecht versinken, das mich kennt;
Doch Enkel werden zu den Trümmern wallen,
Wo dankbar dann mich manche Lippe nennt.
Wer mutig für sein Vaterland gefallen,
Der baut sich selbst ein ewig Monument
Im treuen Herzen seiner Landesbrüder,
Und dies Gebäude stürzt kein Sturmwind nieder.

Ich folgte unbewußt dem dunkeln Drange,
Der mit des Jünglings frühster That erwacht,
Von edlem Feuer lodert mir die Wange,
Der Sturm der Weihe hat es angefacht.
So waffn' ich mich zu meinem letzten Gange,
Und was mein kühnster Traum sich nicht gedacht:
Um aller Kronen schönste darf ich werben,
Darf für mein Volk und meinen Glauben sterben.

Was thaten sie, die wir im Lied vergöttern,
Von denen noch der Nachwelt Hymne spricht?
Sie hielten aus in Kampf und Sturmeswettern
Und standen treu bei Tugend, Recht und Pflicht;
Das Schicksal kann die Heldenbrust zerschmettern,
Doch einen Heldenwillen beugt es nicht!
Gemächlich mag der Wurm im Staube liegen:
Ein edles Herz muß kämpfen und wird siegen!

Beide Dramen gefielen dem Wiener Publikum ganz außerordentlich, Körner wurde zum kaiserlichen Theaterdichter ernannt, verlobte sich mit der liebreizenden Schauspielerin Toni Adamberger und sah einer sonnigen Zukunft entgegen: da erschien der Aufruf des Königs von Preußen „An mein Volk". Endlich hatte Friedrich Wilhelm III. dem Drängen der Patrioten nachgegeben und zu einem letzten verzweifelten Kampfe gegen den Corsen seine Zustimmung erteilt. Das ganze nur irgend waffenfähige Volk stand auf, seinen Arm dem Vaterland zu weihen, und auch Körner blieb nicht zurück. „Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern?" ruft er aus; „soll ich Komödien schreiben auf dem Spott-Theater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen?" Am 19. März trat er bereits in Breslau in Lützows Freischar ein, wurde nach vier Wochen schon Lieutenant und bald darauf der Adjutant des Majors von Lützow. Als solcher nahm er sodann an allen Streifzügen desselben lebhaft teil und dichtete dabei jene herrlichen Kriegs- und Kampflieder, die ihn unsterblich gemacht haben. Wir werden in dem Kapitel „Dichter und Redner der Befreiungskriege" ausführlich auf sie zurückkommen, hier erwähnen wir nur, daß sich der Verfasser mit ihnen kraftvoll zum selbständigen Dichter emporschwang und in hehrer Begeisterung Volkslieder edelster Art schuf. Leider sollte sich sein Mund allzufrüh für immer schließen; am 26. August 1813 ereilte ihn in einem Gefechte in der Nähe von Gadebusch in Mecklenburg eine feindliche Kugel. Von seinen Kampfgenossen wurde er alsdann in der Nähe des Dorfes Wöbbelin unter einer Eiche zur ewigen Ruhe bestattet. Sein Tod rief in ganz Deutschland die tiefste Trauer hervor; ob er jedoch die hohen Hoffnungen, welche man auf ihn gesetzt hatte, erfüllt haben würde, wenn er nicht aus seiner Bahn gerissen worden wäre, ist zu bezweifeln. Sein Talent war nicht von der Kraft, daß es ihn hätte zur Höhe eines Schiller emportragen können; zudem wäre die Hauptperiode seines Schaffens in eine Zeit gefallen, welche als die kläglichste zu bezeichnen ist, die wir im 19. Jahrhundert zu überwinden gehabt haben, in die Zeit der Ent-

täuschung, der Demagogenriecherei, des bleiernen Druckes. Körner würde von der Erbärmlichkeit dieser Verhältnisse aufs schmerzlichste ergriffen, ja er würde derselben wahrscheinlich ganz ebenso, wie ein Arndt, ein Jahn, zum Opfer gefallen und dadurch unfähig zur Hervorbringung großer Werke geworden sein. Ein herbes und doch auch gütiges Schicksal bewahrte ihn davor. —

So melancholisch klingt das Kapitel von den Epigonen aus! Allerwärts hatte sich der Einfluß der Klassiker geltend gemacht, im Norden wie im Süden, im Westen wie im fernen Osten; Lyriker, Epiker und Dramatiker hatten es versucht, den Spuren Goethes und Schillers zu folgen, aber hier waren sie, wie ein Hölderlin, verzweifelnd erlahmt, dort hatten sie, wie ein Pyrker, das wahrhaft Poetische in Künsteleien gesucht, und die Dramatiker Collin, Klingemann und Körner hatten mehr in der Form, im Aufbau der Scenen und im Rhythmus der Verse die großen Muster nachgeahmt, als es unternommen, im Geiste der Heroen weiter zu wirken. Der Grund hierzu ist nicht bei allen in unzureichendem Talente zu suchen. Verschiedene waren mit glänzenden Gaben ausgestattet, andere, die uns dürftig erscheinen, würden sich wahrscheinlich in ganz anderer Weise entwickelt haben, hätten sie zu einem kraftvoll vorwärts strebenden Volke sprechen, hätten sie die Mission Schillers in ihrem ganzen Umfange übernehmen können. Unter den tief niederdrückenden politischen Verhältnissen, unter denen sie lebten, war ein solcher Aufflug nicht möglich.

Jean Paul.

Bemächtigt sich unserer bereits eine trübe Melancholie, wenn wir den Kreis der Epigonen überblicken, so werden wir noch weit schmerzlicher bewegt, wenn wir nun vor Jean Paul treten, dasjenige Genie, welches vor allen anderen berufen war, die Entwickelung unserer nationalen Litteratur im Sinne Schillers energisch weiter zu fördern, sich aber bei der jammervollen Kläglichkeit der politischen Mißwirtschaft in Deutschland nicht entfalten konnte und — einem verkrüppelten Riesen gleich — verkümmerte.

Goethe und Schiller wurden, wie wir gesehen haben, durch den Nationalsinn emporgehoben, den, ohne es besonders zu wollen, Friedrich der Große geweckt hatte; durch günstige Lebensverhältnisse erlangten sodann beide Heroen schnell einen weiteren Blick und waren dadurch in den Stand gesetzt, mit aller Energie ihren Zielen zustreben zu können. Mit dem Schlusse der schlesischen Kriege trat Preußen aber wieder in sein Sonderleben zurück, und infolge dessen wucherte alsbald wieder schlimmer denn je der schmachvollste Despotismus in den kleinen Fürstentümern, die elendeste Philisterei in dem einst so kernigen Bürgerstande empor. Goethe und Schiller flüchteten sich klagend in die antike Welt, und der Gigant Jean Paul, der nun erschien, fand allerwärts hemmende Schranken, die jede freie Bewegung hinderten, jeden freien Blick versagten, und eine bedrückende Atmosphäre, die jeden tieferen Atemzug verleidete. Zu allem Unglück stellte auch noch das Schicksal seine Wiege in ein stilles Thal des einsamen Fichtelgebirges — was Wunder also, wenn der Riese verkrüppelte, wenn die mächtigen Beine, die kraftvoll hätten dahinschreiten sollen, immer nur stolperten und die wunderlichsten Sprünge machten, und das Auge nur zwei Blicke lernte, den einen gerade auf zum Himmel, den andern gerade hinab zur Erde. „Ich konnte nie mehr als drei Wege", sagt er daher auch selbst in der Vorrede zu seiner Novelle „Quintus Fixlein", „glücklicher, nicht glücklich, zu werden, auskundschaften. Der erste Weg, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Ge-

wölk des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest herausssieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln." Also ein stets unruhiges Hin- und Herschwanken; bald ein Schwelgen in idealen Genüssen, bald wieder ein Sich-behaglich-fühlen in wohligem Kleinleben, das ist das Schicksal Jean Pauls geworden. Einen goldenen Mittelweg, der ihn die Ziele Schillers hätte weiter verfolgen lassen, hat der Dichter nie aufgefunden, und darum ist er denn auch niemals über den einzelnen Menschen und dessen einfache Beziehungen zu anderen hinausgegangen; den Menschen als Glied der Gemeinde, des Staates hat er in keinem seiner Romane in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. Es war ihm dies schlechterdings unmöglich, denn die Kluft zwischen unserem geistigen und staatlichen Dasein konnte noch nicht überschritten werden. Daher auch seine satirische Stimmung, die ihn dann zum Humoristen macht; freilich nicht zu einem solchen wie Shakespeare oder Dickens, die stets hoch über ihren Personen stehen und dieselben lenken und kommandieren wie Feldherren, sondern zu einem ganz wunderlichen, der mit den Kindern seines Geistes auf dem vertrautesten Fuße lebt, hier mit ihnen ausgelassen scherzt und lacht und dort in süßlicher Sentimentalität mit ihnen klagt und weint, aber zuletzt sehr oft nicht mehr weiß, was er mit ihnen noch weiter beginnen soll, sie stehen läßt und die Flucht ergreift. —

Jean Paul Friedrich Richter*) wurde am 21. März 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge geboren, wo sein Vater, ein Theologe, damals die Stelle eines Tertius und Organisten bekleidete. Die Verhältnisse, in die der junge Weltbürger trat, waren außerordentlich bescheiden, und auch als der Vater dann nach dem zwei Meilen von Hof entfernten Joditz und später nach Schwarzenbach an der Saale als Pfarrer versetzt wurde, verbesserte sich die Lage der

---

*) Vergl. P. Nerrlich, Jean Paul u. s. Zeitgenossen. Berl. 1876; E. Förster, Denkwürdigk. a. d. Leben v. Jean Paul Friedrich Richter, 4 Bde. Münch. 1863—64; Wahrheit aus Jean Pauls Leben (des Dichters fragmentarische Selbstbiographie mit der sehr ausführlichen Fortsetzung von Chr. Otto u. E. Förster), 8 Bde. Bresl. 1826—33; K. Ch. Planck, Jean Pauls Dicht. im Lichte uns. nat. Entwickl. Berl. 1867; R. O. Spazier, Jean Paul, ein. biogr. Komm. zu dess. Werken, 5 Bde., Leipz. 1833; Jean Pauls Briefw. m. s. Freunde Christian Otto (aus d. Jahren 1790—1825), 4 Bde. Berl. 1829—33; O. Sievers, Jean Paul und seine Anschauung von Welt und Leben. Dessau 1881; M. Carriere, Lessing, Goethe, Schiller, Jean Paul, Gießen 1862.

Jean Paul Friedrich Richter.

Familie nur unbedeutend. Der Knabe hatte also während seiner Jugend unter Einschränkungen und Entbehrungen zu leiden; dazu kam noch eine überaus strenge, pedantische Erziehung; er mußte viele Sprüche und lateinische Wörter auswendig lernen, oft in der schönsten Sommerszeit den ganzen Tag über arbeitend im Zimmer sitzen und im Winter während des ganzen langen Abends auf der Ofenbank hocken, da in der einzigen Stube der Vater unablässig Predigten abschrieb. Sich mit andern Kindern auszuschreien und auszutoben war ihm streng untersagt. So sah er sich schon früh gezwungen, sich mit sich selbst zu beschäftigen und ein Gemütsleben für sich allein zu führen. Im Jahre 1779 kam er auf das Gymnasium nach Hof, konnte dort aber nur unter den größten Entbehrungen existieren, da sein Vater alsbald starb und die Familie in arge Bedrängnisse geriet. Trotzdem widmete er sich seinen Studien mit allem Eifer und siedelte sogar 1781 nach Leipzig über, um Theologie zu studieren. Hier aber kam alsbald die ganze bittere Not über ihn; oft litt er an allem Mangel, und nirgends zeigte sich ihm eine rettende Hand. Da — in seiner Verzweiflung — griff er zur Feder. Aber für welches Thema sollte sich der arme, verbitterte Anfänger begeistern, welchen Schriftsteller sollte er sich zum Muster nehmen? Er blickte um sich, und die Wahl ergab sich von selbst: er schrieb Satiren und lehnte sich dabei, indem er in respektvoller Entfernung von Goethe und Schiller blieb, an die Lichtenberg, Claudius, Hippel, Rabener und an die Engländer Swift und Pope an. Die Aufsätze erschienen sodann 1783—1785 unter dem Titel „Grönländische Prozesse", waren jedoch so unbeholfen und stoffarm, daß sie beim Publikum spurlos vorübergingen und die Lage des Dichters nicht besserten. Dieser sah sich sogar gezwungen, vor seinen Gläubigern aus Leipzig zu entfliehen und wieder eine Unterkunft bei seiner armen Mutter in Hof zu suchen. Hier wagte er einen zweiten Versuch und verfaßte einen weiteren Band Satiren, der 1789 unter dem Titel „Auswahl aus des Teufels Papieren" erschien; allein auch mit diesem Buche konnte er nichts erreichen, es hatte dasselbe Schicksal wie die „Grönländischen Prozesse". Blättert man heute in den beiden Erstlingswerken, so wird man peinlich überrascht von der tiefen Verstimmung, die hier aus jeder Seite spricht. Wie mußte es in dem Herzen des jungen Dichters aussehen, wenn er so laut über seinen „Ekel an der tollen Maskerade und Harlekinade, die man Leben nennt", klagen konnte; wie mußte sein ganzes Denken von seinem Elende erfüllt sein, wenn er immer bloß die Geißel der Satire schwang, ohne auch nur ein einzigesmal an seine so überreiche Schatzkammer, sein tiefes Gemüt, zu rühren! Als nach mehr denn dreißig Jahren Jean Paul diese Jugendarbeiten noch einmal durchsah und neu herausgab, war er selbst verwundert über diesen bitteren Groll und bemerkte daher entschuldigend und erklärend in der Vorrede: „Der Verfasser genoß zwar täglich während der ganzen Zeit (in der er diese Satiren

schrieb) die schönsten Gegenstände des Lebens, den Herbst, den Sommer, den Frühling mit ihren Landschaften auf der Erde und im Himmel, aber er hatte nichts zu essen und anzuziehen, sondern blieb in Hof im Vogtlande blutarm und wenig geachtet."

Doch bald darauf hatte wenigstens die härteste Not ein Ende; verschiedene Familien in Schwarzenbach erwählten ihn zum Hauslehrer ihrer Kinder und verschafften ihm dadurch eine erträglichere Existenz. Und sofort regten sich nun auch die Schwingen seines Genius wieder. Der wirkliche, echte Humor seines reichen Gemütes brach durch, und das köstliche Idyll „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auenthal" entstand (1790—91), das dem Dichter sofort alle Herzen eroberte. Die Art und Weise, wie der Poet sich äußert, wie er den Leser erheitert, wie er ihn rührt, ist bereits ganz diejenige, die er dann auch für alle seine weiteren Schriften beibehält. Mit Meisterschaft schildert er den guten, zufriedenen Wuz, der immer vergnügt ist, wenn's ihm auch noch so trübselig geht, der, da es kein anderer thut, sich selbst zuruft: „Helf Dir Gott, Wuz!" wenn er niest, und der schließlich in seinem Gott vergnügt sanft und selig verscheidet, so daß der Dichter von ihm sagen kann: Er genoß das Leben fröhlicher als wir alle.

Der Erfolg dieses Idylls machte den Verfasser kühner; er suchte mit aller Macht aus dem engbegrenzten Gesichtskreise herauszukommen und studierte daher jetzt auch Goethe und Schiller, vom letzteren besonders den „Geisterseher". Darauf legte er sich einen umfangreichen Romanstoff zurecht mit philosophischen Problemen, Hofintriguen, Geheimbünden und allen möglichen Personen, die nur interessant sein konnten. Aber so sehr er sich auch abmühte, lebensvolle Bilder zu schaffen, wirkliche Menschen zu schildern, es wollte ihm nicht gelingen. Seine Intriguen sind reizlos, und selbst der Held Gustav, der als Knabe zehn Jahre lang in einer ausgemauerten Höhle erzogen wird, damit alle Überfeinerung, alle unnatürliche Überbildung von ihm fern bleibe, und der danach von einem pädagogischen Geheimbunde zu einem Mustermenschen herausgebildet werden soll, tritt unserem Herzen nicht näher. Das fühlte auch der Dichter, je weiter er mit seiner Arbeit kam; auch die Überzeugung drängte sich ihm auf, daß er des Guten zu viel gethan, eine Unmasse Fäden in einander geschlungen, die er nicht wieder werde entwirren können — und entmutigt brach er ab. Dennoch schickte er das unvollendete Werk an den Dichter Karl Philipp Moritz in Berlin; dieser verschaffte ihm einen Verleger, und so erschien es 1792 in 2 Bänden unter dem Titel „Die unsichtbare Loge". Anfangs stutzte das Publikum, als es dieses seltsame Erzeugnis vorgesetzt bekam; bald aber gewöhnte es sich an die Formlosigkeit, an den wunderlichen Stil; es fühlte heraus, daß der Verfasser trotz alledem ein Genie sein müsse, und nun erlabte es sich an dem geistreichen Witz, den tiefen Gedanken, den prächtigen Naturschilderungen, den vielen rührenden

Scenen voll Schauer und Wonne, und nicht lange, so pries es laut den neuen Stern Jean Paul! Dieser Erfolg gab dem Dichter neuen Mut. Er quittierte seine Privatlehrerstelle in Schwarzenbach, siedelte wieder nach Hof über und begann ein neues Werk, den „Hesperus“. In diesem nahm er das Thema der „Unsichtbaren Loge“ wieder auf, suchte aber in Viktor einen klarer und bewußter nach dem Idealen strebenden Helden zu schaffen, kam jedoch abermals nicht über die Absichten hinaus. Wie wäre das auch anders möglich gewesen, saß er doch immer noch in denselben kleinen Verhältnissen, wie vordem. Aber er war trotzdem nicht mehr derselbe, der er bei der Abfassung der „Unsichtbaren Loge“ gewesen, er hatte sich erheblich vertieft und gebot nun noch über weit packendere Töne des Herzens, verfügte jetzt über die ganze Skala der Empfindungen, von der leisen Sprache der ersten Liebe an bis hinauf zur erschütternden Stimme der Leidenschaft. Leider hatte er aber auch seine Fehler weiter ausgebildet; sein Periodenbau war noch ungeheuerlicher geworden, und die Manier, auf eingeschobenen Extrablättern weitschweifig Nebengedanken zu entwickeln, hatte so überhand genommen, daß der Leser die Klarheit oft ganz verlor. Doch das Publikum übernahm diese Unbequemlichkeiten willig, versenkte sich mit Enthusiasmus in die Liebe Klotildens und Viktors und gab sich fesselos den Gefühlsüberschwenglichkeiten eines Emanuel hin. In kurzer Zeit wurde der „Hesperus“ der Moderoman, für den, wie ehedem für den „Werther“, ganz Deutschland schwärmte.

Der Dichter war, wie es scheint, nach diesen Arbeiten großen Stils etwas abgespannt; er wandte sich daher wieder der schlichteren Idylle zu und schrieb zunächst das „Leben des Quintus Fixlein“, eine originelle, tiefgemütvolle Schilderung bescheidenen Familienglücks, und dann „Blumen- Frucht- und Dornenstücke, oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. R. Siebenkäs“, ein Buch, das dann auch viel gelesen wurde, weil es eine große Reihe virtuos gemalter Genrebilder enthielt, dem jedoch der falsche Satz zu Grunde liegt, daß es dem genialen Menschen erlaubt sei, sich über die Schranken, welche Sitte und Gesetz uns auferlegen, rücksichtslos hinwegzusetzen. Der geniale Siebenkäs ändert willkürlich seinen Namen, zeigt bei allen Gelegenheiten sehr laxe Begriffe von Pflicht und führt sogar schließlich mit seinem Freunde Leibgeber das Possenspiel eines Scheintodes und Scheinbegräbnisses auf, um sich seiner schlichten Frau zu entledigen und eine geistreiche Engländerin zu heiraten. Glücklicherweise blieb diese sittliche Verirrung die einzige des Dichters.

Die Beliebtheit Jean Pauls war jetzt eine so allgemeine geworden, daß dem Dichter von allen Seiten Huldigungen und aus den verschiedensten Kreisen schmeichelhafte Einladungen zu teil wurden. Die verlockendste kam aus Weimar, von Charlotte von Kalb, und dieser leistete er mit großem Vergnügen und hohen Erwartungen Folge. Allein der Empfang befriedigte ihn nur zum Teil. Frau von Kalb, die Herdersche Familie, Wieland, Knebel nahmen ihn zwar mit Enthu-

siasmus auf, aber Goethe und Schiller blieben kühl. Und das war ganz natürlich. Sie hatten sich in bitterer Arbeit zu Ruhe und Klarheit emporgerungen und konnten daher dem aller Regeln spottenden Dichter, der in seiner Formlosigkeit sich gebärdete, als wären alle ihre Bemühungen, den Sinn für Wohllaut der Sprache, für Ordnung und Harmonie zu bilden, vergeblich gewesen, keine Begeisterung entgegenbringen. Sehr bezeichnend sagt daher auch Schiller, daß ihm Jean Paul vorgekommen sei wie ein Mann, der aus dem Monde gefallen. Jean Paul fühlte sich von dieser Kühle sehr unangenehm berührt, doch suchte er sich zu trösten. „Hier weiß jeder," schrieb er, „daß sie wie die Erde sind, die von weitem im Himmel als ein leuchtender Mond dahinzieht, und die, wenn man die Ferse auf ihr hat, aus bone de Paris besteht und einigem Grün, ohne Juwelen-Nimbus." Noch immer also fehlte ihm das Verständnis für die Bestrebungen der Heroen, noch immer war er zu kurzsichtig, um ihre Ziele zu erkennen und seine eigenen sich danach zu stecken. Auch der Umgang mit verschiedenen geistreichen Frauen, sowie seine Besuche an den Höfen von Hildburghausen, Gotha und selbst Berlin, wo ihn die „Aphrodite auf dem Throne," die Königin Luise, mit besonderer Liebenswürdigkeit aufnahm, erweiterten seinen Horizont nur wenig.

Der Roman, welchen er in jener für ihn sehr bewegten Zeit schrieb, der „Titan" (4 Bde., Berl. 1800—1803), zeichnet sich zwar durch einen etwas glatteren Stil aus, er ist auch nicht so übermäßig vollgepackt mit Citaten, Gleichnissen und Bildern, wie die früheren — aber das ist denn auch so ziemlich der ganze Fortschritt, den der Dichter gemacht hat. Sein Thema beherrscht er hier eben so wenig, wie im „Hesperus". Er hat die Absicht, dem Leser zu zeigen, daß ein harmonisches Leben nur dann erzielt werden kann, wenn das idealistische Denken und Empfinden sich mit dem realistischen verschmilzt, wenn der Idealist sich nicht in eine Einsiedelei zurückzieht, sondern mitten auf den lauten Markt tritt und energisch teilnimmt an den Bestrebungen seiner Zeit. Der Held Albano, der Titan, schreibt daher auch aus Italien, wohin er sich gewandt, um den Schmerz einer unglücklichen Liebe zu überwinden, an seinen Lehrer: „Wie in Rom, im wirklichen Rom, ein Mensch nur genießen und vor dem Feuer der Kunst weich zerschmelzen könne, anstatt sich schamrot aufzumachen und nach Kräften und Thaten zu ringen, das begreife ich nicht; es giebt etwas Höheres, als die schwelgerischen Spiele des Gefühls; Thun ist Leben, darin regt sich der ganze Mensch und blüht mit allen Zweigen." Aber es bleibt bei der Absicht. Es wird eine Menge von Intriguen in Scene gesetzt, ein dicker Dunst von Wunderbarem und Rätselhaftem legt sich um den Kern, und schließlich, als sich die ganze verwickelte Geschichte klärt, präsentiert uns der Dichter in dem Helden einen deutschen Reichsfürsten, der sich alsbald mit einer Prinzessin vermählt und nun in der Anlegung von Musterwirtschaften

seine höchsten Lebensziele sieht. Um diese schlichte Lebensaufgabe zu erfüllen, hätte Albano nicht erst brauchen ein Fürst zu werden; als solcher aber hatte er ganz andere Pflichten; in dieser höchsten Stellung lag es ihm vor allem ob, auf die Entwickelung eines gesunden Staatslebens hinzuwirken. So weit reichte jedoch der Blick Jean Pauls nicht; sein politischer Sinn hatte sich bei der Jämmerlichkeit der politischen Verhältnisse nicht derart entwickeln können, daß er nun im stande gewesen wäre, eine Dichtung mit nationalen Perspektiven zu schaffen.

Jean Paul hielt den „Titan" für sein Hauptwerk, und er ist auch der abgerundetste Roman, den er geboten. Das Werk, an das er sich nun machte, „Die Flegeljahre", ist mit den vier Bänden, die 1804 bis 1805 in Tübingen erschienen, ein Torso geblieben. Der Grundgedanke ist fast derselbe wie im „Titan"; auch hier handelt es sich darum, an den Schicksalen eines Jünglings zu zeigen, daß idealistische Lebensanschauungen nur dann zum Glück führen, wenn sie in Harmonie zu den realen Verhältnissen stehen. Ein reicher Sonderling, Van der Kabel, setzt den Helden des Romans, den blutarmen, gefühlsseligen Gottwald Harnisch, nur unter solchen Bedingungen zum Erben ein, die den Idealisten aus seinen Träumereien herausreißen und zu einem brauchbaren Menschen machen sollen. Das Werk enthält eine Fülle originellen, tief gemütvollen Humors, viele feine Einzelschilderungen und eine Menge geistvoller Bemerkungen, bleibt auch, obgleich der gewaltige Einfluß von Goethes „Wilhelm Meister" nicht zu verkennen ist, durchweg selbständig und würde gewiß auch zu einem befriedigenden Schlusse, den man bereits ahnt, gelangt sein, wenn der Verfasser nicht erlahmt wäre. Mit diesem Erlahmen kündigte sich das Sinken der schöpferischen Kraft Jean Pauls an; der Witz verwandelt sich in Satire, die humoristischen Sprünge werden zu Burlesken, und dabei treten lange Ruhepausen in dem bisher ununterbrochenen Schaffen ein. Glücklicherweise ist der Dichter bereits in der günstigen Lage, daß er nicht mehr schreiben muß, um sich sein Brot zu verdienen; er lebt in Bayreuth in behaglichen Verhältnissen und glücklicher Ehe mit Karoline, der Tochter des geheimen Tribunalsrates Mayer zu Berlin, und versenkt sich daher nur in poetisches Schaffen, wenn er sich genügend angeregt fühlt. Aber auch in diesen Stunden entstehen nur Werke von geringer Bedeutung, die tolle Posse „Katzenbergers Badereise" (3 Bde., Heidelb. 1809, neue, musterg. Ausg. v. O. Sievers, Lpzg. 1879) und „Der Komet oder Nikolaus Marggraf" (3 Bde., Berl. 1820—22), eine Don-Quixotiade voll der ungeheuerlichsten Phantastereien. Wertvoller sind dagegen die philosophischen Studien „Vorschule der Ästhetik" (Hamb. 1804) und „Levana oder Erziehungslehre" (Braunschweig 1807), die viele geistvolle Bemerkungen enthalten und auch die Weltanschauung des Dichters klarer widerspiegeln, als dies in den Romanen der Fall sein kann. Der ganzen Eigenart des Dichters ent-

sprechend ist Jean Pauls Weltanschauung eine zweifache; sie ist eine optimistische, sobald der Dichter zur Erde hinabblickt, die Schönheit der Natur bewundert, sich über jede Blume, jeden feinen Grashalm, jedes Goldkäferchen freut, sie ist eine pessimistische, eine weltschmerzliche, wenn er zum Himmel emporschaut und sich der Nichtigkeit alles Irdischen bewußt wird, wenn er sich fragt: wozu dieses stete Kommen und Vergehen, wozu dieses rastlose Schaffen, Ringen und Jagen. Wie genarrte Kinder kommen ihm dann die Menschen vor, die nach goldenen Schätzen greifen und nur wertlosen Flitter erhaschen, und er muß dann lächeln, daß bei diesem kindischen Treiben sich die Menschen so ernsthaft gebärden; aber er lächelt unter Thränen. Doch trotz dieses weltschmerzlichen Humors glaubt er an Gott und die Unsterblichkeit der Seele, und darum hofft er auch auf ein besseres Leben jenseits des Grabes.

Als die letzte Kategorie der Schriften Jean Pauls sind endlich seine politischen Broschüren zu nennen, die er in der Zeit der Fremdherrschaft und der Enttäuschung hinaussandte als Mahnrufe und Trostesworte, und die uns zeigen, wie mächtig sich sofort das Vaterlandsgefühl in ihm regte, sobald es nur geweckt wurde. Zuerst wandte er sich in seiner „Friedenspredigt in Deutschland", die 1808 zu Heidelberg herauskam, und in seinen „Dämmerungen für Deutschland", die 1809 zu Tübingen erschienen, gegen den Corsen, gegen die feigen preußischen Festungskommandanten, die ohne jeden Versuch der Gegenwehr dem Feinde die Thore öffneten, und gegen alle die Erbärmlichen, die sich in devotester Ergebenheit vor dem Eroberer bückten. Und als dann die Fesseln der Fremdherrschaft durch das Volk, das mannhaft sich erhoben, gebrochen worden waren, die deutschen Fürsten wieder auf ihren Thronen saßen, aber nun vergaßen, was sie einst gelobt, da erhob Jean Paul abermals furchtlos seine Stimme und forderte laut in seinen „Politischen Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche" (Stuttg. 1817) die Einlösung des Versprechens. „Bedenkt, Ihr Fürsten", rief er, „daß die Völker Euch gegen den allmächtigen Prätendenten Europas vielleicht treuer geblieben sind, als Ihr ihnen gegen ihn, und daß sie dies zu einer Zeit gethan, wo er Euern Thron zu Treppen, ja Treppengeländern des seinigen machte. Dieses Volk that das Höchste für Euch, nämlich nicht bloß den ersten Feldzug nach Paris, sondern auch den zweiten. Nichts wiederholt sich schwerer, als die Begeisterung; aber doch wiederholte das Volk sie und zwar mitten im Glauben, daß ihm die zweite Begeisterung und Opferung wäre zu ersparen gewesen. Wenn Ihr nun, Ihr Fürsten, dieses harmlose, rachlose, nie heuchlerische, nie meuterische Volk zu würdigen versteht, wenn Ihr den seit Tacitus' Zeiten bestehenden Tugendbund eines zu keinem Lasterbunde fähigen Volkes anerkennt, aus welchem das Zwillingsgestirn eines Fürstenbundes und später einer Völkerschlacht aufgegangen: wem werdet Ihr vertrauen, dem mehr als tausendjährigen, oder dem Schmalzischen geheimen

Rat?" Und an anderer Stelle trat er für die Weckung und Erhaltung des patriotischen Gemeinsinnes ein. „Es giebt Wendezeiten der politischen Witterung", schrieb er, „Entscheidpunkte für Staaten, diese Zeiten halte man heilig. Eine solche Zeit stand sonnenwarm über Griechenland nach dem Siege über Xerxes, eine solche Zeit arbeitet jetzt in Deutschland nach dem Siege über den neuesten Xerxes. Wir sind der bitteren Vergangenheit los, aber der fruchttragenden reifen Zukunft noch nicht Herr. Im Volk muß daher öffentlicher Geist, großer Gemeinsinn erst gebildet werden, und zwar dadurch, daß man ihn befriedigt. Nur der Landtag — sage: der Landtag — kann das Volk zu Gemeinsinn erhöhen."

Jeden Patrioten müssen diese Worte, die um so mehr ins Gewicht fallen, weil sie furchtlos zu einer Zeit hinausgerufen wurden, als die Demagogenriecherei (von der wir später noch ausführlicher zu sprechen haben werden) selbst den Edelsten der Nation verderblich wurde, noch heute mit Freude erfüllen — aber auch zugleich mit schmerzlicher Trauer. Wie ganz anders würde sich dieser Dichter entwickelt haben, hätte sein Vaterlandsgefühl schon in seiner Jugend Nahrung gefunden, wäre der aufstrebende Jüngling dann in ein kräftig pulsendes nationales Leben eingetreten, und hätte der heranreifende Mann sich für die heiligsten Güter seines Volkes begeistern können! Eine gütige Natur hatte ihn verschwenderisch mit allen Gaben ausgestattet, vermöge deren er sich unter diesen Umständen zu einem nationalen Dichter von eminentester Bedeutung hätte emporschwingen können. So aber verkümmerte er, trotz alles energischen Fleißes, trotz alles eifrigen Bücherlesens, womit er sich die mangelnde Welt- und Menschenkenntnis erwerben wollte, in jämmerlichem, jedes großen Zuges entbehrendem Kleinleben, ohne auch nur ein einziges großes harmonisches Kunstwerk zu schaffen. Als dann der Degen Napoleons die blinden Fenster des morschen deutschen Reichsgebäudes zerschlug, und eine neue, belebende Luft in alle die dumpfen Stuben und Kammern drang, da hob sich auch die Brust Jean Pauls zu tieferen Atemzügen, und sein Blick schweifte über die Enge seiner nächsten Umgebung hinaus, ja er erhob sogar seine Stimme für die Sache des Vaterlandes, allein was er in seiner wunderlichen Manier, in seiner geschraubten Redeweise sprach, konnte nicht zünden wie die Feuerworte eines Fichte, so gut es auch gemeint war, von so edler Gesinnung es auch zeugte. Und ganz und voll in die neue Zeit einzutreten, seine geliebten Zettelkästen, seine Bilder und Gleichnisse aus allen drei Reichen der Natur von sich zu werfen, eine natürliche Sprache anzunehmen, sich aus seiner gebückten Stellung hoch aufzurichten — dazu war er bereits zu alt. So sank er wieder zurück in seine philiströse Kleinbürgerlichkeit. Er, der einst berufen war, der Bannerträger der modernen deutschen Dichtung zu werden, blieb bis zu seinem am 14. November 1825 erfolgten Tode der zusammengehockte Sonderling mit dem Kindergemüt, den das neue

Geschlecht alsbald gar nicht mehr verstand, und über den es früher noch, als er es verdiente, zur Tagesordnung überging. Eine erste Ausgabe seiner sämtlichen Werke wurde von 1826 bis 1838 in Berlin in 65 Bänden veranstaltet, sodann gab Rudolf Gottschall eine vollständige Ausgabe in 60 Teilen 1879 zu Berlin heraus, und jetzt (1886) läßt Dr. Paul Nerrlich eine kritische Ausgabe in Stuttgart erscheinen.

Direkte Nachahmer hat Jean Paul nicht gehabt; für Kopisten war er zu originell; wohl aber dürfen wir von einer Art von weitläufigen Verwandten reden, die so ungefähr die Wege des großen Humoristen wandelten. In der nächsten Nähe des Dichters hielt sich **Ludwig Börne**, der unter einem ähnlichen Drucke, wie Jean Paul, sich emporrang, jedoch früh schon einen freien Blick bekam und darum zu größerer Klarheit gelangte.*) Er wurde am 6. Mai 1786 zu Frankfurt am Main von jüdischen Eltern geboren und hieß ursprünglich Löb Baruch. Er studierte anfangs Medizin, widmete sich dann aber dem Studium der Staatswissenschaft, erhielt 1811 von dem Fürsten Primas Karl von Dalberg, dem damaligen Großherzog von Frankfurt, in seiner Vaterstadt die Stelle eines Polizeiaktuars und wäre nun wohl langsam im Staatsdienste emporgerückt, hätte die Herrschaft Dalbergs Bestand gehabt. So aber brach diese mit dem Sturze Napoleons wieder zusammen, Frankfurt wurde wieder freie Reichsstadt, und da nach den alten Frankfurter Gesetzen Juden keine öffentlichen Stellen bekleiden durften, so mußte Börne sein Amt quittieren. Dadurch wurde er in ein unsicheres und unruhiges Litteratenleben hinausgedrängt, in dem er viel Bitteres, viel Kränkendes erfuhr, in dem er aber auch besser als unter allen andern Verhältnissen die Schäden und Mängel erkannte, unter denen das deutsche Volk zu leiden hatte. Mit warmer Hingabe widmete er sich daher fortan den Gedrückten und Beladenen, deckte alle Schäden auf, wo er sie auch fand, und wurde nicht müde zu verlangen, daß besonders das Vaterlandsgefühl, der Sinn für Staat und Staatsverfassung in Deutschland geweckt werde. „Von jener alten schönen Zeit," sagt er einmal, „wo der Staat nicht einzig *aus* Bürgern, sondern auch *in* jedem Bürger bestand, wo das Ganze in Einzelnen und das Einzelne im Ganzen lebte, wo also die vollständige Erziehung und Bildung der Staatsbürger öffentlich war, hört man in unseren Tagen oft behaupten, sie sei verwelkt und werde nie wieder erblühen. Ich kann diese Trostlosigkeit nicht teilen, dagegen stimme ich um so mehr mit einer andern häufig in der jetzigen Zeit gehörten Klage überein: daß es an jenem allgemeinen Unterricht fehle, welchen der Staat doch jedem Staatsbürger schuldig ist, nämlich dem Unterricht in der Verfassung des Staates und den Gesetzen. So hat man, indes die

*) Vgl. Conrad Alberti, Ludwig Börne. Eine biographisch-litterarische Studie. Lpzg. 1886.

Lehrer aller Religionen die Jugend in den abstraktesten religiösen Dingen unterrichten, nirgends bei uns an einen gemeinfaßlichen Katechismus über die rechtlichen Verhältnisse des Bürgers in der Gesellschaft gedacht." Um diesem Mangel, so weit es in seinen Kräften stand, abzuhelfen, gründete er, nachdem er auch noch zum Christentum übergetreten, 1817 das Journal „Die Zeitschwingen" und nach dessen Unterdrückung 1818 „Die Wage, eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst", die bis zum Jahre 1821 erschien, und worin er freimütig mit schlagendem Witz und beißendem Sarkasmus gegen die Verkehrtheiten der herrschenden Regierungssysteme zu Felde zog. Dabei schrieb er in einem glänzenden Stile, brauchte leuchtende, farbenreiche Bilder, blieb aber trotzdem klar und verständlich. Von seinem Lieblingsdichter Jean Paul eignete er sich nur das an, was ihn fördern konnte, hauptsächlich die Behandlung und Verwertung des Humors und Witzes, und dann noch einzelne Wendungen und Ausdrücke, an denen er seine besondere Freude hatte. Der Einfluß, den er infolge dessen auf seine Zeitgenossen ausübte, war ein ganz eminenter. Das fühlten auch die Dunkelmänner jener Zeit heraus; er wurde verdächtigt, demagogische Verbindungen angeknüpft zu haben, und auf alle mögliche Weise gehemmt und beengt, so daß er sich schließlich bestimmen ließ, seine „Wage", die ohnedies unter der Zensur schwer zu leiden hatte, eingehen zu lassen. Er wandte sich zunächst nach Paris, lebte dann abwechselnd in Hamburg und Frankfurt, wo er im November 1825 seine berühmte Denkrede auf Jean Paul, ein rhetorisches Meisterwerk von unvergänglicher Schönheit, schrieb („Fragt ihr, wo Jean Paul geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab"), und kehrte 1830 bei dem Ausbruch der Julirevolution wieder nach der französischen Hauptstadt zurück, um mit eigenen Augen die große staatliche Umwälzung zu beobachten, von der er sich, auch in Bezug auf Deutschland, das Beste versprach. Aber gar bald mußte er sich in seinen Hoffnungen getäuscht sehen. Louis Philipp gab Frankreich keineswegs die ersehnte staatliche Freiheit, und Deutschland versank nach der Bewegung von 1830 in noch größere Trostlosigkeit. Börne litt darunter ganz unbeschreiblich; er wurde bitter und tief melancholisch. In dieser Stimmung sandte er seine „Briefe aus Paris" (3 Bde., Hamburg 1832) und bald darauf die „Neuen Briefe aus Paris" (3 Bde., Paris 1833—34) über den Rhein, und aus seinem bekümmerten Herzen rangen sich die Worte los: „Wer in dieser schnöden, pestbeherrschten Welt sich vor Ansteckung sichern und gesund erhalten will, muß sich in Essig baden, um alle verbuhlten Lavendelseelen und bleisüßen Herzen von sich entfernt zu halten. Es giebt darum noch brave Männer genug, welche auch die sauere Hand eines ehrlichen Mannes drücken, und diese verstehen mich und lächeln mir zu." Doch auch diese Zuversicht sollte ihm geraubt werden; er hatte in seinen Briefen in

seiner ehrlichen Art kein Blatt vor den Mund genommen, und nun fielen die in ihrer Eitelkeit verletzten deutschen Philister über ihn her und schalten ihn einen Abtrünnigen, einen Franzosenfreund, denselben Börne, der zur selben Zeit in seiner französischen Zeitschrift „Balance“ den Franzosen zu sagen wagte: „Deutschland ist das Land des Hervorbringens, des Genius, Frankreich das Land des Talents. Die Deutschen haben die Leitung der theoretischen Arbeiten der Wissenschaft, der Spekulation. Die Theorie ist furchtsam und zaudernd, die Ausübung unbedacht und vorschnell; daher die Unverträglichkeit des deutschen Geistes und Gemütes mit dem der Franzosen; sie sind beide durch einen unermeßlichen moralischen Raum getrennt.“ Wahrlich, ungerechter konnte Börne nicht beurteilt werden. Das empfand auch er tief und schmerzlich; eine drückende Melancholie, eine trübe Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich seiner, die er nur noch einmal auf einige Tage verscheuchte, als er die Geißel der Ironie gegen „Menzel, den Franzosenfresser“, schwang; dann alterte er schnell und starb am 13. Februar 1837. — Börne besaß gerade die Eigenschaft in hervorragendem Maße, welche bei Jean Paul nicht genügend entwickelt worden war, einen scharf ausgeprägten politischen Sinn und ein sicheres Auge für alles Wesentliche im Staatsleben, dagegen hatte er wenig Verständnis für Dichtungen, die einzig und allein nur Kunstwerke ohne jede patriotische Tendenz waren. Aus dieser Einseitigkeit entsprang auch seine Abneigung gegen Goethe, die man ihm oft zum Vorwurfe gemacht hat. Wenn man jedoch bedenkt, in welcher Zeit Börne lebte und wirkte, wenn man erwägt, wie in jenen traurigen Tagen alle Kräfte bis zur Erschöpfung angespannt wurden, um aus den beklemmenden politischen Verhältnissen herauszukommen, so kann man wohl verstehen, warum der heißblütige Patriot dem kühlen Olympier, der völlig unberührt blieb von den Leiden seines Volkes, so bitter grollte.

In einem gewissen verwandtschaftlichen Verhältnis zu Börne steht **Karl Julius Weber**, geb. am 16. April 1767 zu Langenburg in Württemberg und gestorben am 20. Juli 1832 zu Kupferzell, dessen „Deutschland, oder: die Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“ (4 Bände, Stuttgart 1826 bis 28) und „Demokritos, oder: Hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen“ (5 Bände, Stuttgart 1832—35) vielen Beifall fanden und noch heute gelesen werden. Der Verfasser dokumentiert in beiden Werken eine gesunde Lebensanschauung, geißelt die Philisterei, die Intoleranz, den Despotismus, nimmt aber dabei doch keinen höheren Standpunkt ein; oft hilft er sich sogar nur mit einem leichten Witz über eine ernste Zeitfrage hinweg, was zur Oberflächlichkeit, ja selbst zur Frivolität führen muß.

Weit gewissenhafter war **Ernst Karl Christian Graf v. Benzel-Sternau**, der in seinem humoristischen Romane „Das goldene Kalb“ (4 Bände, Gotha 1802—1804) jedoch wiederum allzu sorgfältig und vorsichtig verfährt und in-

folge dessen nicht selten geschraubt und breit ist. Er wurde am 9. April 1767 zu Mainz geboren, widmete sich dem Staatsdienste, ward 1791 kurfürstlich mainzischer Regierungsrat in Erfurt, 1803 geheimer Staatsrat, 1806 Direktor des badischen Ministeriums des Innern und 1812 Staats- und Finanzminister des damaligen Großherzogs von Frankfurt, in welcher Stellung er in freisinniger Weise sehr segensreich wirkte. Als jedoch das so schnell geschaffene Großherzogtum wieder zusammenbrach, verlor er sein Amt und erhielt auch keinen neuen amtlichen Wirkungskreis. Er zog sich daher auf sein Gut Emrichshofen bei Aschaffenburg zurück und lebte hier und später auf seiner Villa am Züricher See, eine kurze parlamentarische Thätigkeit in der zweiten Kammer der bairischen Stände abgerechnet, bis zu seinem am 15. August 1849 erfolgten Tode landwirtschaftlichen Interessen und litterarischen Studien. Seinen Ruf begründete der schon genannte Roman „Das goldene Kalb", bei dem er sich offenbar Jean Paul zum Muster nahm. Doch vermochte er nicht die tieferen Töne seines Meisters anzuschlagen und spricht daher auch nicht so zum Herzen wie dieser; dagegen weiß er durch schlagende Satire und treffende Bemerkungen über menschliche Schwächen und Fehler und eine geistvolle Beurteilung der gesellschaftlichen Verhältnisse zu fesseln. Leider krankt das Werk an einem unharmonischen Aufbau, und diesem ist es wohl auch zuzuschreiben, daß es verhältnismäßig früh wieder vergessen wurde. Die übrigen Romane des Dichters, „Lebensgeister aus dem Klarfeldschen Archiv", „Der steinerne Gast" 2c. sind über einen kleinen Leserkreis nicht hinausgekommen, da die Fehler, die wir beim „Goldenen Kalbe" nannten, hier noch bedeutender zu Tage treten. Irgend welchen Einfluß auf die weitere Entwickelung unserer Litteratur hat Benzel-Sternau nicht ausgeübt, trotz seines ernsten Strebens.

Weit glücklicher war der letzte Dichter, den wir nun noch als einen Gesinnungsgenossen und entfernten Verwandten Jean Pauls bezeichnen können, **Johann Peter Hebel.** Derselbe kommt zwar nicht über das schlicht Idyllische hinaus, auch fehlt es ihm an einem weiteren Blicke, aber innerhalb dieser engen Grenzen zeigt er sich auch als ein Meister heiterer, volkstümlicher Dichtung und dabei noch als ein Dialektdichter von außerordentlicher Gewandtheit. Hebel*) wurde am 10. Mai 1760 in dürftigen Verhältnissen in Basel, wohin sich seine Eltern alljährlich im Frühling und Sommer des besseren Verdienstes wegen von ihrem Heimatsorte Hausen bei Schopfheim in Baden aus begaben, geboren. Er besuchte zuerst die Dorfschule, fand aber bald Gönner, die sich seiner annahmen, ihn das Gymnasium zu Karlsruhe besuchen ließen, ihm das Studium der Theologie in Erlangen ermöglichten und auch sonst zu seinem weiteren Fortkommen sehr behilflich waren. Nach und nach wurde er Hilfslehrer am Päda-

*) Vergl. Johann Peter Hebel, ein Lebensbild von G. Längin, Karlsr. 1875, wo auch das Verhältnis des Dichters zu „Vrenele" richtig gestellt wird, und die Charakteristik Hebels in den von D. Behaghel herausgegebenen Werken Hebels. Stuttg. o. J.

gogium zu Lörrach, ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Karlsruhe, 1808 Direktor dieses Gymnasiums, 1814 Mitglied des Konsistoriums und 1819 evangelischer Prälat, als welcher er plötzlich auf einer Prüfungsreise am 22. September 1826 in Schwetzingen starb.

Die Haupteigenschaften der Hebelschen Dichtungen sind warme Innigkeit, schlichte Frömmigkeit und kindlicher Frohsinn. Ganz wie Jean Paul und zum Teil auch ähnlich wie Johann Heinrich Voß, von dem er wohl ebenfalls manche Anregung empfing, versenkte sich der Dichter mit glückseliger Behaglichkeit, mit schalkhaftem Humor in das Kleinleben sowohl der Menschen, wie der Natur, und wurde dabei doch niemals sentimental. Einen besonderen Reiz verlieh er seinen Schöpfungen aber noch dadurch, daß er in ihnen in der Sprache seiner Heimat, der alemannischen Mundart, redete, wobei er noch weit natürlicher und herzlicher werden konnte. Die beiden Proben, welche wir unten mitteilen, geben davon beredtes Zeugnis. Das deutsche Publikum schaute diese „Alemannischen Gedichte" (1. Aufl. Karlsruhe 1803) erst etwas verwundert und geringschätzig an, lag doch die Mundart seit Jahrhunderten im Bann der Verachtung, bald machte es sich aber mit ihnen vertraut, und schon nach kurzer Zeit zollte es ihnen den lebhaftesten Beifall. Selbst der kühle Goethe schrieb eine lange Besprechung über diese neue Erscheinung und sagte darin u. a.: „Der Verfasser dieser Gedichte ist im Begriff, sich einen eigenen Platz auf dem Parnaß zu erwerben . . . Jahres- und Tageszeiten gelingen ihm besonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigentümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich anzueignen und wiederzugeben." Damit ist jedoch die Bedeutung Hebels im vollen Umfange noch nicht dargethan, und Klaus Groth**) fügt daher, das Goethesche Urteil noch weiter ausführend, hinzu: „Dies alles, weil es nicht bloß von *ihm* mit eigenen Augen geschaut und mit eigenen Sinnen empfunden, sondern *von seinem ganzen Volksstamme* durch die Jahrhunderte hindurch, mit dessen eigenen Worten wie aus dessen eigenem Herzen und Munde, in derselben Freude am Dasein, an der Heimat, mit derselben Unschuld und Heiterkeit. Er war der erste, der da bemerkte, daß das Volk den Schatz seiner Empfindungen und Anschauungen am besten selbst ausgeprägt hatte in seiner Mundart, in seines Stammes Sprache. Er hatte Demut genug, zu erkennen, daß die Volkssprache nicht die Reste einer verkümmerten Bildung darstelle, sondern das gesunde Leben des Volkes; er sah nicht mit Hochmut herab auf das Volk, um es mit seiner Weisheit zu erziehen, sondern bescheiden heraus aus dem Volke, in dem er mit

*) Klaus Groth, Über Mundarten und mundartige Dichtung. Berl. 1873.

freundlicher Seele mitten innen stand. Kein Wunder, wenn er an den Zuständen nicht bloß das Sichtbare, nein das Hörbare, Riechbare, Greifbare und selbst die daraus entspringende Empfindung wieder zu geben vermag, denn er sieht mit den Augen des Volkes, empfindet mit seinen Sinnen. Er sieht den Mond, nicht Luna Diana oder andere dergleichen Nebenmonde oder Sonnen. Sein Blick ist ungetrübt, sein Herz so rein, daß er dicht an der Realität den Staub und Schmutz nicht bemerkt, nicht den Dünger, der den Haber für sein Mus so üppig macht, nur ein ganz klein „Fliegeschißli" am Barometer, nicht die rauhe Arbeit des Landmannes, das irdische Streben um Erwerb, aber wohl die schöne Ruhe und den zufriedenen Sinn nach gethaner Pflicht. So löste Hebel die Mundart aus dem Bann. Er wurde der Prophet der Schönheit der Stammsprachen Deutschlands."

Aber nicht nur durch seine alemannischen Gedichte, sondern auch durch seine Erzählungen hat sich Hebel große Verdienste erworben. Dieselben erschienen von 1803 an im Landkalender und machten diesen bald so beliebt, daß Hebel sich entschloß, ihn zu einem wirklichen Volksbuche umzugestalten. Er übernahm daher von 1807 an seine vollständige Bearbeitung und gab ihn unter dem Titel „Der Rheinländische Hausfreund" heraus. Die Beliebtheit des Kalenders stieg dadurch nach und nach so, daß bald jährlich gegen 40 000 Exemplare abgesetzt wurden. Allein 1814 kam Hebel wegen der Erzählung „Der fromme Rat", an welcher man auf katholischer Seite Anstoß nahm, in Konflikt und legte infolge dessen die Redaktion des Kalenders nieder, doch übernahm er sie noch einmal vorübergehend 1819, womit dann aber seine Kalenderthätigkeit für immer abgeschlossen war. Die wertvolleren Erzählungen gab er sodann noch in einem besonderen Bändchen unter dem Titel „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" heraus, worauf sie nun auch über des Rheingebietes Grenzen hinaus in ganz Deutschland bekannt wurden und allerwärts erfreuten und erfrischten, wo sie nur hinkamen. Sie sind Muster von Volkserzählungen, klar, tief gemütvoll, von echter Religiosität durchdrungen und oft von dem köstlichsten Humor belebt. Nur der patriotischen Gesinnung, dem Nationalgefühl wird nicht genügend Rechnung getragen, ja der Verfasser verrät in diesem Punkte sogar eine bedauerliche Kurzsichtigkeit, die freilich in den damaligen wirren Verhältnissen eine teilweise Entschuldigung findet.

Das Liedlein vom Kirschbaum.

Der lieb Gott het zum Frühlig gseit:
„Gang, deck im Würmli au si Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Blätter treit,
Viel tausig Blätter, grün und frisch.

Und 's Würmli, usem Ei verwacht's,
's het gschlofen i si'm Winterhuus,
Es streckt si, und spert's Müüli uf,
Und ribt die blöden Augen us.

Und druf se het's mit stillem Zahn
Am Blättli g'nagt enander no
Und gseit: „Wie ist das Gemües so gut!
Me chuunt schier nimme weg dervo."

Und wieder het der lieb Gott gseit:
„Deck jez im Immli au si Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Blüethe treit,
Viel tausig Blüethe wiiß und frisch.

Und 's Immli sieht's und fliegt druf los,
Früeih in der Sunne Morge-Schin.
Es denkt: „Das wird mi Caffe sy,
Sie hen doch chosper Porzelin.

Wie sufer sin die Chächli gschwenkt!"
Es streckt si trochche Züngli dri.
Es trinkt und seit: „Wie schmeckt's so süeß,
Do mueß der Zucker wohlfel sy."

Der lieb Gott het zum Summer gseit:
„Gang, deck im Spätzli au si Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Früchte treit,
Viel tausig Chriese rot und frisch.

Und 's Spätzli seit: „Isch das der B'richt?
Do sizt me zue, und frogt nit lang.
Das git mer Chraft in Mark und Bei',
Und stärkt mer d'Stimm zu neue Gsang."

Der lieb Gott het zum Spötlig gseit:
„Ruum ab! sie hen jez alli g'ha!"
Druf het er chüele Bergluft gweiht,
Und 's het scho chleini Rife g'ha.

Und d' Blättli werde gel und rot
Und fallen eis im andere no;
Und was vom Boden obsi chuunt,
Muß au zum Bode nidsi go.

Der lieb Gott het zum Winter gseit:
„Deck weidli zu, was übrig ist!"
Druf het der Winter Flocke gstreut. —

Das Hexlein.

Und woni uffem Schnid-Stuhl sitz
Für Basseltang, und Lichtspöh schnitz,
Se chuunt e Hexli wohlgimuth,
Und frogt no frey: „Haut's Messer gut?"

Und seit mer frey no Gute Tag!
Und woni lueg, und woni sag:
„'s chönnt besser go, und Große Dank!"
Se wird mer's Herz uf eimol chrank.

Und uf, und furt enanderno,
Und woni lueg, isch nümme do,
Und woni rüef: „Du Hexli, he!"
So git's mer scho kei Antwort meh.

Und sieder schmekt mer 's Esse nit;
Stell umme, was de hesch und witt,
Und wenn en anders schlofe cha,
Se höri alli Stunde schla.

Und was i schaff das g'rothet nit,
Und alli Schritt und alli Tritt
Se chuunt mer ebe 's Hexli für,
Und was i schwetz, isch hinterfür.

's isch wohr, es het e Gsichtli gha,
's verluegti si en Engel dra;
Und 's seit mit so 'me freie Muth,
So lieb und süß: „Haut's Messer gut?"

Und leider hani's ghört und gseh,
Und sellemols und nümme meh.
Dört ischs an Hag und Hurst verbey,
Und witers über Stock und Stei.

Wer spöchtet mer mi Hexli us,
Wer zeigt mer siner Mutter Hus?
I lauf no, was i laufe cha,
Wer weiß, se triffi's doch noch a!

I lauf no alli Dörfer us,
I such und frog vo Hus zu Hus,
Und würd mer nit mi Hexli chund,
Se würdi ebe nümme gsund.

Ein kindlich-freundliches Lächeln also ist schließlich der Scheidegruß von jener Gruppe von Dichtern, an deren Spitze Jean Paul steht, ein Lächeln, das uns zwar durch seine Innigkeit und Herzlichkeit anmutet, das uns aber nicht erhebt und begeistert — und doch wäre uns gerade damals eine laute, feurige Herzenssprache, die uns fortgerissen hätte zu Thaten, nötiger gewesen, denn je. Sie hatte sich aber nicht entwickeln können, weil das große politische Leben fehlte, der freie Zug, der immer erst den Funken, welchen die Gottheit den Dichtern ins Herz legt, zur hellen Flamme anfacht. Der Riese Jean Paul stößt noch zuweilen aus seiner zusammengepreßten Brust einen dumpfen Ton des Grolls aus, noch zuweilen ringt er nach einem tiefen und vollen Atemzug, aber dann muß er wieder innehalten in der bedrückenden Atmosphäre, und schließlich sinkt er, mühsam nach Luft ringend, zusammen. Die Erkenntnis, daß er berufen gewesen, als ein Heros daherzuschreiten, die wallende Fahne der Klassiker in der Hand, kommt ihm nie, er wäre sonst nicht der sentimentale Humorist geblieben, sondern ein rasender Roland geworden. Sein bedeutendster Jünger, Ludwig Börne, der sich unmittelbar zu seinen Füßen niedersetzt, bringt zwar ein scharfes Auge mit, das bald viel weiter sieht als das Jean Pauls, aber der Zauberstab der Poesie hat ihn nicht berührt; er kann daher wohl die Wege zeigen, die hinausführen aus dem staatlichen Jammer, kann die Mittel nennen, die aus dem dumpf zusammenhockenden deutschen Volke eine thatkräftige Nation zu machen imstande wären, aber es fehlen ihm die Eigenschaften des Propheten, der mit der Gewalt seines Liedes, mit der Macht seiner Begeisterung alle fortreißt; darum verfällt er auch dem Gram und stirbt an gebrochenem Herzen. Noch weniger vermögen die Weber, Benzel-Sternau und Hebel; sie kommen ihr Leben lang über die ersten Stufen der Entwickelung nicht hinaus: Kindern gleich tummeln sie sich in weitem Kreise um den Giganten Jean Paul, hier einen heitern Scherz treibend, dort einen unbeholfenen Versuch machend, eine Keule zu schwingen oder einen Speer zu werfen, oder endlich, um nichts sich kümmernd, was weiterhin vorgeht in der Welt, und in bescheidener Freude an Gottes schöner Natur, ein lustiges Reimlein dahinplaudernd in der Sprache des heimatlichen Thales.

Die tiefe Sehnsucht des deutschen Volkes nach einer Wiederherstellung des Reiches und nach einem nationalen Leben konnte bei diesen Dichtern also keine Nahrung finden, und so ist es denn sehr natürlich, daß alsbald die Jünger einer neuen Richtung von allen Seiten mit Beifall begrüßt wurden, die es laut verkündeten, daß sie den wahren Heilspfad gefunden, daß sie hinabsteigen würden in die altehrwürdige deutsche Vorzeit, um den versunkenen heiligen Hort der Nation wieder ans Tageslicht zu bringen, mit den vergessenen Schätzen einer längst entschwundenen Glanzperiode die arme Gegenwart wieder reich und glücklich zu machen: die Romantiker.

Die romantische Schule.

Die ersten Keime der romantischen Schule regten sich in Berlin. Dort war aus der Lessing-Mendelssohnschen Zeit ein Kreis von Männern übrig geblieben, der zähe an den Grundsätzen und Ansichten der heimgegangenen Freunde festhielt, sich starrköpfig weigerte, auch nur den kleinsten Schritt weiter vorwärts zu thun und sich infolge dessen Herder, Goethe und Schiller feindlich entgegenstellte. Der hervorragendste von diesen, „der Goliath unter den Philistern", war der Buchhändler Nicolai, in seinen jungen Jahren ein wackerer Streiter für die Lessingschen Ideen, nun aber, alt und engherzig geworden und von der wunderlichen Einbildung befangen, „der Erbe und Verwalter des Geistes seines großen Freundes Lessing" zu sein, ein litterarischer Gewalthaber, der tyrannisch mit seinem nüchternen, aller Poesie baren „gesunden Menschenverstande" im Tone dünkelhafter Unfehlbarkeit in seiner einflußreichen „Allgemeinen deutschen Bibliothek" das junge genialere Geschlecht unermüdlich befehdete und niederdrückte.

Von einem langen Bestande konnte dieses Sich-stemmen gegen die neue Zeit, dieser unberechtigte und unnatürliche Kampf jedoch nicht sein; bald wurde auch der Widerspruch immer lauter, und schließlich kam es zu einem offenen Bruche, bei dem alle jungen Talente sich vollständig von der Bevormundung der Alten frei machten und über dieselben hinweg sich zunächst Herder zuwandten, dessen Lehre von der Weltpoesie sie aus der drückenden Enge direkt hinauf in die frische Luft hob. Von Herder gingen sie dann zu Goethe und Schiller über, fühlten sich aber alsbald von der hohen Achtung, welche die beiden Heroen vor der Antike hegten, beengt und abgestoßen und machten sich nun in jugendlichem Eifer daran, neue Grundsätze aufzustellen und eine neue Poesie zu schaffen, die sie die romantische nannten, und von der sie das Höchste erwarteten. Zu vollständiger Klarheit ist es dabei aber niemals gekommen. Die Hauptpunkte, welche von den beiden Chorführern, den Gebrüdern Schlegel, aufgestellt wurden, waren etwa folgende: Die Idee ist das oberste Prinzip aller Poesie;

die Form ist nur ein Ausfluß der Idee. Die Form muß der Idee entsprechen, ja, jeder eigenartigen Idee muß auch in besonderer Form Ausdruck verliehen werden. Infolge dessen kann auch die romantische Dichtart durch keine Theorie erschöpft werden, und nur eine divinatorische Kritik dürfte es wagen, ihr Ideal charakterisieren zu wollen. Sie allein ist unendlich, wie sie allein frei ist und das als erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide. Dabei hat die romantische Poesie die Aufgabe, den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft wieder aufzuheben und uns wieder in die schöne Verirrung der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen. Der Dichter selbst jedoch muß sich dabei frei erhalten, seinen Gestalten wie ein Herrscher gegenüberstehen und sogar im stande sein, sie wieder in ein Nichts zerstieben zu lassen, wenn es ihm beliebt. Die Herausbildung dieser Grundsätze wurde wesentlich gefördert durch den Idealismus Fichtes und die Naturphilosophie Schellings. Fichte verfocht das Recht der lebendigen Persönlichkeit gegen die abstrakten Forderungen der Kantschen Lehre, Schelling verkündete den tieferen Zusammenhang der Natur mit dem Menschendasein, die ursprüngliche Einheit von Geist und Materie und die Kunst als Offenbarung dieser Einheit.

Die Folgen, welche sich nun aus diesen Grundsätzen entwickelten, zeigten sich bald. Zunächst trat die Souveränität der dichterischen Willkür auf. Die Empfindung, die Stimmung galt ja vorwiegend für Poesie, und je excentrischer dieselbe war, für desto „originaler" wurde sie angesehen. Daß daher alsbald ein Dichter den andern mit ungeheuerlichen Phantastereien, düster-mystischen Träumereien und allegorischem Zauberkram überbieten wollte, war sehr natürlich. Die Form, für deren Ausbildung und Verfeinerung Goethe und Schiller mit ernstestem Fleiße so viel gethan, wurde mehr und mehr vernachlässigt; eine Formspielerei und Formlosigkeit riß ein, die im höchsten Grade gefährlich wurde. Noch verderblicher aber wirkte die Ansicht, daß der Dichter sich seinen Gestalten gegenüber frei erhalten müsse; es bildete sich dadurch jene „Ironie" heraus, die besonders dann die Schlegel mit so vielem Wohlgefallen pflegten, und womit sie oft das wieder zerstörten, was sie mit vieler Mühe geschaffen. Zu bemerken ist jedoch, daß diese Fehler nicht sämtlich allen Romantikern eigen waren; vielmehr äußerte sich bei dem einen mehr dieser, bei dem andern mehr jener, so daß verschiedene Mitglieder der Schule sich nur sehr wenig ähnlich sehen.

Neben diesen verderblichen Einflüssen sind aber auch weithin leuchtende Verdienste der Romantiker zu nennen. Da sie die Idee als das oberste Prinzip hinstellten, so zogen sie alsbald gegen diejenigen zu Felde, die sich um Ideen wenig kümmerten, sondern nur entweder mit Rührseligkeit oder mit platten Späßen unterhalten wollten, besonders gegen den hausbackenen und poesielosen Iffland und den leichtfertigen Kotzebue, deren großen zur Oberflächlichkeit füh-

renden Einfluß sie erheblich schmälerten. Durch ihr Festhalten an der Herderschen Ansicht, daß die Poesie ein allgemeines Gut aller Völker und Zeiten sei, wurden sie veranlaßt, sich bei anderen Kulturvölkern umzusehen, studierten und übersetzten die Klassiker der Engländer, Italiener, Spanier, Portugiesen 2c. und brachten uns dadurch eine große Menge neuen Stoffs, eine Fülle von neuen Gedanken in unsere Litteratur. Indem sie das Natürliche und Volksmäßige der Poesie betonten, gelangten sie zum Volksliede, dem sie nun eifrig nachforschten, und wobei sie herrliche, bisher ungeahnte Schätze fanden und hoben. Zugleich regten sie dabei auch das Studium der altdeutschen Sprache an, das nun die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, Friedrich Heinrich von der Hagen, Georg Friedrich Beneke, Karl Lachmann, Moritz Haupt, Franz Pfeiffer u. a. mit großem Erfolge zu pflegen begannen. Infolge des Wunsches endlich, ihre Poesie zu einer nationalen zu machen und dies durch Vorwürfe aus der glanzvollen Zeit des Mittelalters zu erreichen, lenkten sie das Interesse auf altdeutsches Leben und altdeutsche Kultur, weckten die Begeisterung für nationale Größe, so daß dieselbe dann in den Befreiungskriegen rasch emporlodern konnte, und steigerten die Sehnsucht nach einem einigen und mächtigen deutschen Kaisertum zu einem heißen Verlangen. Leider verfielen sie dabei jedoch nur zu bald in eine Bewunderung und Verherrlichung hierarchischer und feudaler Zustände, in eine kokette Ritter- und Legenden-Poesie, durch die sie sich wieder dem gesunden Volksgeiste entfremdeten, ja, mit der sie sich sogar schließlich den Wünschen und Bedürfnissen des Volkes feindselig gegenüber stellten.*)

Die Gründer der romantischen Schule waren die Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel, denen sich bald Ludwig Tieck und Novalis zugesellten, an die sich dann Clemens Brentano, Achim von Arnim, Heinrich von Kleist, Friedrich de la Motte Fouqué, Joseph von Eichendorff, Ernst Theodor Amadeus Hoffmann u. a. anschlossen.

August Wilhelm (von) Schlegel, geboren am 8. September 1767 zu Hannover, verriet schon früh bedeutende Anlagen und erhielt infolge dessen eine sehr sorgfältige Erziehung. Sodann studierte er unter dem berühmten Heyne in Göttingen Philologie und erwarb sich schnell umfassende Kenntnisse. Nach beendeten Studien ging er auf drei Jahre als Hauslehrer nach Amsterdam, entfaltete dabei aber bereits eine rege litterarische Thätigkeit und wurde Mitarbeiter an Schillers „Horen“ und der Jenaischen „Allgemeinen Litteraturzeitung“. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland verheiratete er sich 1796 mit der geistvollen Karoline Böhmer und ließ sich in Jena nieder, wohin sein Bruder Friedrich schon 1795 von Berlin aus übergesiedelt war. Die thüringische Uni-

*) Vergl. R. Haym, Die romantische Schule, Berl. 1870, u. H. Hettner, Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit Goethe und Schiller, Braunschw. 1850.

versitätsstadt wurde damit für längere Zeit der Hauptsitz der Romantiker, wo auch wiederholt die übrigen Mitglieder der Schule, die Tieck, Novalis, Brentano, Arnim u. a., einsprachen, und von wo aus die Lehre von der romantischen Universalpoesie in alle Welt verkündigt wurde. Die Brüder Schlegel entwickelten dabei ein großes Parteiführertalent, was freilich auch zur Folge hatte, daß sie vielfach rücksichtslos und verletzend auftraten. Am ehesten kam es zwischen ihnen und Schiller zum Bruch, dann mit der „Allgemeinen Litteraturzeitung", worauf sie sich eine eigene Zeitschrift, das „Athenäum" gründeten, die von 1798—1800 erschien, und in der alle Romantiker ihre Ideen über die romantische Poesie niederlegten. 1798 wurde A. W. Schlegel außerordentlicher Professor an der Universität Jena, und 1800 verlieh ihm der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt den Titel eines Rates, allein trotzdem waren die Verhältnisse für ihn aus verschiedenen Gründen so unbehagliche geworden, daß er 1801, nachdem er sich noch von seiner Frau hatte scheiden lassen, nach Berlin ging und dort Vorträge über Kunst und Litteratur hielt. Bei dieser Gelegenheit lernte er Frau von Staël kennen, die bald so reges Interesse an ihm nahm, daß sie ihn zu ihrem Reisebegleiter erwählte. Er bereiste nun mit dieser genialen Frau Deutschland, Schweden, Frankreich und Italien, oder hielt sich mit ihr auf deren Schlosse Coppet am Genfer See auf, bis er plötzlich beim Beginn der Befreiungskriege in das politische Leben hineingezogen wurde. Bernadotte, der Kronprinz von Schweden, der ihn in Stockholm kennen gelernt hatte, ernannte ihn zu seinem Geheimen Sekretär, und als solcher verfaßte er nun bis 1815 fast alle schwedischen Proklamationen, teils in deutscher, teils in französischer Sprache. Nach dem Friedensschlusse ließ er sich den Reichsadel seiner Familie erneuern, wandte sich dann wieder zu seiner Freundin nach Coppet, weilte mit derselben wieder längere Zeit in Italien, ging schließlich mit ihr nach Paris und lebte dort in ihrem Hause bis zu ihrem 1817 erfolgten Tode. Hierauf ging er nach Deutschland zurück, übernahm 1819 eine Professur an der neu eröffneten Bonner Universität, verheiratete sich zum zweitenmale mit einer Tochter des berühmten Heidelberger Professors Paulus, welche Ehe jedoch ebenfalls bald wieder getrennt wurde, vertiefte sich dann in das Studium des Indischen und starb erst, nachdem er noch den vollständigen Niedergang der romantischen Schule erlebt hatte, am 12. Mai 1845. — Sein dichterisches Talent war nur von geringem Umfange; es fehlte ihm das tiefere Gemüt, die Phantasie, die Fähigkeit zu gestalten und den Stoff anzuordnen. Unter seinen Gedichten (deren erste Sammlung 1800 in Tübingen erschien) finden sich daher nur wenige von wirklich poetischem Werte; eines von diesen ist das unten abgedruckte „In der Fremde". Formell sind sämtliche im höchsten Grade vollendet; musterhaft sind seine Sonette. Wir teilen unten zwei derselben mit, von denen das eine auf sich selbst zugleich ein beredtes Zeugnis von dem über-

starken Bewußtsein seines Wertes giebt, während das andere, den Bau des Sonettes darlegend, die außerordentliche Sprachgewandtheit des Verfassers bekunden möge. Sein dramatischer Versuch „Jon" (Hamburg 1803) muß als vollständig mißglückt betrachtet werden. Viel wertvoller sind die kritischen Schriften A. W. v. Schlegels, besonders seine Vorlesungen „Über dramatische Kunst und Litteratur" (Heidelb. 1809—1811), in denen er, freilich vom Standpunkte der Romantiker aus, den Unterschied zwischen der klassischen und modernen Poesie darlegt und besonders treffende Bemerkungen über Shakespeare macht, während er die Bedeutung des französischen Dramas, speziell die Molières, erheblich unterschätzt und gegen Schiller verletzend ungerecht ist. Sein Hauptverdienst erwarb er sich aber durch seine meisterhaften Übersetzungen, besonders durch die klassische Übertragung Shakespearescher Dramen, wobei er eine bisher ganz ungeahnte Kunst entfaltete und selbst noch „jenen gewissen Hauch, der sich kaum noch bezeichnen läßt", wiederzugeben verstand. In der Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Ausgabe, wie sie uns jetzt vorliegt, sind die Übersetzung von „Romeo und Julie", „Sommernachtstraum", „Julius Cäsar", „Was ihr wollt", „Sturm", „Hamlet", „Kaufmann von Venedig", „Wie es euch gefällt", „König Johann", „Richard II.", „Heinrich IV.", „Heinrich V.", „Heinrich VI.", und „Richard III." von ihm. Die „Sämtlichen Werke" August Wilhelm von Schlegels erschienen, herausgegeben von Ed. Böcking, in 12 Teilen in Leipzig 1846—47.

In der Fremde.

Oft hab' ich dich rauh gescholten,
Muttersprache, so vertraut!
Höher hätte mir gegolten
Südlicher Sirenenlaut.

Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort,
Und vernähm', ach! wie so gerne
Nur ein einzig deutsches Wort.

Manches regt sich mir im Innern,
Doch wie schaff' ich hier ihm Luft?
All mein kindliches Erinnern
Findet in mir seine Gruft.

Einsam schweif' ich in die Felder,
Such' ein Echo der Natur;
Aber Bäche, Winde, Wälder
Rauschen fremd auf dieser Flur.

Unverstanden, unbeachtet,
Wie mein deutsches Lied verhallt,
Bleibt es, wann mein Busen schmachtet
Und in bangem Sehnen wallt.

August Wilhelm Schlegel.

Der Völkersitten, mancher fremden Stätte
Und ihrer Sprache frühe schon erfahren,
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren
Vereinigend in Eines Wissens Kette,

Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette,
Auf Reisen selbst, wie unterm Schutz der Laren
Stets dichtend, aller, die es sind und waren,
Besieger, Muster, Meister im Sonette.

Der erste, der's gewagt auf deutscher Erde,
Mit Shakespeares Geist zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel.
Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt, doch dies Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel.

Das Sonett.

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder,
Und stelle sie, geteilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei eingefaßt von zweien
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.

Doch wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Grenzen
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

Weit talentvoller, als August Wilhelm, war **Friedrich (von) Schlegel**, geboren am 10. März 1772 zu Hannover. Sonderbarer Weise zeigte sich dies erst in seinen Jünglingsjahren; in seiner Kindheit galt er für unbegabt, wurde daher für den Kaufmannsstand bestimmt und in Leipzig bei einem Handelshause in die Lehre gegeben. Dort regte sich jedoch alsbald sein Talent; er verließ die Lehre wieder, vollendete in erstaunlich kurzer Zeit seine Gymnasialbildung, widmete sich erst in Göttingen, später in Leipzig dem Studium der Philologie und sammelte in kurzer Zeit eine außerordentliche Fülle von Kenntnissen. Hierauf wandte er sich nach Dresden und Berlin, schloß dort mit dem geistvollen Theologen Schleiermacher einen Freundschaftsbund und ging sodann nach Jena, wo er sich mit Dorothea Veit, einer Tochter Moses Mendelssohns, die sich aus Liebe zu ihm von ihrem Gatten hatte scheiden lassen, verheiratete. Die romantischen Ideen hatten ihn mittlerweile so erfüllt, daß er sich von jetzt ab der Ausbreitung derselben mit angestrengtestem Eifer widmete und, von einem nie ruhenden Ehrgeize getrieben, alles daransetzte, ihr berühmtester und gewaltigster Apostel zu werden. Infolge dessen spitzte er jedoch die Lehren des neuen ästhetischen Evangeliums bald der Art zu, daß er mit allen bestehenden Ansichten über Schönheit, Sitte und Moral in schreienden Widerspruch geriet, und, da er nicht die Fähigkeit besaß, auch durch die Gewalt einer berauschenden Poesie zu wirken, wie alsbald Ludwig Tieck, schließlich doch nur Mißerfolge zu verzeichnen hatte. Den ersten Schritt zur Erreichung seines Zwecks that er mit seinem Roman „Lucinde", der jedoch nur Fragment geblieben ist (der erste und einzige Teil erschien 1799 in Berlin). Er zog dabei sogleich alle Register und verkündete von vornherein: „Für mich und für diese Schrift, für meine Liebe zu ihr und für ihre Bildung in sich, ist kein Zweck

zweckmäßiger, als der, daß ich gleich anfangs das, was wir Ordnung nennen, vernichte, weit von ihr entferne und mir das Recht einer reizenden Verwirrung deutlich zueigne und durch die That behaupte." Eine klare, übersichtliche Komposition verschmähte er also vollständig, die Willkür des Dichters durfte ja auch kein Gesetz über sich leiden. Noch schlimmer sah es mit dem Inhalte aus; er kam vor lauter Reflexionen und schönen Selbstbespiegelungen zu keiner Handlung, und schließlich waren alle „dithyrambischen Phantasien", „Allegorien", „Idyllen", Gespräche und Briefe weiter nichts, als eine schamlose Verherrlichung der Lüsternheit und des Hetärentums. Das Buch war also nicht nur ein ästhetischer, sondern auch ein moralischer Frevel, der jeden anwidern mußte. Der Erfolg blieb daher weit hinter den Hoffnungen Schlegels zurück, das Buch wurde fast allgemein mit Entrüstung verurteilt, und nur Schleiermacher, der eine Vermittelung zwischen Natur und Freiheit, zwischen Sinnlichkeit und Geist anstrebte, wagte es, in einer anonymen Schrift „Vertraute Briefe über die Lucinde" (Hamb. 1799) für dasselbe einzutreten. Schlegel ließ sich durch diesen Mißerfolg nicht abschrecken, sondern wandte sich nur einer anderen Gattung, dem Drama, zu. Das Trauerspiel „Alarkos", welches er jetzt schrieb, war aber nur noch ein ärgeres litterarisches Ungeheuer, als die „Lucinde", da, wie Schillers Freund Körner sehr richtig bemerkte, das peinliche Streben, bei gänzlichem Mangel an Phantasie aus allgemeinen Begriffen ein Kunstwerk hervorzubringen, nur im höchsten Grade unerquicklich wirkte. Der ersehnte Ruhm blieb also abermals aus, und da auch eine Habilitation an der Universität seinen Hoffnungen ebenfalls nicht entsprach, so verließ er Jena und ging, nach einem kurzen Aufenthalt in Dresden, nach Paris, wo er sich zunächst dem Studium der romanischen Sprachen und dann mit großem Erfolge dem des Indischen widmete, für das er sowohl, wie für die gesamte Sprachwissenschaft, geradezu epochemachend wurde. In seinem Buche „Über Sprache und Weisheit der Inder" (Hdlbg. 1808) legte er zuerst in überraschender Weise dar, daß die Wurzel aller Sprachen in Indien zu suchen sei, und daß eine umfassende Sprachforschung nur dann wirklich ersprießlich sein werde, wenn man zu dieser Völkerwiege zurückkehre. In der That ist man denn auch den Weisungen Schlegels gefolgt, und ein Franz Bopp, Theodor Goldstücker, Max Müller u. a. sind bekanntlich zu den glänzendsten Resultaten gelangt. 1808 kehrte er nach Deutschland zurück, trat, da er die künstlerische Befriedigung nun im römischen Kirchentume zu finden hoffte, in Köln mit seiner Frau zur katholischen Religion über und begab sich dann in österreichischen Staatsdienst, in welchem er in dem Kriege von 1809 die Proklamation für den Erzherzog Karl schrieb. Zu gleicher Zeit sammelte er auch seine Gedichte und gab sie im selben Jahre in Berlin in einem Bande heraus. Die meisten von ihnen sind teils unklar und von mystischen Phantastereien verdüstert, teils so gekünstelt,

daß sie kalt lassen. Nur wenige, bei denen er über der Begeisterung seine romantischen Theorien vergißt, wie z. B. in dem unten mitgeteilten „Gesang der Ehre", sind frisch und zum Herzen sprechend. Die Form beherrscht er stets mit großer Leichtigkeit und Eleganz, so daß seine Sonette, von denen hier nur das an Calderon Platz finden mag, und seine Sprüche, aus deren großer Zahl wir nur „Geistes Licht" und „Adels Sitte" herausgreifen, da sie seine späteren Ansichten widerspiegeln, wahre Meisterstücke sind. Nach der Beendigung des Krieges redigierte er noch im Interesse der Regierung eine Zeit lang den „Österreichischen Beobachter", ging dann 1815 als Legationsrat der österreichischen Gesandtschaft nach Frankfurt, quittierte aber 1818 den Staatsdienst wieder, unternahm eine Reise nach Rom, wo er vom Papste den Christusorden erhielt, weshalb er von nun an seinem Namen das adelige „von" vorsetzte, widmete sich auch wieder wissenschaftlichen Arbeiten, ohne jedoch Hervorragendes zu leisten, besorgte schließlich noch eine Ausgabe seiner „Sämtlichen Werke" (10 Bde., Wien 1822—25) und starb plötzlich, seit lange schon von egoistischem, resigniertem Pessimismus beherrscht, auf einer Reise in Dresden am 12. Jan. 1829, vom großen Publikum kaum noch beachtet.

Gesang der Ehre.

Im Sommer 1806.

Wenn auch alle Völker wanken,
Ruh' die Erde ganz verläßt,
Alle Rechte brechend schwanken,
Steht die Ehre dennoch fest
Ewig, wie der Nordstern milde
Strahlet durch der Nacht Gefilde.

Heil dem Mann, der darnach handelt,
Diesen Stern im Auge hält,
Stern der Ehre, der nie wandelt,
Fiel' in Trümmer auch die Welt!
Aus dem Tode noch wird grünen
Hohe Siegeslust dem Kühnen.

Denn es siegt ja doch die Ehre
Bei dem edleren Geschlecht,
Wie das blinde Glück auch mehre
Siege sonder Ehr' und Recht.
Ewig glänzt der Tugend Adel,
Falscher Ruhm ist mehr nur Tadel.

Drum sei jener hoch gepriesen,
König er mit Recht genannt,
Der des Glückes mächt'gem Riesen
Mutig leistet Widerstand,
An der Ehre Kraft noch glaubend
Und die Zeit der Schmach entraubend.

Wohl vertraut den großen Ahnen
Er auf seinem freien Thron,
An den Ruhm der Väter mahnen
Ihn, des Nordens hohen Sohn,
Namen, strahlend durch die Zeiten,
Jener, so die Welt befreiten.

Möchte nun ein Reich zu gründen
Auf der Ehre festen Grund,
Heldenherzen zu entzünden,
Wieder eins im alten Bund,
Ihm als Sieger doch gelingen,
Alle bald den Retter singen.

Sind der Streiche, die uns trafen,
Ist der Schmach noch nicht genug,
Soll durch Gott uns härter strafen
Noch die Geißel, die uns schlug;
Dennoch zu den fernsten Zeiten
Wirst du schönen Glanz verbreiten.

Lichter Stern, der uns geschienen,
Stern der Ehr' in trüber Nacht,
Der den Treuen, die ihr dienen,
Hoffnung wieder angefacht;
Stern der Ehr' aus jenem Norden,
Durch den frei die Erd' einst worden.

Calderon.

Ein Zaubergarten liegt im Meeresgrunde;
Kein Garten, nein, aus künstlichen Kristallen
Ein Wunderschloß, wo, blitzend von Metallen,
Die Bäumchen sprossen aus dem lichten Grunde.

Kein Meer, wo oben, seitwärts, in die Runde
Farbige Flammenwogen uns umwallen,
Doch kühlend, duftend alle Sinne allen
Entrauben, süß umspielend jede Wunde.

Nicht Zaub'rer bloß von diesen Seligkeiten,
Bezaubert selbst wohnet, zum schönsten Lohne,
Im eignen Garten selig selbst der Meister;

Drum sollen alle Feen auch bereiten
Des Dichterhimmels diamant'ne Krone
Dir Calderon, du Sonnenstrahl der Geister.

Geistes Licht.

Geistlich wird umsonst genannt,
Wer nicht Geistes Licht erkannt;
Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern.
Lehr und lerne Wissenschaft;
Fehlt dir des Gefühles Kraft
Und des Herzens frommer Sinn,
Fällt es bald zum Staube hin;
Schöner doch wird nichts gesehn,
Als wenn die beisammen gehn:
Hoher Weisheit Sonnenlicht
Und der Kirche stille Pflicht.

Adels Sitte.

Mit dem Schwerte sei dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frei im Walde grüne seine Lust,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust,
Das Geschwätz der Städte soll er fliehn,
Ohne Not von seinem Herd nicht ziehn,
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht,
Das ist Adels alte Sitt' und Recht.

Die Lorbeeren, von denen die Gebrüder Schlegel stolzen Herzens geträumt, waren also nur sehr dürftig ausgefallen, und vielleicht wäre auch die ganze neue Lehre von der romantischen Poesie ohne jede weitere Wirkung geblieben, wären nicht zur rechten Zeit noch zwei junge Männer auf dem deutschen Parnaß erschienen, die nun auch das nötige Dichtertalent für die neue Schule mitbrachten und sodann mit der ganzen Macht ihrer Begeisterung für die neuen Ideen eintraten. Es waren dies Ludwig Tieck und Friedrich von Hardenberg. Den bedeutendsten Einfluß gewann der erstere, während der letztere der begabtere war.

Ludwig Tieck *) wurde am 31. Mai 1773 zu Berlin geboren und atmete bis weit in seine Jünglingsjahre hinein keine andere Luft, als „die mit mannigfachen ungesunden Miasmen geschwängerte der Aufklärung". Auch in Halle, wohin er sich nach dem Abschluß seiner Gymnasialzeit, um Philologie zu studieren, wandte, fand er keinen Boden für seine Entwickelung. Später ging er nach Erlangen und Göttingen, aber hauptsächlich nur, um sich an den Schätzen der Bibliotheken zu erquicken, oder um Ausflüge in die nahen Gebirge zu unternehmen und in der Waldeinsamkeit sich schwärmerischem Naturgenusse hinzugeben. Aus jener glücklichen Jünglingszeit, oder aus der Erinnerung an dieselbe stammen daher auch jene innigen Wald- und Wanderlieder, wie „Zuversicht", „Wonne der Einsamkeit" und „Herbstlied" (siehe unten), die mit das Beste sind, was Tieck geschaffen, und so ziemlich das Einzige, was sich bis auf die Gegenwart erhalten hat. Den Entschluß, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen, hatte er schon in Halle gefaßt, und als er nun nach Berlin zurückkehrte, ließ er sich auch in aller Form als Schriftsteller nieder und gab seine beiden ersten Romane, „Abdallah" (Berl. 1792) und „William Lowell" (Berl. 1793) heraus. Beide sind echte Jugendwerke, voller Dissonanzen und Schauerscenen, aber auch ausgestattet mit mancher Feinheit. Das konnte dem Buchhändler Nicolai nicht entgehen, der stets nach jungen Talenten Umschau hielt; er verlegte nicht nur die beiden Jugendarbeiten bereitwillig, sondern beauftragte den Dichter auch noch, für eine Novellen-Sammlung, die er unter dem Titel „Straußfedern" herausgab, eine Partie Erzählungen nach französischen Mustern zu schreiben. Diese Arbeit mochte den jungen Poeten zwar wenig anmuten, allein das Honorar lockte, und in handwerksmäßigem Trabe fertigte er in kurzer Zeit wohl gegen ein Dutzend solcher Geschichten an, von denen wir nur „Fermer der Geniale", „Ulrich der Empfindsame" und „Peter Lebrecht" nennen. Dann aber, bei Gelegenheit einer Bearbeitung von Volksmärchen, bäumte sich der mißhandelte Genius in ihm auf, und jene „Merkwürdige Geschichtschronik der Schildbürger in zwanzig lesenswerten Kapiteln" entstand, in der er seiner Laune die

* Vergl. Rudolf Köpke, Ludwig Tieck. Lpzg., 1855.

Zügel schießen ließ. Unter durchsichtiger Maske machte er sich rückhaltlos lustig über die aufgeblasenen, hohlköpfigen Bildungsphilister, die in prosaischer Superklugheit mitleidig auf die Bestrebungen des jungen Geschlechtes herabsahen.

Das Verhältnis zu Nicolai wurde dadurch erheblich erschüttert, zum Bruche kam es aber erst, als er auf den ersten Geißelhieb einen zweiten in der märchenhaften Burleske „Ritter Blaubart, ein Ammenmärchen in vier Akten" (Berl. 1797) folgen ließ. Die Persiflage wurde dadurch noch empfindlicher, daß sie Nicolai anfangs gar nicht herausgefunden und das Buch noch selbst verlegt hatte. Das Tafeltuch zwischen Tieck und den Nicolaiten war nun für immer durchschnitten, und sämtliche Berliner Aufklärer sprachen das Verdammungsurteil über den kecken Satiriker aus. Desto freudiger und lauter begrüßten aber die Gebrüder Schlegel das Vorgehen Tiecks; sie fühlten sofort instinktmäßig heraus, daß der Verfasser jener Dichter sein mußte, dessen sie so nötig zur Befestigung ihrer neuen Lehre bedurften, und bemühten sich eiligst um seine Freundschaft. August Wilhelm schrieb sogar eine lange Rezension über den „Blaubart", besprach die poetischen Schönheiten ausführlich und rühmte, daß alles „mit Meisterhand den echtesten Zügen der Natur nachgezeichnet" sei. Und in der That enthält das Stück eine Reihe von packenden, ergreifenden Scenen, auch die Personen sind alle vortrefflich und mit großer Sorgfalt charakterisiert, vorab der brutale Ritter Peter mit dem blauen Barte — aber trotzdem ist das Werk verfehlt, zunächst seiner dramatischen Form wegen. Das zarte, duftige Märchen kann man nicht so wie ein Lustspiel vor das grelle Licht der Lampen bringen; wenigstens muß dann noch die Musik zu Hilfe genommen werden, um den wundersamen Zauber einigermaßen zu erhalten. Den Hauptfehler beging jedoch Tieck dadurch, daß er das Märchen zur äußeren Umhüllung seines Spottes herabwürdigte, die Personen desselben nur dazu benutzte, die Aufklärer zu verhöhnen. Infolgedessen ging der naive Humor vollständig verloren; die kindliche Märchenfröhlichkeit verwandelte sich in beißende Satire, die Dichtung sank zur parodistischen Burleske herab und kam dabei noch nicht einmal über den engen Gesichtskreis des Berliner Privat- und Einzellebens hinaus. Ebenso erging es dem nächsten „Kindermärchen", an das sich der Dichter alsbald nach der Vollendung des „Blaubart" machte, dem „Gestiefelten Kater". Auch hier ist der Märchencharakter fast vollständig verwischt. Der Spott richtet sich in der Hauptsache gegen Iffland und Kotzebue und gegen den faden Theatergeschmack, aber er nimmt auch hier keinen nationalen Charakter an, und der Dichter verdiente sich daher auch durchaus nicht den Titel eines deutschen Aristophanes, den Freunde ihm nun beizulegen beliebten. Zu einem solchen fehlte ihm, wie Haym in seiner Geschichte der romantischen Schule sehr richtig hervorhebt, in erster Linie der Ernst einer großen Gesinnung, die Leidenschaft des Hasses und der Liebe, die er vielmehr als „Geist der Partei" von sich ablehnte. Der „Gestiefelte Kater"

Ludwig Tieck.

ist daher auch weiter nichts als eine „unschuldige Litteraturkomödie, eine Delikatesse für den Kenner, ein zum großen Teil unverdauliches Gericht für den, der so glücklich ist, den litterarisch-theatralischen Lumpenkram jener Jahre nur vom Hörensagen zu kennen". Trotzdem machte diese „Polterabendpoesie" großes Aufsehen, und der Dichter sah sich daher veranlaßt, auf dem eingeschlagenen Wege weiter fortzuschreiten. Schnell nach einander schrieb er noch die „verkehrte Welt" und „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack", in denen es ebenfalls auf die Verspottung der geschmacklosen Philistrosität abgesehen war. Dann aber hält er inne, wohl durch seinen Freund Wackenroder (auf den wir später noch zurückkommen werden) darauf aufmerksam gemacht, auf welcher abschüssigen Bahn er sich befinde. Er vertieft sein Kunsturteil, studiert Goethes „Wilhelm Meister" und beginnt schließlich selbst einen Roman, „Franz Sternbalds Wanderungen", in dem er der Sehnsucht nach einem geläuterten Kunstleben Ausdruck verleihen will. Zum Schauplatz wählt er zunächst das Nürnberg des sechzehnten Jahrhunderts, das Haus, die Werkstatt Dürers, von wo aus er dann einen jungen Künstler durch alle Entwickelungsperioden bis nach Rom und von dort wieder in die Heimat begleiten will. Er beginnt auch mit hübschen kulturhistorischen Schilderungen, allein bald verwandelt sich seine Begeisterung in Schwärmerei, zu der sich unklarer religiöser Mystizismus gesellt; mehr und mehr erscheint die Kunst ihm nur noch als die Dienerin der Religion, der ganze Kunstenthusiasmus löst sich in überschwengliche Andacht auf, die durch eine üppige Sinnlichkeit noch eine ganz besondere Färbung erhält, und zuletzt verliert er sein Ziel ganz aus dem Auge, kommt aus den Träumen, Ahnungen und Begeisterungen gar nicht mehr heraus — und legt die Feder nieder, ohne den Roman zum Abschluß gebracht zu haben. Die zwei vollendeten Teile erschienen 1798 zu Berlin.

Wohl abgespannt und auch mißgestimmt, machte jetzt der Dichter eine kurze Pause im eigenen Schaffen, übersetzte im Auftrage des Buchhändlers Unger den Don Quixote des Cervantes, versenkte sich zugleich in die glaubensinbrünstigen Dramen Calderons und Lope de Vegas, in die mystische Philosophie Jakob Böhmes, in Schleiermachers Reden über die Religion, begeisterte sich an den geistlichen Liedern von Novalis, und als sich dann der Schaffensdrang wieder in ihm regte, war nichts natürlicher, als daß er seiner religiösen Stimmung in erschöpfender Weise Ausdruck zu geben trachtete: er schuf das Trauerspiel „Leben und Tod der heiligen Genoveva", nach dem einstimmigen Urteile der Romantiker eine romantische Mustertragödie. Und darum für uns heutzutage völlig ungenießbar. Die Legende diente dem Dichter nur als Rahmen, innerhalb dessen er sich mit vollständiger Mißachtung aller Gesetze des Dramas in größter Willkür bewegte. Infolge dessen ist das Stück zunächst im höchsten Grade undramatisch, nicht im geringsten bühnengerecht, weitschweifig und ohne Leidenschaft. Goethe, dem Tieck

das Werk in Jena, wohin er im Herbste 1799 übergesiedelt war, vorlas, war höflich genug, es dem Verfasser gegenüber zu loben und sonst nicht weiter davon zu sprechen, Schiller dagegen schrieb an seinen Freund Körner, daß der Verfasser der Genoveva zwar eine graziöse, phantasiereiche und zarte Natur sei, daß es ihm aber an Kraft und Tiefe fehle und gewiß immer fehlen werde; wie die früheren Werke Tiecks, so sei auch dies voll Ungleichheiten und voll Geschwätzes; er beklage, daß ein so großes Talent so wenig für die Zukunft verspreche, denn wohl könne die rohe Kraft und das Gewaltsame sich läutern, aber niemals gehe der Weg zum Vortrefflichen durch die Leerheit und das Hohle. Im Druck erschienen ist das Stück zuerst in den „Romantischen Dichtungen" Tiecks (Jena 1799), die außer der „Genoveva" noch die Sagen vom „getreuen Eckart" und vom „Tannhäuser", sowie das Lustspiel „Prinz Zerbino" enthielten. Bald nach der Herausgabe dieser Dichtungen verließ Tieck Jena wieder und ging nach Dresden (im Sommer 1801); der romantische Kreis hatte sich gelichtet, und die alte Behaglichkeit war geschwunden. Leider trat er damit in eine unruhvolle und durch schwere gichtische Krankheit getrübte Periode seines Lebens ein, die noch dadurch ganz besonders drückend wurde, daß seine bisher so rege Schöpferkraft zu erlahmen begann und dann fast zwei Jahrzehnte schlummerte, bis sie erst in den zwanziger Jahren wieder erwachte und dem Dichter dann bis in sein Greisenalter treu blieb. Zunächst reichte sie jedoch noch für eine weitere, romantische dramatische Dichtung aus, für das Lustspiel „Kaiser Oktavianus" (Jena 1804), in dem abermals das Philistertum lächerlich gemacht wird. Es kommt dabei zu manchen drolligen und sogar recht dramatischen Scenen, besonders zwischen dem Kaisersohne Florens und dessen Pflegevater; der Dichter entfaltet auch eine bestrickende Farbenpracht und einen großen lyrischen Stimmungsreichtum, der phantastische Wust und allegorische Kram ist aber trotzdem so überwiegend, daß das Ganze nur einen unbehaglichen, verstimmenden Eindruck macht. Tieck selbst war aber sehr erbaut von diesem Stück und stellte es später an die Spitze seiner gesammelten Werke; die Freunde hielten es für eine Dichtung, in deren „wundervoller Märchenwelt", in deren „mondbeglänzter Zaubernacht" sich der Geist der Romantik am herrlichsten offenbare.

Nach dem Abschluß dieser Arbeit faßte der Dichter den Plan, das Märchen von der schönen Magelone zu dramatisieren, aber schon trugen ihn die Schwingen seiner Phantasie nicht mehr, die Arbeit blieb liegen. Er suchte sich nun durch Reisen anzuregen, ging nach Wien und München, lebte 1805 und 1806 in Italien, dann wieder in tiefer Zurückgezogenheit auf dem Rittergute Ziebingen bei Frankfurt a. O., das der ihm befreundeten Familie des Grafen Finkenstein gehörte, bis er sich 1818 in Dresden niederließ. In all dieser Zeit aber schrieb er nur wenige kurze Novellen, „Der Runenberg", „Liebeszauber", „Der Pokal", „Die Elfen" ꝛc., und ein dramatisches Märchen „Fortunat", düstere Dichtungen, die er mit früheren

Arbeiten in 3 Bänden unter dem Titel „Phantasus“ von 1812 bis 1815 herausgab. Als Früchte seiner verschiedenen Studien erschienen auch 1803 in Berlin „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter“, ebendaselbst 1811 „das altenglische Theater“, dem ein großes Werk über Shakespeare folgen sollte, das aber niemals über die Vorarbeiten hinaus gediehen ist, und 1812 in Tübingen „Frauendienst, oder Geschichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenstein, von ihm selbst beschrieben.“

In Dresden gestaltete sich sein Leben nach und nach zu einem angenehmen und behaglichen, und hauptsächlich diesem Umstande ist es wohl auch zuzuschreiben, daß seine Produktionskraft sich langsam wieder einstellte. Der Dichter war jedoch mittlerweile ein erheblich anderer, ein ruhigerer und klarerer geworden, die Begeisterung für die Grundsätze der romantischen Schule, für das Zauberreich einer ungezügelten Phantasie war geschwunden, und es entstanden daher ganz andere Werke, als ehedem: jene glatten Konversationsnovellen, in denen sich der Verfasser in Goetheschem Tone besonders gegen die Verkehrtheiten der Gegenwart wendet, gegen den Pietismus, die fromme Eitelkeit ꝛc. Er entwickelte dabei viel Eleganz und Anmut, sowie einen feinen, geistvollen Humor, drang aber niemals tiefer in den Kern der Sache ein, sondern hing sich nur an Äußerlichkeiten, die er sogar nicht selten mißverstand. Den ernsten politischen Fragen, die jetzt wieder mehr und mehr in den Vordergrund zu treten begannen, blieb er gänzlich fern. Infolgedessen fanden diese Novellen (wir nennen als die besten: „Des Lebens Überfluß“, „Die Gesellschaft auf dem Lande“, „Die Gemälde“ und „Der junge Tischlermeister“) hauptsächlich bei dem älteren Teile des Publikums und bei der Aristokratie großen Anklang, während sie bei dem jüngeren, in erster Linie bei dem jungen Deutschland, das sich jetzt erhob, wegen der vornehmen Zurückhaltung scharfen Tadel erfuhren. Heinrich Laube spricht dem Dichter sogar den Charakter ab, nennt ihn den „Gesellschafter Deutschlands“, den Repräsentanten all jener Leute, welche in geschäftiger Spielerei das Leben verbringen, einen geistreichen Privatmann in unserer Litteratur, der keinen tieferen Einfluß ausgeübt hat (Moderne Charakteristiken, Mannh., 1835, Bd. 2, S. 145 und flg.). Es liegt viel Wahres in diesen Worten. Tieck hatte sich in seiner früheren Periode an das behagliche, planlose Träumen der Art gewöhnt, daß er jetzt den strengen, andauernden Fleiß scheute und lieber im Salon behaglich plauderte, statt sein „Hirnschmalz an den Fragen der Zeit zu verarbeiten“. Möglich aber auch, daß er überhaupt nicht mehr fähig war, mit einem größeren Kraftaufwande zu schaffen, wenigstens spricht dafür der „Aufruhr in den Cevennen“ (1. und 2. Abschnitt Berl. 1826), ein groß angelegter Roman, an dem er bald erlahmte, und seine letzte umfangreichere Arbeit, der Roman „Vittoria Accarombona“ (Bresl. 1840), in dem er eine Lanze für die Frauenemanzipation zu brechen versuchte, der aber in jeder Hinsicht als verfehlt zu be-

trachten und auch vom moralischen Standpunkte aus zu verurteilen ist. Wirkliches Verdienst erwarb er sich dagegen dadurch, daß er „Heinrich von Kleists gesammelte Schriften“ (Berl. 1826), sowie „Lenz' gesammelte Schriften“ (Berl. 1828) herausgab und im Verein mit dem Grafen Wolf Baudissin und seiner Tochter Dorothea die von A. W. Schlegel begonnene Übersetzung von Shakespeares dramatischen Werken vollendete. Dieselben erschienen dann in Berlin von 1826 bis 1833.

Neben dieser schriftstellerischen Thätigkeit widmete sich Tieck in jener Dresdener Zeit aber auch noch einer Kunst, von der man bisher keine Ahnung gehabt hatte, der Kunst des Vorlesens. Er brachte es darin bald zu erstaunlicher Virtuosität und erwarb sich damit einen europäischen Ruf. Später sind ihm viele auf dieser neuen Bahn gefolgt, zunächst Holtei und Palleske, keiner hat aber den Meister ganz erreicht.

Das letzte Decennium seines Lebens verbrachte Tieck wieder in seiner Vaterstadt Berlin. Friedrich Wilhelm IV. hatte ihn mit einem ansehnlichen Jahrgehalte dorthin berufen, damit er die theatralischen Aufführungen bei Hofe arrangiere. Zu einer umfangreicheren Thätigkeit kam es jedoch nicht, das alte gichtische Leiden packte den greisen Dichter härter denn je und fesselte ihn viele Jahre lang, bis zu seinem Tode, ans Zimmer. Schöpferisch thätig war er unter diesem Drucke körperlicher Leiden nicht mehr, dagegen sichtete und sammelte er vieles, brachte, nachdem er seine sämtlichen Gedichte bereits von 1821—23 zu Dresden in drei Bänden herausgegeben hatte, eine Gesamtausgabe seiner Schriften in zwanzig Bänden (Berl. 1828—1848, neue Ausg. v. J. Minor, Stuttg. 1885) zum Abschluß, gab eine vollständige Ausgabe seiner „Gesammelten Novellen“ (Berl. 1853) heraus und ermöglichte einer großen Menge von aufstrebenden jungen Talenten durch Vorreden, Empfehlung und Ratschläge den Eintritt in die Litteratur. Trotzdem war er, als er am 28. April 1853 starb, vom großen Publikum bereits fast ganz vergessen. Es war dies eine natürliche Folge davon, daß er in keiner Periode seines langen Lebens, in keiner seiner vielen Dichtungen sich dem Ringen und Streben seines Volkes geweiht. Hätte er sich zur rechten Zeit frei gemacht von den Umarmungen der Schlegel und sich mitten in das nationale Leben gestellt, so würde er bei seiner reichen Phantasie, seiner großen Erfindungsgabe, bei seiner Fähigkeit, objektiv zu gestalten, gewiß Unvergängliches geschaffen haben.

Zuversicht.

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld.

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
Gar lustig rauscht er fort;
Hörst Du des Windes muntres Wehn?
Er braust von Ort zu Ort.

Es reist der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt übern Berg und geht ins Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und, Mensch, Du sitzest stets daheim
Und sehnst Dich nach der Fern':
Sei frisch und wandle durch den Hain,
Und sieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo Dir Dein Glücke blüht,
So geh und such es nur!
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen sein und Bangigkeit,
Ist doch der Himmel blau!
Es wechselt Freude stets mit Leid:
Dem Glücke nur vertrau.

So weit Dich schließt der Himmel ein,
Gerät der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich sein
Und finden, was es sucht.

Wonne der Einsamkeit.

O holde Einsamkeit,
O süßer Waldschatten,
Ihr grünen Wiesen, stille Matten,
Bei euch nur wohnt die Herzensfreudigkeit.

Ihr kleinen Vögelein
Sollt immer meine Gespielen sein,
Ziehende Schmetterlinge
Sind meiner Freundschaft nicht zu geringe.

Unbefangen
Zieht ihr des Himmels blaue Luft,
Der Blumen Duft
In euch mit sehnendem Verlangen,
Ihr baut euch euer kleines Haus,
Haucht in den Zweigen Gesänge aus,
Von Himmelsruhe rings umfangen.

Weit! weit!
Liegst du Welt hinab,
Ein fernes Grab.
O holde Einsamkeit!
O süße Herzensfreudigkeit!

Kommt, ihr Beengten,
Herzbedrängten!
Entfliehet, entreißt euch der Qual.
Es baut die gute Natur,
Der freundliche Himmel
Den hohen gewölbten Saal
Mit Wolken gedeckt, die grüne Flur;
Entflieht dem Getümmel!
O holde Einsamkeit!
O süße Freudigkeit!

Herbstlied.

Feldeinwärts flog ein Vögelein
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem, wunderbarem Ton:
„Ade, ich fliege nun davon,
Weit! weit!
Reis' ich noch heut."

Ich horchte auf den Feldgesang,
Mir ward so wohl, mir ward so bang:
Mit frohem Scherz, mit trüber Lust
Stieg wechselnd bald und sank die Brust:
Herz! Herz!
Brichst du vor Wonn' oder Schmerz?

Doch als ich Blätter fallen sah,
Da sagt' ich: „Ach, der Herbst ist da,
Der Sommergast, die Schwalbe, zieht,
Vielleicht zu Lieb' und Sehnsucht flieht,
Weit, weit,
Rasch mit der Zeit."

Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein,
Es sah mein thränend Angesicht
Und sang: „Die Liebe wintert nicht,
Nein! nein!
Ist und bleibt Frühlingsschein."

Friedrich von Hardenberg, oder, wie er sich als Dichter nannte, **Novalis**, wurde zu Wiederstädt im Mansfeldischen, einem Familiengute der Barone von Hardenberg, am 2. Mai 1772 geboren und zum großen Teil von

seiner Mutter, einer milden, frommen Frau, in Weißenfels erzogen. In seinen ersten Kinderjahren verriet er nur wenig Geist, von seinem neunten Jahre ab jedoch, nach einer glücklich überstandenen schweren Krankheit, entwickelte er sich in überraschender Weise und zeigte auch alsbald sein reiches Talent für die Dichtkunst. Nach in Eisleben abgeschlossenen Gymnasialstudien bezog er 1790 die Universität Jena, um sich zunächst noch eine allgemeine Bildung anzueignen, Fichte und Schelling zu hören und sich an den Schillerschen Dichtungen zu erbauen; ein Jahr später ging er nach Leipzig, wo er sich nun einem planmäßigen Berufsstudium zuwandte, der Jurisprudenz, und 1794 brachte er auf der Universität Wittenberg diese Studien zum Abschluß. Während dieser letzten Zeit machte er die Bekanntschaft Friedrich Schlegels; es scheint jedoch vorläufig noch zu keinem intimeren Freundschaftsverhältnisse gekommen zu sein, wenigstens wurde Hardenberg zunächst noch nicht in den Zauberkreis der Romantik hineingezogen, sondern kehrte mit dem lebhaften Wunsche in die Heimat zurück, sich jetzt für das praktische Geschäftsleben auszubilden. Er trat daher in Tennstädt bei Weißenfels in Thüringen unter dem Kreisamtmann Just in den kursächsischen Verwaltungsdienst und widmete sich mit allem Eifer dem gewählten Berufe. Sein reiches Gemütsleben suchte er dabei so viel wie möglich zurückzudrängen, was ihm jedoch nur kurze Zeit gelang, denn bald fiel ein Funke in sein Herz, der die „verborgene Glut zur hellen Flamme entzündete." Er lernte im Frühjahr 1795 auf dem nahen Gute Grüningen die liebreizende Sophie von Kühn kennen und ward von ihrer Schönheit, Anmut und Grazie so entzückt, daß er alsbald um ihre Hand warb und sich mit ihr verlobte. Damit begann ein inniges Liebesleben, und das machte ihn nun mit einem Schlage zum Dichter: zunächst zu einem hoffnungsfreudigen, der in eine sonnige Zukunft schaute, denn bereits lag der Weg zu seiner Karriere geebnet vor ihm, und an der Seite Sophiens durfte er des lautersten Glückes gewiß sein, bald aber zu einem von bitterem Schmerz durchschütterten, denn die geliebte Braut erkrankte an einem schweren Leiden und starb, nachdem sie in Jena noch eine längere Kur durchgemacht, am 19. März 1797.

Novalis wurde durch ihren Tod so tief gebeugt, daß er sich längere Zeit von der Gegenwart vollständig abwandte und einzig nur dem Andenken der Geliebten lebte. Er versenkte sich dabei in eine innige Frömmigkeit, in einen frommen Mystizismus und schuf in dieser Stimmung eine Reihe von religiösen Liedern und besonders die „Hymnen an die Nacht", „jene tiefsinnig schwermutsvollen Laute klagender Verzückung und inbrünstigen Schmerzes, die mit nichts zu vergleichen sind, was unsere klassische Poesie hervorgebracht hat." *) Der Mangel an Raum verbietet uns, diese Hymnen hier zum Abdruck zu bringen, dagegen teilen wir unten

*) Haym, S. 336.

eine andere kürzere „Hymne“ mit, die ebenfalls einen Blick in die seltsame Gedankenwelt gewährt, die sich der Dichter geschaffen hatte. Im Herbst 1797 bezog Novalis, wohl um wieder in das geistige Leben seiner Zeit einzutreten, die Bergakademie zu Freiberg, widmete sich unter dem berühmten Mineralogen und Geologen Werner den Naturwissenschaften und begann dabei sich langsam wieder aufzurichten. Ja, er fühlte sogar wieder das Bedürfnis, sich an ein liebend Herz anzulehnen, und als er ein solches in der feingebildeten, sanften Julie von Charpentier, der Tochter des Berghauptmanns Charpentier, fand, verlobte er sich mit ihr und blickte nun aufs neue voll Hoffnung in die Zukunft. Dabei trat jedoch das Andenken an Sophie keineswegs zurück; nach wie vor sah er zu der Verklärten in religiöser Andacht empor und verehrte sie wie eine Heilige. Ein naturphilosophischer Roman, „Die Lehrlinge von Sais“, zu dem er durch das Freiberger Leben angeregt wurde, gedieh nicht über die ersten Fragmente hinaus. Im Frühlinge 1799 kehrte er nach Weißenfels zurück, erhielt bei der kurfürstlichen Saline eine Stelle als Assessor und entwickelte nun eine sehr rege dichterische sowohl, wie amtliche Thätigkeit. Zugleich eröffnete er einen lebhaften gesellschaftlichen Verkehr mit den Romantikern, die mittlerweile im nahen Jena ihre Residenz aufgeschlagen hatten, und schloß sich besonders eng an Tieck an, den er bald schwärmerisch verehrte (siehe unten: „Was paßt, das muß sich ründen“ 2c., das ganz wahrscheinlich an Tieck gerichtet ist).

Daß den jungen Dichter die neue Lehre von der romantischen Poesie, die seinem Wesen so vollständig entsprach, in kurzer Zeit ganz und gar erfüllte, braucht wohl kaum noch besonders hervorgehoben zu werden. Seine geistlichen Lieder, die im Sommer 1799 entstanden und mit das Beste sind, was er gedichtet, atmen bereits in jedem Verse den Geist der Romantik. Wir teilen unten aus dieser Gruppe das Lied „Fern im Osten wird es helle“ mit, das sich auch durch seine Formschönheit auszeichnet. Noch weit umfassender huldigte jedoch der Dichter den neuen Grundsätzen alsbald in einem großangelegten Romane, den er im Winter 1799 auf 1800 in Artern, wohin er mittlerweile als kursächsischer Salinenbeamter versetzt worden war, zu schreiben begann, in „Heinrich von Ofterdingen.“ Angeregt dazu war er, wie Tieck zu seinem „Sternbald“, durch Goethes „Wilhelm Meister“. Aber er wollte darin nicht, wie Goethe in seinem Romane, darlegen, daß ein nach den Idealen strebender Jüngling doch schließlich, um ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden, zu prosaischer Geschäftsarbeit zu greifen brauche, sondern vielmehr ausführen, daß ein solcher Jüngling sich zum Dichter, zum Verkünder himmlischer, weltverklärender Weisheit, zum Propheten für ein ideales Weltalter herausbilden müsse. Der Held Heinrich schreitet denn auch vom Beginn des Romans an, zunächst unbewußt, nur getrieben von der mystischen Sehnsucht nach der „blauen Blume“, diesem idealen Ziele entgegen, macht einen langen Läuterungsprozeß durch, steigt aber nicht zu der in Aussicht ge-

nommenen Höhe empor — weil der Verfasser über den Anfang des zweiten Teiles seiner Arbeit nicht hinauskommt. Der Dichter hat, da er es an einer klar sich entwickelnden Handlung fehlen ließ, den Boden unter den Füßen verloren; die Dichtung ist in mystische Träumereien zerronnen, in leere Phantastereien zerflossen, und alle „Magie des Vortrages", alle „Melodie des Stiles", alle die frischen Lebensbilder, alle die eingestreuten herzerquickenden Lieder (von denen wir unten das „Bergmannslied" mitteilen), selbst das duftige Märchen von Hyazinth und Rosenblüt, können die Dichtung nicht retten. Sie geht zu Grunde, wie „Lucinde", wie „Sternbald", an der Theorie Friedrich Schlegels, daß die Hauptaufgabe der Poesie sei, Stimmungen, Empfindungen hervorzubringen, welchen Grundsatz sich Novalis weiter dahin ausbaute, daß der Dichter, um die gewünschte Stimmung zu schaffen, einem „magischen Idealismus" zu huldigen habe, daß, da das Märchen gleichsam der Kanon der Poesie sei, alles Poetische auch märchenhaft, und der Roman, der nächste Verwandte des Märchens, „gleichsam die Mythologie der Geschichte" sein müsse, und daß schließlich die ganze romantische Poetik einfach in der Kunst bestehe, auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenstand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend." Ob der Dichter diesen verderblichen Grundsätzen auch ferner treu geblieben wäre, oder ob er bei längerem Leben, wie Tieck, sich von ihnen freigemacht haben würde, ist schwer zu entscheiden, denn schon im Sommer 1800 zeigten sich bei ihm die ersten Spuren einer Lungenkrankheit, der er sodann, trotz der sorgfältigsten Pflege der Seinen und seiner Braut, am 25. März 1801 im Elternhause zu Weißenfels erlag. *) Die „Schriften" des Dichters gaben Fr. Schlegel und Ludwig Tieck 1802 zu Berlin in 2 Teilen heraus, denen 1846 Ludwig Tieck und Ed. v. Bülow noch einen dritten folgen ließen. Außerdem erschienen noch die „Gedichte" in einer besondern Ausgabe 1857 zu Berlin und, von Willibald Beyschlag herausgegeben, 1869 zu Halle.

Hymne.

Wenige wissen
Das Geheimnis der Liebe,
Fühlen Unersättlichkeit
Und ewigen Durst.

Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Ist den irdischen Sinnen Rätsel;
Aber wer jemals

*) Vergl. die Lebensskizze von Ludwig Tieck im 1. Bande der „Schriften" und die von Just im 3., ferner die Charakteristik des Dichters von W. Dilthey in den Preuß. Jahrbüchern 1865, Bd. XV, S. 596 ff., sodann: Fr. v. Hardenberg, Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs. Gotha 1873, und Raich, Novalis' Briefw. mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Karoline Schlegel. Mainz 1880. In dem letztgenannten Buche giebt endlich auch ein Brief Hardenbergs an A. W. Schlegel vom 24. Febr. 1798 Aufschluß über die so lange streitige Herkunft des Pseudonyms Novalis. Hardenberg bittet dort für seine „Fragmente" im Athenäum um die Unterschrift „Novalis", „welcher Name ein alter Geschlechtsname von mir ist, und nicht ganz unpassend."

Von heißen, geliebten Lippen
Atem des Lebens sog,
Wem heilige Glut
In zitternde Wellen das Herz schmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,
Wird essen von seinem Leibe
Und trinken von seinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdischen Leibes
Hohen Sinn erraten?
Wer kann sagen,
Daß er das Blut versteht?
Einst ist alles Leib,
Ein Leib,
In himmlischem Blute
Schwimmt das selige Paar. —

O, daß das Weltmeer
Schon errötete
Und in duftiges Fleisch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das süße Mahl,
Nie sättigt die Liebe sich;
Nicht innig, nicht eigen genug
Kann sie haben den Geliebten.
Von immer zärteren Lippen
Verwandelt, wird das Genossene
Inniglicher und näher.
Heißere Wollust
Durchbebt die Seele,
Durstiger und hungriger
Wird das Herz,
Und so währet der Liebe Genuß
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Hätten die Nüchternen
Einmal gekostet,
Alles verließen sie,
Und setzten sich zu uns
An den Tisch der Sehnsucht,
Der nie leer wird.
Sie erkennten der Liebe
Unendliche Fülle,
Und priesen die Nahrung
Von Leib und Blut.

(An Tieck.)

Was paßt, das muß sich ründen,
Was sich versteht, sich finden,
Was gut ist, sich verbinden,
Was liebt, zusammen sein;
Was hindert, muß entweichen,
Was krumm ist, muß sich gleichen,
Was fern ist, sich erreichen,
Was keimt, das muß gedeihn.

Gieb treulich mir die Hände,
Sei Bruder mir und wende
Den Blick vor deinem Ende
Nicht wieder weg von mir.
Ein Tempel, wo wir knieen,
Ein Ort, wohin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Himmel mir und dir!

Fern im Osten wird es helle.

Fern im Osten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle
Einen langen, tiefen Trunk!
Alter Sehnsucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung!

Endlich kommt zur Erde nieder
Aller Himmel sel'ges Kind;
Schaffend im Gesang weht wieder
Um die Erde Lebenswind,
Weht zu neuen, ewig lichten Flammen
Längst verstiebte Funken hier zusammen.

Überall entspringt aus Grüften
Neues Leben, neues Blut;
Ew'gen Frieden uns zu stiften
Taucht er in die Lebensflut,
Steht mit vollen Händen in der Mitte,
Liebevoll gewärtig jeder Bitte.

Lasse seine milden Blicke
Tief in deine Seele gehn,
Und von seinem ew'gen Glücke
Sollst du dich ergriffen sehn.
Alle Herzen, Geister und die Sinnen
Werden einen neuen Tanz beginnen.

Greife dreist nach seinen Händen,
Präge dir sein Antlitz ein;
Mußt dich immer nach ihm wenden,
Blüte nach dem Sonnenschein;
Wirst du nur das ganze Herz ihm zeigen,
Bleibt er wie ein treues Herz dir eigen.

Unser ist sie nun geworden,
Gottheit, die uns oft erschreckt,
Hat im Süden und im Norden
Himmelskeime rasch geweckt;
Und so laßt im vollen Gottesgarten
Treu uns jede Knosp' und Blüte warten.

Bergmannslied.

Aus Heinrich von Ofterdingen.

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schoß vergißt,

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie seine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und scheut nicht Fleiß noch Plage;
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
Der längst verfloss'nen Zeit
Ist sie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn sein Angesicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
Hilfreich den Berg hinauf;
Und alle Felsenschlösser
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch frägt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

Nach Tiecks und Hardenbergs Auftreten erweiterte sich der Kreis der Romantiker schnell und erheblich; von Nord- und Süddeutschland reihten sich junge Talente ein und brachten in kurzer Zeit eine große Mannigfaltigkeit in die Bestrebungen. Zu wirklicher Bedeutung gelangten jedoch nur Clemens Brentano, Achim von Arnim und Heinrich von Kleist; die große Schar der übrigen trug hauptsächlich nur dazu bei, durch weitgehendste Anwendung der Schlegelschen

Grundsätze die Schule mehr und mehr in Mißkredit zu bringen, so daß A. W. Schlegel alsbald mit Recht über „das Elend mit den Nachahmern" klagen durfte.

Brentano und Arnim werden meist zusammen genannt, weil sie beim Beginn ihrer litterarischen Laufbahn gemeinsam ein für unsere Litteratur höchst wichtiges und wertvolles Werk, „des Knaben Wunderhorn," herausgaben, dennoch sind sie zwei vollständig verschiedene Naturen, die auch zu ganz verschiedenen Endresultaten gelangten.

Clemens Brentano ist der Romantiker in der höchsten Potenz und darum auch derjenige Dichter der Schule, an dem sich die beleidigte Muse am bittersten rächte. Er wurde am 8. September 1778 im Hause seiner Großmutter Sophie von La Roche, der bekannten Freundin Wielands, zu Thal-Ehrenbreitstein geboren und von seinem Vater, einem reichen Handelsherrn zu Frankfurt a. M., für den Kaufmannsstand bestimmt. Der aufgezwungene Beruf sagte ihm jedoch keineswegs zu, er gab ihn daher auch schon 1797 wieder auf und bezog die Universität Jena. Damit geriet er sofort mitten unter die Romantiker und wurde auch schnell ein begeisterter Anhänger ihrer Lehre, ja, er trat sogar sehr bald direkt in die Fußstapfen Friedrich Schlegels und schrieb, indem er sich die „Lucinde" zum Muster nahm, unter dem Pseudonym Maria den „verwilderten" Roman „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter" (2 Bde. Bremen 1801 und 2), in welchem er, ganz wie Schlegel, in unbefangener Lebendigkeit seine erotischen Erlebnisse erzählte. Schon hier bewies er jedoch, daß er über einen weit größeren Reichtum von lyrischen Empfindungen gebiete, als der Verfasser der „Lucinde", und daß er auch die Fähigkeit besitze, diesen Empfindungen in dichterischer Form Ausdruck zu verleihen. Verschiedene in den Roman eingestreute Lieder im Volkston dürfen geradezu meisterhaft genannt werden. Wir teilen unten nur „Zu Bacharach am Rheine" mit, das auch noch von litterargeschichtlichem Werte ist, denn es wurde der Ausgangspunkt der Sage von der Loreley. Bald nach Vollendung des Romans versuchte er sich auch im Drama und schrieb das Lustspiel „Ponce de Leon" (erst 1804 in Göttingen ersch.), das jedoch ganz verworren und auch nicht im geringsten bühnengerecht ist. Es ging daher vollständig spurlos vorüber, während von den verschiedenen eingelegten Liedern das von Luise Reichardt sehr gefällig komponierte „Nach Sevilla, nach Sevilla!" (siehe unten) schnell populär und dann Jahrzehnte hindurch gesungen wurde. Im Sommer 1800 verließ Brentano Jena wieder und gefiel sich nun mehrere Jahre lang als fahrender Sänger. Sein reiches Talent müsse ihn dabei, so meinte er, gar bald zum berühmten Dichter machen, den man überall, wo er sich nur zeige, feiern und mit dem Lorbeer schmücken werde. Daß die Götter vor den Ruhm den Schweiß setzten, kam ihm nicht bei, er glaubte spielend und tändelnd erreichen zu können, was andere sich nur durch strenge Arbeit erwarben. So erschien er bald am Rhein, bald in Mittel-Deutschland,

bald in Böhmen, bald in Österreich und erregte stets sowohl durch seine eigenartige südländische Schönheit, wie durch seine klangvolle Stimme, mit der er seine Lieder vortrug, Interesse. Auch durch seine gesellschaftlichen Talente, besonders durch sprühenden Witz, wußte er anzuziehen und sich hauptsächlich in Damenkreisen beliebt zu machen.

Erst 1803 schloß Brentano dieses Troubadourleben ab und verheiratete sich mit Sophie Mereau (geb. 1761), deren Liebe er schon in Jena gewonnen, und die sich mittlerweile von ihrem Manne, dem Professor F. E. K. Mereau, hatte scheiden lassen. Er ließ sich zunächst in Marburg nieder, wo er die Erzählung „Chronika eines fahrenden Schülers" begann, angeregt durch die Lektüre der alten Limburger Chronik. Leider kam er aber nicht über den ersten Teil, die Jugendgeschichte der schönen Laurenburger Els, hinaus, was um so mehr zu bedauern ist, da er den innigen, treuherzigen Ton für diese Erzählung aufs glücklichste traf. Im Druck erschien das Fragment erst 1818 in Fr. Försters Sammelwerk „Die Sängerfahrt". In jüngster Zeit wurde die Dichtung mit vielem Geschick von A. v. d. Elbe fortgesetzt und vollendet (Heidelb. 1880). Wir teilen unten das in die Erzählung eingeflochtene tiefgemütvolle Nachtlied der schönen Laurenburger Els mit. — Brentano brach die Arbeit im Frühjahr 1804 ab, weil er nach Heidelberg übersiedelte, um dort den täglichen persönlichen Umgang mit seinem Freunde Arnim zu genießen und mit demselben die schon erwähnte Sammlung alter deutscher Lieder unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn" herauszugeben. Der erste Band davon erschien in Heidelberg 1806, der zweite ebendaselbst 1808. Die Dichter erschlossen dadurch einen Born, aus dem nun ein Quell von erquickendster Frische hervorsprudelte. „Das Wunderhorn ist unser allernationalstes Buch," sagt Grisebach (D. deutsche Litteratur seit 1770, Stuttg. 1877, Seite 233). „Hier wird das Evangelium der echten Poesie verkündet, das Evangelium, daß nicht eine abstrakte Schönheit, ein nie und nirgends sich begebendes Ideal Motiv und Inhalt der Kunst sei, sondern daß sie überall der Spiegel dieser Welt, der Wirklichkeit, einer bestimmten Nation sei. Die erhabensten Züge des deutschen Geistes sind daher in diesen Liedern ebenso festgehalten, wie die düstersten Irrwege der Leidenschaft darin beleuchtet werden. Nationallaster und Nationaltugenden zeigen sich hier, das Reine und Unreine wird mit gleicher Naivetät dargestellt, heidnische Weltlust wechselt mit den süßesten Inspirationen des Christentums. Das Buch ist eine ganze Welt für sich allein, wie Homer, Cervantes und Shakespeare." Die Wirkung, welche das Buch hervorbrachte, war eine ganz eminente; sie ging weit über diejenige hinaus, welche Brentano und Arnim erstrebt hatten. Die schlichten, gemütvollen Lieder brachten nicht nur eine neue Lebenswärme in die Lyrik der Gegenwart, sondern sie regten auch zu weiteren Studien der deutschen Volkspoesie an, veranlaßten eifrige Forscher, noch weiter hinabzusteigen in den geöffneten Schacht und dort die Schätze der althochdeutschen

Litteratur zu heben, von denen man bisher keine Ahnung gehabt hatte. Neben dem „Wunderhorn“ gaben die Freunde auch noch eine „Zeitung für Einsiedler“ heraus, die aber bald wieder einging. Zur Ausführung weiterer Pläne kam es leider nicht mehr, denn Brentano hatte im Herbst 1806 das Unglück, seine geliebte Frau durch den Tod zu verlieren, wodurch er wieder allen Halt und alle Beständigkeit verlor. Er verließ Heidelberg und lebte nun unstät bald hier bald dort, glänzte hier durch eine geistvolle Improvisation, dort durch ein phantastisches, grausiges Märchen, das er am liebsten in der Dämmerstunde oder bei Mondenschein erzählte, kam dabei aber nur höchst selten zu ernsteren Arbeiten. Wir können nur eine einzige Erzählung anführen, die in jenen Jahren, etwa um 1808, entstand, die „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl“, die manchen Zug rührender Naivetät enthält, aber doch schließlich ihres fatalistischen Aberglaubens wegen abstößt. Nachdem er noch eine höchst unerquickliche Liebesepisode mit einer jungen Frankfurterin, Auguste Busmann, durchgemacht, sie entführt, sich mit ihr verheiratet und sich dann bald wieder von ihr hatte scheiden lassen, ging er 1810 nach Berlin und begann hier seine seit lange geplanten „Romanzen vom Rosenkranze“ auszuarbeiten, die aber niemals vollendet worden sind. Er selbst schrieb in jener Zeit über die Dichtung: „Es ist nicht dieses Lied selbst, das ich liebe, es ist die fata morgana über meinem versunkenen irdischen Paradiese, das Nest eines verbrannten, aber nicht wieder erstandenen Phönixes, in dessen Asche blasend ich diese Gestalten gesehen habe.“ Sechzehn Jahre später, als man ihn anging, das Werk zum Abschluß zu bringen, schrieb er: „Die Romanzen vom Rosenkranz! ..... Der halb zwischen Pomeranzen, Apfelsinen und dergleichen in Thränen gepökelte, verschimmelte Wechselbalg der melancholisch funkelnden Phantasie und des zerrissenen Herzens. Was soll ich um Himmels willen mit diesen geschminkten, duftenden Toilettensünden unchristlicher Jugend anfangen? Das ist eine wahrhaft liebliche und darum um so ängstlichere Totenerscheinung! Ich habe keinen Zusammenhang mehr mit diesen Dingen, als das tragische Gefühl aller Vergeblichkeit, und eine leise Beschämung, daß ich, hineinblickend, so vieles Seichte und Ungründliche darin finde, welches das Kolorit, die interessante Stimme und überhaupt der ganze Syrenosyropismus des Dichters nicht für ihn selbst verbergen kann.“ — In Wahrheit enthalten die 15 vollendeten Romanzen verschiedene Stellen von hoher Schönheit, daneben freilich auch viel Unklares, Phantastisches und Abstoßendes, auf keinen Fall verdienen sie aber, so frivol verurteilt zu werden, wie durch den Dichter selbst geschehen ist. Die unruhvolle Zeit der Befreiungskriege verlebte Brentano im neutralen Prag, wo er auch das historisch-romantische Drama „Die Gründung Prags“ (Pest 1815) schrieb, von dem er sich viel versprach, und das er hoch über die Schillerschen Stücke stellte, in dem aber weder ein dramatischer Konflikt, noch überhaupt dramatisches Leben zu finden ist. Nach

dem Schluß des Krieges wandte sich der Dichter nach Berlin zurück, um seinen gesellschaftlichen Verkehr von ehedem wieder aufzunehmen, allein er war mittlerweile, ohne daß er es wohl selbst gemerkt hatte, ein anderer geworden; die Reue über sein bisheriges Leben, über den Leichtsinn, mit dem er sein reiches Talent vergeudet, war über ihn gekommen, und tief melancholisch zog er sich von allen Vergnügungen und Zerstreuungen zurück. Dadurch wurde er aber nur immer noch düsterer, und bald kam er sich — nach seinen eigenen Worten — vor wie ein dumpfer, toter Mensch, der, erstarrt gegen Gott und geekelt gegen die Welt, ohne Lust am Bösen und Guten, verzweifelnd an sich selbst, ratlos in dunkler Traumöde stand. Da, in dieser Gemütsverfassung, machte er die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, Luise Hensel, der Dichterin des bekannten lieblichen Kinderliedes „Müde bin ich, geh' zur Ruh'", und fühlte sich von ihrer Sanftmut und ihrem zarten, milden Sinn so wohlthuend berührt, daß er bald nur noch in ihrer Nähe glaubte leben zu können. Er bot ihr daher seine Hand an und bat sie leidenschaftlich, ihn glücklich zu machen, sie aber bedeutete ihn, daß er mit seinen ergrauenden Locken vergeblich nochmals das Glück zu erringen suche; nicht nach dem Glück, sondern nach dem Frieden solle er streben, und diesen könne er auch noch erringen durch die Heilsmittel seiner Kirche. Er zuckte zusammen, als er diese Abweisung vernahm. „Vergeblich!" rief er aus. „Kennst du dieses schreckliche Wort? Es ist die Überschrift meines ganzen Lebens; es brennt mir auf der Stirne äußerlich wie im Hirne innerlich; all mein Denken, Thun und Leiden, mein unendliches Leiden war vergeblich." Aber er folgte ihrer Weisung, ging zur Beichte und wandte sich dann, nachdem er noch mit ihr gemeinsam Spees „Trutz-Nachtigall" herausgegeben, im Jahre 1818 nach Dülmen, wo er „in frommem Wahnsinn" die Betrachtungen, Ahndungen und Gefühle der mit den Wundenmalen des Herrn gezeichneten Nonne Emmerich in 14 Bänden niederschrieb. Nach dem Tode der Nonne 1824 ging er erst nach Koblenz, dann nach Regensburg und zuletzt nach München, wo er sich langsam wieder den Interessen des Tages zuwendete und auch noch die Umarbeitung eines phantastischen Tiermärchens „Gockel, Hinkel und Gackeleia", das er bereits in Berlin geschrieben, unternahm. Das Büchlein erschien sodann 1838 in Frankfurt. Er sucht darin zu beweisen, daß die christliche Liebesthätigkeit und eine fromme, fröhliche Kindlichkeit über allen Reichtum der Welt gehen, bietet auch manche heitere und gemütvolle Scene, verstimmt aber auch eben so oft durch kindische und läppische Späße, ermüdende Breite und rücksichtslose Willkür. Von den Freunden des Dichters ist das Märchen bedeutend überschätzt worden. Weitere Märchen, die er noch gesammelt, aber nur sehr nachlässig aufgeschrieben, „sehr obenhin gesudelt", wie er selbst sagt, gab Görres, wahrscheinlich stark durchkorrigiert, erst nach seinem Tode in Stuttgart 1847 heraus. Bald nach dem Erscheinen des Gockel-Märchens begann

Brentano zu kränkeln, eine Blutzersetzung trat ein, und schließlich bildete sich die Wassersucht heraus, an der er zu Aschaffenburg im Hause seines Bruders Christian, wohin er sich zur Pflege begeben hatte, am 28. Juli 1842 starb. Seine „Gesammelten Schriften" erschienen erst 1852—1854 in 9 Bänden zu Frankfurt; eine Auswahl seiner „Gedichte" wurde ebendaselbst 1854 und von Julius Eckardt zu Berlin 1874 herausgegeben.

Zu Bacharach am Rheine.

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt' eine Zauberin,
Sie war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin

Und brachte viel zu Schanden
Der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr.

Der Bischof ließ sie laden
Vor geistliche Gewalt
Und mußte sie begnaden,
So schön war ihre Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret:
„Du arme Loreley,
Wer hat dich denn verführet
Zu böser Zauberei?"

Herr Bischof, laßt mich sterben,
Ich bin des Lebens müd',
Weil jeder muß verderben,
Der mir ins Auge sieht.

Meine Augen sind zwei Flammen,
Mein Arm ein Zauberstab!
O legt mich in die Flammen,
O brechet mir den Stab!

„Ich kann dich nicht verdammen,
Bis du mir erst bekennt,
Warum in diesen Flammen
Mein eigen Herze brennt."

Nach Sevilla, nach Sevilla!

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die hohen Prachtgebäude
In den breiten Straßen stehen,
Aus den Fenstern reiche Leute,
Schöngeputzte Frauen sehen,
Dahin sehnt mein Herz sich nicht.

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die letzten Häuser stehen,
Sich die Nachbarn freundlich grüßen,
Mädchen aus dem Fenster sehen,
Ihre Blumen zu begießen,
Ach, da sehnt mein Herz sich hin!

In Sevilla, in Sevilla
Weiß ich wo ein reines Stübchen,
Helle Küche, stille Kammer,
In dem Hause wohnt mein Liebchen,
Und am Pförtchen glänzt ein Hammer,
Poch' ich, macht die Jungfrau auf!

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Hin zu ihr, der Heißgeliebten!
Hin muß ich, zu ihren Füßen,
Sie zu sehen, sie zu sprechen,
Sie zu herzen, sie zu küssen,
Dahin sehnt mein Herz sich sehr!

Nachtlied der Laurenburger Els.

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall.
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing' und kann nicht weinen
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
So lang' der Mond mag scheinen.

Als wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall!
Nun martert mich ihr Schall,
Da du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen,
Denk' ich wohl dein allein;
Mein Herz ist klar und rein, —
Gott wolle uns vereinen.

Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall;
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen!
Hier spinn' ich so allein;
Der Mond scheint klar und rein;
Ich sing' und möchte weinen.

In **Ludwig Achim von Arnim** tritt uns der ernste Norddeutsche entgegen, den die Sirene Romantik in ihren Zaubergarten hineinlockt, der sich aber zeitlebens darin nicht wohl und heimisch fühlt und immer aufs neue versucht, aus diesen Irrgängen wieder hinaus ins Freie zu gelangen, freilich ohne jemals den Ausgang zu finden. Achim von Arnim wurde am 26. Januar 1781 zu Berlin geboren, widmete sich in Halle und Göttingen dem Studium der Medizin und der Naturwissenschaften und gab bereits in seinem achtzehnten Jahre eine gelehrte Abhandlung über die elektrischen Erscheinungen heraus. Alsdann unternahm er verschiedene Reisen durch Deutschland und wandte dabei sein Hauptinteresse der Volkspoesie zu. Er sammelte, teils aus mündlichen Überlieferungen, teils in fliegenden Blättern, die Lieder, welche das Volk sang, und gab sie sodann, als er sich zu längerem Aufenthalte 1806 in Heidelberg niederließ, mit seinem Freunde Brentano, der sich mittlerweile ebenfalls mit dem Volksliede beschäftigt hatte, unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn" heraus. Wir haben das Werk bereits Seite 80 ausführlich besprochen. 1811 vermählte er sich mit der Schwester Brentanos, Elisabeth Brentano, gewöhnlich Bettina genannt, und lebte nun größtenteils auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme in der Mittelmark, wo er auch am 21. Januar 1831 plötzlich durch einen tödlichen Nervenschlag aus einem glücklichen und behaglichen Familienleben herausgerissen wurde.

Der Hauptschwerpunkt bei Arnim liegt in seinen Romanen und Novellen; seiner Lyrik gebricht es an Wärme, Innigkeit und Ursprünglichkeit. Wir teilen daher unten auch nur das „Gebet" aus dem Roman „Die Kronenwächter" und „Ermunterung" mit. Die Reihe seiner Prosadichtungen eröffnet der Roman „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores; eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein aufgeschrieben"

(2 Tle. Berl. 1810). Das Hin- und Herschwanken des Verfassers zwischen romantischen Phantastereien und realistischen Schilderungen ist hier am auffälligsten und seltsamsten. Kaum sind wir einmal in eine lebensvolle, klar sich entwickelnde Scene eingeführt, so hebt auch die Romantik schon ihren Zauberstab, und alles zerfließt wieder in Gespensterkram und Dunst. Dann scheucht der Dichter die Unholde wieder zurück, es geht eine kurze Weile alles ganz hübsch vernünftig zu, und wir fangen schon an uns wohl zu fühlen — da bricht abermals der Koboldlärm los, wir wissen nicht mehr, ob wir träumen oder wachen, und schließlich schlagen wir verwirrt und unwillig das Buch zu. Der Inhalt ist kurz folgender: ein deutscher Minister, der in Ungnade gefallen ist, flieht vor seinen Gläubigern nach Indien und läßt seine Familie in Dürftigkeit zurück. Seiner Gemahlin bricht darüber das Herz, aber die beiden Töchter Clelia und Dolores finden sich leidlich in die neue Situation hinein; sie richten sich in dem alten, öden Familienschlosse, in dem einst die feinste Gesellschaft verkehrte, und das nun mehr und mehr verfällt, so gut als thunlich ein und verheiraten sich alsbald beide standesgemäß. Die fromme Clelia führt ein sizilianischer Herzog heim, und die kokette, leichtfertige Dolores ein Graf Karl. Diesen Grafen Karl stattet der Dichter mit allen ritterlichen Tugenden aus, aber er läßt ihn zunächst nicht des Familienglückes teilhaftig werden, das er verdient. Schon nach kurzer Zeit tritt zwischen ihm und Dolores eine Disharmonie ein, und als er sich einmal eines Tages auf sein Landgut begiebt und Dolores allein in der Stadt läßt, wird diese ihm sogar untreu. Der Verführer aber, der sich bei ihr als ein eleganter Marchese eingeführt, ist kein anderer, als ihr Schwager, der seine hohe Bildung nur dazu anwendet, auf die raffinierteste Weise zu genießen. Bald nach der Schandthat reist er ab, und Dolores gesteht ihrem Gemahl im Schlafe ihr Verbrechen. Infolge dessen wird der Graf von tiefer Schwermut ergriffen, er giebt Dolores ein Gewehr in die Hand, welches diese, ohne zu wissen, daß es geladen ist, auf ihren Gatten abdrückt; er wird aber nicht zum Tode getroffen, sondern nur schwer verwundet. Die schreckliche Katastrophe weckt jedoch in der Ungetreuen das Gefühl der Schuld, und sie unternimmt eine Wallfahrt nach einem Muttergottesbilde, und da sich auch ihr Gatte nach dem Bilde begeben, so treffen und versöhnen sich die Eheleute vor demselben. Sie siedeln nach Sizilien zu Clelia über, deren Gatte mittlerweile gestorben ist, und leben noch lange in glücklichster Harmonie. Damit würde ein gewöhnlicher Dichter geschlossen haben, allein ein romantischer durfte so trivial nicht Abschied nehmen, er mußte noch ein Brillantfeuerwerk mit bengalischen Flammen losbrennen. Der geflohene Minister kehrt daher eines Abends als reicher Mann aus Indien zurück, bringt aber auch eine Indierin als seine Gemahlin mit und wird nun aufs peinlichste überrascht, als ihn am Portale des Schlosses seine erste Frau (obgleich sie, wie wir wissen, seit Jahren

tot ist) mit seinen Kindern empfängt. Die kluge Frau weiß jedoch sofort Rat; sie eröffnet ihm, daß auch sie sich mittlerweile wieder vermählt habe, und stellt ihm dabei den neben ihr stehenden Mann der Clelia (der zwar auch schon seit längerer Zeit verstorben ist) als ihren Gatten vor. Nach und nach wird die Gesellschaft immer unheimlicher, auch dem Minister beginnt es zu gruseln, er macht sich heimlich davon, es schlägt ein Uhr — und im Nu sind alle Gespenster verschwunden. Die Bauern der Umgegend aber, aufgeregt durch den Spuk, zünden am andern Morgen das alte Schloß an allen Ecken an und bringen dadurch die Geschichte endlich zum vollständigen Abschluß. — Man sieht schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe, bei der übrigens noch viel nebensächlicher Spukkram unerwähnt blieb, wie schlimm der Verfasser durch die Schlegelsche Lehre beraten war. Sein reiches Talent sprengt zwar wiederholt die Fesseln, und dann sind wir entzückt von den feinsinnigen Einzelschilderungen, den geistvollen Charakteristiken, aber nur zu bald senkt sich auch wieder die bleigraue Wolke der Romantik hernieder, und unsere Grundstimmung bleibt schließlich Mißbehagen. Das empfanden auch schon die Zeitgenossen, und Goethe, der doch sonst mißbilligende Äußerungen in Betreff der Romantiker geflissentlich vermied, sagte kopfschüttelnd: „Ich muß mich wirklich zurückhalten, um nicht gegen Arnim, der mir seine Dolores schickte, und den ich recht lieb habe, grob zu werden. Wenn ich einen verlorenen Sohn hätte, so wollte ich lieber, er hätte sich von der B. bis zum Schweinekoben verirrt, als daß er sich in den Narrenwust dieser letzten Tage verfinge, denn ich fürchte sehr, aus dieser Hölle ist keine Erlösung.“ Daß dem so war, bewies Arnim bald Schritt für Schritt. Zunächst in seinem zweiten Romane „Die schöne Isabella von Ägypten, Kaiser Karls V. erste Jugendliebe“ (Berl. 1811) und in dem „verwilderten“ Drama „Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabenteuer“ (Heidelb. 1811), wo er mit Alraunen, Wünschelruten, Gespenstern, Hexen, Vampyren, dem ewigen Juden ꝛc. ꝛc. wohl den tollsten Spuk treibt, zu dem sich die Romantiker verirrten, dann in seinen Schauspielen „Jans erster und zweiter Dienst“, „Das Loch oder das wiedergefundene Paradies“, Jemand und Niemand“, „Glinde, der Bürgermeister von Stettin“, „Der Auerhahn“, „Die Gleichen“ ꝛc., in denen in grellem Wechsel bald der Possenreißer die Pritsche schwingt, bald ein unerbittliches Schicksal grausig wütet, ohne daß es dem Dichter gelänge, uns dort zu erheitern oder hier zu erschüttern, und endlich in seinen Novellen und seinem letzten, unvollendet gebliebenen Romane „Die Kronenwächter“. Doch gelang es ihm bei diesen letzten Werken, den romantischen Einfluß bis auf einen gewissen Grad zurückzudrängen, so daß man besonders die Novelle „Der tolle Invalide auf Fort Ratonneau,“ wenn man sich durch den fatalistischen Zug nicht stören läßt, noch heute mit Genuß lesen, an dem glücklichen Humor desselben sich erquicken und an ihren prächtigen realistischen Schilderungen sich erfreuen kann. Das Gleiche würde, vielleicht noch

in erhöhtem Maße, auch bei den „Kronenwächtern“ der Fall gewesen sein, wenn es dem Dichter vergönnt gewesen wäre, sein Werk zu Ende zu führen. Er beabsichtigte darin ein Gesamtbild der deutschen Kultur vor und während der Reformation zu geben und hatte die umfassendsten Studien dazu gemacht, auch mit dem ersten Teile, „Bertholds erstes und zweites Leben“ (Berl. 1817), den er mit vielen reizvollen kulturhistorischen Bildern ausgestattet, den Leser sehr glücklich eingeführt, weshalb es tief zu bedauern ist, daß ihm der Tod mitten in der Arbeit am zweiten Teile die Feder aus der Hand nahm. Seine „Sämtlichen Werke“, bevorwortet von Wilhelm Grimm, sind in zwei Ausgaben (Berl. 1839 und Berl. 1853—59) und zwanzig Bänden von seiner Gemahlin Bettina von Arnim herausgegeben worden.

Gebet.

Gieb Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich dich, Herr der Erde, thue kund,
Gesundheit gieb bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Mut;
Gieb Kinder mir, die aller Mühe wert,
Verscheuch die Feinde von dem trauten Herd;
Gieb Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel schenk dem abschiedschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt.

Ermunterung.

Thue doch die Augen auf,
Liebe Seele, aus dem Überdrusse!
Sieh den Fluß im schnellen Lauf,
Sieh der Wolken ruhend Bild im Flusse,
Steht das fest und kann nicht mit verfließen,
O so bleibt auch ruhiges Genießen,
Stehet überm Strom der flücht'gen Zeit,
Schafft sich träumend eine Ewigkeit.

Weinet auch die Rebe heut —
Sie muß grünen, blühen, Früchte tragen;
Laß der Knospe Heimlichkeit
Vor dem hellen Lichte anfangs zagen —
Daß sie aufbricht, möcht' das Herz ihr brechen;
Doch sie wird sich bald im Glanze rächen.
Wie's ihr geht, so ging's zu aller Welt;
Liebe Seele, sei zur Lust gesellt!

Wenden wir uns nach den Brentano und Arnim nun zu **Heinrich von Kleist**, um mit ihm die Reihe der Romantiker von Bedeutung zu schließen, so liegt es uns dabei doch fern, diesen Dichter so ganz ohne weiteres, ohne jede Einschränkung zu den Mitgliedern der Schule zu zählen. Er steht durchaus nicht Schulter an Schulter neben Arnim oder wohl gar Brentano, auch seine Verwandtschaft mit Tieck ist eine viel weitläufigere, als man etwa nach der Pietät, mit der dieser seine Werke herausgegeben hat, annehmen könnte. „Weder die Lehre von der Universalität,“ sagt sein Biograph Wilbrandt, „noch der Kultus der romanischen Poesie, am wenigsten Spekulation und Religion vertrugen sich mit seiner künstlerischen Persönlichkeit.“ Dennoch darf der Dichter bei den Romantikern seine Stelle erhalten, hauptsächlich weil er sich nicht, wie

Goethe und Schiller, in den Bann der Antike stellte, und weil er ebenso, wie die Tieck, Brentano, Arnim u. a., in der Verherrlichung der ruhmvollen deutschen Vergangenheit seine vornehmste Aufgabe sah. Sein größtes künstlerisches Können entfaltete er dabei in der Charakteristik, in der außerordentlich scharfen, lebenswahren Zeichnung des Einzelnen sowohl, wie in der wirksamen Gruppierung lebhaft kontrastierender Charaktere. Bei dem steten Bestreben, so bestimmt und eigenartig wie möglich zu zeichnen, kommt er dann freilich über die engbegrenzte Individualität nicht hinaus, dabei bewahrt er sich aber auch vor der flachen heroischen Idealgestalt. Auch in der Sprache sucht er charakteristisch und originell zu sein, weshalb seine Diktion weit entfernt ist von dem Schillerschen Glanz und Pathos. Es war ihm daher bei der ganzen Richtung seines Strebens auch nicht darum zu thun, geschichtliche Vorgänge in dramatischer Form darzustellen, sondern den einzelnen Menschen in seinem Konflikte mit den Verhältnissen, Einrichtungen und Satzungen der menschlichen Gesellschaft zu schildern. Sein hohes Vorbild war dabei Shakespeare, dessen Einfluß sich in jedem seiner Dramen nachweisen läßt.*) Nur in seinem Erstlingswerke, dem „Guiskard", wollte er den idealen Stil des Schillerschen Dramas mit dem realistischen des Shakespeareschen verbinden, was ihm aber nicht gelang. Kleist beabsichtigte also, einen Schritt über Goethe und Schiller hinaus zu thun, das deutsche realistische Charakterdrama zu schaffen, er ist jedoch über den Versuch nicht hinausgekommen, selbst seine reifste Schöpfung, der „Prinz von Homburg", ist kein vollendetes Kunstwerk. Sein unablässiges Bemühen scheiterte hauptsächlich an der Ungunst der Zeit, den unglücklichen, unruhvollen politischen Verhältnissen, unter denen ihm ein ruhiges Zusammenfassen seiner dichterischen Kraft nicht möglich war, und an der vollständigen Abweisung, welche ihm von seiten des Theaters widerfuhr, das seine vaterländischen Dramen unter der Fremdherrschaft nicht zu bieten wagte.

Der Schaffensdrang in Kleist regte sich erst spät, was wohl zum großen Teil eine Folge seiner einseitigen Erziehung war. Er wurde als ein Sprößling jenes altmärkischen Adelsgeschlechtes, dem bereits Ewald von Kleist, der gefeierte Sänger des „Frühlings", angehört hatte, am 18. Okt. 1777 zu Frankfurt an der Oder als der Sohn eines preußischen Offiziers geboren**), empfing seine

*) Vergl. C. C. Hense, Shakespeare. Untersuchungen und Studien. Halle 1884. S. 287 u. ff.

**) Bis vor kurzem noch wurde allgemein der 10. Okt. 1776 als das Geburtsdatum Kleists angegeben, durch das Garnisonskirchenbuch zu Frankfurt a. O. ist jedoch erwiesen worden, daß der Dichter erst am 18. Okt. 1777 geboren wurde. — Im übrigen vergl.: Ad. Wilbrandt, Heinrich von Kleist, Nördl. 1863; Otto Brahm, Heinrich von Kleist, Berl. 1885; Th. Zolling, Heinrich von Kleist in der Schweiz, Stuttg. 1882; K. Siegen, Heinrich von Kleist und der zerbrochene Krug, Sondersh. 1879; H. v. Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike, herausgeg. v. A. Koberstein, Berl. 1860; H. v. Kleists Briefe an seine Braut, herausg. v. Karl Biedermann, Bresl. 1884.

Bildung im Kadettenhause zu Berlin und trat, der Tradition seiner Familie folgend, 1792 in die preußische Armee. Bald avancierte er zum Fähnrich, machte als Junker den Rheinfeldzug mit und scheint an dem bunten dramatischen Kriegsleben mit Interesse teilgenommen zu haben. Nach der Rückkehr in die Garnison jedoch, bei dem eintönigen Gamaschendienste, drängte sich ihm bald die Überzeugung auf, daß ein solcher Wirkungskreis ihm niemals genügen könne. Aber „sein ernsthafter, nach innen gekehrter Geist ging über die poetische Grundstimmung seiner Seele noch ahnungslos hinweg und sah nur nach dem ehrwürdigen Antlitz der Wissenschaft, die ihn aus seiner militärischen Knechtschaft und seiner Unwissenheit erlösen sollte." Er bezog daher 1799 die Universität seiner Vaterstadt und warf sich mit Eifer auf das Studium der Rechtswissenschaft und der Kantschen Philosophie. Beides fesselte ihn jedoch nur kurze Zeit, und auch eine amtliche Stellung im Ministerium des Innern zu Berlin, in die er zwei Jahre später eintrat, befriedigte ihn nicht. Überall stieß er auf enge Schranken, überall schlug ihm der Zopf ins Gesicht, überall lächelte bornierter Hochmut über seinen Gedankenflug. Infolgedessen bildete sich mehr und mehr eine tiefe Verstimmung in ihm heraus, bemächtigte sich seiner eine krankhafte Unruhe, und bald steigerte sich in ihm das heiße, unablässige Verlangen seines immer lebhafter sich entwickelnden Geistes nach einer großen Aufgabe dermaßen, daß er sich gezwungen sah, mit den bisherigen Verhältnissen zu brechen. Zugleich gewann er die Überzeugung, daß nur der Dichterberuf ihn ganz erfüllen werde, ja daß es seine Bestimmung sei, diesem seine gesamten Kräfte zu weihen. Mit Ungestüm und voll froher Hoffnungen betrat er die neue Bahn; er nahm sich vor, alles daranzusetzen, um gleich mit einem Schlage ein gewaltiges poetisches Werk zu schaffen, das ihn sofort zum berühmten Dichter mache. Bevor er jedoch dem neuen Ziele zustreben konnte, mußte er erst sein aufgeregtes Gemüt wieder beruhigen, und zu diesem Zwecke (so darf man wohl annehmen) unternahm er eine Reise nach Süddeutschland. Die erwünschte Wirkung scheint jedoch nur zum Teil eingetreten zu sein, denn nach seiner Rückkehr nach Berlin bemächtigte sich seiner bald abermals eine drückende Melancholie. Bittere Zweifel stiegen in ihm auf, ob sein Talent für den kühnen Flug, den er begonnen, auch ausreichen werde, oder ob er seine Fähigkeiten überschätzt habe. Ein Drama, den schon erwähnten „Robert Guiskard," zu dem er den Plan aufs sorgfältigste entworfen, und von dem er sich das Höchste versprach, vermochte er nicht über die ersten Scenen hinaus zu fördern, da er immer wieder änderte, strich und vernichtete, und schließlich war sein Selbstvertrauen so erschüttert, daß er sich für unfähig hielt, poetische Schöpfungen hervorzubringen. Er wollte daher, um allem mühevollen und doch erfolglosen Ringen zu entgehen, vollständig resignieren und sich mit seiner Braut — er hatte sich mittlerweile mit einer Dame aus vornehmer Familie, Wilhelmine von Zenge, verlobt — in ein stilles Landleben in der Schweiz zurückziehen. Allein die

Braut vermochte diesem Plane nicht zuzustimmen, und so mußte er ihn wieder aufgeben. Aber es litt ihn nicht mehr in Berlin, er verlangte nach neuen Gedankenkreisen, nach Zerstreuungen, und unternahm daher mit seiner Schwester Ulrike eine Reise nach Paris. Hier packten ihn jedoch die Dämonen des Ehrgeizes aufs neue und brachten ihn fast dem Wahnsinn nahe. In dieser Stimmung kam es auch zum Bruche mit seiner Braut und zu einem Zerwürfnis mit seiner Schwester, die ihn daher auf der Rückreise von Paris in Frankfurt a. M. verließ und allein in die Heimat zurückkehrte, während er sich nach der Schweiz wandte, um dort ein kleines Gut zu erwerben und als schlichter Landmann zu leben. Als er jedoch (1801) in Bern den Novelliſten Zschokke und Ludwig Wieland, einen ebenfalls litterarisch thätigen Sohn des Dichters Wieland, kennen lernte, erwachte sein Schaffenstrieb aufs neue, und in einem Wettstreit, welcher durch den Le Beauschen Kupferstich „Le juge ou la cruche cassée“, nach dem Gemälde von Debucourt, hervorgerufen worden war, entwarf er sein Lustspiel „Der zerbrochene Krug“. Im Sommer 1802 besuchte er das Berner Oberland, lebte längere Zeit auf dem einsamen Deloſea-Inſeli, einer Aarinsel am Ausflusse des Thuner Sees, und schrieb dort sein Trauerspiel „Die Familie Schroffenstein“, das dann 1803 in Zürich erschien, sowie einen neuen Anfang für „Robert Guiskard“. In der „Familie Schroffenstein“ offenbart sich bereits das ganze große Talent des Dichters; der tragische Konflikt ist mit Meisterschaft herbeigeführt und die Charakterzeichnung der Hauptpersonen mit genialer Hand entworfen. Leider sind die beiden letzten Akte verfehlt. Die Katastrophe wird nur mit Hilfe von Zufälligkeiten ermöglicht, und die Greuelscenen sind so gehäuft, daß sie eher komisch wirken, als erschüttern. Ursprünglich spielte das Stück in Spanien und führte den Titel „Die Familie Ghonorez“, die Berner Freunde bewogen jedoch den Dichter, die Handlung auf deutschen Boden zu verlegen. Das Manuskript der „Familie Ghonorez“ befindet sich im Besitze der Königlichen Bibliothek in Berlin. Für Kleist hatte die „Familie Schroffenstein“ den hohen Wert, daß sie ihm das Vertrauen zu seinem Talente wiedergab; der Dichter verließ daher im Herbst 1802 die Schweiz wieder und wandte sich nach dem Brennpunkte des damaligen litterarischen Lebens, nach Weimar, wo er von Wieland sehr freundlich aufgenommen wurde und durch dessen Vermittelung auch Goethe und Schiller kennen lernte. Die Bruchstücke von „Robert Guiskard“, die er Wieland vorlas, fanden dessen lebhaftesten Beifall. Für einen längeren Aufenthalt scheint ihm jedoch Weimar nicht zugesagt zu haben, er verlebte daher den Winter von 1802 auf 1803 in Leipzig und Dresden und unternahm dann im Sommer 1803 mit seinem Freunde (dem nachmaligen General) von Pfuel eine Reise nach der französischen Schweiz und Oberitalien, immer an seinem verhängnisvollen „Robert Guiskard“ weiter arbeitend. Nach wie vor konnte er aber über verschiedene schwierige Scenen nicht hinaus kommen, so sehr er

sein Hirn auch marterte, und schließlich geriet er darüber abermals in eine solche nervöse Aufregung, daß er den größten Teil des Manuskripts verbrannte und nach Boulogne ging, um sich an der von Napoleon geplanten Expedition gegen England zu beteiligen und dabei durch einen ehrlichen Soldatentod von dem qualvollen Leben erlöst zu werden. Man hielt ihn jedoch für einen Spion, nahm ihn fest und hätte ihn wahrscheinlich erschossen, wäre nicht noch in letzter Stunde der preußische Gesandte energisch für ihn eingetreten. Er wurde nun wieder freigelassen und kehrte, aber halb gebrochen an Leib und Seele, in die Heimat zurück. Hier schoben die Seinigen alle Schuld auf die leidige Versemacherei, empfahlen ihm dringend, ein solider, ruhiger Beamter zu werden, und erwirkten ihm sogar eine Stelle bei der Domänenkammer in Königsberg, in die er im Herbst 1804 eintrat.

Die stille Thätigkeit wirkte auch alsbald sehr günstig, er wurde wieder ruhiger, die frühere Elastizität des Geistes stellte sich wieder ein, und selbst die Lust zu poetischem Schaffen erwachte aufs neue. Er schrieb eine Erzählung, „Die Marquise von O.", übersetzte Molières „Amphitryon" und — was das wichtigste ist — arbeitete sein Lustspiel „Der zerbrochene Krug" aus. Das Stück ist eigentlich nur eine Prozeßverhandlung, bei der ein zerbrochener Krug der Frau Marthe als corpus delicti figuriert; die Handlung ist bereits vollzogen und tritt nur nach und nach vermittelst des Verhörs in das Bewußtsein des Zuschauers. Aber mit welcher Genialität ist das niederländische Genrebild entworfen und ausgeführt! Wie originell, lebens- und naturwahr treten uns die einzelnen Personen entgegen, wie leicht und ungezwungen ergiebt sich eine Scene aus der andern, wie frisch sprudelt in allen der immer originelle Humor! Der Held ist ein grauer Sünder, der Dorfrichter Adam, der ein Liebes-Attentat auf Jungfer Eve verübt hat, und das Lustspiel zeigt uns nun, wie der alte Fuchs — um mit Dingelstedt (Litt. Bilderb., S. 324) zu reden —, zuerst in seinem Baue tief verkrochen, allmählich herausgetrieben wird, wie dann der bedrängte Schlaumeier seine Verfolger bald auf diese, bald auf jene falsche Fährte locken will, bis er schließlich, da keine List mehr verfängt, und man bereits die Hand nach ihm ausstreckt, um ihn zu packen, durchbricht und querfeldein sich davon macht. Alles bekommt dabei Leben, alles ist charakteristisch, und wenn auch manche tollen Seitensprünge des Humors mit vorkommen, zuletzt gelangt die Handlung doch zu einem harmonischen Schluß. Aber trotz der prächtigen Charakteristik, trotz des köstlichen Humors wirkt das Lustspiel nur in seltenen Fällen von der Bühne herab, nur dann, wenn es sehr flott gespielt wird, und wenn die Rolle des Dorfrichters sich in den Händen eines bedeutenden Schauspielers befindet. Es ist eben nur ein Genrebild ohne eigentliche dramatische Handlung, und die Gestalten, so sehr sie uns auch anfangs durch ihr originelles Kolorit interessieren, ermüden uns schließlich, da sie sich während des ganzen Stückes nicht von der Stelle bewegen. Infolge dessen er-

litt denn auch das Lustspiel bei seiner ersten Aufführung in Weimar am 2. März 1808 einen vollständigen Mißerfolg, allerdings nicht ohne Verschulden Goethes, der es zuließ, daß der Regisseur das Stück in drei Akte zerriß, wodurch sich der Mangel an Handlung noch viel bedeutender geltend machte. Später zog Friedrich Ludwig Schmidt das Lustspiel in verständiger Weise in einen verhältnismäßig kurzen Einakter zusammen, und in dieser Form gelangte es nun, zunächst 1820 in Hamburg durch Schmidt selbst, später in Berlin durch Döring, in Wien durch La Roche ꝛc., zu allgemeiner Geltung. Kleist erlebte diese Erfolge freilich nicht mehr, er hat das Lustspiel überhaupt niemals auf der Bühne gesehen.

Leider erreichte die stille Arbeitszeit in Königsberg mit dem Abschluß des „zerbrochnen Krugs" bereits ihre Endschaft, und das Leben des Dichters gestaltete sich aufs neue in hohem Grade düster und unerquicklich. Napoleon hatte bei Jena und Auerstädt das preußische Heer zertrümmert und machte nun Miene, den ganzen preußischen Staat zu vernichten. Dadurch kam auch Kleists amtliche Stellung in Frage; allein das kümmerte den Patrioten noch am wenigsten; über der Not des Vaterlandes vergaß er sich selbst, und mit dem heißen Wunsche, irgendwie mitzuhelfen, wagte er sich im Januar 1807, während noch der Krieg im Gange war, nach Berlin. Hier aber wurde er — sei es nun durch ein Mißverständnis, sei es, daß man von seinem glühenden Franzosenhasse bereits Kenntnis erhalten hatte — am Thore festgenommen und trotz alles Protestierens ohne Verhör als Kriegsgefangener nach Frankreich, zunächst auf das Fort de Joux in Besançon, dann nach Chalons an der Marne geschleppt. In dieser unfreiwilligen Muße schrieb er die Novelle „Die Verlobung auf St. Domingo," eine farbenreiche Dichtung mit ergreifenden Einzelzügen, und einen Teil der schon in Königsberg entworfenen Tragödie „Penthesilea". Nachdem es endlich, besonders durch die Intervention seiner Schwester Ulrike, gelungen war, ihn wieder zu befreien, wandte er sich nach Dresden, vollendete dort die „Penthesilea" und schuf dann sein populärstes Drama, das „Käthchen von Heilbronn". Die Tragödie „Penthesilea" enthüllt uns den ganzen Seelenzustand Kleists, zeigt uns, wie der Dichter abermals den gefährlichen Versuch macht, gleich mit einem Sprunge das Höchste zu erreichen, und läßt uns auch bereits ahnen, wohin dieses verzweifelte Ringen führen wird. Die Amazonenkönigin Penthesilea sucht sich in heißem Verlangen den schönen Griechen Achill zu erobern und glaubt auch bald am Ziele ihrer Wünsche zu sein, als plötzlich durch ein Mißverständnis die Flamme der Leidenschaft zu unheimlich-gewaltigem Brande emporwächst, der zunächst den Geliebten und dann sie selbst vernichtet. Viele Scenen sind von hinreißender Schönheit, die Charaktere hat der Dichter mit Meisterhand gezeichnet, aber im ganzen ist die Tragödie verfehlt, weil die Amazonenliebe unser Gefühl verletzt. Geradezu abstoßend ist aber der Schluß, in welchem die rasende Penthesilea den Achill mit ihren Hunden zerreißt. Ganz

anders verhält es sich mit dem volkstümlichen „Käthchen von Heilbronn," das Kleist unter dem Lächeln eines letzten kurzen Liebesglückes dichtete. Auch hier zwar wird die Liebe eines Mädchens zu einem ritterlichen jungen Mann geschildert, aber ein schlichtes Naturkind von rührender Treuherzigkeit ist es, das uns in demselben entgegentritt. Dabei ist ein seltsamer, berückender Duft über das Ganze gebreitet; wie ein Märchen, das in die mondbeglänzte Zaubernacht der Romantik getaucht ist, mutet das Stück uns an. Die mancherlei Absonderlichkeiten und den Somnambulismus des Grafen von Strahl nehmen wir ruhig hin, scheint es uns doch, als wären wir selbst in einen süßen Traum gesunken und sähen nun das alte, romantische Mittelalter mit all der Pracht und all der Herrlichkeit, mit der es unsere Phantasie umgiebt, vor uns emporsteigen, die schimmernden Burgen und die festen Städte, die dunkeln Wälder und die geheimnisvollen Grotten, die Ritter mit den wallenden Helmbüschen und die behäbigen Bürger, die stolzen Edelfrauen und die treuen Mägdlein, und als klänge ein süßes Lied aus des Knaben Wunderhorn von ferne herüber und schlösse alles in den Bann seiner wehmütig-fröhlichen Melodie. Sehr natürlich also, daß das Schauspiel nach und nach ein allbeliebtes Volksstück wurde, und somit Heinrich von Kleist erreichte, was Tieck vergebens erstrebte, die märchenduftige Romantik volkstümlich zu machen. Leider wurde die Dichtung durch eine Theaterverballhornung von dem Schauspieler Holbein arg gemißhandelt; neuerdings unternahm es jedoch die Truppe des Meininger Hoftheaters, sie bei ihren Gastspielen wieder in der ursprünglichen Form vorzuführen, wodurch besonders das Käthchen viel gewann. Aus der sentimentalen, verzückten und nachtwandlerischen Holbeinschen Theaterprinzessin wurde wieder jenes herzige, naive Kind, das es nach den Intentionen des Dichters auch einzig und allein nur sein soll.

Kleist selbst hat sich leider nie an einer Aufführung des Stückes erfreuen können, es gelang ihm nirgends, es auf die Bühne zu bringen. Auch sonst zeigte ihm das Schicksal bei keiner Gelegenheit ein freundliches Gesicht; eine Zeitschrift, „Phöbus", die er mit Adam Müller gründete, ging bald wieder aus Mangel an Abonnenten ein, und auch freundschaftliche Verwendungen, deren er sich bisher zu erfreuen gehabt hatte, hörten auf. Trotzdem ließ er die Feder noch nicht sinken; er schrieb die Erzählung „Michael Kohlhaas", ein Nachtstück, in dem er in ergreifender Weise zeigt, wie ein tüchtiger, ehrenwerter Mann durch zu starres Rechtsgefühl bis zum Verbrecher hinabsinkt, und 1808, als sich die Spanier heldenmütig gegen die eingedrungenen Franzosen erhoben, zur Weckung des deutschen Patriotismus das Drama „Die Hermannsschlacht." Der Zorn gegen den korsischen Eroberer, der frech alles deutsche geistige Leben unterdrückte, lodert hier zu gewaltigen Flammen auf. Mit Recht nennt daher auch Frenzel das Stück (Berl. Dramaturgie, Band 1, S. 402) die Tragödie des grimmigsten Hasses, in der der Dichter allen Vaterlandsfreunden, dem ganzen Volke ein Spiegelbild seiner Schmach

habe vorhalten und ihm im Spiel der Bühne den Pfad zu seiner Befreiung zeigen wollen. Es sei daher ein Schlachtlied im größten Stile. „Alle Kraft des Denkens, die tiefste Macht der Empfindung, die Gewalt eines unbezwinglichen, nur auf ein Ziel gerichteten Willens vereinigen sich zum Kampf gegen den Landesfeind, zur Befreiung der Heimat; jede andere Rücksicht tritt zurück; weder die Rechte der Menschlichkeit, noch persönliche Teilnahme kennt Hermann." Es ist natürlich, daß es unter diesen Umständen auch zu mancher grellen Scene kommt — am meisten ist mit Recht diejenige beanstandet worden, in welcher Thusnelda den Ventidius von einer Bärin zerreißen läßt —, aber bei dem ununterbrochenen gewaltigen Dahinfluten der Handlung wird man schnell über diese ästhetischen Bedenken hinweggehoben. Ein anderes ist es mit der Ethik des Stücks. Einer Nation ist in ihrer Verzweiflung alles erlaubt, der einzelne Mensch darf über die allgemeinen Grenzen des Rechts nicht hinausgehen. Hermann aber verletzt diese Grenzen zu wiederholtenmalen. Betrug und Verrat sind ihm in seinem patriotischen Zorn ebenso willkommene Mittel zum Siege wie ehrlicher Kampf, und dadurch wird unsere menschliche Teilnahme für ihn bedeutend herabgestimmt. Es ließe sich nun zwar einwenden, in Hermann sei die deutsche Nation personifiziert, allein eine solche Personifikation ist nicht möglich, selbst der größte Dramatiker wird sie nicht erreichen können; immer wird der Leser und ganz besonders der Zuschauer in Hermann zunächst den Menschen sehen und nicht die personifizierte Nation, und infolgedessen wird am Schlusse sich ein zwiespaltiges Gefühl regen, eine nur kühle Anerkennung für Hermann und eine warme Freude über die Befreiung des Vaterlandes. Damit offenbart sich aber der Grundfehler des Stücks: in diesem Verzweiflungskampfe, in welchem der Führer über alle moralischen Schranken hinausstürmt, konnte der Schluß nur ein tragischer sein. Während die Nation sich erhob, mußte der Held am Übermaße seines patriotischen Zorns zu Grunde gehen. Der Dichter hatte gehofft, sein Werk in Wien auf die Bühne bringen zu können, da dort der Erzherzog Karl sich rüstete, das Joch Napoleons abzuschütteln, allein man schickte es ihm mit kühlem Danke zurück, man hatte es vielleicht gar nicht einmal gelesen. Und nun blieb es siebzig Jahre lang von allen Theatern unbeachtet, bis es endlich, von Rudolf Genée etwas mehr bühnengerecht abgerundet, am 19. Januar 1875 zum erstenmale im königl. Schauspielhause zu Berlin in Scene ging und großen Beifall errang.

Kleist wandte sich nach dem abermaligen Scheitern seiner Hoffnungen nach Böhmen, um vielleicht dem Erzherzog Karl, von dessen militärischen Operationen er sich viel versprach, in irgend welcher Weise, vielleicht litterarisch, dienstlich zu sein, und dichtete, von dieser neuen Hoffnung getragen, die herrliche Ode „Germania an ihre Kinder"; allein durch die unglückliche Schlacht bei Wagram sah er seine Pläne aufs neue zerstört und wandte sich nun, vollständig entmutigt, nach Berlin, wo er,

auch von bitterer Not heimgesucht, in tiefste Schwermut versank. Merkwürdigerweise schuf er in dieser düstern Melancholie sein vollendetstes und reifstes Drama, das Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg", und warf darin, wie Abschied nehmend, noch einmal einen langen, vollen Blick auf sein eigenes Leben. „Es ist nicht zu kühn," sagt Wilbrandt, „dieses echt vaterländische Schauspiel eine Allegorie im edelsten Stile zu nennen. Denn im Charakterbilde des Prinzen von Homburg hat Kleist offenbar sein eigenes Schicksal abgebildet: seine überspannten Jugendträume, seinen Fall, sein dunkles Ringen mit dem Tode, seine Entsagung und die Erhebung und Versöhnung, zu der er sich in diesem Gedichte emporrang." Die frei erfundene Fabel, entwickelt aus einer Bemerkung Friedrichs des Großen in den Mémoires de Brandebourg, ist klar und anziehend; ein Vergehen des Prinzen gegen die Subordination während der Schlacht bei Fehrbellin, in dem kühne Heldenthat mit festgefugter Ordnung kollidieren, hat der Dichter äußerst geschickt ausgebeutet und das Ganze auch noch mit dem Glorienschein eines herrlichen vaterländischen Sieges überstrahlt. Die Handlung ist kunstreich aufgebaut und entwickelt sich lebhaft; die drei Höhepunkte des Stücks: die den Sieg herbeiführende Überschreitung der Ordre, die Verurteilung zum Tode, die Begnadigung heben sich klar hervor; die einzelnen Charaktere, der Kurfürst, die Kurfürstin, Natalie, der Prinz, Derfflinger (Dörfling schreibt Kleist) und der alte Kottwitz, sind äußerst scharf gezeichnet, und alle Personen erfüllt der große Hauptgedanke des Stücks. Zudem ist das historische Kolorit in echt künstlerischer Weise über das ganze Stück gebreitet. Und so wäre das Drama ein Meisterwerk, wenn sich nicht auch hier, wie in „Penthesilea", im „Käthchen" und in der „Hermannsschlacht", der alte Kleistsche Fehler, das Übermaß der Gefühle, zeigte, und zwar gerade bei einer Situation, wo sie am meisten befremdet, in der Scene, in welcher der Prinz seine Verurteilung zum Tode erfährt und nun in maßlose Todesfurcht verfällt und um sein Leben weint und bettelt. Das Verhalten des Prinzen mag sich psychologisch erklären und auch rechtfertigen lassen; der bereits tief Erschütterte verliert hier auf kurze Zeit vollständig die Selbstbeherrschung, und da er überhaupt zum Unüberlegten, Impulsiven und selbst Unbewußten neigt, so kann sein Klagen und Jammern sogar für sehr charakteristisch befunden werden, um so mehr, da der Prinz ja alsbald seinen Gleichmut wiederfindet; aber nichtsdestoweniger befremdet die Scene, am meisten von der Bühne herab, und so rät denn auch Bulthaupt (Dramaturgie d. Klass., Oldenb. 1882, Bd. 1, S. 377), die bleiche Todesfurcht auch durch scenische Mittel so verständlich wie möglich zu machen. Es muß gezeigt werden, daß der Prinz beim Eintritt bei der Kurfürstin soeben sein offenes Grab gesehen, und man muß empfinden, daß er bei dem Blick auf die unheimliche nächtliche Arbeit der Totengräber schließlich den letzten Rest seiner Fassung verloren hat. Immerhin wird der Zuschauer nur schwer über diese unritterliche Schwäche eines Offi-

ziers hinwegkommen, und dieser Punkt ist es denn auch einzig und allein, welcher verhindert, daß die Bühne das Stück nicht neben den Schillerschen Dramen in ihr stehendes Repertoire aufnahm.

Nach der Vollendung des „Prinzen von Homburg" fühlte sich Kleist zum Tode erschöpft; er kam sich vor wie der überflüssigste Mensch, dem kein einziger Hoffnungsstern mehr leuchtete, und so beschloß er denn, freiwillig aus dem Leben zu gehen. Zu gleicher Zeit lernte er eine Frau Henriette Vogel kennen, die an einem unheilbaren Übel litt, sich ebenfalls den Tod wünschte und Kleist bat, erst *sie* zu erschießen, ehe er die Hand an sich selbst lege. Diesem unseligen Wunsche entsprach Kleist und zwar am 21. November 1811 am Wansee bei Potsdam, wo dann auch die beiden Leichen bestattet wurden. Den großen Verlust, den die deutsche Litteratur durch diesen frühen Tod des Dichters erlitt, ahnte von den Zeitgenossen kein einziger; erst 1821 gab Ludwig Tieck die „Hinterlassenen Schriften" („Die Hermannsschlacht", „Der Prinz von Homburg" und das Fragment „Guiskard") heraus, denen dann 1826 die „Gesammelten Schriften" folgten, und erst dreißig Jahre später legte Julian Schmidt in einer wertvollen Einleitung zu einer neuen Ausgabe der „Schriften" (Berl., 1859) die ganze Bedeutung Kleists dar. Eine historisch-kritische Ausgabe von des Dichters sämtlichen Werken erscheint erst jetzt (1886), besorgt von Th. Zolling, in Stuttgart, nachdem seit den Ereignissen und Wandlungen von 1870/71 die Sympathien für den patriotischen Dichter bedeutend gewachsen sind. Wir lassen hier noch aus dem „Prinzen von Homburg" den 3. und 4. Auftritt des 4. Aktes und aus dem „Käthchen von Heilbronn" den 12. Auftritt des 5. Aktes folgen. Zu der ersteren Probe bemerken wir, daß Natalie den Kurfürsten um Rücknahme des Todesurteils gebeten, und dieser nun einen Brief an den Prinzen gerichtet hat, den Natalie überbringt. Zu der zweiten Probe ist zu erwähnen, daß der Kaiser soeben das Käthchen als seine Tochter anerkannt und sie dem Grafen von Strahl zugeführt hat.

Aus „Prinz Friedrich von Homburg".

Gefängnis des Prinzen.

Der Prinz von Homburg liegt nachlässig auf einem auf der Erde ausgebreiteten Kissen.

Homburg. Das Leben nennt der Derwisch eine Reise,
Und eine kurze. Freilich von zwei Spannen
Diesseits der Erde nach zwei Spannen drunter.
Ich will auf halbem Weg mich niederlassen!
Wer heut' sein Haupt noch auf der Schulter trägt,
Hängt es schon morgen zitternd auf den Leib,
Und übermorgen liegt's bei seiner Ferse.
Zwar, eine Sonne, sagt man, scheint dort auch,
Und über buntre Felder noch, als hier.
Ich glaub's! nur schade, daß das Auge modert,
Das diese Herrlichkeit erblicken soll.

Prinzessin Natalie tritt auf, geführt von dem Rittmeister Graf Reuß. Hofdamen folgen. Ihnen voran tritt ein Läufer mit einer Fackel. — Der Prinz von Homburg.

Läufer. Durchlaucht, Prinzessin von Oranien!
Homburg (steht auf). Natalie!
Läufer. Hier ist sie selber schon.
Natalie (verbeugt sich gegen den Grafen).
Laßt uns auf einen Augenblick allein!
(Graf Reuß und der Läufer ab.)
Homburg. Mein teures Fräulein!
Natalie. Lieber, guter Vetter!
Homburg (führt sie vor).
Nun sagt, was bringt Ihr? Sprecht? Wie steht's mit mir?
Natalie. Gut. Alles gut. Wie ich vorher Euch sagte:
Begnadigt seid Ihr, frei! hier ist ein Brief
Von seiner Hand, der es bekräftiget.
Homburg. Es ist nicht möglich! Nein! Es ist ein Traum!
Natalie. Lest! Lest den Brief! So werdet Ihr's erfahren.
Homburg (liest). „Mein Prinz von Homburg, als ich Euch gefangen setzte
Um Eures Angriffs, allzufrüh vollbracht,
Da glaubt' ich nichts, als meine Pflicht zu thun!
Auf Euren eignen Beifall rechnet' ich;
Meint Ihr, ein Unrecht sei Euch widerfahren,
So bitt' ich, sagt's mir mit zwei Worten —
Und gleich den Degen schick' ich Euch zurück."
(Natalie erblaßt. Pause. Der Prinz sieht sie fragend an.)
Natalie (mit dem Ausdruck plötzlicher Freude).
Nun denn, da steht's! Zwei Worte nur bedarf's —!
O lieber, süßer Freund! (Sie drückt seine Hand.)
Homburg. Mein teures Fräulein!
Natalie. O sel'ge Stunde, die mir aufgegangen! —
Hier, nehmt, hier ist die Feder! nehmt, und schreibt!
Homburg. Und hier die Unterschrift!
Natalie. Das F; sein Zeichen! —
O Bork! O freut Euch doch! — O seine Milde
Ist uferlos, ich wußt' es, wie die See.
Schafft einen Stuhl nur her, er soll gleich schreiben.
Homburg. Er sagt, wenn ich der Meinung wäre —?
Natalie (unterbricht ihn). Freilich!
Geschwind! Setzt Euch! Ich will es Euch diktieren.
(Sie setzt ihm einen Stuhl hin.)
Homburg. — Ich will den Brief noch einmal überlesen.
Natalie (reißt ihm den Brief aus der Hand).
Wozu? — Saht Ihr die Gruft nicht schon im Münster
Mit offnem Rachen Euch entgegengähnen? —
Der Augenblick ist dringend. Sitzt, und schreibt!
Homburg (lächelnd). Wahrhaftig, thut Ihr doch, als würde sie
Mir, wie ein Panther, übern Nacken kommen.
(Er setzt sich und nimmt eine Feder.)
Natalie (wendet sich und weint).
Schreibt, wenn Ihr mich nicht böse machen wollt!
(Der Prinz klingelt einem Bedienten; der Bediente tritt auf.)
Homburg. Papier und Feder, Wachs und Petschaft mir!
(Der Bediente, nachdem er diese Sachen zusammengesucht, geht wieder ab. Der Prinz schreibt. — Pause.)
Homburg (indem er den Brief, den er angefangen hat, zerreißt und unter den Tisch wirft).
Ein dummer Anfang.
(Er nimmt ein anderes Blatt.)
Natalie (hebt den Brief auf). Wie? Was sagtet Ihr? —
Mein Gott, das ist ja gut, das ist vortrefflich.
Homburg (in den Bart).
Pah! — Eines Schuftes Fassung, keines Prinzen. —
Ich denk' mir eine andre Wendung aus.
(Pause. — Er greift nach des Kurfürsten Brief, den die Prinzessin in der Hand hält.)
Was sagt er eigentlich im Briefe denn?
Natalie (ihn verweigernd).
Nichts, gar nichts!
Homburg. Gebt!

Natalie. Ihr last ihn ja!
Homburg (erhascht ihn). Wenn gleich!
— Ich will nur sehn, wie ich mich fassen soll.
(Er entfaltet und überliest ihn.)
Natalie (für sich). O Gott der Welt! Jetzt ist's um ihn geschehn!
Homburg (betroffen). Sieh da! Höchst wunderbar, so wahr ich lebe!
— Du übersahst die Stelle wohl?
Natalie. Nein! Welche?
Homburg. Mich selber ruft er zur Entscheidung auf!
Natalie. Nun, ja!
Homburg. Recht wacker, in der That, recht würdig!
Recht, wie ein großes Herz sich fassen muß!
Natalie. O seine Großmut, Freund, ist ohne Grenzen!
— Doch nun thu auch das Deine du, und schreib,
Wie er's begehrt; du siehst, es ist der Vorwand,
Die äußre Form nur, deren es bedarf:
Sobald er die zwei Wort' in Händen hat,
Flugs ist der ganze Streit vorbei!
Homburg (legt den Brief weg). Nein, Liebe!
Ich will die Sach' bis morgen überlegen.
Natalie. Du Unbegreiflicher! Welch eine Wendung?
Warum? Weshalb?
Homburg (erhebt sich leidenschaftlich vom Stuhle).
Ich bitte, frag mich nicht!
Du hast des Briefes Inhalt nicht erwogen!
Daß er mir unrecht that, wie's mir bedingt wird,
Das kann ich ihm nicht schreiben; zwingst du mich,
Antwort in dieser Stimmung ihm zu geben,
Bei Gott! so setz' ich hin: Du thust mir recht!
(Er läßt sich wieder mit verschränkten Armen an den Tisch nieder und sieht in den Brief.)
Natalie (bleich). Du, Rasender! Was für ein Wort sprachst du?
(Sie beugt sich gerührt über ihn.)
Homburg (drückt ihr die Hand).
Laß, einen Augenblick! Mir scheint —
(Er sinnt.)
Natalie. Was sagst du?
Homburg. Gleich werd' ich wissen, wie ich schreiben soll.
Natalie (schmerzvoll). Homburg!
Homburg (nimmt die Feder). Ich hör'! Was giebt's?
Natalie. Mein süßer Freund!
Die Regung lob' ich, die dein Herz ergriff;
Das aber schwör' ich dir: das Regiment
Ist kommandiert, das dir, Versenktem, morgen
Aus Karabinern überm Grabeshügel
Versöhnt die Totenfeier halten soll.
Kannst du dem Rechtsspruch, edel wie du bist,
Nicht widerstreben, nichts, ihn aufzuheben,
Thun, wie er's hier in diesem Brief verlangt:
Nun so versichr' ich dich, er faßt sich dir
Erhaben, wie die Sache steht, und läßt
Den Spruch mitleidslos morgen dir vollstrecken!
Homburg (schreibend). Gleichviel!
Natalie. Gleichviel?
Homburg. Er handle, wie er darf;
Mir ziemt's hier zu verfahren, wie ich soll!
Natalie (tritt erschrocken näher).
Du Ungeheuerster, ich glaub', du schreibst?
Homburg (schließt). „Homburg! gegeben, Fehrbellin, am zwölften —;"
Ich bin schon fertig. — Franz!
(Er kouvertiert und siegelt den Brief.)
Natalie. O Gott im Himmel!
Homburg (steht auf).
Bring diesen Brief aufs Schloß zu meinem Herrn!
(Der Bediente ab.)
Ich will ihm, der so würdig vor mir steht,
Nicht, ein Unwürd'ger, gegenüber stehn!
Schuld ruht, bedeutende, mir auf der Brust,
Wie ich es wohl erkenne; kann er mir
Vergeben nur, wenn ich mit ihm drum streite,
So mag ich nichts von seiner Gnade wissen.
Natalie (küßt ihn). Nimm diesen Kuß! —
und bohrten gleich zwölf Kugeln
Dich jetzt in Staub, nicht halten könnt' ich mich,
Und jauchzt' und weint' und spräche: Du gefällst mir.

Aus dem „Käthchen von Heilbronn".

Graf v. Strahl (indem er Käthchen bei der Hand nimmt und sich setzt).
Nun denn, mein Käthchen, komm! komm her!
o Mädchen,
Mein Mund hat jetzt dir etwas zu vertraun.
Käthchen. Mein hoher Herr! Sprich!
Was bedeutet mir —?
Gr. v. Strahl. Zuerst, mein süßes Kind, muß ich dir sagen,
Daß ich mit Liebe dir, unsäglich, ewig,
Durch alle meine Sinne zugethan.
Der Hirsch, der, von der Mittagsglut gequält,
Den Grund zerwühlt mit spitzigem Geweih,
Er sehnt sich so begierig nicht,
Vom Felsen in den Waldstrom sich zu stürzen,
Den reißenden, als ich jetzt, da du mein bist,
In alle deine jungen Reize mich.
Käthchen (schamrot).
Jesus! Was sprichst du? Ich versteh' dich nicht.
Gr. v. Strahl. Vergieb mir, wenn mein Wort dich oft gekränkt,
Beleidigt; meine roh mißhandelnde
Gebärde dir zuweilen weh gethan.
Denk' ich, wie lieblos einst mein Herz geeifert,
Dich von mir wegzustoßen — und seh' ich gleichwohl jetzo dich
So voll von Huld und Güte vor mir stehn,
Sieh, so kommt Wehmut, Käthchen, über mich,
Und meine Thränen halt' ich nicht zurück.
(Er weint.)
Käthchen (ängstlich).
Himmel! Was fehlt dir? Was bewegt dich so?
Was hast du mir gethan? Ich weiß von nichts.
Gr. v. Strahl. O Mädchen, wenn die Sonne wieder scheint,
Will ich den Fuß in Gold und Seide legen,
Der einst auf meiner Spur sich wund gelaufen.
Ein Baldachin soll diesen Scheitel schirmen,
Den einst der Mittag hinter mir versengt.
Arabien soll sein schönstes Pferd mir schicken,
Geschirrt in Gold, mein süßes Kind zu tragen,
Wenn mich ins Feld der Klang der Hörner ruft;
Und wo der Zeisig sich das Nest gebaut,
Der zwitschernde, in dem Hollunderstrauch,
Soll sich ein Sommersitz dir auferbaun,
In heitern, weitverbreiteten Gemächern,
Mein Käthchen, kehr' ich wieder, zu empfangen.
Käthchen. Mein Friederich! Mein angebeteter,
Was soll ich nur von dieser Rede denken?
Du willst? — Du sagst? — (Sie will seine Hand küssen.)
Gr. v. Strahl (zieht sie zurück). Nichts, nichts, mein süßes Kind.
(Er küßt ihre Stirn.)
Käthchen. Nichts?
Gr. v. Strahl. Nichts. Vergieb. Ich glaubt', es wäre morgen.
— Was wollt' ich doch schon sagen? —
Ja, ganz recht,
Ich wollte dich um einen Dienst ersuchen.
(Er wischt sich die Thränen ab.)
Käthchen (kleinlaut).
Um einen Dienst? Nun, welchen? Sag nur an! (Pause.)
Gr. v. Strahl. Ganz recht. Das war's.
— Du weißt, ich mache morgen Hochzeit.
Es ist zur Feier alles schon bereitet;
Am nächsten Mittag bricht der Zug
Mit meiner Braut bereits zum Altar auf.
Nun sann ich mir ein Fest aus, süßes Mädchen,
Bei welchem du die Göttin spielen sollst.
Du sollst, aus Lieb' zu deinem Herrn, für morgen
Die Kleidung, die dich deckt, beiseite legen
Und in ein reiches Schmuckgewand dich werfen,
Das Mutter schon für dich zurecht gelegt.
— Willst du das thun?
Käthchen (hält ihre Schürze vor die Augen).
Ja, ja, es soll geschehn.
Gr. v. Strahl. Jedoch recht schön; hörst du? Schlicht aber prächtig!
Recht, wie's Natur und Weis' in dir erheischt.
Man wird dir Perlen und Smaragden reichen;
Gern möcht' ich, daß du alle Frau'n im Schloß,

Selbst noch die Kunigunde überstrahlst. — Was weinst du?

Käthchen. — Ich weiß nicht, mein verehrter Herr.
Es ist ins Aug' mir was gekommen.

Gr. v. Strahl. Ins Auge? Wo?
(Er küßt ihr die Thränen aus den Augen.)
Nun komm nur fort. Es wird sich schon erhellen. (Er führt sie ab.)

Nach Kleist haben wir nun noch einen Blick auf das Gefolge der Romantiker zu werfen, welches zahlreicher und bunter als das irgend einer anderen Schule ist.

Der ersten Anhänger hatten sich naturgemäß die Gebrüder Schlegel zu erfreuen, August Wilhelm in seiner geistvollen Gattin **Karoline Schlegel** (1763—1809), der ein nicht unbedeutender Anteil an ihres Mannes Abhandlungen und Rezensionen zuzuschreiben ist, und Friedrich in seiner Frau **Dorothea Schlegel** (1763—1809), einer Tochter Moses Mendelssohns, die den jedoch unvollendet gebliebenen Roman „Florentin" (Lübeck 1801), ein romantisches Seitenstück zu „Wilhelm Meister", schrieb und mehrere Übersetzungen lieferte. In der geistigen Atmosphäre der Schlegel stand ferner der feingebildete **Friedrich Schleiermacher** (1768—1834), der für den Satz kämpfte, daß das Gefühl der eigentliche Sitz der Religion sei, und es sich zur Lebensaufgabe machte, das Interesse für Religion, besonders unter den Gebildeten, wieder zu heben.

Um Tieck bildete sich nach und nach ein sehr großer Kreis, der auch manchen Dichter von Talent aufweist. Unmittelbar neben Tieck steht sein Jugendfreund **Heinrich Wilhelm Wackenroder** (1772—1798), der in seinem feinsinnigen Erstlingswerke „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" (Berl. 1797) zu beweisen sucht, daß die Begeisterung für die Kunst erst durch den religiösen Sinn die rechte Weihe erhalte, und daß ein wirkliches Kunstwerk nur in religiöser Andacht geschaffen werden könne. Eine ähnliche Ansicht vertrat der Maler **Philipp Otto Runge** (1777—1810), der sich durch Märchen und Gedichte, besonders durch das echt romantisch-mystische, von Luise Reichardt komponierte Lied „Es blüht eine schöne Blume" ꝛc., bekannt machte. Ein schärferes Urteil entwickelte der Schwager Tiecks, **August Ferdinand Bernhardi** (1770—1820), dem es jedoch an schöpferischer Kraft gebrach. Über ein sehr ausgiebiges Talent verfügte die Schwester Tiecks, **Sophie Tieck** (1775—1833), deren erst nach ihrem Tode zu Breslau 1836 erschienener Roman „Evremont" mit zu dem Besten gezählt werden darf, was die Romantiker in dieser Dichtungsart hervorgebracht haben. Die Tochter Tiecks, **Dorothea Tieck** (1799—1841), machte sich durch ihre Mitarbeit an der Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Ausgabe, für welche sie die Übersetzungen der Dramen „Coriolan", „Die beiden Veroneser", „Timon von Athen", „Das Wintermärchen", „Cymbeline" und „Macbeth" lieferte, einen Namen. Einen weiteren Anteil an dieser berühmten Ausgabe hat **Wolf Graf Baudissin** (1789—1878), der „Heinrich VIII."

„Viel Lärm um Nichts", „Antonius und Kleopatra", „Maß für Maß", „Titus Andronikus", „Der Widerspenstigen Zähmung", „Die Komödie der Irrungen", „Ende gut, Alles gut", „Troilus und Cressida", „Die lustigen Weiber", „Othello", „König Lear" und „Liebes Leid und Lust" übersetzte.

Von den Lyrikern, die sich an Tieck anlehnten, gebührt der erste Platz **Joseph Freiherrn von Eichendorff** (1788—1857), den man auch den letzten Ritter der Romantik genannt hat. Der Kreis seiner Anschauungen ist zwar klein; er besingt immer nur den grünen Wald, den rauschenden Bach, die helle Mondnacht, die Wanderlust, die schlichte, stille Liebe, aber immer mit solcher Frische und Innigkeit, mit solcher ungekünstelten Freude an der Schönheit der Natur, daß alle seine Variationen stets aufs neue ansprechen. Dabei bleibt er immer klar und behandelt den Vers in gefälligster Weise, so daß viele seiner Lieder komponiert wurden und jetzt, gleich Volksliedern, Gemeingut des Volkes sind; wir erwähnen nur „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad" und „O Thäler weit, o Höhen!" Seine „Gedichte" erschienen zuerst 1837 zu Berlin. Auch im Drama, im Roman und in der Erzählung hat er sich versucht, aber nur mit der Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts", einem Idyll voll köstlichen Humors, einen Erfolg erzielt. In späteren Jahren verfaßte er auch eine „Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands" (2 Bde. Paderborn 1856), in welcher er den streng-katholischen Standpunkt vertritt. Seine „Sämtlichen poetischen Werke" erschienen 1864 zu Leipzig. Einen ähnlichen Ton, wie Eichendorff, schlug **Wilhelm Müller** (1794—1827) an. Auch er besingt den Wald und den Bach, das Jäger- und Müllerleben, nur ist er in seiner Jugendlust und schalkhaften Heiterkeit zuweilen etwas flüchtiger und dann auch hie und da etwas sentimental, so z. B. in dem seiner Zeit so viel gesungenen „Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein". Von unvergänglicher Frische sind seine Müllerlieder, die auch von Franz Schubert meisterhaft komponiert wurden. In einen ganz neuen Gedankenkreis trat er mit seinen Griechenliedern, in denen er begeistert die vom türkischen Joch sich befreienden Griechen feierte. Seine ersten Poesien erschienen unter dem Titel „Siebenundsiebzig Gedichte aus den Papieren eines reisenden Waldhornisten" (Dessau 1821), die sämtlichen „Gedichte" gab Gustav Schwab erst 1837 zu Leipzig heraus. Ernster als Müller, wenn auch von derselben Freude an der Natur beseelt, ist **Georg Scheurlin** (1802—1872), ein Dichter mit feinem Sinn für Wohllaut und Formschönheit und von einem wohlthuenden, schlichten Gottvertrauen, jedoch ohne besondere Eigenartigkeit. Er ist daher über seine Heimat Bayern hinaus nicht viel bekannt geworden. Seine „Gedichte" erschienen 1851 zu Ansbach und „Heideblumen" 1858 zu Heidelberg. Noch mehr tritt das religiöse Element bei **Lebrecht Dreves** (1816 bis 1870) hervor, der in Wien vom Protestantismus zum Katholizismus übertrat und nun hauptsächlich das religiöse und elegische Lied pflegte. Seine „Gedichte"

wurden von dem ihm freundschaftlich zugethanen Eichendorff 1849 zu Berlin herausgegeben. Im großen Publikum blieb er jedoch unbekannt. Dagegen hatten sich die Dichtungen von **Ernst Schulze** (1789—1817) eines sehr bedeutenden Erfolges zu erfreuen, obgleich sie keineswegs einen höheren Wert besitzen, als die von Dreves. Sie sind aber sehr anmutig, zart und wohllautend, nicht selten jedoch auch allzu süßlich, phantastisch und unklar. Den meisten Beifall fand das Märchen „Die bezauberte Rose", das zuerst in dem Taschenbuch „Urania" 1817 erschien. Natürlicher halten sich die Lieder und Stimmungsbilder von **Ludwig Giesebrecht** (1792—1873); sie sind nicht graziös, aber immer gedankenreich und klar und durchdrungen von einer warmen Begeisterung für alles Gute und Schöne. Seine „Gedichte" erschienen zuerst zu Leipzig 1836, in 2. Auflage 1867 zu Stettin, sind aber über einen kleinen Kreis von Freunden nicht hinausgekommen. Schließlich seien auch noch die nordischen Dichter **Adam Öhlenschläger** (1779—1850) und **Henrich Steffens** (1773 bis 1845) erwähnt, die beide ursprünglich in dänischer Sprache schrieben, dann sich aber der deutschen bedienten und mit ihrem ganzen Denken in den deutschen Bildungsstrom eintraten. Der erstere verfaßte eine Reihe von Dramen, von denen wir nur das einst viel belobte aber allzu sentimentale Trauerspiel „Correggio" nennen, und den Roman „Die Inseln im Südmeere", eine farbenreiche Robinsonade, und Steffens, übrigens auch als Philosoph geschätzt, machte sich besonders durch seine poesievollen Romane „Die vier Norweger" (6 Tle. Berl. 1828) und „Malkolm" (2 Bde. Berl. 1831) bekannt.

Bei Brentano und Arnim haben wir nur die Schwester des ersteren und Gattin des letzteren, Bettina von Arnim, deren Tochter Gisela und die Günderode zu erwähnen; einige Phantasten, die sich noch in der Brentanoschen Manier versuchten, sind zu unbedeutend, als daß sie hier besonders erwähnt werden müßten. **Bettina von Arnim** (1785—1859) ist eine der geistreichsten und phantasievollsten Dichterinnen, aber derart exzentrisch, unbeständig und launenhaft, daß sie trotz des brennenden Wunsches, sich berühmt zu machen, kein einziges harmonisches Werk hervorgebracht hat. Am bekanntesten ist ihr wunderliches Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (3 Tle. Berl. 1835, 3. Aufl. herausgeg. v. Hermann Grimm. Berl. 1881), das man lange Zeit für eine bloße Erfindung Bettinas gehalten hat. Durch die jetzt von G. von Loeper herausgegebenen „Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano" (Berl. 1879) ist jedoch bewiesen worden, daß in der That Goethe, der 1807 die Tochter der einst von ihm warm verehrten Frau Maximiliane Brentano freundlich bei sich aufgenommen, dann sich aber der aufdringlichen und aufregenden Schwärmerei Bettinas gegenüber sehr abwehrend verhalten, eine Reihe von Briefen an diese geschrieben und ebenso diese an ihn, daß aber Bettina die Originale in der ungenierteften Weise, je nachdem es ihr beliebte, abgeändert

und sich dadurch, wie Loeper in der Einleitung sagt, „bedeutend mehr zugeeignet hat, als eine verständige Benutzung ihrer Papiere erlaubte." Loeper teilt 14 Goethesche an Bettina gerichtete Briefe in der ursprünglichen Fassung mit, die das Verfahren Bettinas hinlänglich beweisen. Im übrigen hat Bettina ihr Buch mit viel genialem Humor ausgestattet und ihrem Enthusiasmus für den alten Olympier oft in der originellsten Weise Ausdruck verliehen, so daß man den Unwillen über die rücksichtslose Behandlung der Goetheschen Dokumente bald überwindet und auch die mancherlei Albernheiten und Trivialitäten, die noch mit unterlaufen, geduldig hinnimmt. Die übrigen Schriften, „Die Günderode", „Julius Pamphilius und die Ambrosia", „Dies Buch gehört dem König", „Gespräche mit Dämonen" 2c., sind teils zügellose Gefühlsschwelgereien, teils politische Geschwätze ohne Wert. *) **Gisela von Arnim**, die Gattin des Kunsthistorikers und Romanschriftstellers Hermann Grimm, gab mehrere Bände Märchen („Das Heimelchen", „Mondkönigs Tochter" 2c.) und auch Dramen heraus, die manche feinsinnige Scene enthalten, aber an zu großer Formlosigkeit leiden. An demselben Fehler kranken auch die „Gedichte und Phantasien" (Frankf. 1804), welche **Karoline von Günderode** (1780—1806) unter dem Pseudonym Tian herausgab. Vielleicht wäre es aber der Dichterin bei ihrer reichen Begabung noch gelungen, sich zu größerer Klarheit emporzuringen, hätte sie nicht infolge einer unglücklichen Liebe zu dem Heidelberger Professor Creuzer ihrem Leben ein frühes Ziel gesetzt. Sie erdolchte sich zu Winkel im Rheingau.

Heinrich von Kleist hat keinen Nachfolger und auch nicht einmal einen Nachahmer gehabt; einsam stand er im Leben, und einsam seitwärts steht auch sein Name auf der Geschichtstafel der Romantiker.

Es erübrigt daher nur noch, diejenigen kurz zu erwähnen, welche die Romantik mit all ihren Wundern und Gespenstern hinüberführten in die Tagesbelletristik und sodann die große Masse des Publikums bis in die vierziger Jahre hinein in dem romantischen Zauberbann erhielten. Der eifrigste und glücklichste unter diesen, lange Zeit ein Liebling der gesamten Lesewelt, war der ritterliche **Friedrich Baron de la Motte Fouqué** (1777—1843), der, nachdem er an den Befreiungskriegen teilgenommen und bis zum Major emporgestiegen, teils auf seinem Gute Nennhausen bei Rathenow, teils in Halle, wo er auch Vorlesungen über Geschichte und Poesie hielt, teils in Berlin, wo er schließlich, mehr und mehr vereinsamt, starb, eine lange Reihe von Romanen schrieb, in denen er das ritterliche Leben des Mittelalters, die Abenteuer der fahrenden Sänger, die Kämpfe der Nordlandsrecken, die prächtigen Turniere mit den minniglichen Frauen auf reich geschmückten Balkonen in lebendigen Farben schildert. Besonders gilt dies von seinen ersten Romanen, „Der Zauberring" (Nürnberg

*) Vergl. Konrad Alberti, Bettina von Arnim. Lpzg. 1885.

1813), „Die Fahrten Thiodulfs des Isländers“ (Hamburg 1815); später wurde er oberflächlicher, weitschweifiger, gezierter und zuletzt sogar in unangenehmer Weise tendenziös, indem er sich den neuen freiheitlichen Bestrebungen feindlich gegenüberstellte und einem verbissenen Konservatismus huldigte. Heute sind seine Schriften vergessen, bis auf die kleine Erzählung „Undine,“ die wegen ihres schlichten Tones, ihrer anmutigen, reizvollen Schilderung auch jetzt noch gelesen wird. In ähnlichem Tone, wie Fouqué, schrieben auch seine Gemahlin Karoline de la Motte Fouqué (1773—1831), von deren vielen Romanen wir nur „Roderich,“ „Feodor“ und „Frauenliebe“ nennen, und Otto Heinrich Graf von Loeben (1786—1825), der unter dem Pseudonym Isidorus Orientalis die süßlichen und kernlosen Ritterromane „Guido“, „Arkadion“ 2c. herausgab. Weit origineller als Fouqué ist **Ernst Theodor Amadeus Hoffmann** (1776—1822), der aber im Trubel der Franzosenkriege, in denen er aufs unbarmherzigste umhergeworfen wurde und mit der bittersten Not zu kämpfen hatte, zu keiner künstlerischen Abklärung und Ruhe gelangte. In allen seinen Werken, auch in denen, die er später in gesicherter Stellung als Kammergerichtsrat zu Berlin schrieb, müssen wir mit einer sprung- und lückenhaften Darstellung fürlieb nehmen, dafür entschädigt aber eine Fülle von wirklichem Humor und eine Detailschilderung von erstaunlicher Lebenswahrheit und Feinheit. Dem Tumult und den Kontrasten der beiden ersten Drittel seines Lebens ist es wohl auch zuzuschreiben, daß sich seine Vorliebe für das Abenteuerliche, das Bizarre und die willkürlichen bunten Wechsel in der üppigsten Weise entwickelte. Seine Nacht- und Phantasiestücke wimmeln von abenteuerlichen Gesellen, dämonischen Gestalten, drolligen Sandmännern und unheimlichen Kobolden, und seine Schlußscenen sind oft der tollste Teufelsspuk, den je das Hirn eines Dichters ersann. Später, in der Reaktionszeit, trat bei ihm noch eine tiefe Verstimmung über die „spießbürgerliche Organisation der modernen Menschheit“ hervor. „Mit seinem reinen Enthusiasmus für ein freies Deutschland sah er sich vereinzelt stehen, und aus Trotz schleuderte er die Hohnbilder seiner wüsten Elementar- und Nachtgeister ballenweise an die eiserne Stirn der entherzten, gemeinen Wirklichkeit. Diesen oppositionären Charakter aus Hoffmanns Schriften herauszulesen war aber nur den wenigsten möglich; alles las ihn nur des Vergnügens und der Verdauung wegen; niemand ahnte die thränenwerte Kluft, die zwischen dem enthusiasmierten Schriftsteller und dem ausgetrockneten Leser oder der gemütlichen Leserin lag, die sich doch auch einmal ‚grauen‘ wollte.“ *) Einen tieferen Sinn, irgend eine psychische Wahrheit, etwa nach dem Vorbilde der Tieck, Novalis, Brentano 2c., legte Hoffmann seinen Dichtungen jedoch nicht zu Grunde; alle sind immer nur

*) Vergl. Hermann Marggraff, Deutschlands jüngste Litteratur- und Kulturepoche. Lpzg. 1839. S. 183 u. folg.

gute oder tolle Einfälle, mit denen die dichterische Willkür schaltet und waltet nach Belieben. Am originellsten und frischesten sind seine „Phantasiestücke in Callots Manier“ (Bambg. 1814 und 1815), die „Seltsamen Leiden eines Theaterdirektors“ (Berl. 1819), „Klein Zaches, genannt Zinnober“ (Berl. 1819), „Lebensansichten des Katers Murr“ (Berl. 1820) und die unter dem Gesamttitel „Die Serapionsbrüder“ (Berl. 1820) herausgegebenen Erzählungen, unter denen sich auch die beiden Meisterstücke „Das Fräulein von Scudéry“ und „Meister Martin der Küfer und seine Gesellen“ befinden. Der Beifall, den die Hoffmannschen Erzählungen fanden, veranlaßte noch eine große Anzahl von Novellisten und Romanschriftstellern, die Pfade des „Teufels-Hoffmann“ zu wandeln, und es entstand nach und nach eine ganze Spukgeschichtenlitteratur, die sich eines sehr dankbaren und treuen Publikums zu erfreuen hatte; über die Genialität Hoffmanns verfügte jedoch kein einziger der vielen Nachahmer; nur zwei, Weisflog und Solitaire, durften sich einer gewissen, wenn auch immerhin entfernten Verwandtschaft rühmen. **Karl Weisflog** (1770—1828), direkt angeregt durch Hoffmann, schrieb „Phantasiestücke und Historien“ (12 Bde., Dresd. 1821—29), unter denen sich besonders „Eps, der Zwiebelkönig“ und „Der Herr von Rumpelmeier“ durch glücklichen Humor auszeichnen, und **W. Solitaire**, mit seinem eigentlichen Namen Woldemar Nürnberger (1819—1869), ein reiches, aber nie zu voller Entwicklung gediehenes Talent, gab die bizarren, nicht selten hochpoetischen, aber auch mit einem trostlosen Pessimismus durchsetzten Novellen „Dunkler Wald und gelbe Düne“ (Leipz. 1855), „Erzählungen bei Nacht“ (Landsbg. a. W. 1858), „Erzählungen bei Mondenschein“ (Leipz. 1865) ꝛc. heraus.

Als die letzten mögen endlich noch die sogenannten „sächsischen Bastardpoeten“, die Theodor Hell (Hofrat Winkler), Gustav Schilling, Karl August Engelhardt, Borromäus v. Miltitz, Karl Förster, Friedrich Adolf Kuhn, Alexander von Bronikowski u. a. genannt werden, die sich um die lange Zeit viel gelesene „Abendzeitung“ und um das Taschenbuch „Penelope“ scharten und durch ihren breitspurigen Hochmut und ihr fades Geschwätz der Romantik den letzten blassen Schimmer vergangener Pracht nahmen.

Ein gänzlicher Mißerfolg war also das Endresultat, welches die einst so stolz und siegesgewiß hervorgetretene romantische Schule erzielte. Einen hochherrlichen Dom mit weithin über alle Lande schimmernder Kuppel hatte sie aufrichten wollen, auf daß in dessen heiligem Dämmerlicht das deutsche Volk der Zauberspräche der deutschen Poesie lausche, und nun war sie, da sie es verschmäht hatte, die bereits vorhandenen festen Grundmauern weiter emporzuführen, über weitläuftige Nebenbauten, allerlei Beiwerk und Zierat nicht hinausgekommen. In allererster Linie waren daran abermals unsere traurigen politischen Verhältnisse schuld gewesen. Hätte sich nach dem Wiederaufleben des

patriotischen Geistes infolge des Auftretens Friedrichs des Großen ein kräftiges Staatsleben entwickeln können, so wäre Schiller im stande gewesen, ein breiteres Fundament für unsere Nationallitteratur zu legen, und der Grundriß des Gebäudes wäre dann den Nachfolgern klarer vor die Augen getreten; so aber vermochten die Schlegel, Tieck, Novalis, Brentano nicht, die vielfach sich durchkreuzenden, hie und da auch schon von Gestrüpp überwucherten und auch nicht in allen Linien ganz richtigen Grundmauern zu überblicken, und in jugendlicher Selbstüberschätzung wandten sie sich von den mühsam geschaffenen Anfängen ab und konstruierten sich neue Risse, die aber, da in der trüben Zeit der freie politische Blick fehlte, vollständig verfehlt sein mußten.

Die Romantiker klügelten sich also, da sie zwar sehr richtig fühlten, daß die Entwicklung unserer nationalen Poesie ins Stocken geraten, aber bei den wirren politischen Verhältnissen nicht zu erkennen im stande waren, daß Schiller den letzten richtigen Schritt gethan, ein künstliches System aus, das nicht von dem Geiste der Zeit getragen wurde und mithin auch nicht geeignet war, die nationale Poesie weiter zu fördern. Trotz ihres Ringens nach Volkstümlichkeit, trotz ihres Sich-Anlehnens an das Volkslied, trotz ihres Hinabsteigens in die Zeit deutschen Glanzes und deutscher Größe konnten daher die Romantiker ihre Poesie doch zu keiner Nationalpoesie machen. Sie fesselten und verwirrten mit ihrem bunten Zauberspiel zwar die Menge auf kurze Zeit, konnten sie aber für die Dauer nicht gewinnen, da der Sinn für das Richtige im Volke unaustilgbar ist und, wenn auch Jahre lang zurückgedrängt, doch immer wieder hervortritt. Sie entfremdeten sich daher schließlich sogar dem Volke und vermochten infolgedessen auch nicht einmal, als die Stunde der Erhebung schlug, in die Reihe der Dichter und Redner der Befreiungskriege zu treten, und als darauf Ende der zwanziger Jahre eine neue Zeit und eine neue Generation emporstieg, da mußte die letztere wieder mit vieler Mühe, über die Köpfe der Romantiker hinweg, bis zu den Klassikern zurückgehen und dort die abgerissenen Fäden wieder anknüpfen.

Die Dichter und Redner der Befreiungskriege.

Der Weg zu dieser neuen Entwickelungsstufe unserer Nationallitteratur wurde zunächst auf kurze Zeit sichtbar durch die Befreiungskriege und die Dichter und Redner derselben. Da aber jenes gewaltige Auflodern des edelsten Patriotismus schnell wieder gedämpft und dann vollständig erstickt wurde, so konnten die Körner, Arndt, Schenkendorf nicht zu Pfadfindern und Führern werden: sie sind nur glänzenden Leuchtkugeln zu vergleichen, die rasch emporstiegen, auf Momente hell das Ziel erleuchteten, dem zugestrebt werden mußte, und dann wieder in eine dunkle Nacht hinabsanken.

Bis zum Jahre 1812 hatte die napoleonische Herrschaft mit erdrückender Schwere auf Deutschland gelastet, und nach und nach war alle Hoffnung auf eine Abwälzung des schmachvollen fremden Joches geschwunden. Selbst die eifrigsten Patrioten hatten schließlich die Hände in den Schoß gelegt — was half auch alles Pläne-schmieden! Österreich war mit dem Frieden von Preßburg (1805) und Preußen mit dem Frieden von Tilsit (1807) vollständig geknebelt worden, im Nordwesten dehnte sich eine große französische Provinz, das sogen. Königreich Westfalen, aus, und im Südwesten der buntscheckige Länderkomplex der Rheinbundfürsten, der ergebenen Diener des Usurpators. Da, in dem denkwürdigen Winter von 1812 auf 1813, trat dem unersättlichen Eroberer ein Feind entgegen, an den kein Sterblicher gedacht, und der grimmiger, gewaltiger war, als alle Heere Europas: die sibirische Kälte. Wie ein zürnender Gott überfiel sie ihn mitten auf seinem stolzen Siegeszuge durch Rußland und verwundete ihn bis ins Mark. Und als die Kunde von dieser Niederlage ohnegleichen nach Deutschland kam, als man sich von der Wahrheit derselben nach längerem Zögern an den im jämmerlichsten Zustande Zurückkehrenden überzeugt, da sproß die Hoffnung aller Enden wieder auf. Ob auch der alternde Goethe rief: „Schüttelt nur eure Ketten! Der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie

nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer ins Fleisch ziehen!" ob auch der ängstliche Friedrich Wilhelm III. gebot „Nicht über die Schnur hauen!" — — es gab kein Aufhalten mehr, der losbrechende Sturm konnte nicht mehr gehemmt werden. Hoch oben von Preußen kam er dahergebraust, und in wenig Monden ergriff er alle deutschen Lande. „Von Memel bis Demmin, von Kolberg bis Glatz," schreibt Ernst Moritz Arndt, „war in dem unvergeßlichen Frühlinge und Sommer des Jahres 1813 unter den Preußen nur eine Stimme, ein Gefühl, ein Zorn und eine Liebe: das Vaterland zu retten, Deutschland zu befreien und den französischen Übermut einzuschränken. Krieg wollten die Preußen, Gefahr und Tod wollten sie; den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen Frieden hoffen konnten. Krieg! Krieg! schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, von dem Niemen bis zur Elbe."

Friedrich Wilhelm III. gab anfangs dem allseitigen Drängen zum Kriege nur widerwillig nach; mutlos gemacht durch die vielen Mißerfolge, fürchtete er, daß die Erhebung für Preußen der Anfang vom Ende sein werde. Erst nach langem Zögern und mit schwerem Herzen willigte er in die Kriegserkärung, in die Veröffentlichung des von Hippel verfaßten denkwürdigen Aufrufs „An mein Volk" und in die Errichtung der Landwehr und des Landsturms. Als er aber dann in Breslau die gewaltige Wirkung, die der Aufruf hervorgebracht, die beispiellose Opferwilligkeit mit eigenen Augen sah, da schwand alle Kleinmütigkeit und jeder Zweifel; mit angestrengtestem Eifer widmete er sich fortan der großen Sache bis zur völligen Niederwerfung des Korsen. Bevor jedoch dieses glänzende Endresultat errungen wurde, galt es noch manch' harten Schlag auszuhalten, manch' schwere Prüfung zu bestehen, und mancher wäre gewiß noch zaghaft vor der Riesenaufgabe zurückgeschreckt und in die alte, schlimme, lasche Flauheit und Apathie zurückverfallen, hätten jetzt nicht kampfesfreudige Sänger die Begeisterung immer wieder aufs neue durch ihre Lieder angefacht und geschürt.

Am tiefsten ergriffen die Lieder des feurigen, schwärmerisch-kühnen **Theodor Körner**; sie ermutigten selbst die Feigen, „sie gossen Flammen in alle Seelen". Wir haben bereits Seite 38 einen Lebensabriß des Dichters gegeben und verweisen daher hier auf diesen; wir haben dort auch dargelegt, daß der Dichter sich an Schiller gebildet hatte und in seinen Dramen nur ein Nachahmer geblieben war. Auch in seinen lyrischen Gedichten hatte er sich nicht über dieses Niveau erhoben, mit dem Ausbruch des heiligen Krieges jedoch gewann er mit einem Schlage die Selbständigkeit und schuf nun im wechselvollen Kriegsleben jene herrlichen Gesänge, die bei ihrem Erscheinen von zündender Wirkung waren und noch heute ein Heiligtum unseres Volkes sind. Obgleich sie immer dasselbe Thema, den Kampf gegen den Erbfeind, behandeln, sind sie doch niemals monoton; immer werden neue Stimmungen in uns hervorgerufen, neue Bilder vor uns entrollt, und dabei ist die Form stets im höchsten Grade vollendet.

Obgleich sämtliche Lieder allgemein bekannt sind, können wir uns doch nicht versagen, hier vier der eigenartigsten zum Abdruck zu bringen. Dabei dürfen wir ohne Einschränkung sagen, daß der Aufruf zum Kampfe nie wieder mit so hinreißender Begeisterung hinausgerufen, das wilde Kriegsleben mit so lebhaften Farben geschildert, einem Gebete in der Schlacht in so ergreifender Weise Worte geliehen und der Abschied eines todeswunden Kriegers vom Leben so erschütternd zum Ausdruck gekommen ist, wie in den nachstehenden Gedichten. Nach dem Tode Körners gab sein Vater eine Auswahl der Gedichte 1814 unter dem Titel „Leyer und Schwert" heraus, die „Sämtlichen Werke" erschienen, von Karl Streckfuß zusammengestellt, 1834 zu Berlin, während die 1811 und 1812 an seine Braut gerichteten Gedichte erst kürzlich F. Latendorf in ihrer ganzen Vollständigkeit unter dem Titel „Aus Theodor Körners Nachlaß. Liedes- und Liebesgrüße an Antonie Adamberger" (Lpzg. 1885) veröffentlichte.

Aufruf.

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen,
Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!

Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte;
Drück dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der Freiheit eine Gasse! Wasch die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen,
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!

Das Winseln deiner Greise ruft: Erwache!
Der Hölle Schutt verflucht die Räuberbrut!
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

Zerbrich den Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen,
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.

Denn einen großen Altar sollst du bauen,
In seiner Freiheit ew'gem Morgenrot;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldentod.

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wonne fehlt?

Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten,
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euern herzlichen Gebeten
Den schönen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!

Luise, schwebe segnend um den Gatten!
Geist unsres Ferdinands, voran dem Zug!
Und all ihr deutschen freien Heldenschatten
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! drauf! ruft die Freiheit, drauf!

Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen,
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen,
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!

Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz,
Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

Lützows wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner erschallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt,
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wütrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein
Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Thale die laute Schlacht?
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt,
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd,
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkel zu Enkel sei's nachgesagt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Gebet während der Schlacht.

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
Führ mich zum Siege, führ mich zum Tode,
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willst, so führe mich.
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als in dem Schlachten-Donnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast's gegeben;
Zum Leben, zum Sterben segne mich.
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
Drum, fallend und singend, preis' ich dich.
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

Abschied vom Leben.

(Als ich schwer verwundet und hilflos in einem Holze lag und zu sterben meinte.)

Die Wunde brennt; — die bleichen Lippen beben. —
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage —
Gott, wie du willst! Dir hab' ich mich ergeben.

Viel gold'ne Bilder sah' ich um mich schweben;
Das schöne Traumbild wird zur Totenklage. —
Mut! Mut! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —

Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:
Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen; —
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenroten Höhen.

In gleicher Weise, wie Körner, von der heißesten Liebe zum Vaterlande und von dem brennenden Wunsche, durch seine Lieder das Volk zum Kampfe gegen die Unterdrücker zu begeistern, war auch der kernhafte **Ernst Moritz Arndt** erfüllt. Da er jedoch, als der Sturm losbrach, bereits unter der Mittagslinie seines Lebens stand und auch, seiner ganzen Natur nach, der nüchternen Aufklärung zuneigte, so fehlt es seinen Gedichten meist an Schwung, während sie den volkstümlichen Ton stets sicher treffen. Am berühmtesten ist sein „Was ist des Deutschen Vaterland?", das er bei seiner Rückkehr von Rußland im Frühlinge 1813 in Königsberg dichtete; wir geben es hier jedoch nicht wieder, da wir wohl annehmen dürfen, daß es allbekannt ist, dagegen teilen wir unten das kraftvolle, von edelem Zorn durchglühte Vaterlandslied „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" ꝛc. und das packende, markige Gedicht „Die Leipziger Schlacht" mit. Arndt wurde am 26. Dezember 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen geboren, studierte zu Greifswald und Jena Theologie und Philosophie und wurde sodann an der damals noch schwedischen Universität Greifswald Professor der Geschichte. Infolge seiner kühnen Angriffe auf Napoleon in seinem Buche „Geist der Zeit", dessen erster Band bereits 1806 erschien, mußte er nach der

Gewerbeschule

Schlacht bei Jena flüchten, hielt sich mehrere Jahre in Schweden auf, wagte sich aber 1810 unter dem Namen Allmann wieder nach Deutschland und war unablässig bemüht, den Haß gegen die Franzosen zu schüren. 1812 ging er zu dem Freiherrn von Stein nach Petersburg, wo die ersten Vorbereitungen zum Aufstande getroffen wurden, und kehrte mit diesem im Frühjahre 1813 nach Preußen zurück, um ihn dann während des ganzen Krieges bis nach Paris zu begleiten, überall Flugschriften und Kriegslieder ausstreuend, überall mit Rat und That die große Sache der Befreiung fördernd. Nach dem Frieden ward er 1818 zum Professor der Geschichte an der neu errichteten Universität Bonn ernannt, da er jedoch unverhohlen die reaktionäre Regierung tadelte, so wurde er wegen „demagogischer Umtriebe" in lange Untersuchungen verwickelt und 1820 seines Amtes enthoben. 1840 setzte ihn jedoch Friedrich Wilhelm IV. in sein Amt wieder ein und dekorierte ihn sogar mit dem roten Adlerorden. Er erfreute sich nun, unermüdlich lehrend und litterarisch thätig, eines langen, friedlichen Alters und starb erst, von der gesamten deutschen Nation als der Nestor der Patrioten und Dichter der Befreiungskriege verehrt und geliebt, zu Bonn am 29. Januar 1860 im einundneunzigsten Lebensjahre. Seine „Gedichte" erschienen gesammelt zuerst 1818, von seinen weiteren Schriften erwähnen wir nur „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" (Lpzg. 1840) und „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn von Stein" (Berl. 1858), die wichtige Beiträge zur Zeitgeschichte enthalten.

Vaterlandslied.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten,
Und nimmer in Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten;
Der, wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du schönes Land!
Dir schwören wir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der speise Kräh'n und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutsche alle, Mann für Mann,
Fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan,
Und himmelan die Hände,
Und rufet alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röten,
Mit Henkerblut, Franzosenblut —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten wehn und Fahnen!
Wir wollen heut' uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.
Auf! fliege, hohes Siegspanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

Die Leipziger Schlacht.

Wo kommst Du her in dem roten Kleid,
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komme her aus dem Männerstreit,
Ich komme rot von der Ehrenbahn:
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
Drob müssen die Weiber und Bräute klagen;
Da ward ich so rot.

Sag an, Gesell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr schlugt die Schlacht?
Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Thränen macht,
Da flogen die Kugeln wie Wetterflocken,
Und Tausenden mußte der Atem stocken
Bei Leipzig der Stadt.

Wie hießen, die zogen ins Todesfeld
Und ließen fliegende Banner aus?
Die Völker kamen der ganzen Welt
Und zogen gegen Franzosen aus;
Die Russen, die Schweden, die tapferen Preußen
Und die von dem glorreichen Österreich heißen,
Sie zogen all' aus.

Wem ward der Sieg in dem harten Streit?
Wer griff den Preis mit der Eisenhand?
Die Welschen hat Gott wie die Spreu zerstreut,
Die Welschen hat Gott verweht wie den Sand,
Viel Tausende decken den grünen Rasen,
Die übrig geblieben, entflohen wie Hasen,
Napoleon mit.

Nimm Gottes Lohn! habe Dank, Gesell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmlische Zimbeln hell,
Habe Dank der Mär' von dem blutigen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Toten klagen,
Wir singen noch fröhlich in späten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

O Leipzig, freundliche Lindenstadt!
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal;
So lange rollet der Jahre Rad,
So lange scheinet der Sonnenstrahl,
So lange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht.

Weit milder, als der oft auch recht herbe und derbe Arndt, ist **Max von Schenkendorf**, ein Dichter von vieler Wärme und Innigkeit, aber auch nicht selten, da er sich an den Romantikern gebildet hatte, von mystischer Schwärmerei befangen und unklar in seinem Fühlen und Wollen. Das tritt besonders deutlich in seiner Sehnsucht nach der Wiederherstellung des deutschen Kaiserreiches hervor, der er wiederholt, ganz nach Art der Romantiker, Ausdruck verleiht, ohne jemals sich bestimmter auszusprechen, wie er sich dieses neue Reich vorstellt, und welche Mittel er zur Erreichung dieses Zieles für geeignet hält.

Schenkendorf wurde am 11. Dezember 1783 zu Tilsit geboren, studierte in Königsberg Kameralwissenschaft, siedelte 1812, nachdem er in seiner Heimat verschiedene Ämter bekleidet, nach Karlsruhe über, wo er sich glücklich verheiratete, und schloß sich dann beim Beginn der Befreiungskriege dem Heere an. Wegen einer Lähmung seiner rechten Hand konnte er zwar nicht an den Kämpfen selbst teilnehmen, machte sich dagegen in der Zentralverwaltung nützlich und trug durch seine Lieder, die bald sehr beliebt wurden, erheblich zur Weckung der allgemeinen Begeisterung bei. Nach dem Frieden erhielt er die Stelle eines Rates in Koblenz, erlag jedoch schon am 11. Dezember 1817 einem alten Brustübel. Seine Gedichte erschienen zuerst 1815 zu Stuttgart und Tübingen. Der dritten Auflage (1862) setzte A. von Hagen einen Lebensabriß des Dichters voran. Wir teilen unten das Gedicht auf den Tod der Königin Luise mit, das eines der tiefempfundensten und wohllautendsten ist, die Schenkendorf geschaffen hat, und dann das „Soldaten-Morgenlied", das für den Dichter charakteristisch ist, da er nirgends bestimmter sagt, wie er sich den Freiheitstag, für den er sich begeistert, eigentlich denkt.

Auf den Tod der Königin.

Rose, schöne Königsrose,
Hat auch dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckenvollen Lose?

Seid ihr, hochgeweihte Glieder,
Schon dem düstern Reich verfallen?
Haupt, um das die Locken wallen,
Sinkest du zum Schlummer nieder?

Sink in Schlummer, aufgefunden
Ist das Ziel, nach dem du schrittest,
Ist der Kranz, um den du littest,
Ruhe lebt am Quell der Wunden.

Auf, Gesang, vom Klagethale!
Schweb empor zu lichten Hallen,
Wo die Siegeshymnen schallen,
Singe Tröstung dem Gemahle.

Sink an deiner Völker Herzen,
Du im tiefsten Leid Verlorner,
Du zum Martyrtum Erkorner,
Auszubluten deine Schmerzen.

Herr und König, schau nach oben,
Wo sie leuchtet gleich den Sternen,
Wo in Himmels weiten Fernen
Alle Heilige dich loben.

Soldaten-Morgenlied.

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh';
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenrot;
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott, in Gnaden
Schau her vom blauen Zelt;
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen
Und gieb uns heute Sieg;
Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr, der Krieg.

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen, mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schar.
Bald scheint er, sonder Hülle,
Auf jeden deutschen Mann;
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!

Dann Klang von allen Türmen,
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen,
Und Lieb' und Lebenslust.
Es schallt auf allen Wegen
Ein frohes Siegsgeschrei —
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei!

Ähnlich wie bei Schenkendorf verhält es sich auch bei **Friedrich August von Stägemann.** Auch diesem Dichter fehlt es an Klarheit und Bestimmtheit; dagegen schwärmt er nicht für die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches, sondern nur für die Wiederherstellung des alten Glanzes der Fürstenhäuser; für das Volk hat er wenig Sinn. Er wurde am 7. November 1763 zu Vierraden in der Uckermark geboren, studierte in Halle die Rechte, begleitete den Minister Hardenberg nach Paris, London und auf den Wiener Kongreß, wurde 1816 in den Adelsstand erhoben, leitete von 1819 bis 1821 die Redaktion der „Staatszeitung" und starb am 17. Dezember 1840 zu Berlin als Geheimer Staatsrat beim Ministerium des königlichen Hauses. Er gab zuerst „Kriegsgesänge aus den Jahren 1806 bis 1813" zu Halle 1814 heraus, ferner „Erinnerungen an die preußischen Kriegsthaten 1813—15", ebendaselbst 1818; beide Sammlungen erschienen sodann vereinigt als „Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten" zu Berlin 1828.

Als Österreich den Krieg erklärte.

Was bewegt, wie Geistermacht,
Alles Blut? Die Pulse rasen.
Hört ihr nicht Trompeten blasen?
Das ist Krieg, sie blasen Schlacht.

Herrlich bricht der goldne Tag
Durch entwölkte Morgenröte.
Schalle jauchzend drum, Trompete!
Schlage, Lied, mit Schwertes Schlag!

Wo der deutsche Boden grünt,
Tilgt sie aus, die welschen Knechte
Bonapartes! Auf das Schlechte
Folg' ein Wort, das sich erkühnt!

Zieh es mutig, Kaiser Franz,
Dieses Schwert der edeln Rache,
Für der Freiheit große Sache,
Für der Habsburg alten Glanz!

Held, der um den Feldherrnstab
Frischen Lorbeer früh geflochten,
Schlag, ein Blitz, dem unterjochten
Alten Teut die Ketten ab!

Wem ein Tropfen deutsches Blut
Zornesheiß zum Herzen siedet,
Folge der, in Stahl geschmiedet
An des Hasses roter Glut;

Wer der Heimat freie Luft
Frei will atmen, niemand eigen,
Oder unentehrt will steigen
Zu den Ahnen in die Gruft,

Wer ein Ritter ist, zum Schwert!
Sind sie tot, die Berlichingen?
Hat der Rheinbund auch der Klingen
Deutschen Sinn in Welsch verkehrt?

Wirf den Schandenbund, Geschlecht
Edler Fürsten, ihm zu Füßen!
Und ein Blut wird für dich fließen,
Volkestreue, purpurecht.

Eurer Töchter stolzen Schmuck
Mußtet ihr um Schmach verkaufen.
Auf den Thron der Hohenstaufen
Steigen soll sein Mameluck?

Auf! Am Ebro nicht allein
Ist ein Heldenstamm entsprossen,
Auch allhier in Saragossen
Werden wir dem Tod uns weihn.

Eh' des Weltverwüsters Reich
Wurzeln soll in deutscher Erde:
Auf zu Waffen, auf zu Pferde!
Samt Romana Karl zugleich!

Frei von allem romantischen Dunst erhielt sich **Ernmund Reimar**, den wir später als **Friedrich Rückert** noch sehr ausführlich besprechen werden. Da er hier seine Schwingen zum erstenmale regte, so war er noch etwas unbeholfen und vermochte den Volkston, den er später in seinen lyrischen Gedichten so meisterhaft zu treffen wußte, noch nicht mit voller Sicherheit anzuschlagen. Die Gedichte sind daher auch, trotz ihres warmen Patriotismus, nicht populär geworden. Dasselbe Schicksal hat auch seine „Geharnischten Sonette" getroffen, die jedoch sämtlich in Form und Inhalt Meisterstücke und ein glänzendes Denkmal für die mannhafte Gesinnung des Dichters sind. Es wird in ihnen nicht bloß dem Hasse gegen die Franzosen Luft gemacht, sondern auch den Deutschen die Wahrheit gesagt (siehe unten das Sonett an den Adel) und ihnen eindringlich zu Herzen geführt, daß sie zum großen Teile selbst an diesem Elende, dieser Schmach schuld sind. Und dann blickt der Dichter auch über die Siege hinweg in die weitere Zukunft, giebt rückhaltlos seiner Entrüstung über das Verhalten der Fürsten Ausdruck, die wohl alles *durch* das Volk erreicht hatten, nun aber nichts *für* das Volk thun wollten, und klagt schließlich bitter, daß es den armen Enttäuschten wohl ergehen werde, wie den aus der ägyptischen Knechtschaft befreiten Juden, die auch „nicht selbst anlangten im verheißenen Lande, sondern nur erst von ihnen die Erzeugten." Die „Geharnischten Sonette" erschienen zusammen mit „Spott- und Ehrenliedern" unter dem Titel „Deutsche Gedichte" zu Heidelberg 1814. Der 1817 zu Stuttgart herausgekommene „Kranz der Zeit" trug bereits den Namen Friedrich Rückert.

Deutscher Spruch auf den deutschen Stein.

Das ist der deutsche Stein,
Von Trug und Falsch entblößt;
Wer an den Stein sich stößt,
Der kann kein Deutscher sein.

Das ist der deutsche Stein,
Mit Treu und Mut betraut;
Wer auf den Stein nicht baut,
Das muß kein Deutscher sein.

Das ist der deutsche Stein,
In Not und Tod erprobt;
Und wer den Stein nicht lobt,
Der muß ein Welscher sein.

Aus den „Geharnischten Sonetten".

(An den Adel.)

Ihr Ritter, die ihr haust in euren Forsten,
Ist euch der Helmbusch von dem Haupt gefallen?
Versteht ihr nicht, den Panzer mehr zu schnallen?
Ist ganz die Rüstung eures Muts geborsten?

Was sitzet ihr daheim in euren Horsten,
Ihr alten Adler, habt ihr keine Krallen?
Hört ihr nicht dorther die Verwüstung schallen?
Seht ihr das Untier nicht mit seinen Borsten?

Schwingt eure Keulen! Denn es ist ein Keuler;
Er wühlt, er droht, voll Gier nach schnödem Futter
Stürzt er den Stamm, nicht bloß des Stammes Blätter.

Es ist ein Wolf, ein nimmersatter Heuler,
Er frißt das Lamm, er frißt des Lammes Mutter;
Helft, Ritter; wenn ihr Ritter seid, seid Retter!

(Die Vendome-Säule.)

Habt ihr gehört von jenem Pfahl der Schande,
(Hast ihn zu stürzen, Himmel, keine Blitze?)
Den euer Feind in seines Babels Sitze
Hat aufgerichtet an der Seine Strande?

Von jenem Obelisk, an dessen Strande,
Vom Fußgestell bis hoch an seine Spitze,
In stein'ren Feldern alle Austerlitze
Stehn, alle Schmachen eurem Vaterlande?

Auf, Deutsche, auf, aus allen euren Gauen!
Was säumet ihr, mit wütendem Geheule
Zu stürmen, mit verzweifeltem Vertrauen?

Schwingt wie die alten Väter eure Keule,
Und schlagt, daß sie kein Gott kann wieder bauen,
In Stücken eure Schmach und ihre Säule!

Von den vielen mittelmäßigen Dichtern jener Zeit, die heute zwar mitsamt ihren Werken schon ganz vollständig vergessen sind, aber in jenen denkwürdigen Jahren doch ihr ansehnlich Teil zur Weckung der Begeisterung und zur Hebung des Mutes beitrugen, nennen wir schließlich noch Karl Müchler (1763—1857), der sich in dem Körnerschen Schwunge gefiel und das lange Zeit sehr beliebte Lied „Kennt ihr das Volk, das, fest wie seine Eichen" ꝛc. verfaßte, Karl Friedrich Gottlob Wetzel (1779—1819), der in seinen „Liedern aus dem Kriegs- und Siegesjahre 1813" (Bambg. 1815) die Arndtsche Geradheit und Derbheit nachahmte, aber dabei nicht selten über das Maß des Erlaubten hinausging, und Ludwig Robert (1778—1832), ein Bruder der berühmten Rahel, der sich in seinen ernsten Gedichten „Kämpfe der Zeit" (Stuttg. 1817) besonders durch Formenschönheit auszeichnet.

Was dann noch weiter in jenen stürmischen Tagen gedichtet und gesungen wurde, kann auf künstlerischen Wert keinen Anspruch machen, es ist nicht nur zum großen Teil trivial, sondern auch häufig verletzend. Der Enthusiasmus

wandelt sich nicht selten in häßliche Wutausbrüche und maßlose Schmähungen. „Schlachtet sie kalt, mordet sie kalt, stoßt sie mit Lachen darnieder!“ heißt es z. B. in einem dieser „Kriegsgesänge.“ Das ist später von empfindsamen Ästhetikern hart getadelt worden; wenn man aber bedenkt, mit welcher Schwere die eiserne Faust des Fremden fast ein Jahrzehnt hindurch auf Deutschland lastete, wie Soldaten und Beamte des Eroberers Stadt und Land in frechem Übermut aussogen und ausplünderten, dann kann man sehr wohl begreifen, daß sich der bittere Grimm nicht immer bändigen ließ, und wird es auch hinreichend entschuldigen, daß nicht immer der gute Ton gewahrt wurde.

Auf die weitere Entwickelung unserer Litteratur hatten diese Ausschreitungen nicht den geringsten Einfluß, sie wurden schnell wieder vergessen; wohl aber blieb das wirklich Gute und stiftete tausendfältigen Segen bis in unsere Tage hinein. Denn mit den Körnerschen und Arndtschen Dichtungen erhielten wir die ersten Nationallieder, die jung und alt sich zu eigen machten und in den meisterhaften Kompositionen von Weber und Reichardt dann fort und fort sangen: zuerst bis in die dreißiger Jahre hinein nur in wehmütiger Erinnerung an eine glanzvolle Zeit, die nicht gehalten, was sie versprochen, später in wechselnder Stimmung und endlich 1870 frohlockend, daß das deutsche Reich doch wieder kraftvoll erstanden.

Die Redner der Befreiungskriege sind an Zahl weit geringer, als die Dichter ihrer Zeit, einmal, weil wir Deutsche nur wenig oratorisches Talent besitzen, und dann, weil weder vor, noch während des Krieges sich Zeit und Gelegenheit bot, zu einem größeren Publikum zu sprechen. So lange das französische Regiment noch auf uns lastete und jede patriotische Regung schon im Keime zu unterdrücken suchte, wagten es nur zwei Männer, frei und offen zu reden, das Volk aus seiner Mutlosigkeit aufzurütteln und ihm die Mittel und Wege zu zeigen, mit Hilfe deren es sich wieder ein freies, gesundes Staatswesen erringen könne. Diese beiden waren der geistvolle, edle Fichte und der grundehrliche, gerade Jahn. Später, als der Krieg bereits losgebrochen, trat noch der geniale Publizist Görres hinzu, der auch noch in der Reaktionszeit ein „mächtiger Anwalt der Sache des Volkes“ war.

Johann Gottlieb Fichte ist eine der geistig vornehmsten Erscheinungen jener Zeit. Er feuerte nicht bloß einfach zum Kampfe an, sondern als ein tiefer Denker und weitblickender Patriot forschte er zuvörderst den Ursachen nach, durch welche wir unter die schmachvolle Fremdherrschaft gekommen, und nun erst sann er auf die entsprechenden Mittel, das Joch wieder abzuschütteln und sodann ein Volk heranzubilden, das in eine solch unglückliche Lage nicht wieder hinabsinken könne. Fichte*) wurde am 19. Mai 1762 zu Rammenau bei Camenz, dem

*) Vergl. J. H. Fichte, Joh. Gottl. Fichtes Leben, 2 Bde., 2. Aufl. Lpzg. 1862, und O. Pfleiderer, Joh. Gottl. Fichte, Lebensbild eines deutschen Denkers und Patrioten. Stuttg. 1877.

Geburtsorte Lessings, als der Sohn eines armen Dorfwebers geboren, erwarb sich, unterstützt durch einen freundlichen Gönner, in Schulpforta und auf den Universitäten Jena, Leipzig und Wittenberg seine wissenschaftliche Bildung, konnte dann aber keine Anstellung bekommen, sondern mußte viele Jahre unter drückenden Verhältnissen leben, bis er schließlich auf den Gedanken kam, den großen Kant in Königsberg, den er glühend verehrte, um Verwendung anzugehen. Doch auch Kant nahm ihn zuerst nur kühl auf; als er jedoch Fichtes erste philosophische Schrift „Versuch einer Kritik aller Offenbarung" gelesen, wandelte sich seine Gleichgültigkeit sofort in reges Interesse; er verschaffte dem genialen jungen Manne eine gute Hauslehrerstelle bei Danzig und sorgte für die Drucklegung der Erstlingsarbeit. Damit förderte er Fichte ganz außerordentlich; die Schrift erregte Aufsehen, der Verfasser trat vollberechtigt in die Reihe der geachteten Gelehrten, und schon bald darauf, im Jahre 1793, erhielt er einen Ruf als Professor der Philosophie an die Universität Jena, wo er nun eine sehr erfolgreiche akademische Thätigkeit entwickelte und sein großes Werk „Die Erziehung der deutschen Jugend" begann. Allein die Freude am Lehren und Schaffen sollte ihm schon nach kurzer Zeit getrübt werden; verschiedene Dunkelmänner, welche mit Neid und Besorgnis seinen Einfluß wachsen sahen, setzten alle Hebel ein, ihn zu stürzen, und leider sollte die Maulwurfsarbeit keine vergebliche sein; eine Anklage auf Atheismus, die auf einen Aufsatz Fichtes „Über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" gegründet wurde, verwickelte ihn in eine Untersuchung, die ihn so verletzte, daß er seine Entlassung nahm und sich nach Berlin wandte. Doch auch hier sah man ihn mit ängstlichen Augen an, und es wurde sogar im Staatsrate verhandelt, ob man dem freisinnigen Philosophen den Aufenthalt in Preußen gestatten dürfe. Da erklärte jedoch Friedrich Wilhelm III. schön und schlicht: „Ist Fichte ein ruhiger Bürger, wie aus allem hervorgeht, und entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott Feindseligkeiten hat, so mag dies der liebe Gott selbst mit ihm ausmachen, mir thut das nichts!" Fichte war dadurch in Preußen vor Angriffen gesichert und entfaltete alsbald eine rege Thätigkeit. Zunächst hielt er eine lange Reihe von philosophischen Vorlesungen vor einem ausgewählten Zuhörerkreise, wobei er sich schnell zum Volksredner im edelsten Sinne des Wortes ausbildete; bald beschäftigten ihn aber mehr und mehr die politischen Verhältnisse, die ihn mit banger Sorge erfüllten. Täglich wurde es ihm klarer, daß der Staat des großen Friedrich unaufhaltsam einer schweren Katastrophe entgegen eile, und daß besonders die zügellose Selbstsucht an dem Unglück schuld sei. „Sie herrscht bei den Regierenden, wie bei den Regierten", sagt er einmal, „herrscht bei den Rohen im wilden, materiellen Genusse, bei den Gebildeten im Raffinement des Auskostens von Kunst und Wissenschaft ohne innere Tüchtig-

keit, in der geistigen Ironie, d. h. im Spiel des Ichs mit den sittlichen Gewalten des Lebens." Der Sturz des Staates war aber durch keine Warnung, keine Macht mehr aufzuhalten, er erfolgte mit grausiger Wucht, und gleich darauf zeigte es sich in dem schmachvollen Verhalten der Festungskommandanten und Beamten, der Bürger und Bauern, wie richtig Fichte geurteilt hatte. Es befestigte sich in ihm dadurch immer mehr die Ansicht, daß von Grund aus ein neuer Geist geschaffen werden müsse, und zwar hauptsächlich durch eine ernste nationale Erziehung der heranwachsenden Jugend. „Aus Nichts wird Nichts," schreibt er an den Kabinetsrat, späteren Staatsminister, Beyme, „auch giebt es keinen Sprung zwischen durchaus entgegengesetzten Zuständen. Drum glaube ich immer fort, daß ohne eine völlige Umschaffung unseres ganzen Sinnes, d. h. ohne eine durchgreifende Erziehung aus keinem günstigen oder ungünstigen Erfolge für uns Heil zu erwarten ist." Mit rastlosem Eifer baute er sodann diese Ansicht weiter aus, entwarf mit sicherer Hand die Grundzüge für eine nationale Erziehung und wagte es schließlich, mitten unter den Feinden zu Berlin im Winter von 1807 auf 1808, begeistert hervorzutreten und trotzig und kühn mit Flammenworten jene Reden zu halten, die im Volke nach langer qualvoller Mutlosigkeit wieder die ersten Hoffnungen weckten: Die berühmten „Reden an die deutsche Nation". „Ich rede für Deutsche schlechtweg", sagte er gleich beim Beginn seiner Vorträge, „von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus beiseite lassend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Familie gemacht haben . . . . Mein Geist versammelt den gebildeten Teil der ganzen deutschen Nation aus allen den Ländern, über welche er verbreitet ist, um sich her, bedenkt und beachtet unser aller gemeinsame Lage und Verhältnisse und wünscht, daß ein Teil der lebendigen Kraft, mit welcher diese Reden vielleicht Sie ergreifen, auch in dem stummen Abdruck, welcher allein unter die Augen der Abwesenden kommen wird, verbleibe und aus ihnen atme und an allen Orten deutsche Gemüter zu Entschluß und That entzünde! Kein Mensch und kein Gott und keines von allen im Gebiete der Möglichkeit liegenden Ereignissen kann uns helfen, sondern wir selber müssen uns helfen, wenn uns geholfen werden soll. Die Kunst der Erziehung soll sein: einen festen, unfehlbaren und guten Willen im Menschen zu bilden. Die Erziehung zur reinen Sittlichkeit soll die Erziehung zur wahren Religion vermitteln." Er ermahnt, sich nicht einschläfern zu lassen durch die Lässigkeit des Dienens, sondern sich einen festen und gewissen Geist anzuschaffen; er findet hohen Trost in der Eigentümlichkeit der deutschen Nation, die den Vorzug einer ernsten Geistesbildung, redlichen und mühevollen Schaffens habe. Ein solches Volk sei bildsam. „Der ausländische Geist wird ein lieblicher Sylphe sein, der mit leichtem Fluge über den seinem Boden von selbst entkeimten Blumen hinschwebt und sich nieder-

läßt auf dieselben, ohne sie zu beugen, und ihren erquickenden Tau in sich zieht — der deutsche Geist ein Adler, der mit Gewalt seinen gewichtigen Leib emporreißt und mit starkem, vielgeübtem Flügel viel Luft unter sich bringt, um sich näher zu heben der Sonne." Hierauf ging er näher auf sein Thema ein, legte das Wesen seiner neuen Erziehungsmethode dar, beleuchtete die Hauptverschiedenheit zwischen den Deutschen und den übrigen Völkern germanischer Abkunft, erläuterte, was ein Volk sei, in der höhern Bedeutung des Wortes, und was Vaterlandsliebe, zeigte, an welchen in der Wirklichkeit vorhandenen Punkt die neue Nationalerziehung anzuknüpfen sei, erwog, wem die Ausführung dieses Erziehungsplanes anheimfallen solle, und verbreitete sich schließlich auch noch über die Mittel, das deutsche Volk bis zur Erreichung des neuen Zieles aufrecht zu erhalten. „Wäre es mir gelungen", sagte er zuletzt, „in irgend eine Brust, die unter meinem Auge geschlagen hat, einen Funken zu werfen, der da fortglimme und das Leben ergreife, so ist es nicht meine Absicht, daß diese allein und einsam bleiben, sondern ich möchte über den ganzen gemeinsamen Boden hinweg ähnliche Gesinnungen und Entschlüsse zu ihnen sammeln und an die ihrigen anknüpfen, so daß über den vaterländischen Boden hinweg, bis an dessen fernste Grenzen, aus diesem Mittelpunkte heraus, eine einzige fortfließende und zusammenhängende Flamme vaterländischer Denkart sich verbreite und entzünde!" Er hatte gar bald die Freude zu sehen, daß er *nicht* vergeblich gesprochen; ja die Wirkung seiner Reden war eine gewaltige, besonders, nachdem dieselben 1808 zu Berlin in Buchform erschienen waren und nun im Norden wie im Süden gleich eifrig gelesen wurden. *Sie* waren es daher auch, welche die erste Bewegung der Geister hervorriefen, aus der dann die Erhebung von 1813 sich entwickelte. Sie müssen also zu unserem litterarischen Nationalschatze gezählt werden, wenn wir auch heute nicht mehr allem zustimmen, was damals in der tiefen Erregung gesagt und behauptet worden ist. In der Reaktionszeit vergaß man die Verdienste der Reden sehr schnell, und als das Buch 1824 in neuer Auflage erscheinen sollte, wurde es von der Zensur „als ein verführerisches, *leere Phantome* nährendes" verboten. Neuerdings (1871) wurde es vom Sohne des Verfassers mit einer Einleitung herausgegeben. Den ferneren patriotischen Bestrebungen Fichtes setzte leider der Tod ein sehr frühes Ziel. Als nach den Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz sich die Spitäler füllten, und er die Verwundeten pflegte, ward er vom Lazaretfieber befallen und erlag demselben am 27. Jan. 1814. Deutschland verlor in ihm einen seiner edelsten, lautersten Patrioten und zugleich auch, was wir hier nur kurz andeuten können, einen seiner geistvollsten Philosophen, den genialsten Jünger Kants.

Friedrich Ludwig Jahn verfolgte dieselben Ziele wie Fichte; auch ihm galt es als die Hauptaufgabe der Patrioten, zunächst die deutsche *Jugend* für die Sache des Vaterlandes tüchtig zu machen. Da er aber nicht den Ge-

dankenflug Fichtes besaß, so legte er den Schwerpunkt mehr auf die körperliche Ausbildung und wurde dadurch der Vater unseres Turnwesens. Leider sollte er durch die Reaktion um die Früchte betrogen werden, und infolgedessen kam ein seltsam tragischer Zug in sein Leben. „Er war angelegt zu einem stolzen Charakter," sagt sein Biograph Pröhle, *) „aber er ist schließlich zur Eitelkeit verkümmert. Aphoristisch, wie sein Wesen, ist auch der Verlauf seines Lebens gewesen, ein Fragment, ein abgebrochenes Dasein, abgebrochen in der Reife des Mannesalters, vielleicht (man denke an den Aufschwung, den das Turnen genommen hatte) eben in dem Moment, wo seine Gedanken und Bestrebungen im Begriff standen, für das Leben der Nation von großer praktischer Bedeutung zu werden. Aus der Wirksamkeit auf die Mitwelt zurückgestellt, fand sich die ihn beseelende Idee nur noch an seine eigene Person gewiesen; er machte aus sich, wozu alle deutschen Männer zu machen einst sein Traum gewesen. So ward seine persönliche Erscheinung zur Darstellung seiner Ideen, und daran begreift sich die merkwürdige Thatsache, daß Jahn schon bei seinen Lebzeiten gleichsam zu einer mythischen Figur ward, welche das Volk mit Bewunderung und einer gewissen Ehrfürchtigkeit in der Erinnerung behielt." Jahn wurde am 11. August 1778 in dem Dorfe Lanzen an der Elbe, bei Lenzen, als der Sohn des dortigen Pfarrers geboren, studierte in Halle Theologie, Geschichte, Philosophie und deutsche Sprache und schrieb bereits im Jahre 1800 das Buch „Über die Beförderung des Patriotismus von O. C. C. Höpffner". Für 10 Thaler hatte er an Höpffner die Autorschaft verkauft. Bald darauf ging er nach Greifswald, wo er mit Ernst Moritz Arndt Freundschaft schloß, und 1809 kam er nach Berlin, um sich einen größeren Wirkungskreis zu schaffen. Die Fichteschen Ideen hatten mächtig in ihm Wurzel geschlagen, und es drängte ihn nun zu helfen und zu fördern. Aber nirgends konnte er einen Anhaltspunkt finden, überall traf er schwache, ängstliche und hoffnungslose Gemüter. Doch er ließ sich nicht entmutigen; er schrieb sein kräftiges Buch „Deutsches Volkstum" (Lübeck 1810), das, wenn auch hie und da im Ausdruck geschraubt, doch ein gutes Teil zur Hebung des Patriotismus beitrug und ein schönes Zeugnis seiner patriotischen Gesinnung ist, und 1811 errichtete er die erste Turnschule und den ersten Turnplatz in der Hasenhaide bei Berlin. Dadurch, sowie durch seine Reden, die er auf dem Turnplatze hielt, wirkte er in kurzer Zeit erstaunlich erfrischend und belebend auf die Jugend, und als die Befreiungskriege losbrachen, konnte er mit einer ansehnlichen Zahl von wohlgeschulten, begeisterten Kämpfern zum Lützowschen Korps stoßen. Die turnerische Sache hatte mittlerweile allerwärts den ungeteiltesten Beifall gefunden, und er durfte daher auch hoffen, nach

*) Heinrich Pröhle, Friedrich Ludwig Jahn, neue Aufl., bearb. v. C. Euler. Stuttg. 1878.

dem Frieden das Turnen in ganz Deutschland einführen zu können. Allein — der fremde Feind war ja abgewälzt, was bedurfte man jetzt des Volkes noch? Das Turnen wurde für staatsgefährlich erklärt, und der Turnplatz in der Hasenhaide polizeilich geschlossen. Jahn selbst wurde beschuldigt, die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands zuerst aufgebracht zu haben, und, da er nach wie vor für die deutsche Sache sprach, in der Nacht vom 13. zum 14. Juli 1820 auf Befehl des Staatskanzlers, Fürsten von Hardenberg, verhaftet, nach Spandau gebracht und nach langen Verhandlungen und Untersuchungen endlich nach dem Städtchen Freiburg an der Unstrut verbannt. Dort ist er einsam, vergrämt und vergrillt, aber noch mit dem Bekenntnisse „Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, war das Morgenrot meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft und ist jetzt der Abendstern, der mich zur ewigen Ruhe geleitet" am 15. Oktober 1852 gestorben. Jahn war eine urkräftige deutsche Reckengestalt, ein Mann von lauterstem Charakter, der bei allem, was er schrieb und sprach, das Heil Deutschlands, die Wohlfahrt des Volkes im Auge hatte. Da ihm aber seine schönsten Hoffnungen vernichtet wurden, da ihn erbärmlicher Undank, klägliche Kurzsichtigkeit mitten aus seinem frohen Streben und Schaffen herausriß und zur Unthätigkeit verdammte, so verkam er elend und wurde sogar noch die Zielscheibe des Spottes seiner Feinde. Die Nachwelt hat die Schuld sühnen wollen, sie hat dem Edlen am 10. August 1872 in der Hasenhaide zu Berlin ein würdiges Denkmal, ein Standbild, errichtet, aber sie hat damit nur um so greller bewiesen, wie schwer man sich einst an Jahn vergangen hat.

Joseph v. Görres erhob seine Stimme für die Sache des Vaterlandes erst, als der große Befreiungskampf schon allerwärts entbrannt war. Vordem hatte er im Kreise der Romantiker gestanden, mit Brentano und Arnim vertrauten Umgang gepflogen, sich an der Herrlichkeit des Mittelalters begeistert, die deutschen Volksbücher 1807 zu Heidelberg herausgegeben und einem schwärmerischen Mystizismus gehuldigt. Im Jahre 1813 trat er jedoch mit seinem ganzen Denken in die Gegenwart ein, gründete in seiner Vaterstadt Koblenz (wo er am 25. Mai 1776 geboren war) beim Beginn des Jahres 1814 den „Rheinischen Merkur" und schwang nun gegen die Feinde das zweischneidige Schwert seiner Beredsamkeit mit solcher Wucht, daß ihn Napoleon die fünfte Großmacht nannte, welche gegen ihn in die Waffen getreten. Wir erwähnen von den vielen geist- und zornsprühenden Artikeln der mannigfachsten Art, welche der „Merkur" in jener Zeit brachte, hier nur die in Nr. 51 erschienene „Proklamation Napoleons an die Völker Europas vor seinem Abzuge auf die Insel Elba", ein Meisterstück in Stil und Kraft der Sprache. „Ich, Napoleon Bonaparte, einst Kaiser der Franzosen, jetzt in das Privatleben zurückgekehrt," hebt diese Satire an, „will der Welt ein Zeugnis zurücklassen über meine Gesinnung und die Weise, wie

ich gehandelt habe. Die zu meinen Füßen im Staube sich gewunden, lassen mich jetzt freche Reden hören. Nicht gegen *sie* will ich zu einer Verteidigung mich herablassen, noch ihre Schlechtigkeit ehren durch meinen Zorn. Wie ich über ihre Häupter hergeschritten bin, so gehe ich verachtend durch den Dunst ihrer Worte vor. Auch nicht zu der Nachwelt will ich reden; sie ist, wie die Mitwelt, aus Thoren, Schwachköpfen und wenigen Bösewichten gemischt. Mir selbst und meinem Leben sollen die Worte, die ich spreche, ein Denkmal sein; es mag in der Wüste der künftigen Zeiten stehen, wie ein einsamer Fels, den erloschenes Feuer zerrissen." In diesem hochtrabenden Tone folgt dann eine Kritik der Fürsten und Völker Europas, in der die Denkweise und das ganze Gebahren Napoleons so vollständig zum Ausdrucke kommt, daß die Franzosen die Proklamation für echt hielten und sie sogar für das Beste erklärten, was ihr Kaiser je gesprochen. Neben dieser Verspottung der Feinde trat Görres aber auch mit der ganzen Macht seines Geistes für die Sache des Volkes ein, verfocht energisch die Rechte desselben und forderte mit Ungestüm, was man in der Stunde der Not versprochen. Das konnte aber nach oben nur Mißfallen erregen, und darum wurde der „Merkur" auch bereits 1816 unterdrückt. Görres ließ sich jedoch dadurch nicht entmutigen, schrieb Broschüren, trat, wo er konnte, mit dem lebendigen Worte ein und verfaßte, als die Rheinländer nach den ihnen von Friedrich Wilhelm III. versprochenen konstitutionellen Institutionen verlangten, die schwungvolle sogenannte „Mahn-Adresse", die aber der König sehr ungnädig aufnahm, und auf die er am 21. März 1818 antworten ließ: Nicht *jede* Zeit sei die rechte, eine Veränderung in der Verfassung des Staates einzuführen, und er, der die Verheißung gegeben, behalte sich auch das Recht vor, zu bestimmen, *wann* die Zusage einer landständischen Verfassung in Erfüllung gehen solle. Er hat diese Bestimmung nie erlassen und ist 1840 ins Grab gestiegen, ohne sein königliches Wort eingelöst zu haben. Die abweisende Antwort des Königs verletzte Görres so tief, daß er ein zornsprühendes Buch „Deutschland und die Revolution" (Kobl. 1819) hinauswarf, das in den Volkskreisen einen tiefen Eindruck machte und in den Regierungskreisen große Bestürzung hervorrief. Es erging daher von Berlin aus ein Befehl, den Unheilstifter zu verhaften, dieser aber war bereits nach Frankreich entflohen und lebte nun zunächst in Straßburg, dann in der Schweiz und in Frankfurt. Später, nachdem er zu München Professor der Litteraturgeschichte geworden, wandte er sich wieder den romantischen Ideen und dem Mystizismus zu und wurde dann aus diesem heraus einer der leidenschaftlichsten Kämpfer für die katholische Hierarchie. Von den vielen Schriften, die er in diesem Sinne verfaßte, erwähnen wir nur sein unheilvolles Buch „Athanasius" (Regensbg. 1837), in dem er, infolge der Kölner Wirren, in heftigster Weise die preußische Bureaukratie und den Protestantismus angriff. Von 1838 ab gab er auch die „Historisch-poli-

tischen Blätter" heraus, die bald sehr einflußreich wurden. Er starb zu München am 27. Jan. 1848.*) Hätte er sich mehr zu mäßigen verstanden, hätte er sich nicht durch seine Leidenschaftlichkeit und seinen Hang zum Mystizismus das Auge allzusehr trüben lassen, so würde er sich bei seiner Genialität, bei seinem außerordentlich reichen Wissen zu einem Volksmanne im edelsten Sinne des Wortes emporgeschwungen haben; so aber versank er in Parteihader und wird nun von der einen Seite über die Maßen verehrt und gepriesen, während er von der anderen erheblich unterschätzt wird.

Sehr bald verklangen und erstarben also, wie wir gesehen haben, die frohen Gesänge, die begeisterten Reden der Befreiungskriege wieder; in rauhem Polizeitone wurden alle patriotischen Regungen unterdrückt; man wolle kein politisierendes Volk, wurden die „Dränger", die „unruhigen Köpfe" bedeutet — nach wie vor war die Parole „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht". Damit machte man sich aber einer schweren Sünde schuldig. Durch die Befreiungskriege war der politische Sinn unseres Volkes wieder mächtig geweckt worden; er hätte nun, mit Vorsicht und Maß, weiter ausgebildet werden sollen; wir hätten dadurch einen politischen Blick, ein politisches Urteil bekommen; es hätte sich ein kräftiges Selbstbewußtsein herausgebildet, unter den einzelnen Stämmen das lebendige Gefühl der Zusammengehörigkeit erhalten, und aus alle dem würde sich eine gesunde Nationallitteratur entwickelt haben. Statt dessen hockte das Volk grollend zusammen, lebte in dumpfer Verstimmung und engherziger Philistrosität dahin, fand dabei Geschmack an den grausigen, aber jeder tieferen und dadurch erhebenden Tragik entbehrenden Schicksalstragödien und an einer süßlichen und lüsternen Romanlitteratur, und als dann der nationale Gedanke trotz aller Hemmnisse wieder aufflammte, da entstand ein wüstes Durcheinander; eine in politischer Unreife erhaltene Nation taumelte unbeholfen hin und her, während die beschränkten Regierungen, die weder die Situation, noch das unklare Wollen des Volkes begriffen, ratlos das Steuerruder aus der Hand gleiten ließen. Die Sünde der Väter wurde heimgesucht an den Kindern.

*) Vergl. Sepp, Görres und seine Zeitgenossen. Nördl. 1877, und J. Galland, Joseph v. Görres. Freib. 1876.

Die Schicksalstragödie.

Die Schicksalstragödie ist, wie wir bereits Seite 14—15 erläutert haben, ein Nebenschößling der klassischen Periode, der aber erst nach den Befreiungskriegen zu wuchern begann, da sich erst jetzt diejenige Atmosphäre bildete, deren er zu seinem Wachsen und Gedeihen bedurfte, nämlich die kühle, trübe Luft des Stoizismus.

Das Volk war um alle seine schönen Hoffnungen betrogen worden — tief erschöpft und mit dem trostlosen Gefühle, vergebens seine letzten Kräfte angespannt zu haben, sank es in bittere Gleichgültigkeit zurück, und die Resignation erschien ihm alsbald als die einzige Weisheit des Lebens. Diese Resignation aber, diese Trostlosigkeit, bildete die Ansicht heraus, daß der Mensch sich dem nach höheren Gesetzen waltenden Willen Gottes fügen müsse, wenn er ihn auch nicht begreifen könne, daß selbst die heldenmütigste Aufopferung umsonst sei, wenn es das Schicksal so wolle. Damit war aber auch die Lehre vom Fatum acceptiert, jene Lehre, die schon 400 Jahre vor Christo die Stoiker ausgesprochen: das Schicksal ist eine tote, blinde Macht, der die menschliche Freiheit ganz und gar rettungslos preisgegeben ist.

Dramen, die von dieser Weltanschauung getragen wurden, mußten daher Sympathien finden, und in der That eroberten sie sich auch sofort nach dem Kriege alle Bühnen Deutschlands *). Den Reigen eröffnete die einaktige Tragödie „Der vierundzwanzigste Februar", ein grausiges Stück, das bereits 1809 geschrieben worden war, auch schon 1810 das Licht der Lampen erblickt hatte, aber erst jetzt, nach dem Kriege, sein großes dankbares Publikum fand. Der Verfasser war **Friedrich Ludwig Zacharias Werner**, ein Dichter von reicher Begabung, aber ein Mensch ohne allen moralischen Halt und darum einer von

*) Vergl. Jakob Minor, Die Schicksalstragödie in ihren Hauptvertretern. Frankfurt a. M. 1883.

den vielen, die nicht hielten, was sie versprachen. Werner wurde am 19. November 1768 zu Königsberg in Preußen geboren, wo sein Vater außerordentlicher Professor der Beredsamkeit und Geschichtskunde war. Leider starb dieser bereits 1782; die Erziehung des lebhaften Knaben fiel daher der Mutter anheim. Daß diese Erziehung keine glückliche gewesen, ergiebt sich aus einer Äußerung E. T. A. Hoffmanns, der, acht Jahre jünger als Werner, auf dem ersten Stocke desselben Hauses wohnte, dessen zweiten Werners Mutter inne hatte. Dieser schreibt, Werner sei ein trauriger Beweis, wie die herrlichsten Anlagen durch eine alberne Erziehung ertötet werden könnten. „Unter der albernen Erziehung", meint hierzu Heinrich Düntzer in seinem Buche „Zwei Bekehrte" (Lpzg. 1873), „haben wir uns wohl zu denken, daß die fromme, ihren Sohn unendlich liebende, seine hohe Begabung dankbar verehrende Mutter dadurch, daß sie mit salbungsvollen Sprüchen und erbaulichen Mahnungen auf sein Herz zu wirken suchte, ihn, statt sein Zutrauen zu gewinnen, in sich zurückscheuchte und, während sie auf äußere Andachtsübungen und frommes Gebahren hielt, seinem Eigenwillen die Zügel schießen ließ. So wurde er unwahr, eigenwillig und genußsüchtig." Aber auch die frühe Neigung zur Poesie mag die Mutter bei dem Knaben geweckt haben, ebenso den Hang zur religiösen Schwärmerei. Die Ermahnungen der Mutter hielten den heranwachsenden Jüngling jedoch nicht ab, auch der Sinnlichkeit zu fröhnen; schon früh ergab er sich daher einem ungeregelten Leben. Im Jahre 1784 bezog er die Hochschule seiner Vaterstadt, um die Rechts- und Staatswissenschaft zu studieren, doch besuchte er auch die philosophischen Vorlesungen des großen Kant mit Eifer und Erfolg. Nach dem Abschluß seiner Studien wurde er Verwaltungsbeamter, konnte sich aber an keine regelrechte Thätigkeit gewöhnen, sondern versank immer tiefer in Liederlichkeit. Drei leichtsinnig geschlossene Ehen wurden eben so leichtsinnig wieder gelöst, die letzte in Berlin, wohin er im Jahre 1805 als Geheimer Sekretär auf Schillers Anregung versetzt worden war, der „Die Söhne des Thales", das Erstlingswerk des jungen Dramatikers, bei seinem Besuche in Berlin bei Iffland im Manuskripte gelesen und das große Talent erkannt hatte. Zu einer gedeihlichen Entwicklung des Dichters kam es jedoch auch in Berlin nicht. Zwar entstanden verschiedene Dramen „Das Kreuz an der Ostsee", Teil I. („Die Brautnacht"), „Martin Luther, oder die Weihe der Kraft", „Attila, König der Hunnen" ꝛc., allein bei keinem setzte der Dichter seine ganze Kraft ein; es gelang ihm daher auch nicht, irgend welchen nachhaltigen Erfolg zu erringen. Wohl infolgedessen unzufrieden, und da er mittlerweile von seiner Mutter 12,000 Thaler geerbt hatte, gab er seine Stellung auf und ging auf Reisen. Dabei kam er auch nach der Schweiz und am 21. August 1808 auf die Gemmi, wo er in dem einsamen, „einer Mörderhöhle ähnlichen" Alpenwirtshause Schwarenbach (Schwaribach) zu Mittag speiste und von einer schauerlichen Geschichte, in der ein Vater sein eigenes

Kind erdolcht, sowie von der großartigen, düstern Gebirgslandschaft so ergriffen wurde, daß ihm das Gehörte und Gesehene aufs lebendigste in der Erinnerung haften blieb. Und als er sodann nach Deutschland zurückkehrte und — es war im Februar 1809 — von Goethe aufgefordert worden, einmal alle Kraft zusammenzufassen und ein rein menschliches, durch einfache Mittel wirkendes Drama zu dichten, da gab er dem Grauen, das er da oben auf der Gemmi empfunden, einen bestimmten Ausdruck und schrieb in kurzer Zeit, zum Teil in gereimten Alexandrinern, die einaktige Tragödie „Der vierundzwanzigste Februar", die ihm sodann den Stempel für seine gesamte litterarische Thätigkeit aufdrückte. Der Inhalt dieses vielberufenen Stückes ist folgender: In einem einsamen, armseligen Wirtshause auf dem zwischen Kandersteg und Leuk gelegenen Felsen- und Bergpasse Gemmi in der Schweiz leben der Bauer Kunz Kuruth mit seiner Frau Trude in den traurigsten Verhältnissen; eine Menge von Unglücksfällen, Not und Elend haben sie aus guten Verhältnissen so weit gebracht, daß am nächsten Tage das Haus gerichtlich verkauft werden soll und ihrer die Fronfeste harrt. Trostlos sitzen sie zusammen; da kommt noch spät abends ein Fremder, der um ein Nachtquartier bittet. Er führt Speisen und guten Wein mit sich, schenkt den Wirtsleuten auch ein, und bei der Unterhaltung, die sich nun entwickelt, erzählt Kunz die Geschichte seines traurigen Lebens. Er habe seiner Zeit gegen den Willen seines Vaters eine arme Pfarrerstochter geheiratet, darauf habe der Vater, ein böser, jähzorniger Mann, die junge Frau unablässig beleidigt und gemißhandelt. So auch eines Abends, vor 28 Jahren am 24. Februar, als er seine Sense geschliffen. Da sei ihm die Galle übergelaufen, er habe das Messer, womit er die Sense gewetzt, nach dem Alten geschleudert, ihn zwar nicht getroffen, aber doch so erschreckt, daß er einen Schlaganfall bekommen habe und bald darauf unter einem gräßlichen Fluche über die beiden Eheleute und deren Nachkommenschaft gestorben sei. Und dieser Fluch habe nun fort und fort auf ihnen gelastet. Der Sohn, den Trude zunächst geboren, habe gleich das Kainszeichen, „'ne Sense blutig rot", auf seinem linken Arme mit auf die Welt gebracht; sieben Jahre alt, habe der Knabe sodann am 24. Februar mit demselben Messer, mit dem er, Kunz, nach seinem alten Vater geworfen, seinem kleinen Schwesterchen den Hals abgeschnitten; später sei der Knabe, auch wieder an einem 24. Februar, entlaufen und spurlos verschwunden. Hierauf erzählt auch der Fremde seine Schicksale. Auch er hat als Knabe „zur bösen Stunde einen Mord gethan", dann hat ihm aber, fern von der Heimat, das Glück gelächelt, und er ist nun als reicher Mann zurückgekehrt, um mit seinen alten Eltern ein glückliches Leben zu führen. Nun begiebt man sich zu Ruh'. Allein Kunz kann nicht schlafen; er sieht immer wieder die große Geldkatze des Fremden; das Geld könnte ihn aus allem Elend retten — der Fremde ist nach seinem eigenen Geständnis ein Mörder, also ja vogelfrei! Die Gier nach

dem Gelde wächst immer mehr — er schleicht sich in die Kammer des Fremden und ermordet mit demselben Messer, das er einst nach seinem Vater schleuderte, — seinen eigenen Sohn, und zwar abermals am 24. Februar. Schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe wird man ersehen haben, daß man hier die deutsche Schicksalstragödie vom reinsten Wasser vor sich hat. Das Schicksal, das einst bei den Griechen den Gesamtwillen der Götter repräsentierte, ist hier kläglich zu einem fatalistischen Datum zusammengeschrumpft; der 24. Februar soll hier die treibende Kraft sein, denn infolge des 24. Februars, weil es eben der 24. Februar ist, wird der Tag der frohen Rückkehr zum Tage des größten Unglücks. Allerlei Spuk, ein Nagel, der von der Wand fällt, das große Messer, helfen die grausige Geschichte noch mit ausputzen. Der Fluch des Vaters, der hier eigentlich mit zermalmender Wucht hätte wirken müssen, ist nur noch so ein schwacher Nachklang aus der griechischen Tragödie. Zudem ist sehr unwahrscheinlich, daß sich der Sohn nicht alsbald den Eltern entdeckt, um diese besonders von den schweren Sorgen, die sie niederdrücken, zu befreien. Aber im übrigen ist das Drama eine überaus geniale Schöpfung. Der ganze Ton ist mit Meisterschaft getroffen, die Handlung entwickelt sich rasch und fesselt lebhaft, die Macht der Verhältnisse wird mit Geschick zur Geltung gebracht; die Charaktere sind scharf gezeichnet; die Staffage, das großartige, wilde Gebirge ist außerordentlich effektvoll verwertet; die Sprache, wenn auch mit großer Nachlässigkeit behandelt, ist doch immer hochpoetisch. Bei Goethe fand das Drama großen Beifall, stand der Altmeister doch selbst noch in der antikisierenden Richtung. In den Goetheschen „Annalen" von 1809 heißt es: „Werners bedeutendes Talent zu begünstigen, bereitet man eine Aufführung des „Vierundzwanzigsten Februars" mit großer Sorgfalt vor." Es kam jedoch nicht so schnell dazu, Werner verließ mittlerweile Weimar wieder, wandte sich abermals nach der Schweiz, besuchte Frau von Staël in Coppet, und hier ging nun auch das Stück im Herbst 1809 zum erstenmale in Scene. Werner selbst spielte dabei den Bauern Kunz und August Wilhelm Schlegel den heimkehrenden Sohn Kurt. Werner berichtete später bei der Herausgabe des Dramas: seine tragische Erscheinung auf einer Bühne zu Coppet habe das Glück genossen, der Frau Baronin von Staël-Holstein kostbare Thränen zu entlocken. Diese selbst bemerkt später, das Stück bringe auf der Bühne eine große Wirkung hervor, aber man bewundere mehr die dichterischen Farben und die Steigerung der aus den Leidenschaften gezogenen Motive, als die Handlung selbst, die sich zu sehr der gewöhnlichen Wirklichkeit nähere. In Weimar ging die erste Aufführung am 24. Februar 1810 von statten; bis zum 9. Juni 1817 erschien die Tragödie dann, laut Genast (Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers, Lpzg. 1862, S. 172) achtmal auf dem Weimarischen Repertoire. Die erste Aufführung war eine ausgezeichnete, von großem Erfolge begleitete. Auf den übrigen deutschen

Theatern faßte das Stück erst nach den Befreiungskriegen Fuß, um dann jedoch mitsamt seinen Geschwistern die deutsche Bühne um so länger zu beherrschen. Im Druck erschien es zuerst 1815 zu Altenburg. Werner pflegte jedoch die Schicksalstragödie nicht weiter, er ging von Coppet nach Rom, trat dort zur katholischen Kirche über, versank immer mehr in religiöse Schwärmerei, ließ sich zum Priester weihen und starb, nachdem er längere Jahre als Prediger thätig gewesen, am 17. Januar 1823 zu Wien. Seine „Sämtlichen Werke" erschienen, von Schulz herausgegeben, in 14 Bänden zu Grimma 1839—41, seine „Ausgewählten Schriften", aus seinem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von seinen Freunden, in 13 Bänden zu Wurzen 1840. Als 14. und 15. Band erschien dann noch hierzu „Zacharias Werners Biographie und Charakteristik, herausgegeben von Fr. Schütz," ebendaselbst.

Wir geben hier aus dem „Vierundzwanzigsten Februar" den Schluß.

Aus dem „Vierundzwanzigsten Februar".

Kurt (in der Kammer, zum Schlafengehen sich bereitend).

Ich bin entsühnt — die Ahnung ist erfüllt;
Wie Alpenglöcklein tönt's von oben Frieden! —
Schon naht der Schlummer mir — und tröstend hüllt
Er bald auf heim'schem Boden mich, den Müden! —
An dieser längst ersehnten Bretterwand
Hat oft mein fröhlich Hirtenhorn gehangen;
Noch steckt der Nagel drin, an den ich's band! —
Mir naht die Kinderzeit mit blüh'nden Engelswangen;
Mein Schwesterchen, mit kindisch zarter Hand,
Beut wieder Alpenröslein mir! — Das Bangen,
Beschwichtigt ist's — erreicht der Heimat Land! —

(Er hängt seine Kleider und Gerätschaften an einen Nagel der die Kammer von der Stube scheidenden Bretterwand; dieser biegt sich, und die Sachen fallen herunter.)

Kunz (mit Trude noch in der Nebenstube). Was fiel?! —

Trude. Ich weiß nicht —

Kunz. Seltsam wird mir's schwer
Und angst! — Du, reich doch 'mal die Bibel her! — (Trude bringt Kunzen die Bibel und geht dann wieder an das Feuer zum Kamine.)

Kurt (in der Kammer).

Der Nagel will mein Kleid schon nicht mehr tragen! —
Nun — 's ist auch größer jetzt! — Komm, laß dich grade schlagen! —

Kunz (in der Bibel lesend).

„Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser,
„Aber der Mutter Fluch reißt sie wieder nieder." —
Nicht wahr! — Der Mutter Segen baut allein
Sie auf; des Vaters Fluch, er reißt sie ein!

(Kurt hat unterdessen in der Kammer den Nagel gerade geschlagen und seine Kleider daran aufgehängt; von der dadurch bewirkten Erschütterung fällt das an der andern Seite der Bretterwand hängende große Messer herunter und Truden vor die Füße.)

Trude (entsetzt zu Kunzen an den Tisch eilend). Ach! —

Kunz (vom Stuhle, auf dem er bisher immer gedankenvoll gesessen ist, schnell aufspringend). Halt — was fällt mir ein! —

Trude. Das Messer fiel! —

Kunz. Sprach nicht der Kerl, er sei ein Mörder?! —

Trude. Nein!

Kurt. Nun dann — gottlob, ich bin am Ziel! —

Mein Maultier, das am nächsten Orte
Ich wohl bepackt zurücke ließ,
Mein Knecht bringt's morgen früh — dann schließt mein Gold die Pforte
Mir auf vom ird'schen Paradies! —

(Indem er die Geldkatze vom Tische nimmt und sie unter das Kopfende des im Hintergrunde der Kammer befindlichen Strohlagers schiebt.)

Komm, liebes Gold, durch dich ist Rückkehr mir gelungen! —
Durch Gold, das in des Abgrunds Tiefen wohnt! —
Denn ehrlich hab' ich es errungen,
Und treues Streben wird belohnt; —
Aus neuer Welt bring' ich's zur alten,
Leg' es in meiner Eltern Hand;
Dann mag Gott mit uns allen walten! —

(Sich auf das Strohlager streckend.)

Gegrüßet sei mir, Vaterland! — (Er schläft ein. Das Licht in der auf dem Tische in der Kammer stehenden Laterne verlischt.)

Kunz. Er sprach: — er hab 'nen Mord begangen! — Ei!
So ist der Kerl ja vogelfrei! —
Ein jeder kann ihn plündern, ihn berauben!
Weil die Gesetze das erlauben,
Sie heißen's gar —

Trude. Um Gottes willen, Mann! —

Kunz. Ihn töten könnt' ich — darnach kräht kein Hahn!
Beim Mörder steht das jedem frei! —

Trude. Um Jesu Wunden! —

Kunz. Nun,
Mach kein Geschrei! — Ich werd' ja das nicht thun! —
Ich will ja nur — die Zeit, die thut uns eilen!
Daß er ein Räuber ist — nun, das ist sonnenklar!
Ein Zaub'rer gar vielleicht! — So'n Kerl, der bringt Gefahr
Der Eidgenossenschaft! — den Raub mit ihm zu teilen,
Nur dazu hätt' ich Lust!

Trude. O laß den Frevel sein! —

Kunz. So soll ich springen in den See hinein
Und gottlos unrecht thun; — jetzt, wo mir's Recht erlaubt,
Mich, dich zu retten, wenn ich raube, was geraubt?! —
Gut, lassen wir's! — Ich kann auch sterben! —

Trude. Nein! —

Kunz. Soll ich —! —

Trude. Thu — was — du willst —

Kunz. So leucht mir! —

Trude (die Lampe vom Tische nehmend). Höllenpein! —

Kunz. 's ist Mitternacht! Das ist 'ne gute Stunde! —
Da hat man Mut; wenn auch der Vater blau
Vom Schlagfluß daliegt! — Nun, was zitterst, Frau? —

Trude (in der einen Hand die Lampe haltend und sich mit der anderen an Kunzens Arm klammernd). O laß —

Kunz (indem er, an Truden angeklammert, zur Kammerthür schleichend, mit dem Fuße an das zuvor auf die Erde gefallene große Messer stößt).

Hoho! liegst du da, alter Kunde? —
Dich nehm' ich mit — (Er hebt das Messer auf.)

Trude. Du willst doch nicht sein Blut
Vergießen?! —

Kunz. Nein! — Sieh, das verstehst du nicht! —
Ich bin Soldat gewesen — sieh nur — da braucht man Vorsicht!
So'n scharfes Ding — es ist auf alle Fälle gut! —

(Indem er, nebst der sich immer an ihn klammernden Trude in die Kammer tritt.)

Du! — ist's nicht, als ob's hier nach Leichen riechen thut?! —

Trude. O, komm zurück! —

Kunz. Er schläft! — wo hat er seine Katze
Mit Geld? — Dort guckt sie vor — unter der Strohmatratze!
Nun, nimm sie! —

Trude. Nein! —

Kunz. Du schämst dich? — Ja freilich,
's ist nicht fein! —
'ne Schmach ist's! — Hör, was meinst du?
— Wir lassen's lieber sein! —

Trude. O, das gab dir dein Engel ein! —

Kunz (indem er das Messer in die Brusttasche steckt).
Ja — laßt uns schuldlos sterben! — Schuldlos? — Nein! —

(Die Wanduhr schlägt zwölf.)

Kunz (während daß die Uhr schlägt, jeden der Schläge nachzählend).
Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieb'n,
acht, neun, zehn,
Eilf, g'nug! — Zwölf! — Keif nicht,
Alte, es ist einmal geschehn!

Trude (ihn zur Thür ziehend). O komm! —

Kunz (die Thür leise öffnend und sie plötzlich wieder zuziehend, indem er schaudernd zurückfährt).
Brr! —

Trude. Gott! — Was ist dir? —

Kunz. Da hinein kann ich nicht gehn! —

Trude. Warum?

Kunz. Hast nicht den Alten im Lehnstuhl
sitzen sehn,
Blau, mit gebrochnen Augen, nach mir herum
sich drehn? —

Trude (die Thür öffnend und in die Stube hineinsehend). 's ist nichts! —

Kunz (Truden dicht an sich ziehend). Bleib hier
— mich graut! — dicht bei mir hier
bleib stehn!
So! — (Indem er Trudens Arm umklammert und sie mit den seinen wie zum Beten emporhält.)
Hilf mir beten! — Hilf mir! —

Trude (die Lampe auf den Boden setzend und ihre Arme mit Kunzens Armen verschlungen gefaltet emporhebend). O, könnt' ich uns Hilf' erflehn! —

Kunz. Vater unser, der mich hat verflucht!
— (Zu Truden.)
Sieh — wie dort der Fremde höhnisch
lacht!
Aus mich lacht er, weil nur ich verflucht
Und nicht er's ist! —

Trude (ihn zur Thüre ziehend). Flieh die
düstre Macht! —

Kunz (noch einmal die Hände zum Gebet zusammen klammernd).
Vater! — (Zu Truden, immer nach Kurt hinschielend.) Horch! — Sein Gold — 's
ist auch verflucht! —
Komm mit! ruft's. — Komm! ruft's durch
die Mitternacht,
Wie ihm die Gletscher! — hörst's? —

Trude. Die Eulen schrein.

Kunz. Nein — sein Gold ist's! — Ich
soll's, es will mich befrein!
Retten will mich's von der Höllenpein! —
Wie er lächelt mit den roten Wangen —
er allein
Sollt', ein Schwelger, sich des Lebens freun,
Reich und unverflucht und selig sein;
Und nur ich! — Hab' ich nicht Fleisch und
Bein,
Bin ich Mensch wie er nicht; stand ich tapfer
nicht in Glied und Reihn,
Wenn der feige Mörder da nachts sich
schlich auf Räuberei'n;
Und nur ich sollt', schmachbeladen, in den
Taubensee hinein,
Bloß weil ich verflucht und arm bin? —
Nein!

(Sich aus Trudens Armen, die, ihn umklammernd, ihn nach der Thür ziehen will, los arbeitend.)

Nein, mich retten muß ich — retten!
Sollt's auch ewig mich gereun! —

(Aufschreiend und zu Kurts Strohlager hineilend.)

Hexenbold, dein Gold ist mein! —

Kurt (während daß Kunz sich über ihn hinbeugt, um ihm die Geldkatze unter dem Kopfende des Strohlagers fortzuziehen, erwachend und noch schlaftrunken aufschreiend). Ha Diebe! —
Mörder! —

Kunz (wütend das Messer herausreißend und dem Kurt zwei Stiche versetzend). Mörder selber!
Du! —

Kurt. Mich — euren Sohn — bringt
ihr — zur Ruh'!? —

Trude. Mein Sohn! — — (Kunz fährt entsetzt zurück).

Kurt (mit letzter Kraftanstrengung vom Lager aufstehend und ein Papier aus dem Brustlatze hervorziehend). Ich bin's — da les't —! —

(Er sinkt Truden in den Arm.)

Kunz (dem Kurt das Papier aus der Hand reißend, damit zu der auf der Erde stehen gebliebenen Lampe eilend, und das Papier aus einander faltend). Ein Paß ist's! — (Lesend.) „Kurt
Kuruth

„Aus Schwarrbach —!" — (Das Papier entsinkt seinen Händen.)
Ha, Verfluchter! 's ist deines Sohnes Blut! —
(Er wirft das Messer mit solcher Gewalt an den Boden, daß es zerspringt.)
Trude (dem Kurt den linken Hemdärmel aufstreifend).
Er hat die Sens' am Arm! — Mein Sohn ist's!
(Indem sie, den sterbenden Sohn immer im Arme haltend, ermattet auf die Kniee sinkt, zu Kunz.)
Bring ums Leben
Mich auch, du Kindermörder du —!—
Kurt (zu Kunz und Trude). Vergeben —
Hat euch — der Vater —!— Ihr seid fluchentsühnt —!—
Kunz (vor dem Kurt hinknieend). Und du — vergiebst du? —
Kurt. Ja —!—
Kunz. Und Gott — vergiebt er?! —
Kurt. Amen —! —
Trude. Er stirbt! —
Kunz (von den Knieen aufspringend). Wohlan — in Gottes Namen! —
Ich büße gern das, was ich schwer verdient! —
Ich geh' zum Blutgericht und geb' die Mordthat an! —
Wenn ich durchs Henkerbeil bin abgethan,
Dann mag Gott richten — ihm ist alles offenbar!
Das war ein vierundzwanzigster Februar! —
Ein Tag ist's! — Gottes Gnad' ist ewig! Amen! —

Werner ist der bedeutendste Dichter in der Periode der Schicksalstragödie geblieben; schon sein nächster Nachfolger, Müllner, steht tief unter ihm, obgleich dessen „Schuld" weit glänzendere Erfolge aufzuweisen hat, als der „Vierundzwanzigste Februar".

Amandus Gottfried Adolf Müllner wurde am 18. Oktober 1774 zu Langendorf bei Weißenfels geboren. Seine Mutter war die jüngste Schwester des Dichters Bürger; der Knabe hörte daher schon früh von Dichtern und Dichtungen sprechen und machte auch bald eigene dichterische Versuche, allein sein Onkel Bürger konnte daraus kein schöpferisches Talent für Poesie entdecken und riet dem Neffen, nur einzig und allein dem Brotstudium, der Jurisprudenz, obzuliegen. Infolgedessen sah Müllner, wenigstens vorläufig, von einer weiteren Beschäftigung mit der Dichtkunst ab, ließ sich in Weißenfels als Advokat nieder und brachte es bald zu einer guten Praxis; ja er wäre wohl auch niemals wieder in die Kreise der Poesie eingetreten, hätte er nicht, angeregt durch die theatralischen Aufführungen, welche unter Goethes Leitung lange Zeit hindurch alljährlich während einiger Sommermonate in dem benachbarten Bade Lauchstädt stattfanden, in Weißenfels ein Liebhabertheater ins Leben gerufen und sodann für dasselbe verschiedene französische Stücke übersetzt und bearbeitet, mit denen er unerwartet recht hübsche Erfolge hatte. Besonders gefiel das Lustspiel „Die Vertrauten" (nach dem Vaudeville „Les confidences"), das von ihm sehr geschickt dem deutschen Geschmacke angepaßt worden war und auch alsbald in Wien, Weimar, Leipzig, Berlin ꝛc. mit Beifall über die Bühne ging. Dadurch erwachte in ihm wieder der alte Wunsch, sich als Dichter berühmt zu machen, und als scharfsichtiger Verstandesmensch fand er auch sehr bald heraus,

auf welche Weise er am schnellsten zum Ziele kommen werde. Durch Zufall war ihm eine Abschrift von Werners „Vierundzwanzigstem Februar“ in die Hände gekommen, und sofort hatte er erkannt, daß Tragödien dieser Art dem Zeitgeschmacke am meisten entsprechen würden, und daß auch gerade ihm, dem Juristen, mit Hilfe interessanter Kriminalfälle die Konstruierung solcher Stücke am ehesten gelingen dürfte. Schnell machte er sich an die Arbeit, und gleich der erste Versuch, die einaktige Tragödie „Der neunundzwanzigste Februar“, wenn auch nur eine poesielose Kopie des Wernerschen Dramas, gelang, wenigstens nach dem Urteile des zeitgenössischen Publikums. Ohne Verzug folgte nun der zweite Schritt. In letzter Zeit hatte er sich mit der Philosophie des Kriminalrechts beschäftigt und viel über die Rückwirkung des Verbrechens auf das Gemüt des Verbrechers nachgegrübelt; er schöpfte daher aus diesen juristischen Studien seine Fabel, stattete sie mit allen Schrecken eines mitleidlos waltenden Schicksals aus und schuf damit jenes grausige Drama, in welchem die Periode der Schicksalstragödie kulminierte, und durch welches er einen Weltruf erlangte: „Die Schuld“. Der Inhalt des Stücks ist folgender: Als kurz vor der Geburt Hugos, des Helden der „Schuld“, dessen Mutter, Donna Laura, Gemahlin eines Grands von Castilien, Don Valeros, sich mit ihrem Sohne Carlos an der Hand ergeht, begegnet ihr eine Zigeunerin, die, durch Verweigerung einer Gabe erzürnt, folgende Unglücks-Prophezeiung über sie ausspricht:

Tagelang wirst Du Dich quälen,
Eh Du quitt wirst Deiner Last.
Ist, was Du gebierst, ein Knabe,
Würgt er den, den Du schon hast;
Ist's ein Weibsbild, stirbt's durch ihn,
Und Du fährst in Sünden hin.

Eine schwere Niederkunft erfüllt einen Teil der Vorausverkündigung. Donna Laura,

wunderlich erzogen,
Jedem Aberglauben treu,
Den als Kind sie eingesogen,

bebt nun, eines Sohnes entbunden, für ihren Erstgeborenen, und als sie in den Pyrenäenbädern von Barèges die Bekanntschaft einer norwegischen Gräfin, Hanna von Örindur, macht, die jene Bäder braucht, um des langersehnten Stammerben zu genesen, diesen aber bald wieder durch den Tod verliert, benutzt sie die Gelegenheit, das ihrem Carlos drohende Unheil abzuwenden, indem sie der Verzweifelnden, die ihr schwören muß, nie ihren Namen zu nennen, ihren zweiten Sohn abtritt. So wird Graf Edwin von Örindur lange getäuscht, bis ihm endlich die Gräfin Hanna bei der Geburt eines Mädchens (Zerta) entdeckt, daß Hugo nicht sein Sohn sei. Zu stolz, seinen Lehnsherrn zu hintergehen,

zeigt er den Betrug diesem an. Ein königliches Handschreiben setzt jedoch den angenommenen Sohn in alle Rechte eines wirklichen ein.

Mit der Schrift — erzählt Hugo —, die, nah am Grab,
Mir Graf Edwin übergab,
Tauscht' er mir die Ruhe ab.
Weg von hier (der Nordseeküste Skandinaviens, wo das Stück spielt), wo niemand mir verwandt,
Zog das Band
Der allmächtigen Natur
Mich zum Land
Goldner Flur,
Das in dunkeln, früh empfangnen Bildern,
Winkend durch den Nebeltag,
Vor mir lag,
Wie die Vorwelt auf der Ahnen Schildern.

Bei einer Reise durch Spanien lernt Hugo Carlos kennen, fühlt sich, ohne zu wissen, daß es sein Bruder ist, „von geheimnisvoller Macht" zu ihm hingezogen und lebt bei ihm fünf Jahre lang, zunächst in herzlichster Freundschaft. Nach und nach jedoch ändert sich in verhängnisvoller Weise das Verhältnis, denn eine heiße Liebe zu Elvire, Carlos' Gattin, keimt in ihm auf, die auch Erwiderung findet. Noch im Flügelkleide bereits Carlos' Braut, als Kind ihm schon vermählt, fühlt sie doch erst jetzt, im Verkehr mit Hugo, was Liebe ist. Zwar bekämpfen die Liebenden mit redlichem Bemühen die auflodernde Glut; trotzdem erwacht in Carlos der Argwohn, von seinem Freunde Hugo verraten worden zu sein, und er sinnt auf Mord. Aber die geängstete Elvire sendet dem Geliebten ein warnendes Wort, und infolgedessen kommt das Verbrechen nicht zur Ausführung; dagegen gärt es jetzt in dem zugleich auch eifersüchtigen und begehrlichen Hugo, den Mordanschlag zu rächen.

Ihn zu sühnen zog ich aus — erzählt Hugo —,
Spottend lud er mich, mit Schmaus
Seiner Hochzeit Jahresfeier
Nächstens bei ihm zu begehen! —
Kennt ihr Eifersucht? Ihr Feuer
Treibt mich in den Wald hinaus;
Und am Baum sah ich ihn stehen
Neben dem beschäumten Roß
Und dem Wild, das er erlegte,
Und das zuckend noch sich regte; —
Und das tödliche Geschoß
War in meiner Hand, sein Leben
In der Kugel Macht gegeben!
Einen Finger durft' ich rühren,
Um — Elviren heim zu führen.

Seht! da blitzt es auf dem Schloß,
Und das Blei flog aus dem Rohr,
Und — ein Schrei flog an mein Ohr.
Carlos — verbreitet sich darauf das Gerücht — stürzte mit dem Roß,
Und, im Fallen sich entladend,
Gab sein eigenes Geschoß
Ihm den Tod.

Das glaubt auch Elvire, die bald Hugos Gattin wird, und mit ihm, der keine Ruhe mehr in Spanien findet, und mit Otto, ihrem Sohne aus erster Ehe, nach Norwegen zieht. Dort befindet sich die Familie schon im ersten Akte, denn alles bisher Erzählte hat sich bereits vor dem Beginn des Stückes zugetragen, und es wird zunächst nur mit entsetzlicher Genauigkeit gezeigt, wie die Schuldbewußten alle Ruhe flieht, wie Elvire, von Ahnungen gequält, schon bei dem Rauschen eines Blattes zusammenschreckt, und Hugo, um die Stimme des Gewissens wenigstens auf Stunden zum Schweigen zu bringen, bis zur höchsten körperlichen Ermattung der Jagd obliegt, wie die von wilder Glut entzündeten Gatten sich zu einander hingerissen, aber dann auch wieder durch bange Schauer zurückgestoßen fühlen, und wie sich sogar an Elvire der moralische Treubruch gegen ihren ersten Gatten in qualvollster Eifersucht rächt. Die Handlung kommt erst in Fluß, als am Ende des zweiten Aktes der greise Don Valeros auf Hugos Schlosse erscheint. Er war, während Hugo bei Carlos weilte, als Gouverneur in Westindien abwesend und wurde bei seiner Rückkehr nach Spanien von dem Argwohn ergriffen, sein Sohn Carlos könnte von Hugo oder Elvire erschlagen worden sein. Um sich zu überzeugen, ob der Verdacht begründet sei, ist er nach Norwegen gekommen. Längere Zeit tastet er jedoch im Ungewissen, bis endlich die Schuldbeladenen ihren Seelenzustand nicht länger verbergen können, und er nun entdeckt, daß Hugo in der That der Mörder des Carlos und außerdem auch der Bruder desselben, mithin sein, des Valeros, Sohn ist. Darauf verflucht der Vater den Mörder und will auch durch einen Zweikampf den Tod seines Erstgeborenen rächen, wird dabei aber von der Macht, welche der Augenblick auf die menschliche Schwäche ausübt, aus eigener Erfahrung überzeugt und verzeiht dem Gefallenen; dieser jedoch erkennt in dem Tode den einzigen rechten Weg zum Frieden und weiht sich ihm als Sühnopfer, welchem Beispiel dann auch Elvire folgt. Die Prophezeiung der Zigeunerin geht also regelrecht in Erfüllung, und das Schicksal triumphiert.

Der Effekt, den das Stück machte, war ein ganz beispielloser, denn die Zeitstimmung war hier am richtigsten getroffen. Die große Menge fühlte sich getröstet, wenn sie sah, daß selbst von Natur so edle Menschen, wie Hugo und Elvire, unrettbar elend untergehen müssen, wenn das Schicksal das Verderben will. Zudem hatte das Publikum hier ein Stück, das es gewaltig erschütterte. Noch tief erregt von der hohen Begeisterung der Befreiungskriege, nun aber

wieder gewaltsam zurückgedrängt in ein reizloses, ödes Alltagsleben, bedurfte es notwendig von Zeit zu Zeit einer Aufregung, eines Grausens, von dem es sich durchschauern lassen konnte. Die unheimliche düstere „Schuld" mit ihren vielen packenden Scenen bot das Gewünschte zur Genüge. Und endlich reizte das Stück auch noch durch die glatt fließenden Trochäen und die vielen Calderon nachgeahmten klingenden Reime, die etwas Neues für die deutsche Bühne waren. Die erste Aufführung erfolgte auf dem „Nationaltheater", dem jetzigen Burgtheater, zu Wien; in Buchform erschien das Drama zuerst 1816 zu Leipzig. Die Kritik wagte anfangs, angesichts des Triumphzuges, den das Stück durch ganz Deutschland unternahm, nur ganz leise gegen die neue Geschmacksrichtung aufzutreten; selbst Goethe, der in Freundeskreisen das Müllnersche Drama auf das Entschiedenste verurteilte, sprach sich öffentlich nur sehr diplomatisch aus. „Auf dem Theater", schreibt er in seinen «Tages- und Jahresheften», „sahen wir Müllners «Schuld». Ein solches Stück, man denke übrigens davon wie man wolle, bringt der Bühne den großen Vorteil, daß jedes Mitglied sich zusammennehmen, sein möglichstes thun muß, seiner Rolle nur einigermaßen gemäß zu erscheinen. Die Lösung dieser Aufgabe bewirkte mehrere treffliche Vorstellungen von «Romeo und Julie», «Egmont» ꝛc." Auf Müllner wirkten diese glänzenden Erfolge und die Ehrenbezeigungen, die ihm von allen Seiten zu Teil wurden, wahrhaft berauschend. Er gab seine Advokatur auf und widmete sich nur noch litterarischen Arbeiten, leistete aber nichts mehr von Bedeutung. Seine weiteren Stücke, „König Yngurd", eine schwache Nachahmung von „König Lear", und die „Albaneserin", eine unbedeutende Variation der „Braut von Messina", blieben weit hinter der „Schuld" zurück. Auch seine journalistische Thätigkeit, die er zunächst als Redakteur des Cottaschen „Litteraturblattes zum Morgenblatte", dann als Herausgeber der „Hekate" und endlich des „Mitternachtsblattes" entfaltete, brachte ihm keine neuen Lorbeeren. Er verwickelte sich vielmehr dabei infolge seiner Eitelkeit und Nervosität in so viele Zänkereien und Prozesse, daß er seine Gesundheit untergrub und am 11. Juni 1829 plötzlich, vom Schlage getroffen, verschied.*) Dieses Ende Müllners entbehrt nicht des elegischen Zuges. Vom Zufall begünstigt, trifft er, ohne ein wirklicher Poet von Gottes Gnaden zu sein, mit seiner „Schuld" aufs packendste die Zeitstimmung, wird darob vom Volke als neuer Dichterheros ausgerufen und verzehrt sich nun schnell, da er nicht unbedeutend genug ist, um an dem augenblicklichen Beifalle sich genügen zu lassen, und doch auch nicht bedeutend genug, um im stande zu sein, seinem Volke noch mehr zu werden, in vergeblichem Bemühen.

Als den unmittelbaren Nachfolger Müllners hat man bis in die neueste

*) Vergl. Schütz, Müllners Leben, Charakter und Geist. Meißen 1830.

Zeit hinein mit großer Beharrlichkeit **Franz Grillparzer** bezeichnet, weil man sein Erstlingswerk „Die Ahnfrau" unter die Schicksalstragödien rubrizieren kann. Man hat ihm damit bitter Unrecht gethan, denn er ist eine hoheitsvolle Dichtererscheinung, die mit den Müllner und Genossen auch nicht im entferntesten verwandt ist. Während Müllner, ein durch und durch prosaischer Verstandesmensch, nur auf den Zeitgeschmack spekulierte und Zeit seines Lebens Nachahmer blieb, schuf Grillparzer, begabt mit reicher Phantasie und immer empor zu den höchsten Zielen schauend, eine Reihe der wertvollsten Dramen. Wir werden ihn daher auch an anderer Stelle ausführlich besprechen und hier nur darlegen, wie es zuging, daß „Die Ahnfrau" in die Reihe der Schicksalstragödien geschoben wurde.*) Dem Dichter lag nichts ferner, als dem augenblicklichen Zeitgeschmacke zu huldigen. Er hatte mit Vorliebe die spanischen Dramatiker studiert, hauptsächlich Lope de Vega, und, besonders erfüllt von des letzteren romantischer Poesie, mit Zugrundelegung einer französischen Räubergeschichte und eines Märchens, in spanischen Trochäen „Die Ahnfrau" gedichtet. Das Stück war durchglüht von einer heißen Leidenschaft, über der ganzen Handlung lag eine unheimliche, gewitterschwüle Stimmung, aber die gespenstische Gestalt der Ahnfrau war nur dazu verwendet, das Grausige zu steigern. Das genügte aber Schreyvogel, dem damaligen Dramaturgen des Burgtheaters, welchem der junge Dichter sein Manuskript vorlegte, nicht; ihm lag noch der rauschende Applaus der „Schuld" in den Ohren, und er bewog daher den Verfasser, einige Änderungen und Zusätze zu machen, durch die nun allerdings die Ahnfrau zu jener großen Sünderin gemacht wurde, für welche ihr ganzes Geschlecht mit dem Untergange büßt, damit sie Ruhe findet, und durch die auch der wilde Räuber Jaromir, „dem alle Lippen fluchen", der seinen Vater tötet, ohne ihn zu kennen, und der seine Schwester liebt, eine lebhafte Ähnlichkeit mit dem leidigen Ödipus bekam. Als dann aber die Kritik das Stück als eine Schicksalstragödie bezeichnete, legte Grillparzer sofort Verwahrung dagegen ein. Gleich bei der ersten Auflage der Dichtung (Wien 1817) erklärte er, seines Wissens finde sich in dem Stücke keine Spur von dem abgeschmackten Irrglauben, den man ihm habe andichten wollen. Es sei ihm nicht in den Sinn gekommen, Verbrechen durch Verbrechen entsühnen zu lassen und in der Verkettung von Schuld und unglücklichen Ereignissen, welche den Inhalt des Trauerspiels ausmachen, ein neues System des Fatalismus darzustellen. „Shakespeare und Calderon", fährt er fort, „haben den abergläubigen Wahn finsterer Zeiten mit ungleich größerer Kühnheit zu poetischen Zwecken benutzt, als es in der „Ahnfrau" geschehen, ohne daß man sie deshalb verketzert hätte. Das Schicksal spielt in der „An-

*) Vergl. August Sauer, Grillparzers Ahnfrau, ihre Entstehungsgeschichte und Aufnahme bei den Zeitgenossen. Wien 1886. (Konnte hier leider noch nicht benutzt werden.)

dacht zum Kreuz" und in dem „Fegefeuer des heiligen Patrik" (beide von dem angeblich christlichsten aller Dichter) eine mehr heidnische Rolle, als in dem gegenwärtigen Stücke, worin eine Sünderin ihre geheime Unthat durch den quälenden Anblick der Schuld und der Leiden abbüßt, die sie zum Teil selbst über ihre Nachkommen brachte; eine Vorstellungsart, welche dem jüdischen und christlichen Lehrbegriffe eben nicht widerspricht. Der verstärkte Antrieb zum Bösen, der in dem angeerbten Blute liegen kann, hebt die Willensfreiheit und die moralische Zurechnung nicht auf. Die Sophisterei der Leidenschaft, welche der Verfasser seinen tragischen Personen in den Mund legt, ist nicht sein Glaubensbekenntnis; so wenig als die zufällige Wahl eines märchenhaften Stoffes einen Beweis gegen die Orthodoxie seiner Kunstansichten abgiebt. Der Verfasser kennt die Schule nicht, zu der man ihn zu zählen beliebt, und er weiß nicht, mit welchem Rechte man einen Schriftsteller, der ohne Anmaßung und ohne Zusammenhang mit irgend einer Partei zum erstenmale im Publikum auftritt, Ungereimtheiten zur Last legt, die von anderen, sei es auch zu seinem Lobe, gesagt werden mögen." Diese Verwahrung Grillparzers zeigt deutlich, daß die Zuthaten auf Schreyvogels Geheiß von ihm nicht vollständig erfaßt und erkannt worden waren; sie bleiben ihm etwas Fremdes, das er bei der Betrachtung seines Werkes nicht beachtete. Das Publikum ließ seine Einsprache völlig unberücksichtigt; es hatte die Tragödie mit rauschendem Beifalle aufgenommen, weil es sie für eine ganz echte und rechte Schicksalstragödie gehalten, und sah sie auch nach wie vor für eine solche an, die ja ganz so, wie es gewünscht wurde, mit Grausen und Entsetzen erfüllte und der Zeitstimmung entsprach.

Mit den Beifallsstürmen der „Ahnfrau" feierte jedoch die Schicksalstragödie ihre letzten Feste. Die Dramen eines Houwald, die nun noch zu erwähnen sind, erheben sich nicht über eine weinerliche Sentimentalität und erfuhren auch bald, nach kurzer Beachtung, eine allgemeine Abweisung. Das erste Stück, mit dem Freiherr **Christian Ernst von Houwald** (1778—1845) 1821 hervortrat, das Trauerspiel „Das Bild", darf noch als das relativ Beste bezeichnet werden, was er verfaßt hat, wenn auch hier schon Zufall und Willkür in ganz unerlaubter Weise die Handlung leiten, und der Zuschauer von Anfang bis zu Ende, wie Börne treffend bemerkt, „den Duft des süßen Lavendelwassers der zierlichen Melpomene" atmen muß. Dem „Bilde" folgte noch „Der Leuchtturm", in dem der Wahnsinn die Rolle des Schicksals übernimmt, „Fluch und Segen", ein Gegenstück zum „Leuchtturm", und „Die Heimkehr", bei der, nach Börnes sehr bezeichnendem Ausspruche, der Dichter alle Wände einschlug, um dem königlichen Fatum Gemächlichkeit zu verschaffen.

Ein solches Gebahren mußte endlich den Einsichtsvolleren, die sich nicht so ganz und gar von der Mut- und Trostlosigkeit hatten erfassen, vom Stoi-

zismus hatten umstricken lassen, die Erkenntnis aufdrängen, daß das gesamte Volk auf einen Abweg geraten war, der in die ödesten Steppen führen und die größten Gefahren mit sich bringen mußte. In allen Teilen Deutschlands erhoben daher Kritiker, in Norddeutschland Ludwig Tieck, in Westdeutschland Ludwig Börne, in Süddeutschland Wolfgang Menzel, ihre warnende Stimme und legten die Geschmacksverirrung dar. Mit am klarsten sprach sich Menzel in seinem Buche „Über die deutsche Litteratur" (Stuttgart 1828) aus. „Der Mensch erscheint in diesen Schicksalstragödien", sagt er dort, „als ein Spielzeug, als eine Puppe der höheren Macht, und diese ist wiederum nur der deus ex machina. Diese Poesie verfehlt ihre Wirkung und wird lächerlich, weil sie allzu grob täuscht und dem Unglauben alle Waffen des Spottes in die Hände giebt. . . . Die Helden der Schicksalstragödie sind willenlos, ohne Würde. Sie sind von der Geburt an in der Gewalt der dunkeln Macht. Sie begehen ihre schauderhaften Unthaten nicht aus freiem Willen, sondern aus Vorherbestimmung. Ein Fluch treibt sie, von einer Ahnfrau ihnen angeboren, oder von einer Zigeunerin angehext, und ihre Sünde, wie ihre Strafe, ist durch die Sterne selbst mit einer unabwendbaren Stunde ihres Lebens unzertrennlich verbunden. Der arme Sünder *muß* freveln, weil heute gerade der 24. oder 29. Februar ist. Nicht aus Lust, nicht aus eigenem Willen sündigt er; ist eine Lust in ihm, so ist sie ihm eben nur angehext, angeflucht. Ja, der Teufel nimmt sich nicht einmal die Mühe, ihn zu verführen, er muß ja sündigen, wenn die Mitternachtsglocke schlägt, und der Dolch ist der Uhrzeiger, und das Herz, das er durchbohren soll, ist die verhängnisvolle Zahl; der Zeiger rückt, und das Schreckliche geschieht. Die Ansicht der Hexenprozesse wird geistreich, wenn man sie mit dieser fatalistischen Ansicht vergleicht. Dort hat doch der Mensch noch eine freie Wahl, und die dunkle Macht muß sich um ihn bewerben. . . . Das Schicksal selbst erscheint demzufolge hier ebenso verändert, wie der Held. Es ist nicht mehr erhaben, wie bei den Griechen, sondern kleinlich, weil es nur mit Puppen spielt. Da es selbst aber allein handelt, und zwar nach einem willkürlichen Plane, den es in irgend einem Fluche aussäet, der Held aber nicht mehr handelt, sondern sich passiv verhält und mit sich machen läßt, was das Schicksal will, so ist eigentlich das Schicksal selbst der Held geworden. Wir interessieren uns nur noch für die Thaten des Schicksals, für dessen schlaue, listige, grausame Posse, die es mit den Menschen spielt. Der Dichter muß daher den Effekt seiner Tragödie nicht durch den Charakter des Helden, sondern durch den Charakter des Schicksals zu bewirken suchen. Der Effekt, der nicht mehr in der Würde des Helden zu erreichen ist, muß in dem künstlichen Plane, in der Sonderbarkeit und Grausamkeit des Schicksals erreicht werden. Das Schicksal hat nichts mehr zu thun, als wie die Katze mit der gefangenen Maus zu spielen und ihr zuletzt den Fang zu geben. Dies muß nun, wenn es ge-

fällig sein soll, auf eine recht umständliche und möglichst grausame Weise geschehen. Je tückischer sie mit ihr spielt, je länger sie dem armen Mäuschen die tödliche Tatze verbirgt, je künstlicher die Sprünge angelegt sind, bis endlich die Unglückliche den salto mortale in den aufgesperrten Rachen macht, desto mehr macht das Spiel Effekt. Die Dichter wetteifern daher nicht, den tragischen Helden größer und würdiger zu behandeln, sondern nur die Hinrichtung desselben künstlicher und martervoller zu verlängern. Sie wählen daher auch ihre Helden nicht aus dem Plutarch, sondern aus den Kriminalgeschichten."

Solche vernichtende Kritiken, denen auch noch Verspottungen, Satiren und Sarkasmen, wie Platens „Verhängnisvolle Gabel" und Castellis „Schicksalsstrumpf", folgten, setzten das Ansehen der Schicksalstragödie bald tief herab; ob sie dieselbe aber wirklich von der Bühne vertrieben haben würden, ist zu bezweifeln. Eine allgemeine Zeitstimmung kann bei der großen Masse nicht durch Räsonnements beseitigt werden, sie schwindet nur, wenn eine Änderung der politischen Verhältnisse eintritt. Dies geschah nun aber unerwartet im Jahre 1830. In den denkwürdigen Julitagen dieses Jahres kam plötzlich ein frischer Luftzug über den Rhein, der in ganz Deutschland wie mit einem Zauberschlage alle Pulse wieder rascher schlagen machte, der eine frohe Hoffnung wieder in aller Herzen weckte — und wie ein Schatten verschwand die Schicksalstragödie von der deutschen Bühne.

Die Zeit der Enttäuschung.

Durch die Schicksalstragödie sind wir bereits in die Stimmung der traurigen Zeit der Enttäuschung, welche auf die hoffnungsfrohe Begeisterung der Befreiungskriege folgte, eingeführt worden; wir haben sie jedoch nur erst zum Teil kennen gelernt, da die Schicksalstragödie bekanntlich noch in der klassischen Periode wurzelt, und mithin das Denken und Fühlen der Nation während des zweiten und dritten Jahrzehntes in ihr nur zum Teil zum Ausdruck kommt. Die Schicksalstragödie entsprach nur dem Geschmacke der Stoiker; neben der Trostlosigkeit des Stoizismus machte sich aber auch, als Enttäuschung auf Enttäuschung folgte, als die Machthaber in unglückseliger Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit alle Mittel ergriffen, den Nationalsinn, der erst mit hingebendstem Eifer von patriotischen Männern geweckt, und durch den alles Große erreicht worden war, wieder zu dämpfen und wohl gar zu ersticken, ein sehr gefährlicher Epikurismus geltend. Man wandte sich mißmutig ab vom politischen Leben und suchte sich durch angenehme, leichte und selbst lascive Unterhaltungslektüre über den Jammer und Kummer der Zeit hinwegzuhelfen. Ein Hang zur Genußsucht und Sinnlichkeit ergriff alle Gesellschaftskreise: und dieser ist es denn auch, der das Hauptcharakteristikum für die Zeit von 1815—1830 bildet. Daß es nach so mächtigem Aufflammen des nationalen Geistes so schnell wieder zu einer so tiefen Herabstimmung kommen konnte, muß heutzutage allerdings Wunder nehmen; wenn man jedoch bedenkt, daß das Volk von damals bei weitem noch nicht genügend politisch gebildet und gewandt war, um mit allem Ernste und Nachdruck die versprochenen staatlichen Einrichtungen zu verlangen, und wenn man sieht, mit welcher Verschmitztheit und Frechheit die Diplomatie dem vertrauensseligen und noch von den schweren Kämpfen erschöpften Volke seine Rechte wieder entriß und vernichtete, so wird man diese Wandelung sehr begreiflich finden.

Schon als die Heere noch in Frankreich standen, begann die Unterdrückung des aufstrebenden Volkstumes. Erschrocken über die „Gärung der Gemüter", die nach solcher gewaltigen Anspannung sich noch allenthalben kund gab, und in der Meinung, „den Fortschritten des erwachten Geistes die notwendigen Schranken setzen zu müssen", stifteten die Monarchen von Österreich, Preußen und Rußland den heiligen Bund oder die heilige Allianz, in der die Reaktion ihren ersten Triumph feierte. Denn diese Verbindung war gegen niemand anders gerichtet, als gegen das Volk, das nun vielleicht Ansprüche auf Rechte und Freiheiten machen könnte, die zu gewähren die Monarchen nicht gesonnen sein dürften. Das fühlte der größere Teil des Volkes auch sofort heraus, und von allen Seiten wurden Klagen laut. Mit Recht hoben einsichtige Männer hervor, daß selbst die tugendhaftesten und weisesten Monarchen nicht der Gefahr des Irrtums entrückt seien, und daß ein einziger Irrtum, für welchen zwei Millionen Gewaffnete streiten, das Grab für alle Hoffnungen der Menschheit werden könnte. Gegen eine Achtserklärung, die ein so gewaltiger Bund ausspräche, vermöchte keine andere menschliche Kraft, weder physische noch moralische, kein Wunsch, kein Bedürfnis der Völker, keine Idee, kein Licht und kein Recht aufzukommen.

Diese Vorstellungen fanden jedoch an geeigneter Stelle nicht die geringste Beachtung, vielmehr schritt man ruhig auf dem einmal eingeschlagenen Wege weiter fort. Man hatte bei der Gründung des deutschen Bundes der Nation eine zeitgemäße Verfassung versprochen und auch in die deutschen Bundesakte den Artikel dreizehn, der die verhängnisvollen acht Worte „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden" enthielt, aufgenommen; dabei ließ man es nun sein Bewenden haben. Nur der Großherzog von Sachsen-Weimar, Karl August, der Freund Goethes, löste sein gegebenes Wort aus freiem Antriebe ein und eröffnete am 7. April 1816 feierlich den ersten konstituierenden Landtag. In den übrigen Staaten in Nord und Süd geschah zunächst so viel wie nichts, und erst nach wiederholtem Drängen, unter den mannigfachsten Kämpfen und Unruhen, gelangten noch 1818 Bayern und Nassau, 1819 Württemberg und Baden und 1820 das Großherzogtum Hessen in den Besitz von mehr oder weniger zweckentsprechenden Verfassungen. In Sachsen und Hannover kam man, trotz alles Ringens und aller Klagen der Gedrückten, über eine armselige Schattenrepräsentation nicht hinaus, und in Preußen und Österreich wurde alles Streben nach einer Verfassung gewaltsam unterdrückt.

In Preußen war die Bewegung der Geister während des großen Befreiungswerkes am gewaltigsten gewesen, hier äußerte sich daher auch der Wunsch nach einer freisinnigen Verfassung am lebhaftesten. Und in der That schien es auch, als sollte diesem Wunsche entsprochen werden, denn König Friedrich Wilhelm III. erließ im Mai 1815 eine Verordnung, in welcher er unter genauen Angaben seinem Volke eine Verfassung versprach. Dieses Versprechen wurde

jedoch niemals eingelöst, da die Verordnung unerwartet eine außerordentliche Gärung im ganzen Lande hervorrief. Die aristokratische Partei, die ehemals viele Begünstigungen genossen, begann einen hartnäckigen Kampf gegen das aufstrebende Bürgertum, wollte keines ihrer alten Privilegien preisgeben, wollte keine Verfassung und stellte sogar in Abrede, daß vornehmlich das Volk es gewesen, welches die Fesseln der Fremdherrschaft gebrochen. Sie behauptete im Gegenteil, das Volk habe sich nicht die geringsten Verdienste in den Kriegen gegen Napoleon erworben, für die es nun etwa belohnt werden müsse, und ließ durch den berüchtigten Theodor Schmalz, den sie dang, in Flugschriften ausführen, in den Befreiungskriegen habe sich gar keine Begeisterung, sondern überall nur ruhiges und desto kräftigeres Pflichtgefühl wahrnehmen lassen; alles sei zu den Waffen geeilt gerade so, wie man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löschen einer Feuersbrunst bei Feuerlärm eile. Ja, sie wagte sogar, einen patriotischen Verein, den Tugendbund, der in der Zeit der Not gegründet worden, und dem Männer wie York, Gneisenau, Arndt, Schleiermacher, Humboldt, Niebuhr u. a. angehörten, zu verdächtigen und anzuklagen. Infolgedessen entspann sich ein heftiger Streit, der schließlich solche Dimensionen annahm und dermaßen unerquicklich wurde, daß der König sich ins Mittel legte, durch Kabinettsordre ewiges Stillschweigen über diese Angelegenheit gebot und den Tugendbund auflöste. Damit war aber die allgemeine Aufregung noch keineswegs beseitigt, vielmehr züngelte bald hier, bald dort ein Flämmchen des unter die Oberfläche hinabgepreßten Feuers hervor, und Schmalz und seine Geistesverwandten, von Cölln, Schwarnberger, Janke ꝛc., verfehlten dann nicht, mit Fingern darauf hinzuweisen.

Diese stete Unruhe und Unzufriedenheit, welche noch durch allerlei böswillig hervorgerufene Gerüchte, schlechten Geschäftsgang, Mißernten ꝛc. verstärkt wurde, befestigte schließlich in dem ängstlichen Friedrich Wilhelm den Glauben, der preußische Staat stehe am Rande des Abgrundes, eine große Revolution nach Art der entsetzlichen französischen der neunziger Jahre drohe auszubrechen, und es hieße nur die Gefahr vermehren, gäbe er dem Lande jetzt die versprochene Verfassung. Er wies daher alle Bitten, die Konstitutions-Angelegenheiten zu beschleunigen, ab. Dagegen machte er es sich zur Aufgabe, Handel und Verkehr zu heben, die Schule zu verbessern und die Religiosität zu fördern, und als die dritte Jahrhundertfeier der kirchlichen Reformation nahte, beschloß er, das Fest im ganzen Lande mit aller Würde begehen zu lassen. So geschah es auch allerwärts, und ohne jeden Zwischenfall, nur auf einem Punkte Deutschlands „schäumten die Fluten der Begeisterung über das Maß hinaus", auf der alt-ehrwürdigen Wartburg. Zu dieser waren über 500 Studenten von allen Universitäten Deutschlands hinaufgezogen, um dort nicht nur den Reformationstag zu feiern, sondern auch einen allgemeinen Bund der deutschen

Studenten zu gründen, eine allgemeine deutsche Burschenschaft, welche besonders den Zweck haben sollte, den rohen „Komment der Landsmannschaften" von den Universitäten zu verdrängen, eine sittlich-wissenschaftliche Ausbildung anzustreben und den patriotischen Sinn zu pflegen. Das Fest verlief auch in würdigster Weise, die Gründung des Bundes ging feierlich vor sich, allein am Abend folgte noch ein Nachspiel, das dann für ganz Deutschland die unseligsten Folgen haben sollte. Studenten und Landsturm unternahmen einen Fackelzug nach dem der Wartburg gegenüberliegenden Wartenberg, zündeten hier ein Freudenfeuer an und kamen dabei in jugendlichem Übermute auf den Einfall, zugleich ein patriotisches Autodafee abzuhalten und alle dem Wohle des Vaterlandes nachteiligen Bücher den Flammen zu überliefern. Der Vorschlag fand rauschenden Beifall, und unter lautem Jubelgeschrei, Verwünschungen und wohl auch manchem unbesonnenen Worte flogen — meist nur in ihren Titeln — Cöllns vertraute Briefe, Dabelow, der 13. Artikel der deutschen Bundesakte, v. Kamptz, Codex der Gensdarmerie, Janke, der neuen Freiheitsprediger Konstitutionsgeschrei ꝛc. ꝛc. in das prasselnde Feuer. Der ganze Vorgang war aber weiter nichts, als ein „Geniestreich einer in mutwilliger Freude ausgelassenen Jugend" und hätte aller Wahrscheinlichkeit nach nicht die geringste Nachwirkung gehabt, wären nicht verschiedene von jenen Verfassern, deren Bücher verbrannt worden waren, in laute Anklagen über den „namenlosen Frevel" ausgebrochen. Dadurch wurde die Diplomatie, besonders in Berlin und Wien, auf die Vorgänge aufmerksam, es kam zu eingehenden Untersuchungen; ängstlich, wie man war, witterte man überall Gefahren, und schließlich erblickte man in dem Feste, bei dem sogar die Akten des Wiener Kongresses und der heiligen Allianz in die Flammen geschleudert sein sollten, den „Anfang eines tief durchdachten Attentates gegen die Würde der deutschen Regierungen und ein verbrecherisches Komplott gegen ihre mühsam errichteten Werke zu Wien und Frankfurt." Die Burschenschaft wurde polizeilich aufgelöst, eine strenge Zensur, eine scharfe Überwachung des gesamten gesellschaftlichen Lebens eingeführt und unter des Ministers Fürsten Wittgenstein, eines nach Steins Ausspruche in heimlichen Wegen und verdächtigen Diensten eingeschulten Intriguanten, Oberaufsicht ein Feldzug gegen die „unruhigen Köpfe" und „staatsgefährlichen Demagogen" eröffnet, wie er schmachvoller und nichtswürdiger kaum gedacht werden kann. Hunderte von jungen Männern wurden nach und nach verhaftet, oft nur infolge einer unbedachten Äußerung, und in die Gefängnisse geworfen, dort jahrelang wieder und wieder verhört und in schändlichster Weise gepeinigt. Man wollte absolut Enthüllungen über Verschwörungen, geplante Aufstände, einen höchst gefährlichen „Männerbund", und wußte darüber in der „Staats-Zeitung" sogar die abenteuerlichsten Geschichten zu erzählen. Aber trotz alles Nachspürens ließ sich nirgends ein Anhalt finden, und selbst die unheilvolle That eines schwärmerischen Jünglings, Karl Ludwig

Sands, der am 23. März 1819 zu Mannheim Kotzebue erstach, weil er ihn für einen Verräter des Vaterlandes hielt, konnte auf keine geheime, revolutionäre Gesellschaft zurückgeführt werden; sie war nur aus Sands eigenem Entschlusse hervorgegangen. Dennoch blieb Friedrich Wilhelm III., durch die Einflüsterungen Wittgensteins und seiner Kreaturen in steter banger Sorge erhalten, bei der festen Überzeugung, der preußische Staat schwebe fortwährend in Gefahr, von den Demagogen zertrümmert zu werden, und dieses große nationale Unglück könne man nur durch die strengste polizeiliche Überwachung verhüten.

In Österreich gestalteten sich die Verhältnisse ganz ähnlich wie in Preußen, nur fühlte man dort den Druck des Despotismus nicht so schwer, weil sich vordem das politische Leben noch nicht so weit entwickelt hatte, wie in Norddeutschland, und auch von vornherein viel weniger Hoffnungen auf Einführung einer Verfassung gemacht worden waren. Kaiser Franz war so fest von der Unantastbarkeit seines göttlichen Herrscherrechtes und von der alleinseligmachenden Kraft des Absolutismus überzeugt, daß ihn schon die bloße Erwähnung repräsentativer Einrichtungen aufbringen konnte. Seinen italienischen Unterthanen erklärte er denn auch rund heraus, daß sie auf keine Verfassung hoffen sollten, da er keine geben könne in einer Ausdehnung, die zu etwas führe, und einer Abordnung des Pester Komitates gegenüber brach er erregt in die Worte aus: „Die ganze Welt ist verrückt geworden in ihrem thörichten Streben nach Verfassung!“ Englische Beobachter haben bemerkt, wie die Manie des Verfassungshasses, die alle konstitutionellen Neuerungen wie rebellische Eingriffe und als das Verderben der Welt ansah, von dem Kaiser auf alle Kreise des Hofes, selbst bis auf die Frauen, übergegangen war. Dem Kaiser zur Seite stand der Staatskanzler Fürst Metternich, ein gemütloser, schlauer Genußmensch, dessen Politik einzig und allein darin bestand, unter allen Umständen den Frieden zu erhalten, damit er in seinem frivolen Leben und Treiben nicht gestört werde. Er sowohl, wie der Kaiser, wachte daher fortwährend mit Argusaugen über dem Volke und erstickte sofort jede freie Regung, wo sie sich auch zeigte. Mit wahrhaft bewundernswertem Spürsinn witterten diese beiden Männer alles aus, was dem neuernden politischen Geiste Vorschub leistete, und übten dadurch einen solchen Druck auf das gesamte geistige Leben des Volkes aus, daß jede freie Schule, jede religiöse Aufklärung, alle Philosophie und Geschichte, alle ersprießliche Schriftstellerei und besonders ein unbeeinflußtes Zeitungswesen rein unmöglich waren.

Aber nicht nur in Preußen und Österreich, sagte man sich an den Höfen von Berlin und Wien, sondern auch im übrigen Deutschland müsse der revolutionäre Geist mit aller Strenge gebannt werden, und infolgedessen trat im Sommer 1819 zu Karlsbad ein neuer Kongreß zusammen, welcher die Akte des Wiener Kongresses hinsichtlich der noch notwendigen inneren organischen Einrichtungen des deutschen Bundes vervollständigen sollte, und auf dem nun

die sogenannten Karlsbader Beschlüsse gefaßt wurden, die Deutschland auf viele Jahre in die drückendsten Fesseln schlugen. Alles politische Leben wurde erstickt, die Idee der Nationaleinheit, einst während des „heiligen Krieges" von den Fürsten selbst angeregt und gepflegt, durfte nirgends mehr erörtert werden, die Preßfreiheit ward auf ein Minimum beschränkt und zu alledem in Mainz eine Zentralbehörde zur Untersuchung der demagogischen Umtriebe niedergesetzt. Bereits am 8. November 1819 hielt diese unheilvolle Inquisitionsbehörde ihre erste Sitzung.

Die letzte Hoffnung auf eine gedeihliche, freiheitliche Entwicklung unseres Staatslebens entschwand damit; stolz emporgehobenen Hauptes und triumphierenden Blicks schritten die Mitglieder der aristokratischen Partei, die Männer des Absolutismus einher, hatten sie doch weit mehr erreicht, als nur die „Zerfetzung der Verfassungsgelüste" — und kummerbelasteten Herzens saßen die Patrioten teils fern ab vom öffentlichen Leben in einsamer Zurückgezogenheit, teils in qualvollen Gefängnissen und konnten es nicht fassen, daß der herrliche Völkerfrühling ein *solches* Ende hatte nehmen müssen.

In dieser tief traurigen Zeit, der schmachvollsten, die das deutsche Volk im neunzehnten Jahrhunderte zu überwinden hatte, kann natürlich von einer gedeihlichen Entwickelung der deutschen Litteratur nicht die Rede sein. Die Dichter durften es nicht wagen, sich für die heiligsten Güter der Menschheit zu begeistern, und schrieben sie dennoch einmal eine Zeile, in der ein freier Gedanke vermutet werden konnte, so strich sie der Zensor unbarmherzig weg. Sie sanken infolgedessen zum größten Teile zu farb- und kraftlosen, dem Zeitgeschmacke fröhnenden Unterhaltungsschriftstellern herab, oder sie zogen sich grollend in ihr einsames Studierzimmer zurück und verschlossen, was sie schrieben, so daß erst weit später bekannt wurde, was sie geschaffen.

Nur auf den Universitäten, unter den Mitgliedern der Burschenschaft, besonders in Jena, erhielt sich noch einige Jahre ein frisches Leben, ein Nachklang von jener Begeisterung, die in der Zeit der Befreiungskriege alle beseelt hatte, und kam in *Burschenschaftsliedern* zum Ausdruck. Viele von diesen besitzen Schwung und Feuer, jedoch nur wenige sind wirklich originell. Wir nennen von diesen jugendlichen Dichtern hier nur die Brüder Follen, **August Adolf Ludwig Follen** (1794—1855), von dem „Vaterlandssöhne, traute Genossen!", **Karl Follen** (1796—1839), von dem das sogenannte „große" Lied der Burschenschaft „Horcht auf, ihr Fürsten! Du Volk, horch auf!" verfaßt wurde, **August von Binzer** (1793—1868), der das fröhliche „Stoßt an! Jena soll leben!" und das tief wehmütige bei der Auflösung der Burschenschaft 1819 gesungene Lied „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus" dichtete, **Johann Ferdinand Maßmann** (1797—1874), von dem das sehr sangbare „Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand," und den Herausgeber des ersten Leip-

ziger Kommersbuches **Karl Hinkel** (1794—1817), von dem das feierliche „Wo Kraft und Mut in deutscher Seele flammen" herrührt. Alle diese Lieder blieben aber nur in den akademischen Kreisen, und da sie auch dort bald nicht mehr gesungen werden durften, so gerieten sie rasch in Vergessenheit; jedoch in neuerer Zeit hat man sich ihrer wieder erinnert und singt sie in Studenten- und Turnerkreisen mit Vorliebe. Einen besonderen Einfluß auf die Entwickelung unserer Litteratur haben sie nicht ausgeübt, dieser ist vielmehr in der breiten Flut der Unterhaltungslektüre zu suchen, in der sich der ganze Charakter der Zeit am offensten widerspiegelt.

Gleichsam das Schlagwort für die ganze große Gruppe der Lieblingsschriftsteller jener Zeit bildet der Name Clauren; mit ihm steigt ein ganzes Heer von Schriftstellern und Schriftstellerinnen aus dem Dunkel der Vergessenheit empor. Wir begnügen uns jedoch, hier nur die meistgelesenen und für die Zeit charakteristischsten zu nennen. Der Geschickteste von allen war, wie schon angedeutet, **H. Clauren**, oder, wie er mit seinem wirklichen Namen hieß, Karl Gottlieb Samuel Heun, nach Gutzkow ein Genie der Gemeinheit. Er wurde 1771 zu Dobrilugk in der Niederlausitz geboren, studierte die Rechte, war eine Zeitlang Privatsekretär des Ministers v. Haugwitz, arbeitete dann im Bureau des Staatskanzlers von Hardenberg, wohnte in amtlicher Eigenschaft dem Wiener Kongresse an und wurde sogar von 1820—1823, geziert mit dem Titel eines Geheimen Hofrats, mit der Redaktion der „Preußischen Staatszeitung" betraut. Als 1823 der Staat die Zeitung in Pacht gab, erhielt er eine Stelle beim Generalpostamte. Er starb erst 1854, nachdem sein Stern bereits vollständig erblichen war. Clauren wußte, wie kein anderer, der Zeitstimmung zu entsprechen; dem niedergeschlagenen Publikum zauberte er, gleich einem gewandten Taschenspieler, in den verschiedensten Variationen die ergötzlichsten Überraschungen vor; seine Helden und Heldinnen gerieten stets unter dem größten Elend und Jammer bis an den Rand des Abgrundes und wurden dann immer im entscheidenden Augenblicke durch eine wunderbare Laune des Glücks aus aller Not befreit. Das war süßer Trost für die Mutlosen und Kleinmütigen, die sich nun der Hoffnung hingaben, auch bei ihnen könne sich ja einmal über Nacht durch einen glücklichen Zufall wieder alles zum Besten wenden. Clauren bot aber noch mehr; er verstand auch dem Hange zur Genußsucht und Frivolität Rechnung zu tragen und durch sentimentale und raffiniert lüsterne Scenen die Lesewelt der Art zu packen und zu kitzeln, daß sie mit wahrer Gier nach jedem neuen Buche von ihm griff. Dabei muß hervorgehoben werden, daß nicht nur das niedere, sondern das gesamte Publikum sich an ihm ergötzte. Der Litterarhistoriker Heinrich Kurz versichert, Claurens sämtliche Werke, die unter dem Titel „Ernst und Scherz" zu Dresden 1820—28 in 40 Bänden erschienen, bei Geistlichen beider Konfessionen angetroffen zu haben. Am höchsten in der

allgemeinen Gunst stand sein Roman „Mimili", der zuerst 1816 zu Dresden erschien. Von 1818 bis 1834 gab er auch alljährlich das Taschenbuch „Vergißmeinnicht" heraus, das nur Arbeiten von ihm enthielt und sich in den zwanziger Jahren in aller Händen befand.

Genialer, aber auch noch frivoler als Clauren war **Julius von Voß** (1768—1832), ein preußischer Offizier, der jedoch schon früh seinen Abschied nahm und nur der Schriftstellerei lebte. Er schrieb eine ganze Bibliothek von Romanen und erfreute sich einer großen Beliebtheit. Die komischen Romane „Begebenheiten eines schönen Offiziers", „Begebenheiten einer französischen Marketenderin", „Das feindliche Liebespaar", „Julchens Reise" erfreuten sich einer besonderen Gunst des Publikums. Ähnliche Erfolge hatte auch **August Langbein** (1757—1835) aufzuweisen, ein Advokat, der aber schon früh die Praxis aufgab, aus seiner sächsischen Heimat nach Berlin übersiedelte und dort, von Friedrich Wilhelm III. mit einem Jahrgehalte von 300 Thalern unterstützt, sich nur litterarischen Arbeiten widmete. Er besaß zwar nur ein geringes Talent, aber viel Geschick, komische Scenen gefällig darzustellen und in fließende Verse zu bringen; sein Humor hält sich jedoch immer nur auf der Oberfläche und sinkt sehr oft zur Gemeinheit herab; seine lüsternen und frivolen Erzählungen sind zum großen Teile Bearbeitungen italienischer und französischer Stoffe. Aus der großen Menge seiner Erzeugnisse hat Julius Tittmann noch einmal das Beste ausgewählt und unter dem Titel „Humoristische Gedichte" 1874 zu Halle herausgegeben. Noch weniger begabt waren August Blumenhagen (1781 bis 1839) und Karl Ludwig Häberlin (1784—1858), von denen der erstere eine große Menge historischer Novellen und auch eine „Wanderung durch den Harz", die mehrmals aufgelegt wurde, und der letztere unter dem Pseudonym H. E. R. Belani eine Reihe von „romantischen" Erzählungen und Romanen schrieb, in denen sich jedoch viel Weltkenntnis dokumentiert. Erwähnen wir nun noch den zwar talentvollen, aber viel überschätzten, oberflächlichen und gesinnungslosen Moritz Gottlieb Saphir (1795—1858), der sich immer nur in Wortwitzen und Wortspielereien bewegt, und den erbärmlichen Friedrich Wilhelm Bruckbräu (1792—1874), der heute ein „Festgedicht zur Verherrlichung der königlichen Familie von Bayern", oder einen Abschnitt für ein Gebetbuch und morgen ein Kapitel zu seinen berüchtigten „Mitteilungen aus den geheimen Memoiren einer Sängerin" ꝛc. schrieb, so haben wir die Lieblinge des großen Lesepublikums jener traurigen Zeit der Enttäuschung genannt.

Glücklicher Weise ist aber mit diesen Männern die Reihe der Romanschriftsteller und Novellisten noch nicht abgeschlossen, und es kann zur Ehre der Nation gesagt werden, daß es neben diesen Beherrschern des litterarischen Marktes doch auch noch Dichter und Dichterinnen gab, die es verschmähten, sich mit dem Mimili-Röckchen den Beifall der Menge zu erwerben, die noch Achtung vor

Zucht und Sitte hatten und auch noch höhere Ziele verfolgten, als nur die, den Lesern auf angenehme Weise die Zeit zu vertreiben. Ganz besonders ließ es sich ein Kreis von Frauen angelegen sein, dem schlechten Geschmacke durch gemütvolle Schriften entgegenzutreten, während eine Anzahl begabter Männer den Blick aus der begeisterungslosen Heimat nach England richtete, wo in Walter Scott ein Genie erstanden war, das den historischen Roman in ganz neue Bahnen lenkte.

Die Frauen besitzen sämtlich kein hervorragendes Talent, aber viel Wärme und Innigkeit, und mit dieser schildern sie besonders das stille Familienglück mit großer Anschaulichkeit und Anmut. Am rührigsten waren die Schlesierin **Henriette Hanke** (1785—1862) und die Wienerin **Karoline Pichler** (1769 bis 1843). Die erstere blieb mit ihren vielen Novellen und Romanen, von denen wir nur die „Bilder des Herzens und der Welt", „Die Freundinnen" und „Die Perlen" nennen, meist in den bürgerlichen Kreisen, die letztere wagte sich auch auf das Gebiet der Geschichte und schrieb eine Reihe historischer Romane, die meist in ihrer Heimat spielen, so z. B. „Die Belagerung Wiens im Jahre 1683", in denen sie jedoch den Stoff nicht beherrschte. Wertvoll sind ihre von Ferd. Wolf herausgegebenen „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben", 4 Bde., Wien, 1844, die viele Nachrichten über die Litteraturverhältnisse jener Zeit enthalten. Nicht minder fruchtbar waren die beiden Norddeutschen **Fanny Tarnow** (1783—1862) und **Amalie Schoppe** (1791—1858), die in ihren vielen Erzählungen aber fast nur die Konflikte des Herzens und in diesen besonders die unglückliche Liebe behandeln. Die letztere verfaßte auch eine Reihe anmutiger Jugendschriften, mit denen sie einem allgemeinen Bedürfnisse entgegenkam. Eine ganz abgesonderte Stellung nimmt **Therese Huber** (1764—1829), die Tochter des berühmten Philologen Heyne, ein, die sich durch strenge Energie so emporarbeitete, daß sie, obgleich sie in ihrer Jugend eine äußerst mangelhafte Schulbildung genossen hatte, 1814 doch im stande war, die Redaktion des damals sehr einflußreichen Cottaschen „Morgenblattes" zu übernehmen. Sie hat viel Schmerzliches in ihrem Leben erfahren, viel Trauriges gesehen, und infolgedessen waltet bei ihr ein herber Ernst vor, der sich in ihren späteren Lebensjahren sogar bis zur Bitterkeit steigert. In fast allen ihren Schriften redet sie der Ehelosigkeit das Wort, und in der Erzählung „Drei Abschnitte aus dem Leben eines guten Weibes" (Erzählungen, herausgegeben von ihrem Sohne Viktor Aimé Huber, Lpzg. 1830—33, Band 4) würdigt sie die Ehe zum nüchternen Kontrakte herab, der nur der Versorgung wegen geschlossen wird. Mit Recht sagt daher auch Gutzkow in seinen Beiträgen zur Geschichte der neuesten Litteratur (Stuttg. 1839, I, 230): „Sie hat hier alles aufgeboten, was den Zauber des bräutlichen und den wahrhaften Wert des ehelichen Lebens nur vernichten kann". Die Novellen müssen daher abstoßen, aber man wird

sie trotzdem nicht verurteilen, denn man hat zu bedenken, daß sie in einer Zeit geschrieben wurden, in der bei der Männerwelt die laxesten Ansichten über Moral und Sitte herrschten, in einer Zeit, in der in Preußen der Wollüstling Staatskanzler Fürst Hardenberg und in Österreich der „aimable roué“ Staatskanzler Fürst Metternich an der Spitze der Regierung standen. Die Novellen sind daher, da ihre Verfasserin mit scharfem Blick in die Wunden der Zeit schaute, wertvolle Beiträge zur Sittengeschichte des zweiten und dritten Jahrzehntes unseres Jahrhunderts.

Die Männer, welche der allgemeinen Geschmacksverwilderung durch bessere Lektüre zu steuern suchten, sind fast alle geistig weit bedeutender, als die eben besprochenen Frauen, und da sie sich zudem auch noch an dem großen Muster Walter Scott bildeten, der mit genialer Hand „der stummen Vergangenheit das Zungenband gelöst hatte“, so schufen sie eine Reihe von allerdings sehr verschiedenwertigen historischen Romanen, die dann selbst noch auf die geistige Entwickelung der dreißiger und vierziger Jahre von Einfluß waren. Über die reichsten geistigen Mittel verfügte **Karl Spindler**. Er war eine wahrhaft geniale Dichternatur, ein Poet, der die Fähigkeit zu erfinden, durch Kontraste zu überraschen, durch lebenswahre Schilderungen zu fesseln, in erstaunlichem Maße besaß. Leider ging ihm eine tiefere Bildung ab, und infolgedessen vermochte er den Geist der verschiedenen Kulturperioden, in die er seine Handlungen verlegte, nie so vollständig zu erfassen, wie dies der hochgebildete und kenntnisreiche Walter Scott imstande war; auch mangelte ihm aus demselben Grunde das feinere Formen- und Schönheitsgefühl und der Sinn für künstlerische Mäßigung. Darum steht auch der mit kritischem Auge sichtende und ordnende und durch reiches Wissen unterstützte Schotte weit höher, als der immer aus seinem Herzen heraus schreibende, die große Menge seiner Ideen stets sorg- und zwanglos hervorsprudeln lassende Deutsche, obgleich die ursprünglichen Talente sich wohl kaum um Haaresbreite von einander unterscheiden. Spindler wurde am 16. Oktober 1796 zu Breslau geboren, verlebte aber seine Jugendzeit in Straßburg im Elsaß, wo sein Vater als Kantor am Münster angestellt war, und begann auch dort die Rechtswissenschaft zu studieren. Infolge eines nie ganz aufgeklärten Konfliktes brach er jedoch seine Studien ab, kehrte nach Deutschland zurück und führte zehn Jahre lang, zum Teil als Schauspieler, ein ruheloses Wanderleben, bis er endlich sein wirkliches Talent erkannte und seinen ersten größeren Roman „Der Bastard“ schrieb, der ihn sofort der drückendsten Sorgen überhob. Seinen Ruf begründete jedoch erst sein zweites Werk „Der Jude. Deutsches Sittengemälde aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts“, Stuttgart 1827, das auch sein bestes geblieben ist. Die Charakteristik der Personen, die vielverschlungene Handlung, das architektonische Beiwerk, alles ist mit Meisterschaft behandelt, und dabei liegt über dem ganzen ein poetischer

Duft von großem Reize. Später bemächtigte sich Spindlers eine unheilvolle Hast, er schrieb unablässig Band auf Band, und da mußte denn notwendig eine Verflachung eintreten. Wir nennen daher auch nur noch „Der Jesuit", ein farbenreiches Bild aus dem 1. Viertel des 18. Jahrhunderts, „Der Invalid", eine Reihe zum Teil äußerst lebendiger Bilder aus der napoleonischen Zeit, „Die Nonne von Gnadenzell", ein Sittengemälde aus dem 15. Jahrhundert und „Der Vogelhändler von Imst", eine frische Schilderung von Land und Leuten in Tirol. Seine sämtlichen Werke erschienen zuerst 1831—54 zu Stuttgart in 52 Bänden. Er starb, nachdem er eine Reihe von Jahren in angenehmen Verhältnissen in Baden-Baden gelebt, am 12. Juli 1855 im Bade Freiersbach in Baden.

Spindler war den Clauren und Genossen mit seinen Romanen nur indirekt entgegengetreten, ganz direkt wendete sich **Wilhelm Hauff** gegen sie. Dieser begabte, am 29. November 1802 zu Stuttgart geborene Poet hatte sich bereits in seiner Jugend durch gewählte Lektüre einen guten Geschmack gebildet und trat daher auch schon früh gegen den Verfasser der Mimili und deren Verehrer in die Arena, zuerst noch bei niedergelassenem Visier mit der kecken Persiflage „Der Mann im Mond" (Stuttg. 1826), die er sogar unter Claurens Namen herausgab, und in der er die süßliche Manier des Herrn Geheimen Hofrats mit Erfolg lächerlich machte, sodann aber unter seinem eigenen Namen mit der „Kontroverspredigt", in der er eine schneidige Kritik der Romane des entnervten Schriftstellers lieferte, und die dessen Ansehen tief erschütterte. Zugleich erprobte er aber auch sein schönes, frisches Talent an echt poetischen Schöpfungen, schrieb anmutvolle Märchen, von denen wir nur „Die Geschichte vom Kalif Storch" erwähnen, die mit genialer Ironie ausgestatteten „Memoiren des Satans" (2 Bände, Stuttg. 1826—27) und den großen historischen Roman „Lichtenstein" (3 Bände, Stuttg. 1826), in dem er zwar sichtbar sich an Scott anlehnte, aber trotzdem originell blieb. Die Zeit Ulrichs von Württemberg, die er zum Hintergrunde nahm, ist mit vieler Treue geschildert, wenn sich auch der Dichter manche Abweichung von der historischen Wahrheit erlaubte; ganz besonders anziehend aber sind die nur zuweilen etwas zu breit gemalten Bilder aus dem schwäbischen Volksleben, die einen überaus liebenswürdigen Humor atmen. Leider war es Hauff nur noch vergönnt, die von köstlicher Laune belebte „Phantasie im Bremer Ratskeller" (Stuttg. 1827) zu schaffen, dann raffte ihn am 18. November 1827 ein Nervenfieber vorzeitig dahin. Hauffs „Sämtliche Schriften" erschienen zuerst, geordnet und mit einem Vorworte von Gustav Schwab versehen, in 36 Bändchen zu Stuttgart 1830—31. Gehaltreicher als der jugendliche Hauff ist der fein gebildete und welterfahrene **Ph. J. von Rehfues** (1779—1832), der den seiner Zeit viel bewunderten historischen Roman „Scipio Cicala" schrieb. Die Kritiker der zwanziger und dreißiger Jahre stellten

das geistvolle, witzige Werk sogar noch über die Romane Scotts, trotzdem ist es bald wieder vergessen worden, weil es besonders der Sprache an Leichtigkeit fehlt. Weit länger hielten sich dagegen die mit viel weniger Aufwand von Geist verfaßten Romane von Karl August Friedrich von Witzleben (1773 bis 1839), die unter dem Pseudonym A. von Tromlitz erschienen. Sie sind weit leichter verständlich, werden immer von einer lebhaften Handlung getragen und haben auch meist Personen zu Helden, die schon an und für sich interessieren. Am beliebtesten waren „Die Pappenheimer" und „Der Page des Herzogs von Friedland", doch wohnt auch ihnen kein besonderer Wert inne. Ganz und gar wertlos sind die vielen historischen Romane Karl Franz von der Veldes (1779—1824), dem es vollständig an schöpferischer Kraft gebrach.

Dieser Unterhaltungslektüre des zweiten und dritten Jahrzehntes steht eine dramatische Litteratur gegenüber, die im großen und ganzen zwar nicht viel Besseres, aber doch bei weitem nicht so viel Schlechtes und Verwerfliches bietet. Zwar versuchten sich auch Clauren und Julius von Voß in Schwänken und Lustspielen, sie brachten es aber niemals zu einem durchschlagenden Erfolge, da sie weder eine scharfe Charakteristik, noch eine lebhafte Handlung zu bieten vermochten und mit ihrer Frivolität nicht so vor aller Augen in das helle Licht der Lampen treten durften. Sie mußten daher die Bühne anderen überlassen, die sich geschickter und witziger zeigten; das waren in Norddeutschland Raupach, Töpfer, Angely, Wolff, Beer, Blum, Gubitz, in Süddeutschland Auffenberg, Schenck, Deinhardstein, Frau von Weißenthurn, Raimund, Nestroy, Bäuerle, Castelli.

Von den norddeutschen Dramatikern war **Ernst Benjamin Salomon Raupach***) der Begabteste und auch, nachdem das Interesse für die Schicksalstragödien mehr und mehr in den Hintergrund getreten war, der Liebling des gesamten norddeutschen Publikums. Er wurde am 21. Mai 1784 zu Straupitz bei Liegnitz als der Sohn eines evangelischen Pfarrers geboren, wuchs aber, da sein Vater bald starb, in dürftigen Verhältnissen auf und konnte auch nur durch die Unterstützung wohlwollender Menschen in Halle Theologie studieren. Nach vollendeten Studien war er erst in Schlesien, dann in Rußland Hauslehrer, wurde 1816 Professor der Geschichte und Litteratur an der Hauptbildungsanstalt für Pädagogen zu St. Petersburg (aus der dann 1819 die Universität hervorging), hatte aber von der altrussischen Partei manche Angriffe zu erdulden und verließ daher 1822 Rußland wieder, verlebte einige Zeit auf Reisen und ließ sich dann 1824 dauernd in Berlin nieder, wo er auch am 18. März 1852 starb. Raupach war ganz der Mann, dessen die Reaktion für das Theater bedurfte; er besaß ein bedeutendes Talent, aber es fehlte ihm die letzte Weihe

*) Vergl. Pauline Raupach, Raupach. Eine biogr. Skizze. Berl. 1863.

des Dichters; er vermochte mit erstaunlicher Leichtigkeit zu produzieren, jedoch ohne jede tiefere Begeisterung für die höchsten Ziele der Menschheit, und deshalb ließ er auch keinen seiner Helden für eine Idee, sondern stets nur für persönliche Interessen kämpfen. Im übrigen zimmerte er sich mit kühlem Verstande immer eine wohl gefugte Handlung zurecht, ließ es in jeder Scene so bunt wie möglich zugehen, verstand aber jedesmal die Konflikte wieder geschickt zu lösen und verfehlte schließlich niemals, ähnlich wie Kotzebue, auch der Rührung zum Wort zu verhelfen. Damit befriedigte er Auge und Herz, und der Verstand blieb unbehelligt. In den dreißig Jahren seiner litterarischen Thätigkeit lieferte er über siebzig Stücke, Trauerspiele, Possen, Schauspiele, Schwänke und Lustspiele und lehnte sich dabei an alle hervorragenden Dramatiker, mit Vorliebe aber an Shakespeare an, weshalb ihn denn auch Adolf Stahr den „Shakespeare der Trivialität" nannte. Am anspruchsvollsten tritt sein großer Cyklus von historischen Dramen „Die Hohenstaufen" auf, in welchen in nicht weniger denn 16 Stücken sämtliche Schicksale dieses Kaiserhauses zur Darstellung kommen; da aber der große, weltbewegende Gedanke, der alle Hohenstaufen beseelte, und der hier hätte zur treibenden Kraft werden müssen, nirgends in die Erscheinung tritt, auch von dem Geiste jener großen Zeit kein Hauch zu spüren ist, so muß die Dramatisierung als eine des gewaltigen Stoffes völlig unwürdige bezeichnet werden. Die große Trilogie „Cromwell" krankt an demselben Mangel. In den bürgerlichen Trauerspielen und in den Lustspielen ist der enge Gesichtskreis weniger auffällig und verletzend; Dramen wie „Die Leibeigenen oder Isidor und Olga", „Vor hundert Jahren", „Der Schleichhändler" ꝛc. dürfen daher als die besseren Erzeugnisse Raupachs genannt werden. Die Tragödie „Die Leibeigenen" ist reich an Effekten und zeichnet sich auch durch eine schwungvolle Sprache aus; in dem Lustspiele „Vor hundert Jahren" hat der Verfasser eine Anekdote aus dem Leben des alten Dessauers, einen Konflikt zwischen dem resoluten schnauzbärtigen Exerziermeister und den pedantischen hallischen Professoren, mit vielem Geschick und Humor benutzt, und in dem „Schleichhändler" macht er in recht ergötzlicher Weise die Walter-Scott-Enthusiasten lächerlich. Aber auch diese Stücke vermochten sich nicht lange über die Zeit der Reaktion hinaus auf der Bühne zu erhalten; als das geistige Leben Deutschlands wieder reger wurde, als man wieder einen weiteren Horizont verlangte, da konnte die enge Raupachsche Welt nicht mehr genügen, und so geschah es, daß der fruchtbare und einst von seinen Verehrern mit dem Lorbeer der Unsterblichkeit gezierte Dichter noch seinen Ruhm überlebte. Seine „Dramatischen Werke komischer Gattung" gab er in 4 Bänden in Hamburg 1829—35 und seine „Dramatischen Werke ernster Gattung" in 16 Bänden ebendaselbst 1835—43 heraus.

Die übrigen norddeutschen Dramatiker des zweiten und dritten Jahrzehntes sind im Vergleich mit Raupach nur sehr wenig produktiv gewesen, und

da die meisten auch ein weit geringeres Talent besaßen, so konnten sie sich mit dem gefeierten Autor der „Leibeigenen" nicht messen. Trotzdem haben sich verschiedene Stücke von ihnen, in denen sie ohne Prätension, harmlos, liebenswürdig und anmutig auftreten, länger als die Raupachschen, ja zum Teil bis heute auf der Bühne erhalten. Am öftesten werden noch die Stücke von Töpfer, Angely und Wolff gegeben, seltener erscheinen die Dramen von Beer und Blum auf dem Repertoire. Ganz vergessen ist Gubitz. **Karl Töpfer** (1792 bis 1871) besaß, da er Schauspieler von Beruf war, eine große Bühnenkenntnis, und infolgedessen sind seine Lustspiele sehr geschickt aufgebaut und durch eine gewandte Konversation belebt; ein tieferer Gedanke liegt ihnen jedoch nie zu Grunde. Wir nennen als seine besten Arbeiten „Die Einfalt vom Lande", „Der beste Ton" und „Rosenmüller und Finke". **Louis Angely** (1786 bis 1835) will in seinen Lustspielen und Vaudevilles fast nur auf die Lachlust des Publikums wirken, aber er benimmt sich dabei mit so viel liebenswürdiger Laune und Bescheidenheit, daß man ihm nicht zürnen kann. Am frischesten sprudelt sein Humor in „Die sieben Mädchen in Uniform", „Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten", „Das Fest der Handwerker" und „Von Sieben die Häßlichste". **Pius Alexander Wolff** (1784—1828) ist besonders durch sein volkstümliches Singspiel „Preziosa", zu dem K. M. von Weber die anmutige Musik komponierte, allgemein bekannt geworden, doch hat er auch noch Lustspiele („Cäsario", „Der Mann vor fünfzig Jahren" und „Der Hund des Aubry" 2c.) geschrieben, die erwähnt zu werden verdienen. Michael Beer (1800 bis 1833), der Bruder des Komponisten Meyerbeer, erregte schon in jugendlichem Alter durch seine Tragödie „Klytämnestra" die besten Hoffnungen, die jedoch ein früher Tod wieder vernichtete. Wir besitzen daher von ihm nur ein einziges völlig ausgereiftes großes Werk, das in glänzender Sprache geschriebene fünfaktige Trauerspiel „Struensee", welches das Schicksal des bekannten dänischen Ministers Struensee und der Königin Karoline Mathilde behandelt und für ein freisinniges Staatsleben eintritt. Karl Ludwig Blum (1786—1844) zeichnet sich durch eine immer lebhaft sich entwickelnde Handlung aus, aber alle seine besseren Stücke („Der Ball zu Ellerbrunn", „Der Vicomte von Letorières", „Ich bleibe ledig" 2c.) sind nur Bearbeitungen französischer Stoffe, was er jedoch selten anzugeben für nötig hält. In der Geschichte des Dramas hat er sich noch dadurch einen Platz erworben, daß er das Vaudeville nach Deutschland verpflanzte. Friedrich Wilhelm Gubitz (1786—1870) endlich ist als der Verfasser von einer ganzen Reihe von einaktigen Lustspielen und Schwänken zu nennen, die zwar manchen hübschen Einfall enthalten, aber ohne jede Originalität sind und daher bald wieder verweht wurden.

In Süddeutschland lag während der Zeit der Enttäuschung die Pflege des ernsten Dramas — da man Franz Grillparzer, von dem erst später die

Rede sein wird, in den Schmollwinkel zurückgedrängt hatte — gänzlich darnieder. Weder der Badenser **Joseph von Auffenberg** (1798—1857), dessen Stücke sämtlich an mangelhafter Komposition kranken, noch der Münchener **Eduard von Schenck** (1788—1841), der sich zwar die Schillersche Sprache anzueignen, nicht aber das Schillersche Genie zu geben vermochte, noch der Wiener **Johann Ludwig Deinhardstein** (1794—1859), dessen sogenannte Künstlerdramen zwar gewandt geschrieben, aber aller Poesie bar sind, können als Förderer des Dramas bezeichnet werden. Auch die Lustspiellitteratur erfuhr keine Bereicherung, da die Wiener Schauspielerin Frau **Johanna Franul von Weißenthurn** (1773 bis 1847), die zwar ein scharfes Auge für das Komische und Lächerliche im gesellschaftlichen Leben und viel Geschick für den regelrechten Aufbau eines Stückes besaß, wie „Das letzte Mittel", „Liebe und Entsagung", „Ein Mann hilft dem andern" ꝛc., beweisen, und daher wohl fähig gewesen wäre, Gutes zu schaffen, viel zu flüchtig arbeitete, um dabei noch künstlerische Ziele verfolgen zu können. Dagegen gelangte die Wiener Volksposse ganz unerwartet in ein neues Stadium und zwar durch den genialen Raimund, der dieses verachtete und verkannte Aschenbrödel aus seiner Niedrigkeit erlöste und zu Glanz und Ruhm emporhob.

Ferdinand Raimund wurde am 1. Juni 1790 zu Wien als der Sohn eines wenig bemittelten Drechslermeisters geboren, genoß aber trotzdem einen recht guten Unterricht und kam sodann 1805 in die Lehre, um Konditor zu werden. Sein lebhaftes Interesse für das Theater litt ihn aber nicht lange bei dem ihm wenig zusagenden Handwerke, 1808 entfernte er sich heimlich aus dem Hause seines Meisters und fand zunächst bei einer Wandertruppe in Preßburg ein Unterkommen. Allein das Glück war ihm wenig hold; trotz alles Fleißes konnte er es dem Publikum nicht recht machen, und so begann für ihn eine trübe Zeit schweren Ringens, aus der er aber schließlich doch, dank seiner unwandelbaren Begeisterung für die Kunst und seiner ganz außerordentlichen Willenskraft, als Sieger hervorging. Bereits 1813 hatte er sich soweit emporgearbeitet, daß er einen Ruf an das Theater der Josephstadt in Wien erhielt, wo er nun bis 1817 mit wachsendem Erfolge thätig war. 1817 ging er zum Leopoldstädter Theater über und trat damit in seine Glanzperiode. Von jeher hatte es ihn mit Unwillen erfüllt, daß die geistige Speise, welche in den Volkstheatern dem Publikum vorgesetzt wurde, eine äußerst dürftige und magere war; er unternahm es daher jetzt, für eine gesundere Kost zu sorgen, und schrieb eine Reihe von volkstümlichen Possen, die das Beste sind, was wir bis jetzt von dieser Art besitzen. Er flüchtete sich dabei aus der unerquicklichen Gegenwart in die Märchen- und Wunderwelt und wußte in wahrhaft genialer Weise das Romantisch-Phantastische mit dem Hausbacken-Bürgerlichen zu verschmelzen. Zur Versinnlichung seiner poetischen Gedanken bedient er sich mit Vorliebe der Alle-

gorie nach dem Beispiele Calderons, der damals in Wien in hoher Achtung stand, und neben diese allegorische Figuren, welche er mit vieler Anmut ausstattet, stellt er meisterhaft charakterisierte Wiener Typen, mitten aus dem Leben herausgerissen, strotzend von Realistik, wodurch er die originellsten Kontraste und Effekte erzielt. Die Handlung in seinen Stücken ist immer lebendig und fesselnd, der Dialog fließend und witzig. Sein Humor bewegt sich ganz im Volkstone, ist frisch und gemütvoll, artet sogar hie und da in eine tolle Lustigkeit aus, ist aber niemals sarkastisch, streift auch niemals an Frivolität; nur in seinen letzten Stücken wird er auch bisweilen bitter und ironisch. Die Grundidee ist dabei stets, daß ein fröhliches Gemüt und bescheidene Mittel zum Leben mehr wert sind als alle Schätze der Welt. Dieser Gedanke kommt aber nie ohne eine gewisse Wehmut, ja bisweilen sogar in erschütternder Weise zum Ausdruck — auch auf diesen schlichten Menschen, die sich weder um Konstitutionsgelüste, noch um demagogische Umtriebe kümmern, lastet die Melancholie der Zeit. Die Hauptwerke Raimunds sind „Das Mädchen aus der Feenwelt, oder der Bauer als Millionär", aus dem wir unten drei Scenen mitteilen, „Der Alpenkönig und der Menschenfeind" und „Der Verschwender". Die Zeichnung der Charaktere ist hier immer meisterhaft und jede Scene mit bewundernswertem Geschick aufgebaut. Die Stücke werden daher noch heute in ganz Deutschland gegeben. In Wien machten sie bei ihrem ersten Erscheinen das größte Aufsehen und hatten auch dadurch noch einen besonderen Reiz, daß Raimund in allen die Hauptrollen gab. Leider sollte der Dichter die Früchte seines angestrengten Schaffens nicht genießen, es bemächtigte sich bei dem unablässigen Bemühen, stets Besseres zu leisten, seiner nach und nach eine drückende Schwermut, deren er sich auch nicht erwehren konnte, als er sich ganz von der Bühne zurückzog und auf seinem schönen Landgute Gutenstein ein sorgenfreies Leben zu führen versuchte. Sein Trübsinn steigerte sich aber immer mehr, und als er nun noch unglücklicher Weise im Sommer 1836 von einem Hunde, den er für toll hielt, in die Hand gebissen wurde, bemächtigte sich seiner eine namenlose Angst. Er reiste sofort nach Wien ab, um einen Arzt zu konsultieren, wurde aber unterwegs von einem starken Gewitter überrascht und gezwungen, in Pottenstein zu übernachten. Hier packten ihn nun die Dämonen der Hypochondrie mit solcher Gewalt, daß er sich in seiner Verzweiflung mit einem Terzerol in den Mund schoß und an der erhaltenen Wunde nach acht qualvollen Tagen am 6. September 1836 starb. Die Litteratur erlitt durch diesen frühen Tod Raimunds einen schweren Verlust; die Kraft des Dichters war bei seinem Hinscheiden bei weitem noch nicht aufgebraucht, bei längerem Leben und geistiger Gesundheit würde derselbe vielmehr ohne Zweifel noch eine ganze Reihe von Volksstücken geliefert und infolgedessen ein neues Stadium in der Entwickelung der Volksbühne herbeigeführt haben; die bisher gelieferten Stücke waren

noch nicht im stande, diesen reformatorischen Einfluß auszuüben. Raimunds „Sämtliche Werke" erschienen zuerst, herausgegeben von Joh. Nep. Vogel, zu Wien 1837 in 4 Bänden, sodann noch einmal 1855 in 9 Bändchen, von denen das erste eine Biographie des Dichters enthält. Beide Ausgaben sind jedoch äußerst mangelhaft; erst die neuerdings von K. Glossy und A. Sauer besorgte (3 Bde. Wien 1881) bietet einen sorgfältig hergestellten Text und eine entsprechende Biographie.

Aus „Der Bauer als Millionär".

Zweiter Aufzug, vierte Scene.

(Hell mit Lüstern und Wandleuchtern beleuchteter Speisesaal. Punschtableau und rauschender Tusch von allen Instrumenten. Wurzel und seine Gäste jauchzend. An der rechten Seite ein hohes Fenster. Mittelthür!)

Wurzel. Afterling. Musensohn. Schmeichelfeld.

Alle (mit übermütigem Geschrei): Der Hausherr soll leben! Hoch! (Ein paar werfen die Gläser an die Wand.)

W.: Schlagt's nicht so viel Gläser zusamm'n, ich bin ja kein Glasfabrikant.

Sch. (etwas angestochen): Ah, was da, man hört so keine Uhr; wenn einmal die Gläser fliegen, so weiß man doch, wie viel's g'schlagen hat.

M.: Aber jetzt ist's aus, meine Herren! Es ist fünf Uhr, und ich muß heute noch geschwind den letzten Akt von meinem Trauerspiel schreiben.

Sch.: Was Trauerspiel! — Lustig wollen wir von unserm teuern Herrn von Wurzel scheiden, dem aimabelsten Mann in der ganzen Stadt. Singen wollen wir, und dazu machen Sie uns Verse, wenn Sie ein Dichter sein wollen.

M.: Schön! Wir wollen die Freundschaft besingen!

A. (der einen schrecklichen Rausch hat): Ja, singen! Schön singen und hernach kerzengerade nach Haus. (Taumelt.)

Alle (lachen).

W.: Der hat ihn heute.

A.: Lachen? Ihr Spitzbuben, alle seid's nichts nutz — Herr von Wurzel, bis auf den — (auf den Dichter deutend) und der ist auch nichts nutz! — Aber Sie, Herr von Wurzel, sind ein großer Mann. Ich soll es nicht sagen, aber aus mir spricht die Dankbarkeit, kindliches Gefühl (er will ihm im Rausch die Hand küssen) und — und —

W.: Und der Rausch, nicht wahr —

A.: Pfui, Herr von Wurzel, sagen Sie das nicht. Freundschaft ist das höchste Gut in dieser Welt. Freundschaft trinken alle Wesen an den Brüsten der Natur. Glauben Sie uns, Herr von Wurzel, wir sind alle Ihre Freund'! Nicht wahr Brüder?

Alle (lachend): Ja, alle.

A.: Aber sind Sie aufrichtig, Herr von Wurzel! (Beschwörend.) Sind Sie aufrichtig, Herr von Wurzel! Haben Sie — keinen Punsch mehr? —

W.: Nun, so gebt ihm noch ein Glas, so fallt er gar hinunter untern Tisch.

A.: Herr von Wurzel! (Fällt ihm um den Hals.) Sie sind unser Vater, und wie Sie sich heute auf mich stützen können, so können Sie sich auf uns alle stützen· — Punsch her! Punsch! — Der Herr von Wurzel soll leben! (Er taumelt gegen die Thür und fällt vor Rausch in einen Stuhl.)

W.: Nun, der hat's überstanden. Habakuk!

Habakuk (tritt vor).

W.: Führt's ihn hinüber ins rauschige Zimmer und legt's ihn in das Bett, was ich hab' herrichten lassen, wenn einer von meinen guten Freund' nicht z' Haus gehen kann.

H.: Ja, es liegen a so schon drei drinn und einer vor der Thür', man kann gar nimmer hinein.

W.: So legt's ihn ins blaue Zimmer hinüber, wo der große Spiegel ist und's Porzellain. Aber bind't 's ihn an, sonst schlagt er uns alles z'samm!

H. (und zwei Bediente tragen Afterling fort): Nu, das sind schöne Herrschaften!

M. (hat bei einem Tisch mit Bleistift geschrieben und springt auf.): Fertig sind die Verse. Jetzt, meine Herren, stimmen Sie.

Alle: Bravo!

M.: Die Phantasie hat mich begeistert; Herr von Wurzel, (schlägt ihn auf die Achsel.) kennen Sie die Phantasie?

W.: Hab' schon von ihr g'hört, sie soll, glaub' ich, eine Bilderhändlerin sein, und wenn man ihre Waren in der Nähe betracht', ist man oft damit angeführt.

M.: Da haben Sie falsche Begriffe von dieser erhabenen Frau.

W.: Mir hat's ein guter Freund erzählt, da war einer, den hat f' schön in die Tinten g'führt, der hat eine entsetzlich lebhafte Phantasie g'habt und hat bloß wegen ihr ungeheure Schulden g'macht, und wie seine Gläubiger kommen sind, so hat sie ihn so verlassen, daß er gar keinen Gedanken hat fassen können, wie er einen Kreuzer davon zahlen will. Nu jetzt lassen S' uns hören, ob sie Ihnen nicht auch ang'schmiert hat mit Ihren Versen.

M.: Was fällt Ihnen ein!

Trinklied.

Musensohn (singt vor).

Freunde, hört die weise Lehre,
Die zu Euch Erfahrung spricht,
Schickt die Freude ihre Heere,
Öffnet alle Thore nicht;
Mann für Mann laßt nur herein,
Wollt Ihr lang' ihr Feldherr sein.

Chor.

Mann für Mann laßt nur herein,
Wollt Ihr lang' ihr Feldherr sein.

Musensohn.

Wenn des Lebens Bajadere
Hält den goldnen Wagen still,
Und für ihres Glücks Chimäre
Euren Frieden tauschen will:
Jagt die feile Dirne fort,
Denn Fortuna hält nicht Wort!

Chor.

Jagt die feile Dirne fort,
Denn Fortuna hält nicht Wort!

Musensohn.

Doch, wenn voll der Becher blinket,
Bacchus' Geist den Saal durchrauscht,
Euch die Freundschaft zu sich winket,
Und Gefühle mit Euch tauscht;
Drückt sie beide an die Brust,
Sie gewähren Götterlust.

Chor.

Drückt sie beide an die Brust,
Sie gewähren Götterlust.

(Alle Gäste ab.)

Fünfte Scene.

Wurzel. Lorenz. Habakuk.

(Bediente räumen die Tische ab.)

W.: Das war eine prächtige Unterhaltung heut! Ich bin so gut aufgelegt — ich legt' mich gar nicht schlafen. Habakuk, noch einen Champagner herauf! (Habakuk ab.) Lorenz, jetzt trinken wir erst recht.

L.: Allo! Das ist ein Leben! Juhe!

W.: Stoß an, Lorenz! Alle Rauschigen sollen leben!

L.: Hoch! (Donnerschlag. Stille. Die Glocke schlägt draußen zwölf.)

W.: Was ist denn das? — Zwölf Uhr? — Wird's denn heut' zweimal Nacht? Es ist ja schon sechs Uhr und der schönste Morgen. Schaut's auf die Uhr! (Alle sehen auf die Uhren, selbst auch auf die Stockuhr.)

L.: Was ist denn das? Es geht ja keine.

W.: Bei mir ist's zwölf Uhr.

Alle Bediente: Bei uns auch.

H.: Und draus ist auf einmal stockfinster.

W.: Was ist denn das, das habt's mit Fleiß gethan: wie viel ist's denn? (Man hört an der Thür' sehr stark pochen.) Herein, nun? Schau hinaus! (Lorenz geht hinaus.) Mir scheint, der schickt die Grobheit voraus, daß sie statt ihm anklopfen soll.

L. (kommt zurück): Euer Gnaden, ein junger Herr ist g'fahren kommen in ein' goldenen Wagen, der voller Blumen ist, und zwei Rappen vorn, die er kaum erhalten kann, und hintern Wagen tanzen lauter Pagen und rosafarbene Kammerjungfern her. Er will mit Ihnen reden.

W.: Wie heißt er denn?

L.: Eh, das weiß ich nicht. Er sagt, er ist die Jugend.

W.: Ah, ein Jugendfreund wird er g'sagt haben. Gleich laßt ihn herein. Das ist a prächtige Visite! — Champagner tragt's 'rauf, Ihr verdammten Kerls! Ich bin doch ein glücklicher Mann, die schönsten Leute kommen zu mir.

(Lorenz öffnet die Thür.)

Sechste Scene.

Die Jugend. Vorige.

(Sechs Pagen und sechs Mädchen, weiß gekleidet mit rosenroten Leibchen, mit Schleifen und wirklichen Rosen verziert, tanzen herein und gruppieren sich auf beiden Seiten an der Thür. Dann hüpft die Jugend herein, weißes Trikot, rosenrote Weste am Kragen mit Rosen garniert, grünen Frack, dreieckigen Hut mit Rosenschleife. Das Beinkleid mit rosenroten Bändern gebunden.)

Jugend: Grüß' Dich der Himmel, Brüderchen! Du nimmst es doch nicht übel, daß ich meine persönliche Aufwartung mache?

W.: Das ist ein prächtiger Mensch! Hundsjung und geißnärrisch. Hat mich noch nie g'sehen und gleich per Du!

J.: Ja, Bruder, ich komme in einer besonderen Angelegenheit!

W.: Nu, mit was kann ich dienen? (Für sich.) Der braucht g'wiß ein Geld.

J.: Ja — nimm's nicht übel, Brüderchen, aber mit uns ist's aus! Ich bin hier, um Dir meine Freundschaft aufzukündigen.

W.: Nun, das wär' nicht übel; jetzt lernen wir uns erst kennen, und sollen schon wieder bös' auf einander sein.

J.: Ha ha! Was fällt Dir ein, Brüderchen? Fehlgeschossen! Das endigt ja eben unsere Freundschaft, weil wir schon gar zu lange mit einander bekannt sind. Wir sind ja schon zusammen auf die Welt gekommen, weißt Du denn das nicht mehr?

W.: Ja, ja! Ich erinnere mich schon. Nachmittags war's, und geregnet hat's auch.

J.: Wir sind auch mit einander in die Schule gegangen. Weißt Du denn das auch nicht, wir sind ja auf einer Bank gesessen.

W.: Ist richtig! Auf der Schandbank sind wir gesessen. (Für sich.) Ich kenn' ihn gar nicht.

J.: Ja freilich! Sie haben uns ja dadurch zwingen wollen, daß wir etwas lernen sollten.

W.: Nun ja, was das für Sachen waren; aber wir haben nichts dergleichen gethan. O, wir waren ein paar feine Kerls! (Für sich.) Ich habe ihn mein Leben nicht g'sehen noch.

J.: Und wie wir beide zwanzig Jahre alt waren, haben wir die ganze Gemeinde geprügelt. O, das war ja prächtig!

W.: O, das war ein Hauptjux! (Für sich.) Ich weiß kein Wort davon.

J.: Und getrunken haben wir, Bruder, das war mörderisch.

W.: O, das war schändlich, Bruder!

J.: Ja, und was wir alles getrunken haben!

W.: Nu, einmal haben wir, glaub' ich, gar einen Wein getrunken — das Verbrechen!

J.: Ja, und was für einen!

W.: Einen Luttenberger.

J.: Und einen Grinzinger.

W. (für sich): Ist alles nicht wahr.

J.: Du hast mich ja in alle Wirtshäuser herumgeschleppt, wir waren ja alle Tage sternhagelvoll besoffen, kurz, wir waren ein paar wahre Lumpen.

W. (beiseite): Er muß doch eine Spur von mir haben, er kennt mich doch. (Laut.) Bruder, wir wollen's noch sein. Schlag ein, Bruderherz!

J.: Bruder, nein! Jetzt ist's gar. Du mußt jetzt solid werden; Du mußt Dich

um sieben Uhr zu Bette legen, darfst Dir keinen Rausch mehr trinken, kurz, was Du zu thun hast, das wirst Du von einem andern hören, der Dir alles pünktlich auseinandersetzen wird.

W.: Ah, was war' denn das! Um sieben Uhr niederlegen! Kein' Rausch mehr trinken! Ich keinen Rausch — und das ist das Edelste an mir. Ich bin so g'sund, daß ich mit einer Armee raufen könnt'.

J.: Ja, Brüderchen, jetzt, so lang' ich noch bei Dir bin. (Stark.) Doch bei dem ersten Schritt, den ich aus diesem Saal mache, wird Dich die Lust verlassen, auf eine so unedle Weise Dein Schicksal ferner zu versuchen.

W.: Ich fang' mich völlig zu fürchten an. Auf die Letzt kann der Kerl hexen! Das wär' a verdammte G'schicht!

J.: Also Adieu, lieber Bruder. Verzeihe mir, was ich Dir Leids gethan hab', Du lieber, guter Kerl, Du! Denn ich bin auch ein guter Junge, hab's lange genug mit Dir ausgehalten, Du warst mein intimster Freund, aber Du bist ein zu liederliches Tuch, darum leb wohl, sei nicht böse auf mich, und sage mir nichts Schlechtes nach.

Duett.

J.: Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Mußt mir ja nicht böse sein!
Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn!
Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Mußt nicht böse sein!

Darauf bittet Wurzel die Jugend wiederholt — wir müssen wegen Raummangels hier kurz erzählen — bei ihm zu bleiben, es ist aber alles vergebens, es muß geschieden sein. Schließlich singen beide:

Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Ich schlag' zum Abschied ein!

Nun umarmen sie sich, und die Jugend tanzt ab, ihr Gefolge auch. Wurzel geht nach einer Flasche Wein, will trinken, allein es fröstelt ihn, er kann nicht mehr zechen, und nun erscheint ihm — im weiteren Verlaufe des Stücks — das Alter, eisgrau und elend. Aus dem einstigen Prasser wird ein lebensmüder Aschenmann mit Butte und Krücke, der schließlich am Ende des Stücks wehmütig und doch so ganz im Herzenstone echten Humors ausruft: Ich hätte sollen die Vierziger kriegen, aber die Zeit hat sich vergriffen und hat mir einen Hunderter hinaufgemessen, und den halt der Zehnte nicht aus. Die Zeit ist ein wahrer Korporal, der mir die Jahr' zuschlägt. Im Anfang hat s' ein Rütchen von lauter Maiblümeln, da giebt s' einem alle Jahr' so einen leichten Tupfer, das g'freut einen, da springt man wie ein Füllerl. Hernach kommt s' mit einem Besen von lauter Rosen, da sind schon Dorn' dabei, nach und nach schlagen sich die Rosen weg, ist der Haslinger da. Endlich kommt s' mit einem Tremmel daher, laß ihn nur fallen, aus ist's. Aber es g'schieht mir recht, warum bin ich kein Bauer geblieben.

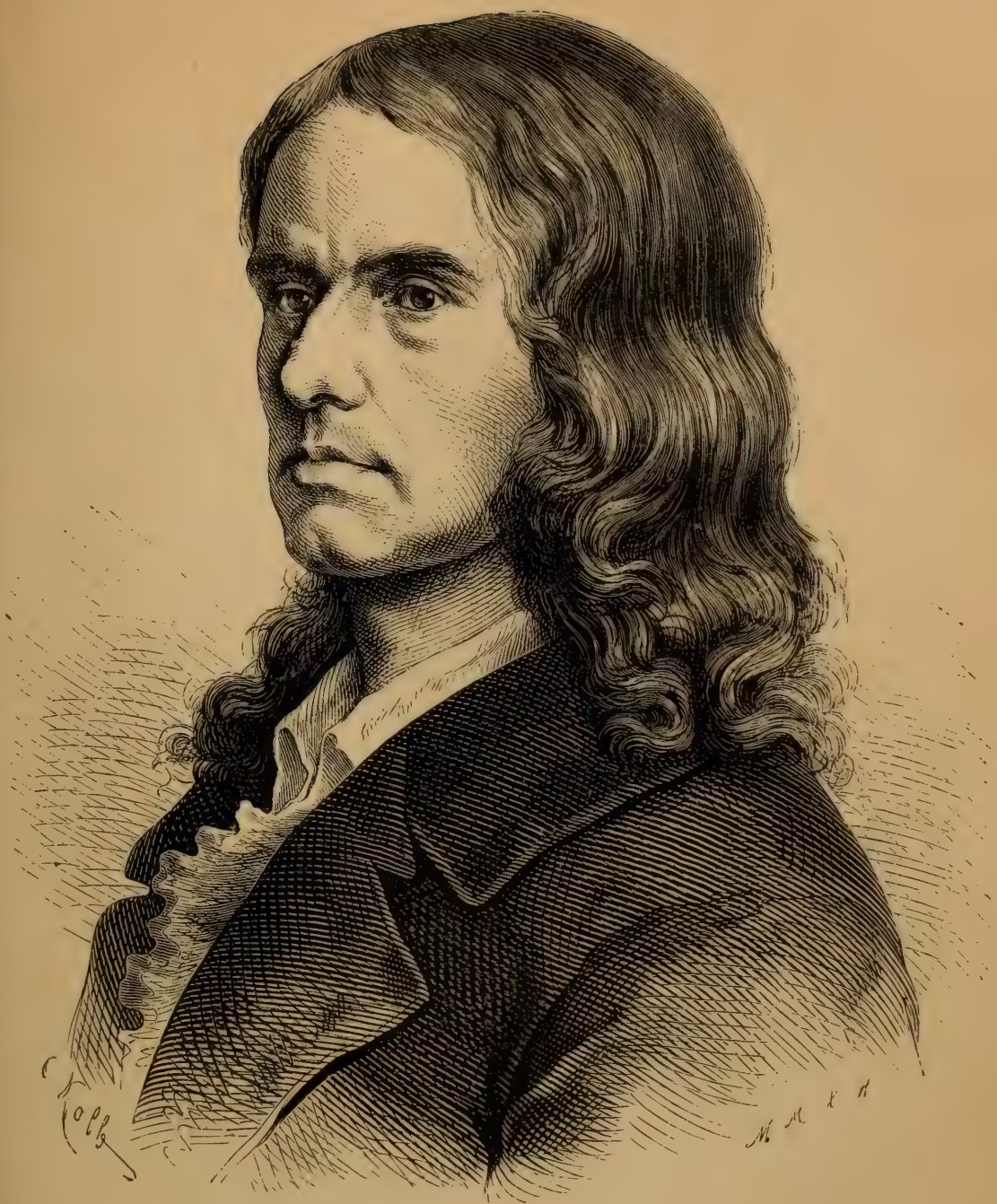
Nach Raimunds Auftreten fehlte es zwar nicht an Versuchen, die Wiener Volkspossе noch weiter zu pflegen, allein keinem einzigen der verschiedenen Nachstrebenden gelang es, auch nur annähernd die Muster zu erreichen; besonders

fehlte es allen an der Gemütstiefe, an der warmen Herzlichkeit, die bei Raimund stets so angenehm berührt, dagegen verfügen sie meist über einen lustig sprudelnden leichten Humor. Wir nennen hier nur Johann Nepomuk Nestroy (1802—1862), der die Possen „Der böse Geist Lumpacivagabundus", „Einen Jux will er sich machen" 2c. verfaßte, Adolf Bäuerle (1786—1859), der eine ganze Reihe meist derb-komischer Schwänke und auch den eine Episode aus dem Leben Raimunds behandelnden Roman „Therese Krones" schrieb, und Ignaz Franz Castelli (1781—1862), der sich besonders durch seine dramatischen und lyrischen Dichtungen in niederösterreichischer Mundart einen Namen machte.

Wir hätten damit unsere Rundschau über die Litteratur des zweiten und dritten Jahrzehnts vollendet und alle Dichter genannt, die das Publikum jener Zeit bewegten, unterhielten und ergötzten, trotzdem können wir von diesem Zeitabschnitte noch nicht scheiden. Wir hielten uns bisher immer nur auf dem lauten Markte, besprachen nur die litterarischen Erscheinungen, die dem Geschmacke der großen Menge huldigten, oder bestimmt waren, die Zeitgenossen den Jammer der politischen Verhältnisse vergessen zu machen; aber es standen auch Dichter in jener Zeit, die es verschmähten, der Tagesstimmung zu dienen, und darum einsam und lange unbeachtet blieben: es waren dies Chamisso, Grabbe und Grillparzer und die schwäbischen Dichter Uhland, Kerner, Mörike mit ihren Verwandten. Die ersteren mögen den Schlußstein dieses Kapitels bilden; mit den schwäbischen Dichtern wollen wir uns im nächsten Kapitel beschäftigen.

In **Adelbert von Chamisso**, oder, wie er eigentlich hieß, Louis Charles Adelaide de Chamisso, tritt uns einer der liebenswürdigsten Poeten entgegen und zugleich der einzige Ausländer, der in der deutschen Dichtkunst Hervorragendes geleistet hat.*) Er wurde am 30. Januar 1781 auf dem Stammschlosse Boncourt in der Champagne geboren, verlebte eine unruhvolle Kindheit, da er infolge der Revolution mit seinen Eltern aus Frankreich fliehen mußte, und hielt sich vorübergehend in Lüttich, Würzburg, Bayreuth auf, bis es 1796 gelang, ihm eine Stelle als Page bei der Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm II. in Berlin auszuwirken. Als solcher erhielt er auch einigen Unterricht im französischen Gymnasium zu Berlin, bis er 1798 als Fähnrich in die Armee eintrat und nun verschiedene preußische Feldzüge mitmachte. Der Kriegsdienst sagte ihm jedoch keineswegs zu; schon jetzt fühlte er sich weit mehr zu wissenschaftlichen Studien und zur Poesie hingezogen, als zum Soldatenleben; auch widerstrebte es ihm, gegen seine eigenen Landsleute die Waffen zu führen. Er nahm daher 1806 seinen Abschied. Ein neuer Wirkungskreis wollte sich aber,

*) Vergl. Karl Fulda, Chamisso und seine Zeit. Lpzg. 1881, und G. Hofmeister, Adelbert von Chamisso. Berl. 1883.



Adelbert von Chamisso.

so sehr er sich auch darum bemühte, nicht finden, immer war es der Mangel an klassischer Bildung, der sich ihm hindernd in den Weg legte. Er kehrte daher nach wiederholtem Aufenthalte in Paris und einem mehrmonatlichen Besuche auf dem Schlosse Chaumont bei Frau von Staël nach Berlin zurück, holte mit allem Eifer das in der Jugend Versäumte nach und widmete sich sodann dem Studium der Naturwissenschaften. Am 17. Oktober 1812, also in seinem 32. Lebensjahre, ließ er sich an der Universität Berlin als studiosus medicinae einschreiben. Neben den wissenschaftlichen Arbeiten wagte er auch manchen dichterischen Versuch, doch gelang es ihm noch nicht, alle Schwierigkeiten, die sich dem Ausländer boten, zu überwinden. Dagegen brachten ihn seine Bestrebungen in einen angenehmen und lebhaften litterarischen Verkehr mit Varnhagen von Ense, Ludwig Robert, E. Hitzig u. a. Die Befreiungskriege unterbrachen seine Studien wieder und riefen manchen Zwiespalt des Herzens in ihm wach, weil er sich nicht entschließen konnte, gegen Frankreich zu kämpfen. Gern nahm er daher das Anerbieten an, die unruhvolle Zeit auf dem von Itzenplitzschen Gute Cunersdorf unweit Berlin zu verbringen, und hier in stiller Landeinsamkeit schuf er nun, teils um sich zu zerstreuen, teils zur Belustigung der Kinder seines Freundes Hitzig, sein erstes eigenartiges poetisches Werk, das Märchen „Peter Schlemihls wunderbare Geschichte", das sodann de la Motte Fouqué 1814 zu Nürnberg herausgab. Der Dichter schildert darin in zum teil überaus drolliger Weise, wie ein armer Bursch dem Bösen gegen einen unerschöpflichen Geldbeutel seinen Schatten verkauft, infolgedessen trotz seines Reichtums unglücklich wird, da den Schattenlosen alle Menschen verspotten und meiden, und erst wieder Ruhe gewinnt, nachdem er den Beutel von sich geworfen, also die Verbindung mit dem Bösen abgebrochen und glücklicherweise die Siebenmeilenstiefel gefunden hat, mit denen er nun die Welt durchwandert, sich an der Herrlichkeit derselben erquickend und erfreuend. Das Märchen ist vielfach gedeutet worden; unseres Erachtens hat der Dichter damit sagen wollen, daß der, welcher nicht ganz so ist wie alle anderen, dem besonders etwas Auffälliges fehlt, und sei es auch nur etwas Nichtiges, mißachtet, ja verhöhnt wird, selbst wenn er imstande ist, für das Mangelnde doppelt und dreifach Besseres zu geben. Er thut daher am wohlsten, wenn er hinauswandert in die Welt und in der Anschauung der Natur sich über das kleinliche Treiben der Menschen erhebt. Die Dichtung war offenbar aus tiefstem Herzen hervorgequollen, und Peter Schlemihl niemand anders, als Chamisso selbst. Auch Chamisso erfuhr ja, da er ein Ausländer war, die verschiedensten Zurücksetzungen, mußte in der damaligen Zeit als Franzose hinter vielen zurückstehen, die weit weniger Fähigkeiten besaßen, als er, und zog daher auch alsbald, ganz wie Peter Schlemihl, hinaus in die Welt: er beteiligte sich von 1815 bis 1818 als Naturforscher an der von dem russischen Reichskanzler Romanzoff veranstalteten Entdeckungs-

expedition nach dem Nordpol. Nach seiner Rückkehr nach Berlin erhielt er eine kleine Anstellung als Kustos der botanischen Sammlungen und lebte fortan ausschließlich botanischen Studien und der Poesie. Die lange Weltreise, obgleich sie für ihn nichts weniger als angenehm gewesen war, hatte außerordentlich günstig auf die Entwicklung seines Talentes gewirkt; er war weitsichtiger, gedankenreicher geworden, und da es ihm auch durch angestrengtesten Fleiß gelungen war, sich eine fast vollständige Herrschaft über die deutsche Sprache zu erwerben, so vermochte er sich jetzt zu freier Selbständigkeit emporzuringen. Alle seine wirklich wertvollen poetischen Schöpfungen sind daher auch erst in dieser späteren Periode seines Lebens entstanden. Es fehlt ihnen infolgedessen zwar der jugendliche Enthusiasmus, die Glut der Leidenschaft, dagegen sind sie durchdrungen von einer überaus wohlthuenden Wärme und Innigkeit und von anmutigster Formenschönheit. Es gilt dies besonders von seinen lyrischen Gedichten, den feinsinnigen „Lebens-Liedern und -Bildern" und dem so außerordentlich reizvollen Lieder-Cyklus „Frauen-Liebe und -Leben", aus dem wir unten Nro. IV mitteilen. In seinen erzählenden Gedichten zeigt er auch bisweilen eine Vorliebe für das Abenteuerliche und Schauerliche, wie in dem Terzinen-Cyklus „Salas y Gomez", in „Don Juanito", dem „Crucifix", ja selbst kecken Humor und kaustische Ironie, wie in „Der rechte Barbier", „'s war einer, dem's zu Herzen ging", doch stehen diese Balladen und Humoresken — nur „Salas y Gomez" ausgenommen, das reich an poetischen Schönheiten ist — erheblich hinter jenen mildfreundlichen Bildern und Scenen zurück, in denen der Dichter ganz unmittelbar und ohne jeden romantischen Ausputz an uns herantritt, wie in den schlicht-wehmütigen und tief gemütvollen Gedichten „Die alte Waschfrau", „Schloß Boncourt" 2c., die daher auch das Vollendetste sind, was er geschaffen hat. Wir bringen unten „Schloß Boncourt" zum Abdruck, weil dieses auch zugleich ein schönes Zeugnis von der edeln Gesinnung Chamissos ablegt. Die französische Revolution hatte ihn mit rauher Hand aus glänzenden Lebensverhältnissen mittellos über die Grenze geschleudert, dennoch grollte er ihr nicht, sondern erkannte ohne jede egoistische Einschränkung den gewaltigen segensreichen Umschwung an, den sie hervorgebracht. Er war daher auch naturgemäß ein Gegner der Adelspartei der zwanziger Jahre und erhob wiederholt rückhaltlos seine warnende Stimme gegen das unheilvolle Gebaren derselben, wie z. B. in dem unten mitgeteilten Sonett „Ihr wollt zurück!"; als dann aber nach der Julirevolution das geschah, „was an der Zeit war", als die allgemeine Bewegung der Geister, die er prophezeit und so sehnlich herbeigewünscht, eintrat, da war es ihm nicht vergönnt, werkthätig mit einzugreifen, denn ein schweres Brustleiden warf ihn aufs Siechbett und führte nach langen, leidensvollen Jahren am 21. August 1838 seinen Tod herbei. Seine „Gedichte" erschienen zuerst gesammelt 1838, seine „Werke" kamen zuerst, ver-

sehen mit einer von J. Ed. Hitzig verfaßten Biographie, 1836—39 in sechs Bänden zu Leipzig heraus und haben dann in verschiedenen Ausgaben viele Auflagen erlebt.

Frauen-Liebe und -Leben. IV.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

Ich hatt' ihn ausgeträumet,
Der Kindheit friedlichen Traum,
Ich fand allein mich, verloren
Im öden, unendlichen Raum.

Du Ring an meinem Finger,
Du hast mich erst belehrt,
Hast meinem Blick erschlossen
Des Lebens unendlichen Wert.

Ich werd' ihm dienen, ihm leben,
Ihm angehören ganz,
Hin selber mich geben und finden
Verklärt mich in seinem Glanz.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

Das Schloß Boncourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Ich schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Türme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab,
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o teuerer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

Ihr wollt zurück!

Ihr wollt zurück uns führen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit?
Ihr hängt umsonst an der Vergangenheit,
Ihr werdet nicht die Zukunft unterschlagen.
Es ist ein eitel, ein vergeblich Wagen,
Zu greifen ins bewegte Rad der Zeit,
Der Morgen graut, verscheucht die Dunkelheit,
Und leuchtend stürzt hervor der Sonnenwagen.

Die, blind und taub, ihr Augen habt und Ohren,
Nicht Stimmen hören wollt, nicht Zeichen sehen,
Ich zittre nun für euch, ihr blöden Thoren!
Denn Gottes Ratschluß wird dennoch bestehen,
Die Frucht der Zeit zu ihrer Zeit geboren
Und das, was an der Zeit ist, doch geschehen.

Chamissos Talent konnte sich noch zu so freundlicher Blüte entwickeln, weil es von keinem großen Umfange war; ganz anders mußte sich das Schicksal Grabbes gestalten. **Dietrich Grabbe** war ein Genie, das die Kraft in sich fühlte, Gewaltiges zu schaffen, und das sich daher in die Enge seiner Vaterstadt, in die Enge der deutschen Verhältnisse der zwanziger Jahre nicht zu fügen vermochte. Voll Feuer und Leidenschaft, mit hochfliegenden Plänen trat der junge Dichter auf den Plan; mit gewuchtigen Hieben wollte er alle Schranken niederreißen, mit denen der kurzsichtige Despotismus die Entwickelung unseres geistigen Lebens zu hemmen gedachte; mit Donnerstimme wollte er hineinrufen in die deutschen Lande und das in Frivolität versunkene deutsche Volk wieder für Großes und Gewaltiges begeistern. Aber so bald er sich nur bewegte, stieß er sich, so bald er nur einen Ruf versuchte, benahm ihm die drückende Schwüle den Atem. Das brachte ihn auf; er stemmte sich trotzig, er wollte lauter schreien — alles vergeblich! Da geriet er in wilde Wut, in Verzweiflung, und mit titanenhaftem Hohn verspottete er seine eigenen Ideale, zertrümmerte er sich selbst. Und der ehrsame deutsche Bürger schüttelte über den tollen Rabulisten den Kopf, und die löbliche Polizei schrieb in ihr Personalregister: er war ein Trunkenbold. Damit war das Drama abgethan, und das Publikum bemühte sich, den Helden mit seinen vielen unsympathischen Scenen so bald als möglich wieder zu vergessen; nur die Litteraturgeschichte hat ihn treu im Gedächtnis behalten und wird sich auch seiner erinnern, so lange sie der Dichter des neunzehnten Jahrhunderts gedenkt.

Christian Dietrich Grabbe wurde am 11. Dezember 1801 zu Detmold in ärmlichen Verhältnissen geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte von 1819 bis 1822 in Leipzig und Berlin die Rechtswissenschaft. Schon als Schüler erregte er durch seine Genialität die Verwunderung der Lehrer, als Student, erst einundzwanzigjährig, versetzte er bereits die ganze litterarische Welt Deutschlands in Erstaunen durch sein Erstlingswerk, den „Herzog

von Gothland". Das Drama ist nichts weniger als ein Kunstwerk; die Handlung ist wüst und zum teil widerwärtig, und die Personen sind Karikaturen, aber keine wirklichen Menschen. Die beiden Helden, der Herzog Theodor von Gothland und der Mohr Berdoa, der mit einem Heere heidnischer Finnen in Schweden einfällt, überbieten sich in den schaudervollsten Greuelthaten. Der Mohr, ein Scheusal sondergleichen, hetzt den Herzog Theodor gegen dessen Bruder Friedrich; es kommt zu den geschmacklosesten Rache- und Kampfscenen, und schließlich endet alles in einem Ekel und Schauder erregenden Massenmorde. Trotzdem legt das Stück beredtes Zeugnis von der eminenten Begabung des Dichters ab; überall äußert sich die ursprüngliche Kraft des Genies; in allen Scenen offenbart sich eine großartige Kühnheit der Gedanken, entwickelt sich eine hinreißende Gewalt der Sprache, wie sie nur einem echten Dramatiker zu Gebote steht. Leider ist auch schon in diesem Erstlingswerke die Begeisterung des Dichters vom finstersten Skeptizismus angefressen. Die Zeitstimmung, der schwere Druck auf das gesamte geistige Leben hatten bereits so nachteilig auf Grabbe gewirkt, daß er schon jetzt tief verstimmt in die Zukunft und auf sein dichterisches Streben blickte. Bald sollte er noch eindringlicher davon überzeugt werden, in welch ungünstiger Zeit er erschienen war. Denn als er nun mit seiner Schöpfung hinaustreten wollte vor das Volk, da fand er überall verschlossene Thüren. Man hatte wohl eine Bühne für einen Müllner und Raupach, nicht aber für einen Grabbe. Es wurde nicht einmal ein Versuch mit einer Bearbeitung des Dramas gemacht, für die sich doch wohl leicht eine bühnenkundige Hand gefunden haben würde. Ludwig Tieck ließ es bei einigen Lobsprüchen sein Bewenden haben, und August Klingemann fand den jungen Dichter mit einem als Honorar maskierten Almosen ab. Mit Recht sagt daher auch Dingelstedt („Die Externsteine", N. Fr. Presse, April 1876): „Hätte Schiller mit seinen ‚Räubern' in Mannheim nicht mehr gefunden, als Grabbe in Berlin, Dresden und Braunschweig, so besäßen wir heute weder den ‚Wallenstein', noch den ‚Tell'". Grabbe ging bitter enttäuscht in seine Heimat zurück, widmete sich wieder mit aller Energie den Rechtsstudien und wurde nach abgelegtem Examen in seiner Vaterstadt Advokat und Militärauditor. Seine äußeren Verhältnisse gestalteten sich infolgedessen bald leidlich günstig; er verheiratete sich daher auch und würde nun gewiß ein behagliches Leben geführt haben, wenn er eben nicht Grabbe gewesen wäre. Bei ihm, dem Giganten, ließ sich aber der Trieb, dichterisch zu schaffen, nicht zurückdrängen; immer wieder brach er mächtig hervor, und da der Dichter dann auch immer wieder fühlen mußte, daß es ihm unmöglich war, sich über die beschränkten Verhältnisse zu erheben, so zerfiel er schließlich mit sich und der Welt und ergab sich dem Trunke. Alle Dichtungen, die er in dieser qualvollen Zeit schrieb, oder zu schreiben begann, sind daher mehr Ausbrüche wilder Verzweiflung als poetische Schöpfungen, un-

förmige Schlacken, die er aus dem Glutmeere seines Innern mit vulkanischer Kraft emporschleudert. Wir nennen hier von seinen Dramen auch nur „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", „Don Juan und Faust", „Kaiser Friedrich Barbarossa", „Kaiser Heinrich der Sechste", „Napoleon oder die hundert Tage" und „Die Hermannsschlacht". Das erstgenannte Stück ist eines der barockesten, die jemals geschrieben worden sind. Die Hauptrolle darin spielt kein Geringerer, als der Teufel, der sich, da in der Hölle gescheuert wird, auf die Erde geflüchtet hat und nun in grotesken Sprüngen die wunderlichsten Konflikte herbeiführt. Gleich am Anfang gerät er mit vier Professoren zusammen, die ihn ob seiner abschreckenden Häßlichkeit für eine deutsche Schriftstellerin halten; weiterhin treibt er als Kanonikus — ursprünglich als Generalsuperintendent — sein Unwesen, und schließlich läßt er sich in einen großen Käfig locken, in den als Köder Casanovas Memoiren gelegt worden sind. Die „tiefere Bedeutung" des Stücks ist bis jetzt ein Geheimnis geblieben, doch kann von derselben auch füglich abgesehen werden; schon wenn wir die Dichtung nur einfach als eine originelle Burleske nehmen, ist sie für die Beurteilung Grabbes von Wert, denn sie liefert den Beweis, daß dem Dichter auch der ursprüngliche Humor für einen großen Dramatiker nicht fehlte. Weitaus bedeutender als dieses „teufelhafte Lustspiel" ist die Tragödie „Don Juan und Faust". Sie wird von einem genialen Grundgedanken getragen und ist durchweg großartig. Grabbe hat in einer Selbstrezension die Idee des Stückes klar und scharf dargelegt; er wollte die beiden Sagen von Don Juan und Faust miteinander verschmelzen und in den beiden Hauptpersonen die Extreme der Menschheit versinnbildlichen. Das ist ihm auch zum teil gelungen; der stolze Titan Faust, der es zum Übermenschlichen gebracht und der sich das Geisterreich unterworfen hat, ist mit kühnen Strichen gezeichnet, nicht minder der lebensfroh genießende jugendschöne Don Juan, aber es fehlt der Dichtung vor allem die Ruhe, es kommt wohl, wie Joseph Hillebrand bezeichnend bemerkt, zu mächtigen Schlägen und Blitzen hinüber und herüber, aber zu keiner rechten Beleuchtung, und dann mangelt es an einem der Idee des Dramas entsprechenden Endresultate. Ähnlich verhält es sich mit den Hohenstaufentragödien „Kaiser Friedrich Barbarossa" und „Kaiser Heinrich der Sechste". Auch hier einzelne Scenen von imposanter Schönheit, belebt durch mächtig fortreißende Leidenschaft und einen an Shakespeare erinnernden Witz, aber auch hier keine harmonisch sich entwickelnde Handlung und kein befriedigender, sich naturgemäß ergebender Schluß. Trotzdem sind diese Dramen noch die am besten gebauten und gefügten des Dichters. In „Napoleon oder die hundert Tage" hat sich Grabbe bereits vollständig von der Bühne abgewandt; er denkt gar nicht mehr daran, ein darstellbares Stück zu schreiben, sondern entwirft nur noch dramatische Bilder, die er dann aneinander reiht. Doch was für Bilder sind das! Riesenhafte Freskogemälde, in denen das ge-

waltige Ringen des Giganten Napoleon mit Meisterhand dargestellt ist. Johannes Scherr nennt daher auch das Drama „die weitaus bedeutendste dichterische Transfiguration des Napoleonismus". Nach dem Abschluß dieses Dramas litt es den Dichter nicht mehr in seiner Heimat, er verließ Detmold und seine Frau, ging nach Frankfurt a. M. und dann nach Düsseldorf, war aber bereits so tief gesunken, daß er sich auch an Immermanns Hand nicht mehr zu erheben vermochte. In Not und Elend verbrachte er noch einige Jahre in Düsseldorf, schleppte sich dann nach Detmold zurück, raffte hier noch einmal die sinkenden Kräfte zu dem Drama „Die Hermannsschlacht" zusammen und starb hierauf in den Armen seiner Mutter am 12. September 1836.*) Er fiel als ein Opfer der Kleinstädterei und Kleinstaaterei der zwanziger Jahre und der Indolenz und Exklusivität des zeitgenössischen Theaters. Er verkam, wie auch Dingelstedt in dem bereits oben angezogenen Essay betont, weil der dramatische Dichter nun einmal nicht in der Studierstube auf- und auswachsen kann, weil er, um zu lernen, um zu leben, des Theaters, der Schauspieler, eines wirklichen Publikums bedarf, wie der Fisch des Wassers. Die Dramen Grabbes erschienen in Einzelausgaben zu Frankfurt a. M. und Düsseldorf von 1827 bis 1835, dann gab noch 1838 die Witwe „Die Hermannsschlacht" mit einer Biographie des Dichters von Duller zu Düsseldorf heraus; die erste Gesamtausgabe besorgte Rudolf Gottschall (2 Bände, Lpzg. 1870), und die erste kritische Gesamtausgabe lieferte Oskar Blumenthal (4 Bände, Detmold 1874).

Dasselbe tragische Geschick, unter welchem Grabbe ächzend zusammenbrach, ließ auch **Franz Grillparzer** nicht zu seiner vollen Entwickelung gelangen; doch kam es bei dem österreichischen Dichter nicht zu einer so grellen Katastrophe, wie bei dem trotzigen norddeutschen, weil er eine weiche, zarte Natur und ein streng sittlicher Mensch war. Er lehnte sich nicht in titanenhafter Wut gegen das Metternichsche System auf, das ihn beharrlich niederdrückte, er suchte auch nicht im Genuß seinen tiefen Groll zu beschwichtigen, sondern er wich scheu und ohne Kampf aus dem öffentlichen Leben zurück. Damit löste er aber auch sein Verhältnis zur Bühne und zum Publikum, wie zum ganzen geistigen Leben seiner Zeit überhaupt, und die Folge davon war, daß er sich in seiner engen Studierstube schon bald nicht mehr zur höchsten Freiheit des weltüberschauenden Blicks emporzuschwingen vermochte und in seiner Einsamkeit, wie Betty Paoli berichtet, seine Dramen nur schuf, „weil die Fülle von Gedanken, die sich in seinem Geiste drängte, verarbeitet sein wollte, weil die in seiner Phantasie auftauchenden Bilder ihn nicht ruhen ließen, bis er sie zu lebenatmenden Gestalten verkörpert hatte", nicht aber, weil die Ideen der Zeit befruchtend auf ihn wirkten.

*) Vergl. Karl Ziegler, Grabbes Leben und Charakter. Hamb. 1855.

Er ist daher ein tief gemütvoller und geistreicher Dichter, dem auch der Sinn für die charakteristische Mannigfaltigkeit der Erscheinung, für die Breite und Fülle der Welt nicht fehlt, der aber doch die höchste Stufe der Entfaltung nicht erreichte. Nur einmal, in seiner Trilogie „Das goldene Vließ", erhob er sich zur ganzen Höhe eines wahrhaft großen Tragikers, dann aber konnte er sich nie wieder entschließen, in seinen tragischen Konflikten mit fester Hand die letzten Konsequenzen zu ziehen; überall brach er, wie Karl Frenzel einmal treffend sagt, der Tragik die Spitze ab und ließ den Schmerz elegisch ausklingen.

Grillparzer wurde am 15. Januar 1791 zu Wien geboren und wuchs in einem großen, öden und lichtlosen Hause unter der strengen Zucht eines ernsten Vaters, eines Advokaten, auf, der in leidlichem Wohlstande lebte. Die Stille des Vaterhauses und der Umstand, daß er erst spät in eine öffentliche Schule geschickt wurde, machte den Knaben schon früh in sich gekehrt und verschlossen. Aus der Schule brachte er stets nur sehr ungleiche Zeugnisse heim, eine nicht seltene Erscheinung bei phantasiebegabten Kindern, später wurde er einer der fleißigsten und kenntnisreichsten Menschen, der fließend französisch, englisch, italienisch und spanisch sprach, noch im hohen Alter die schwersten griechischen und lateinischen Dichter las und bis an sein Lebensende unermüdlich sich fortbildete. Nach Absolvierung der Schule studierte er die Rechtswissenschaft und trat auch bei Ausbruch des französischen Krieges in die Studenten-Legion; weiter hat er jedoch an dem Kriegsleben nicht teilgenommen, da der schmachvolle Friede von Preßburg 1809 seinem Vater das Herz brach, und es ihm nun oblag, für den Unterhalt seiner Mutter und seiner drei jüngeren Brüder zu sorgen. Er nahm daher zunächst eine Hauslehrerstelle an und erlangte dann auf Grund seiner juristischen Studien 1813 eine kleine Anstellung im Staatsdienste. In diesem stieg er darauf, ohne die geringste Gunst oder Förderung zu erfahren, ja sogar wiederholt wegen seiner dichterischen Thätigkeit, die man nicht gern sah, beeinträchtigt, nur sehr langsam bis zur Stellung eines Archivdirektors, aus welcher er 1856 in den Ruhestand trat. Die Einförmigkeit seines Beamtenlebens unterbrach er nur einige wenigemale, und zwar durch Reisen nach Italien, Griechenland, Paris und London. Dem politischen Parteigetriebe ist er zu allen Zeiten fern geblieben, obgleich er sowohl das Metternichsche System, als auch die Person Metternichs aus tiefster Seele haßte. Nur in dem Sturmjahre 1848 erhob auch er einmal laut seine Stimme, als sich die Führer der Revolution daranmachen wollten, das Kaiserreich Österreich in seine Völkerbestandteile aufzulösen. Eine solche Auflösung war ihm gleichbedeutend mit einer Zerstörung seines geliebten Österreich, und er warf, obgleich er anfangs wohl mehr als mancher andere den Sturz des alten Systems freudig begrüßt hatte, sein viel berufenes Gedicht an Radetzky:

Franz Grillparzer.

„Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich,
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer!
In Deinem Lager ist Österreich,
Wir andern sind einzelne Trümmer —"

unter die Menge. „Dies Gedicht führte links und rechts über ihn irre", sagt Heinrich Laube in der Einleitung zu Grillparzers ‚Sämtlichen Werken'. „Links meinte man einen Aufruf zum bloßen Säbelregimente zu vernehmen, rechts meinte man einen Feldruf des alten Systems zu hören. Keines von beiden lag in der Seele des Dichters. In dieser Seele lag das Bedürfnis, die Auflösung eines historisch erwachsenen Reiches, welches sein Vaterland war, aufzuhalten, und weil Krieg war, mußte sich dies Bedürfnis als Schlachtruf geltend machen. Er hat denn auch eine Wirkung gehabt, und zwar eine große Wirkung. Was es ihm an Lob und Auszeichnung eingebracht, das gehörte nicht zu seinem Bedürfnisse, und es findet sich in seinen nachgelassenen Blättern die Klage, daß die von ihm gepriesenen Führer seine Mahnung gar äußerlich aufgefaßt hätten. — Auch in der neuesten Zeit," fährt Laube fort, „hat man sich über seine politischen Gedanken vielfach getäuscht, seit ein neues deutsches Reich entstanden ist, zu welchem Österreich nicht gehört, und seit ein jüngeres Geschlecht eine Einverleibung Deutschösterreichs ins deutsche Reich anstrebt, auch wenn diese Einverleibung das Ausscheiden der nicht rein deutschen Provinzen des österreichischen Kaisertums mit sich brächte. Zu diesem jüngeren Geschlechte gehörte er allerdings nicht. Sein Österreichertum wurzelte in den Grundsätzen Maria Theresias und Josephs des Zweiten: organische Germanisierung ringsum und in den Osten hinab, organische, nicht gewaltsame . . . . . Das war ihm ein Grundgedanke des österreichischen Staates, dessen breite geschichtliche Vorarbeit nicht weggeworfen sein sollte." Verheiratet ist Grillparzer nicht gewesen, obgleich ein geliebtes Weib, eine Familie zu besitzen, sein Lebenswunsch war, weil die äußeren Mittel für die Gründung eines Hausstandes nicht ausreichten, und er ein halbes Zureichen durchaus vermeiden wollte. Aber er hegte sein ganzes langes Leben hindurch eine tiefe Liebesneigung zu Katharina Fröhlich, welche er in „Ottokar" als Wiener Bürgerkind eingeführt hat, und seine „Kathi" hat ihn denn auch in seinem Alter gepflegt und ihm, als am 21. Januar 1872 leise der Tod zu ihm trat, die Augen zugedrückt.*)

*) A. Fäulhammer, Franz Grillparzer, Graz 1884; H. Laube, Franz Grillparzers Lebensgeschichte, Stuttg. 1884; Betty Paoli, Grillparzer u. s. Werke, Stuttg. 1875; C. v. Wurzbach, Franz Grillparzer, Wien 1871; L. A. Frankl, Zur Biographie Franz Grillparzers, Wien 1883; Erich Schmidt, Ein Reisetagebuch Grillparzers vom Jahre 1826 („Nord und Süd", 1886, Juli-Heft); A. v. Littrow-Bischoff, Aus dem persönlichen Verkehr m. Frz. Grillparzer; E. Rosenberg, Über Grillparzer, vorzüglich als Dramatiker, Hirschb. 1880; G. Wolf, Grillparzer als Archivdirektor, Wien 1874, und Emil Kuh, Zwei Dichter Österreichs: Franz Grillparzer — Adalbert Stifter, Pest 1872.

Die litterarische Fruchtbarkeit Grillparzers ist, trotz seines langen Lebens, keine sehr große gewesen: er hat elf Dramen, einen Band Gedichte und zwei Erzählungen hinterlassen. Die beiden Erzählungen sind das Unbedeutendste, was er geschrieben hat, und auch die Gedichte können nicht sehr hoch gestellt werden. „Er betrachtete die Lyrik nur als ein Mittel", sagt Betty Paoli, „den Sturm seiner Gefühle zu beschwören, sich mit den Gedanken, die ihn bedrängten, abzufinden, sich von dem Grimm, den die Verkehrtheiten und die Frevel der Zeit in ihm erweckten, auf poetischem Wege zu befreien." Sie sind daher gedankenreich, witzig, aber meist kunstlos, ohne rhythmischen Wohllaut, ja selbst mangelhaft in der Form. Der Schwerpunkt liegt bei Grillparzer durchaus in den Dramen; in diesen zeigt er überall, daß er jeder Zoll ein Dichter ist. Bei seinem vielberufenen Erstlingswerke, der wildromantischen „Ahnfrau", offenbarte sich sein großes edles Talent zwar noch nicht in seiner ganzen Schöne, weshalb denn auch die kurzsichtigen Zeitgenossen, die wir bereits Seite 138 sahen, das Stück einfach unter die polternden Schicksalstragödien rubrizierten, aber schon in seiner zweiten Schöpfung, dem fünfaktigen Trauerspiele „Sappho", strahlt es uns hellleuchtend entgegen. Grillparzer bringt in dem Drama „des Dichters glänzend trauriges Geschick" zur Anschauung; in ergreifender Weise zeigt er, daß das Talent, indem es den Menschen erhebt, zugleich auch zur Einsamkeit und Entbehrung verdammt, und daß es unerbittlich denjenigen ins Verderben stürzt, der aus der Gesellschaft der Götter wieder hinab in den Kreis der gewöhnlichen Sterblichen steigen will. Sappho, die lorbeergekrönte Dichterin, steht im Zenith ihres Ruhms, ganz Griechenland hat ihr bei ihrem letzten Auftreten in Olympia gehuldigt; ihres Wertes sich bewußt, kehrt sie in ihre Heimat zurück. Hier jedoch läßt sie sich an den ihr zu teil gewordenen Ehren nicht genügen, neben dem Ruhme verlangt sie auch nach dem Glücke des Weibes und schenkt darum dem Jünglinge Phaon ihr Herz. Dieser vermeint auch, sie zu lieben, in Wahrheit blickt er jedoch nur voll scheuer Ehrfurcht und Bewunderung zu ihr empor; wirkliche Liebe erwacht nach und nach in ihm zu der holden Melitta, der Dienerin Sapphos. Nach qualvollen Zweifeln überzeugt sich Sappho davon und giebt sich nun, da sie es nicht ertragen kann, sich verschmäht zu sehen, durch einen Sturz ins Meer den Tod. Dieser tragische Ausgang wird vom Dichter gleich vom Beginn des Stücks an mit großer Kunst und Sorgfalt vorbereitet; schon im ersten Akte fühlt man heraus, daß Phaon die leidenschaftliche Liebe Sapphos nicht zu erwidern vermag, und daß er von dem unnatürlichen Verhältnisse, in welchem der Mann zum Weibe und nicht das Weib zum Manne emporblicken muß, mehr und mehr niedergedrückt wird. Der Konflikt wächst daher auch ganz naturgemäß aus den Seelenstimmungen Phaons und Sapphos heraus und führt infolgedessen auch mit voller Notwendigkeit zu der tief erschütternden Katastrophe. In der Entwicklung derselben entfaltet der

Dichter seine ganze Meisterschaft; in edelster Sprache und mit bewundernswerter Seelenkenntnis schildert er die Herzenskämpfe Sapphos, die Qualen ihrer Eifersucht, und in ihrer Entsagung erhebt er sie wieder zu ihrer früheren Hoheit. Grillparzer schrieb das Stück im Herbste 1817 innerhalb dreier Wochen nieder, und am 21. April 1818 ging es zum erstenmale, mit der berühmten Sophie Schröder in der Titelrolle, auf dem Hofburgtheater in Scene. Der Erfolg war ein durchschlagender; von allen Seiten beglückwünschte man den jungen Dichter, und dieser blickte nun voll Hoffnung, von Ehre und Ruhm träumend, in die Zukunft. Von den verschiedenen Entwürfen, die ihn bereits wieder beschäftigten, wählte er daher auch zur nächsten Ausarbeitung den umfangreichsten, den Plan zu der bereits erwähnten Trilogie „Das goldene Vließ". Mehrere Zwischenfälle unterbrachen jedoch wiederholt die Arbeit des Dichters, so daß das Werk erst 1822 vollendet werden konnte. Die Komposition dieser Trilogie ist von imposanter Großartigkeit. Es gelingt dem Dichter zwar nicht, das Ganze so vollständig harmonisch aufzubauen, wie in dem Drama „Sappho", dennoch verliert er niemals den Überblick und weiß schließlich in einer gewaltig ergreifenden Katastrophe zu kulminieren. Die beiden ersten Abteilungen, welche in Kolchis spielen, führen die Kämpfe Jasons um das berühmte goldene Vließ vor, und die letzte (auch unter dem Separattitel „Medea" erschienen) bringt die Rückkehr der Argonauten nach Griechenland zur Darstellung. Die Fäden der Handlung liegen in allen drei Stücken in der Hand der kolchischen Königstochter Medea; in den ersten beiden verschafft dieses titanenhafte Weib durch seine Zauberkünste Jason das begehrte Vließ, und im letzten stürzt es, nachdem es sich schändlich verraten sieht, mit wilder Barbarenwut den Gatten und dessen ganzes Haus ins Verderben. Die Kolcherin ist daher auch von vornherein vom Dichter mit aller dämonischen Macht ausgestattet; selbst in ihrem kurzen Liebesleben mit Jason ist sie düster und herb, und als in der letzten Abteilung die Rache sie alle Bande zerreißen heißt, da wächst sie zu einer rasenden Riesin empor, die nun mit blutigen Händen Trümmer auf Trümmer häuft. Grillparzer hatte an dem Werke mit angestrengtestem Fleiße gearbeitet und versprach sich eine große Wirkung, allein seine Hoffnungen erfüllten sich nicht; die Dichtung sagte nur sehr wenig zu, ja sie wurde sogar von vielen Seiten scharf getadelt. Der Druck des Metternichschen Systems zeigte bereits seine verderblichen Folgen, und Grillparzer durfte mit Recht klagen, das Publikum sei zwar „voll Reiz zum Genuß, doch ohne Sinn dafür, voll Gedanken, doch ohne Wollen", und Befriedigung gewähre ihm eigentlich nichts mehr; es werfe sich einem Irrtum nach dem andern in die Arme; schließlich werde es gänzlich in die rein praktischen materialistischen Interessen hinabsinken. Trotzdem ließ sich der Dichter noch nicht entmutigen, sondern ging schon bald nach der Vollendung der Trilogie an ein neues Werk, ja er unternahm es sogar, in diesem nach

dem Höchsten zu ringen und ein Drama von nationaler Bedeutung zu schaffen. Die erste Anregung dazu empfing er durch die Nachricht, daß der gestürzte Usurpator Napoleon auf der Insel St. Helena gestorben sei, und bald erwuchs aus den Betrachtungen über den so schnell wieder erloschenen Glanz des Titanen der Plan, die Idee dramatisch zu verarbeiten, daß Usurpatoren, wie mächtig und weltbewegend auch ihr Auftreten, sich dennoch nicht behaupten könnten. Als Typus dieses Usurpatorentums wählte er Ottokar von Böhmen, und seiner Tragödie gab er sodann den Titel „König Ottokars Glück und Ende." Das Stück ist eine Dichtung von gewaltiger Kraft und tiefpulsendem dramatischen Leben; auch der Aufbau des Ganzen ist kunstreich und harmonisch. Der Held tritt auf, angethan mit allen Eigenschaften eines gewaltigen Herrschers; dennoch geht er zu Grunde, „weil er die Gebote seiner Willkür zum allgemeinen Gesetze erheben will, weil die tief in der Weltordnung begründeten sittlichen Mächte stärker sind, als alle Genialität des Individuums", und Rudolf von Habsburg, obgleich von der Natur bei weitem nicht so glänzend ausgestattet als Ottokar, steigt als Sieger empor, „weil Gerechtigkeit sein Schwert, weise Mäßigung sein Schild ist". Allein trotz dieser geistvollen und geschickten Durchführung der Grundidee erreichte der Dichter sein höchstes Ziel nicht, weil er sich nicht über den Gesichtskreis seiner engeren Heimat erheben konnte. Man vermißt daher den weiteren Blick, die freiere Weltanschauung, den großen Zug. Die Personen stehen immer nur auf der Lokalbühne und nie, wie z. B. die in Schillers „Wallenstein", zugleich auch auf dem Welttheater. Daß dem so ist, liegt aber nicht etwa an Grillparzers unzureichendem Talente, sondern an den Scheidewänden, welche die Metternichsche Politik um Österreich aufgestellt hatte. Auch das Schicksal des Stücks gestaltete sich diesen politischen Verhältnissen entsprechend. Man beeilte sich nicht etwa, diese Österreich und sein Kaiserhaus verherrlichende Dichtung so bald als möglich zur Aufführung zu bringen, sondern ließ das Manuskript zwei volle Jahre lang auf der Zensur liegen, weil man nicht wagte, ein, wenn auch schon vor 500 Jahren verstorbenes, Mitglied der Dynastie auf die Bühne zu bringen, ja, man konnte es nicht einmal wiederfinden, als es der Verfasser dringend zurück erbat. Erst als eines Tages die Kaiserin, etwas unwohl und gelangweilt, nach irgend einem neuen Stück zum Lesen verlangte und von ihrem Vorleser Collin erfuhr, daß ein neues Drama von dem Verfasser der „Sappho" auf der Zensur liege, und nun Befehl gab, es herbei zu schaffen, kam es wieder zum Vorschein. Es hatte darauf das Glück, von der hohen Frau beifällig aufgenommen zu werden, und fand nun auch den Weg zum Hofburgtheater; aber obgleich es dort einen großen Erfolg errang, wurde es doch bald wieder vom Repertoire abgesetzt, weil es der Regierung unbequem war. Denn es trat, indem es in Rudolf von Habsburg den Gründer eines fest in sich geschlossenen Staates feierte, für die Staatseinheit ein, während die

Regierung bei ihrer Konkordatspolitik glaubte, andere politische Grundsätze verfolgen zu müssen. — Die übrigen Dramen des Dichters stehen den bis jetzt von uns besprochenen an Wert erheblich nach. „Ein treuer Diener seines Herrn" ist eine Darstellung jener Dienertreue, die über das Maß des Erlaubten hinausgeht; sonderbarer Weise wurde das Stück nach der ersten Aufführung auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers Franz verboten. „Was den Monarchen zu dieser Maßregel gegen ein die reinste Loyalität atmendes Stück bewog", sagt Betty Paoli, „gehört zu den unerforschlichen Dingen". „Ein Bruderzwist in Habsburg" schildert die politischen Zustände Österreichs kurz vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges und bietet besonders ein lebenswahres Bild von dem düstern Kaiser Rudolf II. „Des Meeres und der Liebe Wellen" ist eine Bearbeitung der Geschichte von Hero und Leander und „Der Traum ein Leben" ein phantastisch-orientalisches Märchendrama. Die Trauerspiele „Die Jüdin von Toledo" und „Libussa" und das Lustspiel „Weh dem, der lügt!" sind die schwächsten dramatischen Arbeiten Grillparzers. Bekannt wurde von diesen Stücken zu Lebzeiten des Dichters nur sehr wenig, und da auch die Meisterwerke im großen Publikum sehr bald wieder in Vergessenheit gerieten, so kam es, daß bereits in den dreißiger Jahren nur noch einzelne Grillparzer zu schätzen verstanden; selbst in Wien wußte die große Menge bald nichts weiter von ihm, als daß er der Verfasser mehrerer Stücke war, die einst großes Aufsehen gemacht, und lebte der Ansicht, daß er jetzt zu jenen zu zählen sei, „die ihren Lohn dahin haben". Der Dichter empfand diese Mißachtung tief, eine schmerzliche Erbitterung bemächtigte sich seiner, aber er that nicht das Geringste, um sich wieder Beachtung, geschweige denn Anerkennung, zu verschaffen. Nur dem Papier vertraute er seine Klagen an, und dann schrieb er Verse wie die nachfolgenden:

Was je dem Menschen schwer gefallen,
Eins ist das Bitterste von allen:
Vermissen, was schon unser war,
Den Kranz verlieren aus dem Haar,
Nachdem man sterben sich gesehn,
Mit seiner eignen Leiche gehn.

Da brach mit dem Jahre 1848 eine neue Zeit herein; Metternich wurde gestürzt, die drückenden Fesseln wurden gesprengt, und das befreite Volk atmete wieder auf und begeisterte sich wieder für hohe Ziele. Infolgedessen erhielt auch das Theater eine neue Physiognomie; man verlangte auch hier nach gehaltvollerer Speise, und so war es denn ganz natürlich, daß der neue Direktor des Hofburgtheaters, Heinrich Laube, bei der Umgestaltung des Repertoires auch auf die Grillparzerschen Dramen zurückgriff. Der Erfolg war sofort ein großartiger, ein weit bedeutenderer, als bei den ersten Aufführungen. „Die

Wirkung war namentlich tiefer gehend", berichtet Betty Paoli als Augenzeugin, „denn eine ernste Zeit hatte ein ernstes Geschlecht erzeugt. Die allgemeine Bildung war vorgeschritten, der Sinn für mächtige Geschichtsbilder war reger geworden, seitdem man selbst ein Stück Geschichte erlebt hatte; dem Dichter kam jetzt ein richtigeres Verständnis, eine gereiftere Einsicht entgegen, die der Begeisterung, mit der man seine der jüngeren Generation neuen Dramen aufnahm, erst den rechten Kern verliehen. Erstaunt, ja beschämt, fragte man sich, wie es denn möglich war, eine dichterische Größe dieses Ranges durch Jahrzehnte zu ignorieren, und mit der Warmherzigkeit, die der schönste Vorzug des österreichischen Stammes ist, beeiferte man sich, die alte Schuld abzutragen." Der Dichter war aber bereits zu alt, als daß ihm diese späten Triumphe noch hätten eine sonderliche Genugthuung gewähren können; auch die vielen Beweise allgemeiner Verehrung, welche ihm an seinem 80. Geburtstage aus allen Kreisen dargebracht wurden, verscheuchten seine tiefe Verstimmung nur auf wenige Stunden. Nach wie vor lebte er in einsiedlerischer Abgeschlossenheit und war auch nicht dazu zu bewegen, seine Werke in einer Gesamtausgabe herauszugeben. Eine solche erschien erst nach seinem Tode, veranstaltet von Heinrich Laube und Joseph Weilen (10 Bde., Stuttg. 1872). Sie brachte neben den Gedichten, Erzählungen und Dramen auch eine Selbstbiographie und stellte somit nicht nur das Urteil über den Dichter, sondern auch über den Menschen Grillparzer in der Hauptsache endgültig fest. Eine neue Ausgabe, welche auch vier Jugenddramen, und zwar „Blanca von Castilien", Trauerspiel in 5 Akten, „Die Schreibfeder", Schauspiel in einem Akte, und die einaktigen Lustspiele „Wer ist schuldig?" und „Die unglücklichen Liebhaber" enthalten soll, wird vorbereitet.

Aus „Sappho"

Dritter Aufzug.

Freie Gegend, im Hintergrunde das Meer.

Erster Auftritt.

Phaon liegt schlummernd auf einer Rasenbank, Sappho kommt aus einer Grotte.

Sappho. Es ist umsonst! Weit schwärmen die Gedanken
Und kehren ohne Ladung mir zurück.
Was ich auch thue, was ich auch beginne,
Doch steht mir jenes tiefverhaßte Bild,
Dem ich entfliehen möchte, wär' es auch
Weit über dieser Erde dunkle Grenzen,
Mit frischen Farben vor der heißen Stirn.
Wie er sie hielt! Wie sie sein Arm umschlang!
Und nun, dem Drange weichend, hingegeben,
Auf seinen Mund sie — fort! ich will's nicht denken!
Schon der Gedanke tötet tausendfach! —
Doch bin ich denn nicht thöricht, mich zu quälen
Und zu beklagen, was wohl gar nicht ist?
Wer weiß, welch leichtverwischter, flücht'ger Eindruck,
Welch launenvolles Nichts ihn an sie zog,
Das, schnell entschwunden so wie schnell geboren,
Der Vorwurf wie der Vorsatz nicht erreicht?
Wer heißt den Maßstab denn für sein Gefühl
In dieser tiefbewegten Brust mich suchen?

Nach Frauenglut mißt Männerliebe nicht,
Wer Liebe kennt und Leben, Mann und Frau.
Gar wechselnd ist des Mannes rascher Sinn,
Dem Leben unterthan, dem wechselnden.
Frei tritt er in des Daseins offne Bahn,
Vom Morgenrot der Hoffnung rings umflossen,
Mit Mut und Stärke, wie mit Schild und Schwert,
Zum ruhmbekränzten Kampfe ausgerüstet.
Zu eng dünkt ihm des Innern stille Welt,
Nach außen geht sein rastlos wildes Streben;
Und findet er die Lieb', bückt er sich wohl,
Das holde Blümchen von dem Grund zu lesen,
Besieht es, freut sich sein und steckt's dann kalt
Zu andern Siegeszeichen auf den Helm.
Er kennet nicht die stille, mächt'ge Glut,
Die Liebe weckt in eines Weibes Busen;
Wie all ihr Sein, ihr Denken und Begehren,
Um diesen einz'gen Punkt sich einzig dreht,
Wie alle Wünsche, jungen Vögeln gleich,
Die angstvoll ihrer Mutter Nest umflattern,
Die Liebe, ihre Wiege und ihr Grab,
Mit furchtsamer Beklemmung ängstlich hüten;
Das ganze Leben als ein Edelstein
Am Halse hängt der neugebornen Liebe!
Er liebt; allein in seinem weiten Busen
Ist noch für andres Raum, als bloß für Liebe,
Und manches, was dem Weibe Frevel dünkt,
Erlaubt er sich als Scherz und freie Lust.
Ein Kuß, wo er ihm immer auch begegnet,
Stets glaubt er sich berechtigt, ihn zu nehmen;
Wohl schlimm, daß es so ist, doch ist es so!
(Sich umwendend und Phaon erblickend.)
Ha sieh, dort in des Rosenbusches Schatten —
Er ist es, ja, der liebliche Verräter!
Er schläft, und Ruh' und stille Heiterkeit
Hat weich auf seine Stirne sich gelagert.
So atmet nur der Unschuld frommer Schlummer,
So hebt sich nur die unbeladene Brust.
Ja, Teurer, deinem Schlummer will ich glauben,
Was auch dein Wachen Schlimmes mir erzählt.
Verzeihe, wenn im ersten Augenblicke,
Geliebter! mit Verdacht ich dich gekränkt,
Wenn ich geglaubt, es könne niedre Falschheit
Den Eingang finden in so reinen Tempel!
Er lächelt — seine Lippen öffnen sich —
Ein Name scheint in ihrem Hauch zu schweben.
Wach auf und nenne wachend deine Sappho,
Die dich umschlingt. Wach auf!
(Sie küßt ihn auf die Stirne.)
Phaon (erwacht, öffnet die Arme und spricht mit halbgeschlossenen Augen): Melitta!
Sappho (zurückstürzend): Ha!
Ph.: Ah! wer hat mich geweckt? Wer scheuchte neidisch
Des süßen Traumes Bilder von der Stirn? —
Du, Sappho? Sei gegrüßt! Ich wußt' es wohl,
Daß Holdes mir zur Seite stand, darum
War auch so hold des Traumes Angesicht.
Du bist so trüb! Was fehlt dir? Ich bin froh!
Was mir den Busen ängstigend belastet,
Fast wunderähnlich ist's von mir gesunken,
Ich atme wieder unbeklemmt und frei;
Und gleich dem Armen, den ein jäher Sturz
Ins dunkle Reich der See hinabgeschleudert,
Wo Grausen herrscht und ängstlich dumpfes Bangen,
Wenn ihn empor nun hebt der Wellen Arm
Und jetzt das heitre goldne Sonnenlicht,
Der Kuß der Luft, des Klanges freud'ge Stimme
Mit einemmal um seine Sinne spielen:
So steh' ich freudetrunken, glücklich, selig
Und wünsche mir, erliegend all der Wonne,
Mehr Sinne, oder weniger Genuß.
S. (vor sich hin): Melitta!
Ph.: Fröhlich, Liebe, sei und heiter!
Es ist so schön hier, o, so himmlisch schön!
Mit weichen Flügeln senkt der Sommerabend
Sich hold ermattet auf die stille Flur;
Die See steigt liebedürstend auf und nieder,
Den Herrn des Tages bräutlich zu empfangen,
Der schon dem Westen zu die Rosse lenkt;
Ein leiser Hauch spielt in den schlanken Pappeln,

Die, kosend mit den jungfräulichen Säulen,
Der Liebe leisen Gruß herüber lispeln,
Zu sagen scheinen: Seht, wir lieben! Ahmt uns nach!
S. (für sich): Fast will's von neuem mir die Brust beschleichen,
Doch nein! zu tief hab' ich sein Herz erkannt!
Ph.: Der Fiebertaumel ist mit eins verschwunden,
Der mich ergriffen seit so langer Zeit,
Und, glaube mir, ich war dir nie so gut,
So wahrhaft, Sappho, gut, als eben jetzt.
Komm, laß uns froh sein, Sappho, froh und heiter! —
Doch sprich, was hältst du wohl von Träumen, Sappho?
S.: Sie lügen, und ich hasse Lügner!
Ph.: Sieh,
Da hatt' ich eben, als ich vorhin schlief,
Gar einen seltsam wunderlichen Traum.
Ich fand mich nach Olympia versetzt,
Gerade so wie damals, als ich dich
Zuerst beim frohen Kampfspiel dort gesehen.
Ich stand im Kreis des fröhlich lauten Volks,
Um mich der Wagen und des Kampfs Getöse.
Da klingt ein Saitenspiel, und alles schweigt;
Du warst's, du sangst der goldnen Liebe Freuden,
Und tief im Innersten ward ich bewegt.
Ich stürze auf dich zu, da — denke doch!
Da kenn' ich dich mit einemmal nicht mehr;
Noch stand sie da, die vorige Gestalt,
Der Purpur floß um ihre runden Schultern,
Die Leier klang noch in der weißen Hand,
Allein das Antlitz wechselt, schnell verfließend,
Wie Nebel, die die blauen Höhn umziehn;
Der Lorbeerkranz, er war mit eins verschwunden,
Der Ernst verschwunden von der hohen Stirn,
Die Lippen, die erst Götterlieder tönten,
Sie lächelten mit irdisch holdem Lächeln,
Das Antlitz, einer Pallas abgestohlen,
Verkehrt sich in ein Kindesangesicht,
Und kurz, du bist's und bist es nicht, es scheint
Mir Sappho bald zu sein, und bald —
S. (schreiend): Melitta!
Ph.: Fast hast du mich erschreckt! — Wer sagte dir,
Daß sie es war? — Ich wußt' es selber kaum! —
— Du bist bewegt, und ich —
S. (winkt ihm mit der Hand Entfernung zu.)
Ph.: Wie, gehen soll ich?
Nur eines laß mich, Sappho, dir noch sagen —
S. (winkt noch einmal.)
Ph.: Du willst nicht hören? Ich soll gehn? — Ich gehe! (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Sappho allein.

S. (nach einer Pause): Der Bogen klang,
(die Hände über der Brust zusammenschlagend)
es sitzt der Pfeil! —
Wer zweifelt länger noch? Klar ist es, klar!
Sie lebt in seinem schwurvergessnen Herzen,
Sie schwebt vor seiner schamentblößten Stirn,
In ihre Hülle kleiden sich die Träume,
Die schmeichelnd sich des Falschen Lager nahn.
Sappho verschmäht, um ihrer Sklavin willen?
Verschmähet! Wer? Beim Himmel! und von wem?
Bin ich dieselbe Sappho denn nicht mehr,
Die Könige zu ihren Füßen sah
Und, spielend mit der dargebotnen Krone,
Die Stolzen sah und hörte, und — entließ;
Dieselbe Sappho, die ganz Griechenland
Mit lautem Jubel als sein Kleinod grüßte?
O Thörin! Warum stieg ich von den Höhn,
Die Lorbeer krönt, wo Aganippe rauscht,
Mit Sternenklang sich Musenchöre gatten,
Hernieder in das engbegrenzte Thal,
Wo Armut herrscht und Treubruch und Verbrechen?
Dort oben war mein Platz, dort an den Wolken,
Hier ist kein Ort für mich, als nur das Grab.
Wen Götter sich zum Eigentum erlesen,
Geselle sich zu Erdenbürgern nicht;
Der Menschen und der Überird'schen Los,
Es mischt sich nimmer in demselben Becher.

Von beiden Welten eine mußt du wählen,
Hast du gewählt, dann ist kein Rücktritt mehr;
Ein Biß nur in des Ruhmes goldne Frucht,
Proserpinens Granatenkernen gleich,
Reißt dich auf ewig zu den stillen Schatten,
Und den Lebendigen gehörst du nimmer an!
Mag auch das Leben noch so lieblich blinken,
Mit holden Schmeichellauten zu dir tönen,
Als Freundschaft und als Liebe an dich locken:
Halt ein, Unsel'ger! Rosen willst du brechen
Und drückst dafür dir Dornen in die Brust! —

Ich will sie sehn, die wundervolle Schönheit,
Die solchen Siegs sich über Sappho freut,
Was soll ich glauben? Lügt denn mein Gedächtnis,
Das, wenn ich's frage, mir ein albern Kind
Mit blöden Mienen vor die Seele bringt?
Mit Augen, die den Boden ewig suchen,
Mit Lippen, die von Kinderpossen tönen,
Und leer der Busen, dessen arme Wellen
Nur Lust zu spielen noch und Furcht vor Strafe
Aus ihrer dumpfen Ruhe manchmal weckt.
Wie? oder meinem Aug' entging wohl jener Reiz,
Der ihn so mächtig zieht in ihre Nähe? —
Melitta! — Ja, ich will sie sehn! — Melitta! —

Aus „Medea".

Zweites Drittel des ersten Aktes.

(Vor den Mauern von Korinth. Links im Mittelgrunde Jasons Zelt; im Hintergrunde das Meer, an dem sich ein Teil der Stadt hinzieht. Früher Morgen noch vor Tagesanbruch. Dunkel.)

Medea, die eben das goldene Vließ vergraben hat, trifft auf dem Rückwege zum Zelt ihren Gatten Jason, der durch einen Landmann den König Kreon von Korinth um Gastfreundschaft hat bitten lassen.

Medea: Du bist beschäftigt?
Jason: Ja.
M.: Du gönnst Dir keine Ruh'!
J.: Ein Flüchtiger und Ruh'?
Weil er nicht Ruh' hat, ist er eben flüchtig.
M.: Du schliefst nicht heute nacht, du gingst hinaus
Und wallteſt einsam durch die Finsternis
J.: Ich lieb' die Nacht, der Tag verletzt mein Aug'!
M.: Auch sandteſt Boten du zum König hin.
Nimmt er uns auf?
J.: Erwartend weil' ich hier.
M.: Ist er dir Freund?
J.: Er war's.
M.: Willfahren wird er.
J.: Verpesteter Gemeinschaft weicht man aus.
Du weißt's ja doch, daß alle Welt uns flieht,
Daß selbst des falschen Pelias, meines Oheims, Tod,
Des Frevlers, den ein Gott im Grimm erwürgte,
Daß mir das Volk ihn Schuld giebt, deinem Gatten,
Dem Heimgekehrten aus dem Zauberlande!
Weißt du es nicht?
M.: Ich weiß.
J.: Wohl Grunds genug,
Zu wandeln und zu wachen in der Nacht! —
Doch was trieb dich schon vor der Sonn' empor?
Was suchst du in der Finsternis? — Ei ja!
Riefst alte Freund' aus Kolchis?
M.: Nein.
J.: Gewiß nicht?
M.: Ich sagte: nein!
J.: Ich aber sage dir:
Du thust sehr wohl, wenn du es unterläßt!
Brau nicht aus Kräutern Säfte, Schlummertrank,
Sprich nicht zum Mond, stör nicht die Toten,

Man haßt das hier, und ich — ich haſſ' es auch!
In Kolchis ſind wir nicht, in Griechenland,
Nicht unter Ungeheuern, unter Menſchen!
Allein ich weiß, du thuſt's von nun nicht mehr,
Du haſt's verſprochen, und du hältſt es auch.
Der rote Schleier da auf deinem Haupt,
Er rief vergangne Bilder mir zurück!
Warum nimmſt du die Tracht nicht unſers Landes?
Wie ich ein Kolcher war auf Kolchis' Grund,
Sei eine Griechin du in Griechenland.
Wozu Erinn'rung ſuchen des Vergangnen?
Von ſelbſt erinnert es ſich ſchon genug!

Medea nimmt ſchweigend den Schleier ab und giebt ihn Gora.)

G.: (halb leiſe.) Verachteſt du dein Land um ſeinetwillen?

J.: (erblickt G.) Du auch hier? — Dich haſſ' ich vor allen, Weib!
Beim Anblick dieſes Augs und dieſer Stirn
Steigt Kolchis' Küſte dämmernd vor mir auf.
Was drängſt du dich in meines Weibes Nähe?
Geh fort!

G.: (murrend). Warum?

J.: Geh fort!

M.: Ich bitt' dich, geh!

G.: (dumpf). Haſt mich gekauft, daß du mir ſprichſt als Herr?

J.: Die Hand zuckt nach dem Schwert: geh, weil's noch Zeit iſt!
Mich hat's ſchon oft gelüſtet, zu verſuchen,
Ob deine Stirn ſo hart iſt, als ſie ſcheint.

(M. führt die Widerſtrebende begütigend fort.)

J. (der ſich auf einen Raſenſitz niedergeworfen hat, auf die Bruſt ſchlagend):
Zerſpreng dein Haus, und mach dir brechend Luft! —
Da liegen ſie, die Türme von Korinth,
Am Meeresufer üppig hingelagert,
Die Wiege meiner goldnen Jugendzeit!
Dieſelben, von derſelben Sonn' erleuchtet;
Nur ich ein andrer, ich in mir verwandelt.
Ihr Götter! warum war ſo ſchön mein Morgen,
Wenn ihr den Abend mir ſo ſchwarz beſtimmt?
O wär' es Nacht!

(Medea hat die Kinder aus dem Zelte geholt und führt ſie an der Hand vor Jaſon.)

M.: Hier ſind zwei Kinder,
Die ihren Vater grüßen.

(Zu den Knaben.)

Gieb die Hand!
Hörſt du? Die Hand!

(Die Kinder ſtehen ſcheu ſeitwärts.)

J. (die Hand ſchmerzlich nach der Gruppe hinbreitend):
Das alſo wär' das Ende?
Von trotz'gen Wilden Vater und Gemahl!

M. (zu dem Kinde): Geh hin!

Knabe: Biſt du ein Grieche, Vater?

J.: Und warum?

Kn.: Es ſchilt dich Gora einen Griechen!

J.: Schilt?

Kn.: Es ſind betrügeriſche Leut' und feig.

J. (zu M.): Hörſt du?

M.: Es macht ſie Gora wild. Verzeih ihm!

(Sie kniet bei den Kindern nieder, und ſpricht ihnen wechſelweiſe ins Ohr.)

J.: Gut! Gut!

(Er iſt aufgeſtanden.)

Da kniet ſie, die Unſelige,
Und trägt an ihrer Laſt und an der meinen.

(Auf und abgehend.)

Die Kinder, laß ſie jetzt und komm zu mir!

M.: Geht nur und ſeid verträglich! Hört ihr?

(Die Kinder gehen.)

J.: Halt mich für hart und grauſam nicht, Medea!
Glaub mir, ich fühl' dein Leid ſo tief wie meines.
Getreulich wälzeſt du den ſchweren Stein,
Der rück ſich rollend immer wiederkehrt,
Und jeden Pfad verſperrt und jeden Ausweg.
Haſt du's gethan? hab' ich's? — Es iſt geſchehn.

(Eine ihrer Hände faſſend und mit der andern ihr über ihre Stirne ſtreichend.)

Du liebſt mich. Ich verkenn' es nicht, Medea;
Nach deiner Art zwar — dennoch liebſt du mich!

Nicht bloß der Blick, mir sagt's so manche That.
(M. lehnt ihre Stirn an seine Schulter.)
Ich weiß, dein Haupt ist schwer von manchem Leid,
Und Mitleid regt sich treulich hier im Busen.
Drum laß uns reif und sorglich überlegen,
Wie wir entfernen, was so nah uns droht.
Die Stadt hier ist Korinth. In frührer Zeit,
Als ich, ein halbgereifter Jüngling noch,
Vor meines Oheims wildem Grimme floh,
Nahm mich der König dieses Landes auf,
Ein Gastfreund noch von meinen Vätern her,
Und wahrte mein, wie eines teuern Sohns;
In seinem Hause lebt' ich sicher manches Jahr.
Nun auch —
M.: Du schweigst?
J.: Nun auch, da mich die Welt
Verstößt, verläßt, in blindem Grimm verfolgt,
Nun auch hoff' ich von diesem König Schutz.
Nur eines fürcht' ich, und nicht ohne Grund.
M.: Was ist's?
J.: Mich nimmt er auf, ich weiß es wohl,
Und auch die Kinder, denn sie sind die meinen;
Nur dich —
M.: Nimmt er die Kinder, weil sie dein,
Behält er als die Deine wohl auch mich.
J.: Hast du vergessen, wie's daheim erging,
In meiner Väter Land, bei meinem Ohm,
Als ich zuerst von Kolchis dich gebracht?
Vergessen jenen Hohn, mit dem der Grieche
Herab auf die Barbarin sieht; auf — dich?
Nicht jedem ist, wie mir, bekannt dein Wesen,
Nicht jedem bist du Weib und Mutter seiner Kinder,
Nicht jeder war in Kolchis, so wie ich.
M.: Der Schluß der herben Rede, welcher ist's?
J.: Es ist des Menschen höchstes Unglück dies:
Daß er bei allem, was ihn trifft im Leben,
Sich still und ruhig hält, bis es geschehn,
Und wenn's geschehen, nicht. Das laß uns meiden!
Ich geh' zum König, wahre meines Rechts
Und rein'ge vom Verdacht mich, der uns trifft;
Du aber mit den Kindern, bleib indes
Fern von der Stadt verborgen, bis —
M.: Bis wann?
J.: Bis — Was verhüllst du dich?
M.: Ich weiß genug.
Das war es, was mein Vater sagte!
Ich dir zur Qual, du mir. — Doch weich' ich nicht!
Von allem, was ich war, was ich besaß,
Es ist ein einziges mir nur geblieben,
Und bis zum Tode bleib' ich es: Dein Weib.
J.: Wie deutest du so falsch, was ich gesagt!
M.: Beweise mir, daß ich es falsch gedeutet!
Der König naht, — sprich, wie dein Herz dir's heißt.
J.: So stehen wir dem Sturm, bis er uns bricht!

Wir scheiden nun von dieser großen Gruppe von Dichtern und Dichterinnen, doch leider nur mit schmerzlichen Gefühlen, denn die Überzeugung hat sich uns aufgedrängt, daß der Niedergang des geistigen Lebens nach der klassischen Periode nicht ein naturgemäßer, sondern ein durch die äußeren Umstände herbeigeführter war. Nach den tumultuarischen napoleonischen Kriegen regten sich sehr bald wieder in Nord und Süd Talente von Bedeutung, um die große nationale Arbeit der Klassiker fortzusetzen und mit ernstem Fleiße die Kluft zwischen unserem geistigen und unserem staatlichen Leben auszugleichen; und das gesamte Volk, noch tief ergriffen von der Begeisterung der Befreiungskriege, gab sich mit ganzem Herzen der nationalen Sache hin. Allein bald wurden diese Regungen wieder

erstickt. Die Machthaber mit ihren Beratern — vollständig unfähig, das Streben der Nation zu verstehen, und von beklagenswerter Selbstsucht beherrscht — staueten mit aller Gewalt den Bildungsstrom und suchten das Volk wieder zu seiner Unmündigkeit herabzudrücken. Wenn unter diesen Umständen trotzdem nationale Poesie und der nationale Gedanke nicht vollständig schwand, so ist dies wenigstens noch ein trostreicher Beweis, daß die Entwickelung eines im Aufwärtssteigen begriffenen Volkes wohl gehemmt, niemals aber wieder ganz vollständig zum Stillstand gebracht werden kann. Diese Überzeugung befestigt uns auch noch diejenige Dichtergruppe, der wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen: die schwäbische Dichterschule. Wir widmen ihr ein besonderes Kapitel, weil sie nicht nur in der Zeit der Enttäuschung, sondern auch noch in weiteren Jahrzehnten eine hervorragende Stelle behauptete.

Die schwäbische Dichterschule.

Aus der weiten dürren Ebene des zweiten und dritten Jahrzehntes hebt sich die schwäbische Dichterschule wie eine blütenreiche Oase empor, auf der es üppig grünt und prangt. Es ist daher auch eine Herzerquickung, nach der langen mühsamen Wanderung in drückender Schwüle durch Sumpf und Gestrüpp in das würzig duftende kleine Waldland einzutreten und die lauschigen Laubgänge zu durchwandern.

Die Mitglieder der schwäbischen Dichterschule imponieren nicht durch Großartigkeit, aber sie gewinnen durch Wahrheit, Schlichtheit und tiefe Innigkeit; sie besitzen einen offenen Sinn für das Natürliche und halten sich alle Zeit fern von der unklaren Phantasterei der Romantiker. Sämtlich sind sie von einer warmen Liebe zu ihrer Heimat erfüllt, und den Bergen und Burgen, den Wäldern und Fluren, den Helden ihrer Vorzeit, den Mädchen und Burschen ihrer Städte gelten daher auch die meisten ihrer Lieder. Ihre Wanderlust führt sie infolgedessen nur selten über die schwäbische Alb und den Schwarzwald hinaus, und immer kehren sie mit derselben treuen Anhänglichkeit in die heimatlichen Thäler zurück. So singt Uhland:

„Nie erschöpf' ich diese Wege,
Nie ergründ' ich dieses Thal,
Und die alt betret'nen Stege
Rühren neu mich jedesmal;
Öfters, wenn ich selbst mir sage,
Wie der Pfad doch einsam sei,
Streifen hier am lichten Tage
Teure Schatten mir vorbei."

Dieses Sichgenügenlassen an den Reizen der Heimat, diese zufriedene Beschaulichkeit brachte aber auch den schweren Nachteil mit sich, daß die Dichter über einen kleinen Gesichtskreis nicht hinaus kamen und sich daher auch niemals für bedeutende Stoffe begeisterten. Nur Uhland wendete bisweilen einmal den Blick auf das gesamte Deutschland, nahm auch wiederholt Anläufe zu größeren Gestaltungen, aber auch bei ihm liegt, wie bei allen seinen Genossen, der Schwerpunkt in der in die heimatlichen Farben getauchten Lyrik. Hier, im Liede, in der Idylle, in der Ballade und Romanze, sind sämtliche Mitglieder der schwäbischen Dichterschule Meister; besonders ihre Lieder gehören zu den besten, die wir besitzen. Sie sind nicht nur gemütvoll, edel und anmutig, sondern auch künstlerisch vollendet, da sämtliche Dichter sich an den Klassikern, besonders an Goethe und ihrem Landsmanne Schiller, bildeten. Dieses allen gemeinsame Streben nach künstlerischer Durchbildung verhütete es auch, daß sie zu Tagesschriftstellern herabsanken; sie blieben zeitlebens, was sie waren, echte Poeten.

Das Haupt der Schule und auch zugleich das populärste Mitglied derselben ist **Ludwig Uhland**, eine Ehrfurcht gebietende Gestalt, ein Dichter von reichem Talente. Uhland ging zwar von den Romantikern aus, war aber doch nur sehr kurze Zeit von der Welt dieser verhängnisvollen Zauberer erfüllt; sehr bald schon wußte er das Wahre von dem Falschen zu trennen und sich zu voller Selbständigkeit herauszubilden. Bereits in der ersten Hälfte seiner zwanziger Jahre war er ein durchweg eigenartiger Lyriker, der sein selbstgewähltes, bestimmtes Ziel fest im Auge hatte. „Mein Streben", schrieb er zu Anfang des Jahres 1812 an Otto Graf von der Löben, „geht dahin, mich immer tiefer in ursprünglich deutsche Art und Kunst einzuwurzeln, der wir leider so lange entfremdet waren." Um dies zu erreichen, nahm er sich die ältere Poesie und unter dieser wieder die wahrhaft deutsche zum Vorbilde: das Nibelungenlied, das „Heldenbuch" und das Volkslied. Er verfuhr aber nicht wie die Romantiker, die ja auch zum Volksliede zurückgriffen, dabei aber ihre Lehre von der sogenannten Universalpoesie zur Anwendung brachten und jenen Mischmasch von Wissenschaft, Religion und Poesie zu Tage förderten, der niemals volkstümlich werden konnte, sondern er hielt sich ganz frei von jeder philosophischen Klügelei und stellte sich ganz unmittelbar der Natur gegenüber. „Die Eigentümlichkeit seiner dichterischen Anschauung", sagt Otto Jahn, „beruht wesentlich in seinem lebendigen Sinn für die Natur. Diese wurde ihm zum Symbol der sittlichen Natur, er verlieh ihr das Leben seines eigenen Gemüts und machte die Landschaft, dem echten Maler gleich, zum Spiegel seiner dichterischen Stimmung. Wie aber die beseelte Landschaft die Merkzeichen menschlicher Existenz und die menschliche Gestalt als notwendige Ergänzung fordert, so belebt und individualisiert auch Uhland das Bild der Natur durch den Ausdruck menschlichen Seins

und Handelns. Und hier macht sich nun seine Vorliebe für die Erinnerungen deutscher Vorzeit geltend; vorzugsweise sind es die Gestalten des deutschen Mittelalters, welche seine Landschaften bevölkern. Die Empfindungen, welche ausgesprochen werden, die Situationen, die Charaktere gehören nicht der Vergangenheit an, sie haben die ewige jugendfrische Wahrheit aller echten Poesie, aber der Dichter sucht mit Recht diese einfachen Gestalten von allgemeiner Geltung dem gewöhnlichen Kreise der täglichen Erfahrung zu entheben, und um ihnen diesen täuschenden Farbenton zu geben, hüllt er sie in den Duft mittelalterlicher Reminiscenzen. Seine Kunst, die verschiedenen Elemente der gemütlichen Stimmung, des landschaftlichen Bildes und der mittelalterlichen Staffage zum Ganzen einer künstlerischen Komposition im knappsten Rahmen mit den einfachsten Mitteln zusammenzuschließen, ist bewunderungswürdig, und auf ihr beruht wesentlich der Reiz seiner vollendetsten und beliebtesten Gedichte." Aus dem innigen Zusammenleben mit der Natur und dem Volke entsprang auch sein Nationalgefühl, so daß auch seine politischen Gedichte eben so schlicht und treuherzig, so ursprünglich und gerade sind, wie seine Lieder und Balladen. Nur seinen dramatischen Dichtungen konnte diese stille, schlichte Lebensführung nicht günstig sein, sie brachte ihm weder Anregung noch Lebensfülle genug für eine Tragödie; seinen Dramen mangelt es infolgedessen auch an Leben und Bewegung.

Johann Ludwig Uhland*) wurde am 26. April 1787 als der Sohn des Universitätssekretärs Johann Friedrich Uhland zu Tübingen geboren und wuchs in geordneten sittlichen Familienverhältnissen auf. Der Vater hielt streng auf die Würde des Hauses, und dieser Charakterzug ging auch auf den Sohn über. Der Knabe besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, und der Jüngling von 1805 bis 1808 die Universität derselben, um die Rechte zu studieren. Nach bestandener Prüfung wurde er Advokat und erwarb sich auch die Würde eines Doktors beider Rechte. Sein dichterisches Talent regte sich schon früh und reifte schnell; bereits in seinem zwanzigsten Lebensjahre schuf er Vollendetes. Infolgedessen bildete sich bald ein Kreis von Freunden und Verehrern um ihn, die ihn zu ihrem Vorbilde erhoben, das er auch dann zeitlebens geblieben ist. Bei seinem Streben, „sich immer tiefer in ursprüngliche deutsche Art und Kunst einzuwurzeln", empfand er bereits in seinen Studienjahren „einen auffallenden Mangel an vaterländischer Mythologie." „Der deutsche Dichter", schrieb er im November 1806 an Leo von Seckendorf, „findet so wenig alte Kunden seiner Nation,

*) Vergl. Leben Ludwig Uhlands. Aus dessen Nachlasse und aus eig. Erinnerungen zusammengest. v. s. Witwe. Stuttg. 1874; Karl Mayer, Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgen. 2 Bde. Stuttg. 1867; Fr. Notter, Ludwig Uhland, sein Leben u. s. Dichtungen. Stuttg. 1863; Otto Jahn, Ludwig Uhland. Bonn 1863; Paul Eichholtz, Quellenstudien zu Uhlands Balladen, Berl. 1879; Adelb. v. Keller, Uhland als Dramatiker, mit Benütz. s. handschriftl. Nachlasses dargest. Stuttg. 1877.

die sich der bildenden Kunst ohne Sträuben hingeben und doch auf der andern Seite das tiefste Leben der Seele zur objektiven Erscheinung förderten. Die Geschichte kann diesen Mangel nicht ersetzen." Doch er hoffte noch manche Quelle aufzufinden, alte Chroniken und Volksromane, besonders in den Bibliotheken von Paris, wo bereits Savigny, Jakob Grimm und Friedrich Schlegel reiche Schätze entdeckt hatten, und unternahm daher im Mai 1810 eine Reise nach der französischen Hauptstadt, von der er erst im Januar 1811 wieder zurückkehrte. Der Ertrag war zwar nicht der, den er erwartet hatte, aber doch immerhin ein reicher, so daß er den Plan faßte, ein größeres poetisches Werk unter dem Titel „das Märchenbuch des Königs von Frankreich" zu schreiben. Es blieb jedoch bei dem Plan, da er sich nach seiner Rückkehr als Advokat zunächst in Tübingen und dann in Stuttgart niederließ und nun neben seinen Berufsgeschäften, denen er sich mit Gewissenhaftigkeit und Fleiß widmete, nicht Stimmung für eine poetische Arbeit von diesem Umfange finden konnte. Dagegen entstanden in jener Zeit seine besten Balladen und Romanzen und die meisten seiner kleinen Gedichte, jene Perlen der deutschen Lyrik, die heute köstliches Eigentum aller Deutschen sind. Wir nennen nur „Die Kapelle", „Schäfers Sonntagslied", „Des Knaben Berglied", „Seliger Tod", „Frühlingsglaube", „Frühlingsruhe", „Freie Kunst" (Singe, wem Gesang gegeben), „Abreise" (So hab' ich denn die Stadt verlassen), „Der Wirtin Töchterlein", „Der gute Kamerad", „Roland Schildträger", „Des Sängers Fluch", „Die verlorene Kirche". Als sie jedoch im Oktober 1814 zum erstenmale in einem Bändchen zu Stuttgart erschienen, machten sie auch nicht den geringsten Eindruck. „An das volltönende Pathos der Schillerschen Schule gewöhnt", schreibt Julian Schmidt, „konnte man sich in diese knappe, schlichte Art nicht finden . . . . Es dauerte siebzehn Jahre, bis sie durchdrangen, bis man empfand, welch tiefer Schatz des Gemüts in diesen einfachen Rhythmen verborgen lag. Es war ja die alte ursprüngliche deutsche Weise, die von Walter von der Vogelweide durch Simon Dach, Christian Günther und das Wunderhorn bis zur Schwabenschule leitete. Aber damals klang sie ungewohnt, gerade weil sie nicht mehr, wie bei den Hellenisten und Romantikern, mit unklarer Sehnsucht in die Ferne drängte, sondern das liebe Heimatgefühl zu erregen suchte: sie führte in den Gottesfrieden des Hauses und der Familie ein." Vorwiegend sind diese Gedichte Bilder, die der Verfasser mit großer Feinheit und Sauberkeit zeichnet, ohne jedoch das Einzelne genauer auszuführen, und über die er dann eine eigene Beleuchtung sich ergießen läßt, welche dem Bilde die Stimmung verleiht. „Droben stehet die Kapelle", singt er (siehe unten) und malt nun aus, wie sie still ins Thal, auf die Wiese, die Quelle, den frohen Hirtenknaben hinabschaut, deutet mit leichten Strichen an, daß oben auf dem Friedhofe der Kapelle ein Bewohner des Thales unter Grabgesang zur ewigen Ruhe bestattet wird, und wirft

dann ein elegisches Licht über das ganze Bild mit den Schlußworten „Hirtenknabe, Hirtenknabe, dir auch singt man dort einmal!“ In den Wanderliedern schildert er im siebenten („So hab' ich denn die Stadt verlassen“ 2c., siehe unten) seine Abreise, führt aus, daß ihm niemand das Geleit gebe, daß er keinerlei Zeichen eines bewegten Abschieds an sich trage — das Bild, das er von sich entwirft, ist fast nüchtern und reizlos, aber mit der letzten Zeile bekommt der schlichte Wandersmann plötzlich eine ganz andere Beleuchtung, in der er unser wärmstes Interesse gewinnt; auf den leichten Trost „Sie konnten 's halten nach Belieben“, quillt aus tiefstem Herzen die Klage hervor: „Von einer aber thut mir's weh!“ Ja selbst wenn der Dichter von bitterem Schmerze bewegt ist, wie in dem Nachrufe 5 (siehe unten), schlägt er kein anderes Verfahren ein. „Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt“ hebt er an, und dann schildert er dieses Kind des Frühlings, diesen Raub des Herbstes. Es ist aber nichts Außergewöhnliches an ihm; solche Blätter fallen in jedem Herbste herab, und das in Rede stehende würde uns sehr gleichgültig lassen, wüßte der Dichter nicht einen besonderen Rembrandtschen Lichtstreifen darauf zu lenken: „Doch hat das Laub, das niederbebt, mir so viel Liebes überlebt!“ schließt er, und dem Nachfühlenden ist es, als sehe er, wie dem tief Bekümmerten die Thränen über die Wangen rinnen. Auch seine Balladen und Romanzen tragen diesen bildartigen Charakter, nur bietet hier meist schon jeder einzelne Vers ein Bild, und aus den aneinandergereihten Bildern, d. h. Versen, ergiebt sich dann die Handlung (siehe unten „Der Wirtin Töchterlein“). Die Beleuchtung ist bei Uhland immer klar und bestimmt, ohne jedes zitternde Zwielicht oder gar mystische Halbdunkel, das bei den Romantikern so beliebt war, und diese Klarheit ist es denn auch vornehmlich, welche ihn von den Romantikern unterscheidet.

Die Befreiungskriege fanden den Dichter zwar nicht in den Reihen der Kämpfenden, wohl aber unter den Patrioten, die unterdessen die Entwickelung eines freien deutschen Staatslebens anstrebten; bekanntlich zeigte es sich aber bald, daß alle Mühe vergebens war, und nun ließ Uhland furchtlos seine laute Stimme zornig erschallen. Wir können uns nicht versagen, unten die bekannte bitterernste Mahnung „Am 18. Oktober 1816“ zum Abdruck zu bringen, weil sie ein glänzendes Zeugnis von Uhlands mannhafter, echt patriotischer Gesinnung ist. Sodann widmete er sich, da Deutschland in mehr denn dreißig kleine Staaten zerbröckelt worden war, den Interessen seines engeren Vaterlandes. Dort hatte der König Friedrich I. seinem Volke eine Verfassung gegeben, die demselben nichts weniger als annehmbar erschien; es entwickelte sich daher ein langer Verfassungskampf, in dem die Volkspartei ihr „altes gutes Recht“ wieder zu erringen suchte. Uhland war einer der vornehmsten Streiter dieser Partei und wohl derjenige, der den höchsten Gesichtspunkt einnahm. „Die altwürttembergische Verfassung wird mit Recht darum gerühmt,“ sagt er, „daß sich in ihr das

Vertragsverhältnis zwischen Regenten und Volk so klar ausgesprochen darlege. In ihr ist keine bourbonische Legitimität, sie ist ein Gesellschaftsverhältnis freier vernünftiger Wesen, sie giebt dem Regenten den Standpunkt, von dem ihn die Aufklärung der Zeit nicht verdrängen wird, sie giebt dem Volke die Stellung, in der auch ein über Menschenrecht aufgeklärtes Volk sich gefallen darf. Eben in diesem Reinmenschlichen unserer alten Verfassung löst sich das Rätsel, daß ein dreihundertjähriger Rechtszustand noch jetzt vollkommen zeitgemäß erscheinen kann, und gerade jetzt, wo das Gefühl der Freiheit und der Menschenwürde neu erwacht ist." Ganz besonders war er gegen eine Adelskammer. „Sollen wir dazu schweigen," fragt er entrüstet, „wenn man zwischen Adel und übrigem Volk ein Verhältnis herbeiführen will, das einen rein menschlichen Verband durch Mystizismus und Vorurteile beflecken würde?" Wie ernst es ihm mit seiner politischen Gesinnung und um den Verfassungskampf war, geht auch aus dem Umstande hervor, daß er es im Dezember 1817 ablehnte, sich um eine Professur für deutsche Litteratur in Tübingen zu bewerben, weil er sich unter den herrschenden Rechtsmißständen nicht würde haben entschließen können, dem Könige den Eid der Treue zu leisten.

In dieser Zeit tiefer Mißstimmung war es auch, in der er sich von der Lyrik ab und dem Drama zuwandte. Bei seinen Lebzeiten wurden nur zwei dramatische Dichtungen von Bedeutung bekannt, das Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben" (Heidelb. 1818) und das Schauspiel „Ludwig der Baier" (Berl. 1819), ersteres 1816, letzteres 1818 geschrieben, ferner die kleineren dramatischen Arbeiten „Der Bär" oder „Die Bärenritter", „Das Ständchen", „Die Entführung" („Schildeis"), „Normännischer Brauch" und das Fragment „Konradin". Nach des Dichters Tode hat uns Adelbert von Keller noch mit einundzwanzig weiteren dramatischen Plänen bekannt gemacht, von denen wir nur die Lustspielentwürfe „Karl der Große in Jerusalem" und „Die Weiber von Weinsberg" und die Trauerspielentwürfe „Siegfrieds Tod", „Chriemhildens Rache", „Francesca von Rimino" und „Bernardo del Carpio" nennen. Man sieht, daß der Dichter bei diesen Arbeiten auch den Blick über die Heimat hinaus nach dem Oriente, nach Italien und Spanien richtete, dennoch erfährt das Urteil über seine Leistungen als Dramatiker dadurch keine Abänderung. Hier wie dort zeigt es sich, daß Uhland vor allem die Leidenschaft, das Pathos zu einem Dramatiker fehlt. Er vermag wohl durch einen geist- und gemütvollen Dialog und bei den vaterländischen Stücken durch eine warm-patriotische Gesinnung, besonders bei der Lektüre, zu gewinnen, nicht aber durch eine lebhafte Handlung zu packen und fortzureißen. Außerdem gelingt es ihm auch niemals, sich zur vollen Selbständigkeit zu erheben; bald lehnt er sich an die Romantiker, bald an die Italiener und Spanier, besonders an Lope de Vega, an, auffallender Weise jedoch niemals an Shakespeare. Bereits im Jahre 1820 hat er denn auch alle Versuche,

wirksame Dramen zu schaffen, aufgegeben. Der Verfassungskampf war mittlerweile zum Abschluß gekommen, und Uhland trat nun am 15. Januar 1820 als Abgeordneter für Tübingen in die Stände ein, um sodann viele Jahre hindurch mit aller Energie für die Rechte des Volkes zu wirken. In der nichtparlamentarischen Zeit widmete er sich fleißig sprachlichen und litterarhistorischen Studien, gab selbst aber nur „Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter" (Stuttg. und Tüb. 1821), „Sagenforschungen, Band I: Der Mythus vom Thôr nach nordischen Quellen" (Stuttg. 1836) und „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, mit Abhandlungen und Anmerkungen" (Stuttg. 1844—45) heraus; nach seinem Tode erschienen dann noch 8 Bände „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" (Stuttg. 1865—72), die sehr viel Wertvolles enthalten und ein beredtes Zeugnis davon ablegen, wie tief Uhland in den Geist der alten deutschen Dichtung eingedrungen war. Im Jahre 1830 wurde ihm die außerordentliche Professur der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität nochmals angetragen, und er nahm sie nun an, verwaltete das Amt aber nur kurze Zeit, denn als er 1832 abermals zum Abgeordneten gewählt wurde, verweigerte ihm die Regierung den Urlaub zur Teilnahme an den Sitzungen der Ständeversammlung, worauf Uhland, dem die Pflichten für das Vaterland allen anderen vorgingen, seinen Abschied erbat, den der König auch „sehr gern zu erteilen geruhte". Das Jahr 1848 führte ihn in die deutsche Nationalversammlung nach Frankfurt, wo er am 6. Oktober, als über das Erbkaisertum beraten wurde, seine berühmte Rede zu gunsten eines Wahlkönigtums hielt, in der er viel Treffliches und Beherzigenswertes sagte, bei der er aber nur das eine vergaß, daß ein solcher Mann „von Fleisch und Bein", wie er ihn zum deutschen Könige wünschte, eine solche „kernhafte Gestalt mit leuchtenden Augen, thatkräftig im Guten und Schlimmen," selten oder nie durch eine Wahl gefunden werden kann. Nach dem jämmerlichen Ende des Frankfurter Parlamentes ging er noch mit dem Rumpfparlamente nach Stuttgart, von wo aus er dann 1850 wieder nach Tübingen zurückkehrte, um sich in stiller Zurückgezogenheit nur noch seinen wissenschaftlichen Studien zu widmen. Nach einem freundlichen Alter verschied er hier am 13. November 1862. Tübingen betrauerte in ihm seinen geachtetsten und berühmtesten Bürger, Württemberg einen seiner wackersten Kämpfer für Recht und Freiheit, und die gesamte deutsche Nation einen ihrer edelsten Dichter.

Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal!

Wanderlieder 7.

So hab' ich nun die Stadt verlassen,
Wo ich gelebet lange Zeit!
Ich ziehe rüstig meiner Straßen,
Es giebt mir niemand das Geleit.

Man hat mir nicht den Rock zerrissen
(Es wär' auch schade für das Kleid),
Noch in die Wange mich gebissen
Vor übergroßem Herzeleid.

Auch keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weitergeh';
Sie konnten's halten nach Belieben,
Von einer aber thut mir's weh.

Nachruf 5.

Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt,
Der Sonne müd', des Regens satt;
Als dieses Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern lieb und treu.

O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
Mir so viel Liebes überlebt.

Der Wirtin Töchterlein.

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirtin da kehrten sie ein:

„Frau Wirtin, hat Sie gut Bier und Wein?
Wo hat Sie Ihr schönes Töchterlein?"

„Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Totenbahr'."

Und als sie traten zur Kammer hinein,
Da lag sie in einem schwarzen Schrein.

Der erste der schlug den Schleier zurück
Und schaute sie an mit traurigem Blick:

„Ach, lebtest du noch, du schöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieser Zeit."

Der zweite deckte den Schleier zu
Und wandte sich ab und weinte dazu:

„Ach, daß du liegst auf der Totenbahr'!
Ich hab' dich geliebet so manches Jahr."

Der dritte hub ihn wieder sogleich
Und küßte sie an den Mund so bleich:

„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut'
Und werde dich lieben in Ewigkeit."

Am 18. Oktober 1816.

Wenn heut' ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Nein, himmelskräftig, donnergleich:

„Man sprach einmal von Festgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer;
Doch, was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müssen Geister niedersteigen,
Von heil'gem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt.

„Ihr Fürsten seid zuerst befraget!
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt,
So ist's an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt.

„Ihr Völker, die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.

„Ihr Weisen, muß man euch berichten,
Die ihr doch alles wissen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihr, daß in den heißen Gluten
Die Zeit, ein Phönix, sich erneut,
Nur um die Eier auszubruten,
Die ihr geschäftig unterstreut?

„Ihr Fürstenrät' und Hofmarschälle,
Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute nichts gewußt,
Vernehmt! an diesem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht.
Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht.

„Was ich gesollt, hab' ich gesungen
Und wieder schwing' ich mich empor;
Was meinem Blick sich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem selgen Chor:
„„Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts;
Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz.““

Um die hehre Gestalt Ludwig Uhlands bildeten die übrigen Mitglieder der schwäbischen Dichterschule schon sehr bald einen dichten und reichen Kranz. Die verschiedenartigsten Talente reichten sich dabei die Hand, aber jedes bewahrte sich trotzdem seine Eigenartigkeit. Den Strömungen gegenüber, welche aus dem übrigen Deutschland, besonders vom Norden her, in den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren zu ihnen heranfluteten, verhielten sie sich sämtlich abgeneigt, und infolgedessen behielten ihre Poesien bis in die Gegenwart hinein jene schlichte Anmut und Natürlichkeit, die den übrigen Dichtern jener unruhvollen Zeit über all dem Ringen, Wetten und Wagen zum großen Teil verloren ging.

Uhland am nächsten stehen Justinus Kerner, Karl Mayer und Gustav Schwab; den weiteren Kreis bilden Eduard Mörike, Gustav Pfizer, Johann Georg Fischer, Wilhelm Waiblinger, Ludwig Bauer, Alexander von Württemberg, Wilhelm Zimmermann, Hermann Kurz, Ludwig Seeger, Ludwig Pfau, Karl Schönhardt, Wilhelm Hertz, Eduard Paulus u. a., sowie die religiösen Dichter Albert Knapp, Karl Grüneisen, Karl Gerok und Julius Krais.

Justinus Kerner könnte man den Romantiker der schwäbischen Dichter-

schule nennen; wie diese, ist auch er Zeit seines Lebens von einer wehmütigen Sehnsucht nach dem Ewigen, Unendlichen, Überirdischen und von geheimnisvollen Ahnungen erfüllt. Das irdische Leben ist ihm eine schwere Zeit der Schmerzen, er sehnt sich daher nach dem Tode, der Erlösung bringt. Trost sucht er in der Natur, die er mit der ganzen Innigkeit seines tiefen Gemütes liebt. Seine Lieder sind daher fast alle trüb, ja düster (siehe unten „Zuruf"); die meisten behandeln die Todesahnung, die Todessehnsucht, das Todesgrauen. Selbst seine Balladen und Romanzen stehen zum großen Teile in irgend welcher Beziehung zum Tode und sind infolgedessen fast sämtlich ernst (siehe unten „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe"). Doch ist es dem Dichter auch einigemale gelungen, die Schwermut abzustreifen, und er hat dann frische, fröhliche Klänge in die Welt hineingesungen, wie jenen herrlichen Wandersang „Wohlauf! noch getrunken den funkelnden Wein", den wir unten mitteilen. Trotz der Berührungspunkte mit den Romantikern darf er aber keineswegs zu diesen gerechnet werden, denn er huldigt keinem einzigen ihrer Hauptgrundsätze, bleibt vielmehr in allen seinen Gedichten klar, bestimmt, schlicht und bescheiden, wie alle Mitglieder der schwäbischen Dichterschule. Am besten trifft er den Ton des Volksliedes, dem er den Klang so getreulich abgelauscht hat, daß Arnim und Brentano sogar eines seiner Lieder für ein wirkliches Volkslied hielten und in ihre Sammlung „Des Knaben Wunderhorn" aufnahmen. Bei diesem Sichversenken in das Sehnen und Bangen des Herzens war es natürlich, daß er nach und nach den Sinn für das breitere Leben verlor und auch die Wünsche der Nation, die in der großen Bewegung von 1848 zum Ausdruck kamen, und denen Uhland begeistert zustimmte, nicht verstand, sie vielmehr in verschiedenen Gedichten verurteilte.

Kerner*) wurde am 18. September 1786 zu Ludwigsburg geboren, wo sein Vater Oberamtmann war. Er genoß jedoch hier sowohl, wie auch in Maulbronn, wohin 1795 sein Vater versetzt wurde, nur mangelhaften Unterricht. 1799 starb sein Vater bereits, und da die Mutter, welche wieder nach Ludwigsburg zog, alsbald in bedrängte Verhältnisse geriet, so sollte der Knabe ein Handwerk lernen, und da er dazu nicht die geringste Neigung besaß, Kaufmann werden. Doch auch zu diesem Berufe verspürte Kerner nicht die geringste Lust; er wandte sich daher an den ihm bekannten Professor Ph. Conz zu Tübingen, und dieser ermöglichte es, daß Kerner sich zum Besuche der Universität vorbereiten und von 1804—1808 zu Tübingen Medizin studieren konnte. Er schloß dabei mit seinem weitläufigen Vetter Uhland, Karl Mayer, Gustav Schwab u. a. sehr bald die innigste Freundschaft. Nach abgelegtem Examen unternahm er eine große Wanderung durch Nord- und Süddeutschland, wobei er die ihm

*) Vergl. Aimé Reinhard, Justinus Kerner u. d. Kernerhaus zu Weinsberg. Tüb. 1862; Marie Niethammer, geb. Kerner, Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus. Stuttg. 1877.

sympathischen Dichter, so in Berlin Fouqué und Chamisso, besuchte, und ließ sich sodann als praktischer Arzt zunächst in dem Städtchen Dürrmenz, bald darauf in Wildbad im Schwarzwalde nieder. Hier verfaßte er auch sein erstes poetisches Werk „Reiseschatten. Von dem Schattenspieler Luchs“ (Heidelb. 1811), das von frischem Humor belebt ist, und gab den „Poetischen Almanach“ heraus, der zum erstenmale die schwäbischen Dichter gesammelt vorführte. 1815 wurde er zum Oberamtsarzt in Gaildorf befördert und 1818 in gleicher Eigenschaft nach Weinsberg versetzt, wo er bis zu seinem am 21. Februar 1862 erfolgten Tode in glücklichen Familienverhältnissen, in den letzten Jahren jedoch fast ganz erblindet, lebte. Sein Haus zu Weinsberg, am Fuße der alten Burg Weibertreu mitten in lauschigem Grün gelegen, war wohl das gastlichste in ganz Schwaben; alle Dichter und Freunde der Dichtkunst, die nach Württemberg kamen, besuchten es, und einige, wie z. B. Lenau, nahmen sogar auf längere Zeit Quartier darin. Doch nicht nur Dichter, auch noch ganz andere Gäste, Zauberer, Magnetiseure, Geisterseher und Geisterbeschwörer, stiegen in diesem Hause zu Weinsberg ab, denn Kerner widmete sich auch viele Jahrzehnte hindurch, bis an sein Lebensende, eingehenden Forschungen über den tierischen Magnetismus, das innere Leben des Menschen und das „Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere.“ Über seine Beobachtungen und Experimente veröffentlichte er eine Reihe von Schriften („Geschichte zweier Somnambülen“, „Die Seherin von Prevorst“, „Geschichten Besessener neuerer Zeit“, „Magikon, Archiv f. Geisterkunde“ 2c.), die seiner Zeit viel von sich reden machten. Erfolge haben diese Studien nicht gehabt, auch ist Kerner dabei wohl sehr oft getäuscht worden; von ihm darf man aber wohl annehmen, daß er stets in ehrlichem Glauben experimentiert und berichtet hat. Seine Gedichte erschienen zuerst gesammelt 1826 zu Stuttgart; eine „neue vollständige Ausgabe“ seiner Dichtungen in einem Bande, die auch die „Reiseschatten“ enthält, kam zuerst 1834 zu Stuttgart heraus. Die lyrischen Gedichte allein sind ebenfalls in einem Bande zu Stuttgart erschienen und haben bis jetzt 5 Auflagen erlebt. Schließlich gab er noch „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, Erinnerungen a. d. Jahren 1786 bis 1804“ (Braunschw. 1849), anmutvolle Schilderungen seiner Kinderjahre und der Rokokostadt Ludwigsburg, „Der letzte Blütenstrauß“ (Stuttg. 1852) und „Winterblüten“ (Stuttg. 1859) heraus. — Sein Sohn Theobald Kerner (geb. 1817) hat sich ebenfalls durch Gedichte bekannt gemacht, die aber über eine schlichte Verherrlichung der Natur und bescheidenen Humor nicht hinauskommen.

Zuruf.

Jedweder trägt in sich den Tod,
Ist außen noch so luft'ger Schein,
Heut' wandelst du im Morgenrot
Und morgen in der Schatten Pein.

Was klammerst du dich also fest,
O Mensch! an diese Welt, den Traum?
Laß ab! laß ab! eh' sie dich läßt;
Oft fällt die Frucht unreif vom Baum.

Ruf auf, ruf auf den Geist, der tief,
Als wie in eines Kerkers Nacht,
Schon längst in deinem Innern schlief,
Auf daß er dir zum Heil erwacht!

Aus hartem Kieselsteine ist
Zu locken ird'schen Feuers Glut;
O Mensch! wenn noch so hart du bist,
In dir ein Funke Gottes ruht.

Doch wie aus hartem Steine nur
Durch harten Schlag der Funke bricht,
Erfordert's Kampf mit der Natur,
Bis aus ihr bricht das Gotteslicht.

Schlag an! schlag an! wenn's weh auch thut
Dem Fleische, drin der Funke ist;
Noch weher thut der Hölle Glut,
Mensch! wenn du nicht zu wecken bist.

Wanderlied.

Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geschieden muß sein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Die Sonne, sie bleibet
Am Himmel nicht stehn,
Es treibt sie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einsamen Strand,
Die Stürme, sie brausen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und singt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.
So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel
Bekannt überm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimat hieher;
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus.
Die Blumen einst pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß,
Und Liebe die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimat
Das ferneste Land.

Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark an Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolf,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: Ihr guten Meister,
Auf und sagt mir ohne Zagen,
Wann aus dem zerbrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?

Und die Meister sprechen: Herr,
Wohl noch heut' erscheint die Stunde.
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
Meister! Dank für diese Kunde!

Auf nach Speyer, auf nach Speyer!
Ruft er, als das Spiel geendet;
Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet.

Blast die Hörner! bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!
Zaudernd stehn die Diener all,
Doch er ruft: Folgt ohne Zagen!

Und das Schlachtroß wird gebracht.
Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,
Spricht er, trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den Lebensmüden.

Weinend steht der Diener Schar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

Trauernd neigt des Schlosses Linde
Vor ihm ihre Äste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmutsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelsluft
Spricht der Greis mit jenen Zweien,
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt' er zur Lust im Maien.

Von dem hohen Dom zu Speyer
Hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frauen
Weinend ihm entgegenwallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten,
Sitzend dort auf goldnem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.

Reichet mir den heil'gen Leib,
Spricht er dann mit bleichem Munde.
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheines
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk,
Schwarz, unzähligen Gewimmels,
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels!

Eine ganz andere Stimmung, als bei Justinus Kerner, waltet bei **Karl Mayer.** Dieser Dichter und intime Freund Uhlands schaut die Welt immer mit frohen Augen an, und beschleicht ihn je einmal leise die Melancholie und sucht er den Waldesfrieden, das Waldes-Dickicht auf, um einmal auszuruhen von den Mühsalen des Tages, so bleibt er doch nicht gar lange trübsinnig. Selbst wenn er von seinem liebeskranken Herzen singt, will uns das nicht sonderlich traurig bedünken, und wir verlieren nie die Hoffnung, es werde bald wieder gesunden und dann nur um so kräftiger schlagen. Die größte Meisterschaft entfaltet Mayer im kleinen Liede und namentlich im stimmungsvollen Naturbilde. Selbst die einfachsten Naturerscheinungen genügen ihm zu einem Vorwurfe, und es ist erstaunlich, wie weniger Farben er bedarf, um uns das anziehendste, lieblichste Bild vorzuzaubern. Die beiden unten mitgeteilten Proben „Mondschein" und „Der Sonne Dank" mögen unser Urteil bestätigen. Neben dieser Meisterschaft im Stimmungsbildchen entwickelt der Dichter noch eine große Virtuosität im heiteren Genrebildchen. Er ist dabei von behaglichem, nicht selten feinem und geistreichem Humor, weiß immer ohne Umschweif mit wenigen Strichen

zu charakterisieren und zuletzt mit einer hübschen Pointe zu schließen. Wir bringen unten drei solcher kleinen Gedichte zum Abdruck. Karl Mayer wurde am 22. März 1786 zu Neckar-Bischofsheim in Württemberg geboren, studierte von 1803 ab in Tübingen die Rechte und befreundete sich bald mit Uhland, Kerner und Schwab. Im Jahre 1807 ließ er sich als Advokat in Heilbronn nieder, trat sodann 1818 in den württembergischen Staatsdienst, wurde 1824 mit dem Titel eines Oberjustizrates zum Oberamtsrichter in Waiblingen befördert und 1843 zum Zivilsenat des Gerichtshofs für den Schwarzwaldkreis nach Tübingen versetzt, welche Stellung ihn jedoch nicht abhielt, als Vertreter des Bezirkes Weinsberg in der Kammer mit Uhland zur liberalen Opposition zu stehen. Erst 1857 trat er in den wohlverdienten Ruhestand, und erst am 25. Februar 1870 schied er aus dem Leben. Seine Poesien erschienen zuerst 1833 zu Stuttgart unter dem Titel „Lieder", doch schon bei ihrer 2. Auflage 1840 erhielten sie die Bezeichnung „Gedichte". Neben der bereits an anderer Stelle erwähnten Biographie Uhlands gab er auch noch „Lenaus Briefe an einen Freund, mit Erinnerungen an den Verstorbenen" (Stuttg. 1853) heraus, die das litterarische und gesellige Leben seiner Zeit und seiner Kreise sehr anschaulich schildern.

Mondschein.

Es ruht der goldne Mondenschein
Ob diesem Dorf und Thale,
Als ob ein Mutterwunsch herein
In Kindeswiegen strahle.

Der Sonne Dank.

Auf grüner Bergwand steht ein Haus,
Sieht nach der Sonne treu hinaus;
Drum giebt sie, eh' sie scheiden muß,
Ihm dankbar ihren letzten Kuß.

Vom Grüßen.

Guten Morgen! gute Nacht!
Wer hat diesen Gruß erdacht?
Wohl gewiß zuerst ein Wandrer.
Glaubt es mir, es war kein andrer!
Er nur im Vorüberwallen
Will so wohl den Menschen allen.

Während der Überfahrt.

Des Weidenlaubes Silberseite
Schwankt hin im Regenwind.
Gewitter stürmt; o Schiffer, leite
Den Nachen doch geschwind!
Jenseits, beim Wirte laß mich trinken,
Dort, wenn es not thut, untersinken!

Antwort auf ihre Nachschrift.

Du beklagst des Briefchens Eile,
Daß die Fehler nicht der Feile
Bessrem Fleiß gewichen sind.
Laß dich nur ein andres lehren:
Zwischen schwere goldne Ähren
Wehet fremdes Kraut der Wind
Zum Verdruß der Sachverständ'gen:
Doch dein unkrautstreuend Händchen
Schuf in mir kein Ärgernis,
Und du glaubst es mir gewiß:
Wie mir rote Ackerschnallen,
Blaue Nelken dort gefallen
Zwischen blondem Saatengolde,
So dein süßes Flehen, Holde,
Bei so treuem Wortessinn
Ist mir lieblicher Gewinn.

In **Gustav Schwab** besaß der schwäbische Dichterkreis sein rührigstes Mitglied, das durch seine vielen Freundschaftsdienste gleichsam, wie Karl Gödecke sehr bezeichnend sagt, zum litterarischen Agenten der Schule wurde. Unermüdlich war Schwab für seine Genossen, besonders für die jüngeren, thätig, ermunterte, förderte, sammelte, gab heraus und sorgte durch geselligen Verkehr und einen regen Briefwechsel, daß sich das freundschaftliche Band des Kreises niemals lockere. Sein eigenes dichterisches Schaffen mußte darunter allerdings notwendig leiden; er ist nur selten zu voller Sammlung gekommen und infolgedessen oft in Breite und Weitschweifigkeit verfallen. Doch sind ihm auch einige herzliche Lieder, verschiedene vortreffliche volkstümliche Balladen und Romanzen und mehrere tief gemütvolle und stimmungsreiche Lebensbilder gelungen. Sein Vorbild war dabei immer Uhland, dessen „ältesten Schüler" er sich mit Vorliebe nannte, den er aber weder in bezug auf Gedankentiefe, noch auf Formschönheit erreicht hat. Wir teilen unten das wehmütig-heitere „Lied eines abziehenden Burschen", das Eigentum aller Studentenkreise geworden, und die äußerst anschauliche Ballade „Der Reiter über den Bodensee" mit. Sein berühmtestes Gedicht, „Das Gewitter" („Urahne, Großmutter, Mutter und Kind" ꝛc.), erwähnen wir nur, da es wohl allen Lesern bekannt ist. Schwab*) wurde am 19. Juni 1792 zu Stuttgart geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte von 1809—1814 zu Tübingen Theologie und Philosophie. Der Umgang mit Uhland und Kerner förderte die Entwickelung seines Talentes sehr; bereits im „Poetischen Musenalmanach für 1812" finden sich Proben desselben. Nach abgeschlossenen Studien unternahm er eine Reise nach Norddeutschland, wo er Goethe, Fouqué, Chamisso u. a. persönlich kennen lernte, und nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde er zunächst Repetent am theologischen Seminar zu Tübingen und bald darauf Professor der altklassischen Litteratur am Obergymnasium zu Stuttgart, „der geliebten Bildungsschule seiner Jugend". In die litterarische Welt führte er sich durch „Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph von Württemberg" (Stuttg. 1819) ein, denen dann rasch nach einander eine bunte Reihe weiterer Werke folgte. Wir nennen nur die zwei Bände „Gedichte" (Stuttg. 1828—29, gesichtete u. neuverm. Ausg. v. G. Klee, Gütersl. 1822), „Gedichte. Neue Auswahl" (Stuttg. 1838), „Die Neckarseite der schwäbischen Alb" (Stuttg. 1823), „Der Bodensee nebst dem Rheinthal" (Stuttg. 1827), „Wanderungen durch Schwaben" (Lpzg. 1837 bis 38), „Die Dichter des alten Griechenlands und Roms", 2 Bände (Stuttg. 1835), „Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte. Von A. v. Haller bis auf die neueste Zeit. Eine Mustersammlung" (Lpzg. 1885, 5. Aufl., besorgt

*) Vergl. K. Klüpfel, Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken. Lpzg. 1858, und Ch. Th. Schwab, Gustav Schwabs Leben. Freib. i. B. 1883.

von M. Bernays, Lpzg. 1871), „Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage. Eine Mustersammlung", 2 Bände (Stuttg. 1842), „Die deutschen Volksbücher, für jung und alt wieder erzählt" (Stuttg. 1836—37, 13. Aufl. Gütersloh 1880), und „Schillers Leben" (Stuttg. 1840), ein Buch, das seiner eigentümlichen religiösen Richtung wegen viel angegriffen wurde. Daneben besorgte er noch von 1827 bis 1837 die Redaktion des Cottaschen „Morgenblattes", das er einer großen Anzahl junger Talente, wie Platen, Lenau, Freiligrath u. a., erschloß, stellte von 1833 bis 1838 mit Chamisso den „Deutschen Musenalmanach" zusammen, arbeitete für die bekannte „Sammlung von Übersetzungen griechischer und römischer Klassiker", gab „Wilh. Hauffs sämtliche Schriften", „Wilhelm Müllers vermischte Schriften", „Niklas Müllers Gedichte" heraus und fand dabei auch noch Zeit für Reisen nach der Schweiz, nach Paris, Schweden und Dänemark ꝛc. Im Jahre 1837 vertauschte er zwar dieses anstrengende Leben mit dem stillen, beschaulichen eines Landpfarrers, indem er sich nach Gomaringen bei Tübingen versetzen ließ, allein bald zog es ihn wieder nach seinem lieben Stuttgart, wo er 1842 die ihm angetragene Pfarrei zu St. Leonhard annahm, nach und nach bis zum Oberkonsistorialrat und Oberstudienrat emporstieg und dort auch plötzlich am 4. November 1850 infolge eines Schlaganfalls verschied.

Lied eines abziehenden Burschen.

Bemooster Bursche zieh' ich aus,
Behüt' dich Gott, Philisters Haus!
Zur alten Heimat geh' ich ein,
Muß selber nun Philister sein.

Fahrt wohl, ihr Straßen grad' und krumm,
Ich zieh' nicht mehr in euch herum,
Durchtön' euch nicht mehr mit Gesang,
Mit Lärm nicht mehr und Sporenklang.

Was wollt ihr Kneipen all' von mir?
Mein Bleiben ist nicht mehr allhier,
Winkt nicht mit eurem langen Arm,
Macht mir mein durstig Herz nicht warm.

Ei grüß' euch Gott, Kollegia!
Wie steht ihr in Parade da.
Ihr dumpfen Säle groß und klein,
Jetzt kriegt ihr mich nicht mehr herein.

Auch du von deinem Giebeldach
Siehst mir umsonst, o Carcer, nach.
Für schlechte Herberg, Tag und Nacht,
Sei dir ein Pereat gebracht!

Du aber blüh und schalle noch,
Leb, alter Waffenboden, hoch!
Es stärkt den Geist die Wissenschaft,
So stärke du des Armes Kraft.

Da komm' ich, ach, an Liebchens Haus:
O Kind, schau noch einmal heraus!
Heraus mit deinen Äuglein klar,
Mit deinem dunkeln Lockenhaar!

Und hast du mich vergessen schon,
So wünsch' ich dir nicht bösen Lohn;
Such dir nur einen Buhlen neu,
Doch sei er flott gleich mir und treu!

Und weiter, weiter geht der Lauf,
Thut euch, ihr alten Thore, auf!
Leicht ist mein Sinn und frei mein Pfad,
Gehab dich wohl, du Musenstadt.

Ihr Freunde, drängt euch um mich her,
Macht mir mein leichtes Herz nicht schwer,
Auf frischem Roß mit frohem Sang
Geleitet mich den Weg entlang.

Im nächsten Dorfe kehret ein,
Trinkt noch mit mir von einem Wein. —
Und nun denn, Brüder, sei's, weil's muß!
Das letzte Glas, den letzten Kuß!

Der Reiter über den Bodensee.

Der Reiter reitet durchs helle Thal,
Aufs Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
Er trabt im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut' an den Bodensee,
Noch heut' mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.
Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.
Aus den Bergen heraus ins ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.
Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus.
So fliegt er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;
Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Weg vertraut.
Fort geht's wie auf Samt, auf dem weichen Schnee;
Wann rauscht das Wasser? wann glänzt der See?
Da bricht der Abend, der frühe, herein,
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse giebt er den scharfen Sporn.
Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.

„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"
Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.
Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du."
Der Fremde schaudert, er atmet schwer:
„Dort hinten die Ebene, die ritt ich her."
Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott! so ritteſt du über den See?
An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
Und du warst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?"
Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär,
Es stellen die Knaben sich um ihn her;
Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brot und iß vom Fisch!"
Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.
Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.
Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

Von den jüngeren Mitgliedern der Schule ist unstreitig **Eduard Mörike** der vornehmste; er ist ein Dichter von tiefer Innigkeit, großer Anmut und zartester Feinfühligkeit, aber eine lange Kränklichkeit und eine wahrscheinlich daraus entstandene Lässigkeit und Bequemlichkeit ließ ihn nie zu anhaltendem, ernstem Fleiße kommen. Wie er selten einen Reisewagen bestieg, ohne allerlei Polster und Betten mitzuführen, so griff er auch zur Feder nur, wenn er sich ganz vollständig wohlig und behaglich zum Schreiben angeregt fühlte. Die energischen Worte „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" hat er nie seiner Muse zugerufen, und da die Götter vor den Ruhm den Schweiß setzten, so ist er nicht berühmt geworden, sondern hat bloß eine kleine Gemeinde hinterlassen. Diese wird ihm aber treu bleiben und sich auch immer wieder ergänzen. Mörike wurde am 8. September 1804 zu Ludwigsburg geboren und studierte, nachdem er seine Vorbildung in dem niederen theologischen Seminar zu Urach erhalten, von 1822—26 zu Tübingen Theologie. Schon hier führte er ein seltsames Leben, schuf sich mit seinem Freunde Ludwig Bauer eine eigene Mythologie, las an Nachmittagen in dem künstlich verdunkelten geheimnisvollen „Brunnenstübchen", einem Gartenhause, bei Kerzenschein mit einigen Auserwählten im Shakespeare, und was dergleichen Absonderlichkeiten mehr waren. Von 1826 ab verbrachte er acht Jahre teils als Pfarrgehilfe, teils in freier Muße, seinen Neigungen und dichterischen Arbeiten lebend. Zu den ersteren gehörte auch der Hang, komische Charaktere darzustellen, und dieser verleitete ihn in jener Zeit sogar einmal, einen höchst gefährlichen genialen Streich auszuführen, von dem das gestrenge Konsistorium zu Stuttgart glücklicherweise nichts erfuhr. Eine umherziehende Schauspielertruppe erregte in ihm dermaßen die Lust, auch einmal ein größeres Publikum zum Zeugen seiner mimischen Fähigkeiten zu haben, daß er sich derselben unter einem falschen Theaternamen auf einige Wochen anschloß und mit ihr in einer Reihe von Stücken, u. a. als Hofmarschall Kalb in Schillers „Kabale und Liebe", auftrat. Von seinen poetischen Schöpfungen entstand in jener Zeit als Hauptwerk die Novelle „Maler Nolten" (2 Bände, Stuttg. 1832, 2. überarb. Aufl. ebendas. 1877), die viel Aufsehen und große Hoffnungen erregte, welche der Dichter aber, wohl hauptsächlich infolge seiner Vorliebe für behagliche Beschaulichkeit, nur zum Teil erfüllte. Eine Idee liegt dem „Maler Nolten" nicht zu Grunde, auch die Komposition ist sehr mangelhaft; die Verwicklungen schlingen sich nicht natürlich ineinander, sondern sind zum teil erzwungen, und der Totaleindruck des Schlusses, der in dem Untergange des Malers Nolten und des liebreizenden Landmädchens Agnes gipfelt, wird in seiner erschütternden Wirkung erheblich durch verschiedene spukhafte Episoden und das unheimliche Eingreifen einer Zigeunerin beeinträchtigt. Trotzdem zieht die Novelle in hohem Grade an, denn sie enthält eine Menge Scenen von größter Anschaulichkeit und Lebendigkeit, viele reiz- und stimmungsvolle

Detailschilderungen und eine Fülle von gleichsam spielend hineingeworfenen geistreichen Bemerkungen. In den letzten Jahren seines Lebens unternahm der Dichter noch einmal eine Umarbeitung des Werkes, ohne jedoch die Hauptmängel beseitigen zu können. Im Jahre 1834 erhielt Mörike die Pfarrstelle zu Kleversulzbach bei Weinsberg, und hier im freundschaftlichen, anregenden Umgange mit Justinus Kerner, Ludwig Bauer, Vischer, Hartlaub u. a. entstand rasch eine Reihe von Gedichten, die er sodann mit älteren 1838 in einem schmalen Bändchen herausgab. Die „Gedichte" enthalten bereits so ziemlich alles, was wir an Mörike lieben, die süß-melancholischen Liebeslieder, von denen besonders diejenigen, welche das Gefühl der Verlassenheit, der erfahrenen Untreue mit Meisterschaft zum Ausdruck bringen, wie „Das verlassene Mägdlein" (siehe unten), „Agnes", „Nächtliche Fahrt", „Ein Stündlein wohl vor Tage" u. s. w., hervorgehoben werden müssen, ferner die von schalkhaftem Humor belebte Elegie „Lose Ware" (siehe unten) und die wohligstes Behagen atmende Idylle „Der alte Turmhahn", die wir leider ihrer Länge wegen hier nicht mitteilen können. Die Balladen und Romanzen Mörikes leiden größtenteils an Dunkelheiten und Härten des Ausdrucks, wir nennen daher nur die anmutige Romanze „Schön Rohtraut", die wir auch unten wiedergeben. Bereits 1843 trat der Dichter, infolge andauernder Kränklichkeit, in den Ruhestand, privatisierte mehrere Jahre in dem Badeorte Mergentheim, wandte sich dann nach Stuttgart, wo man ihm eine ihn wöchentlich nur zu einer einzigen Lehrstunde verpflichtende Professur übertrug, legte jedoch auch dieses Amt 1866 nieder und lebte von da ab bis zu seinem am 4. Juni 1875 erfolgten Tode, wiederholt durch ehrende Auszeichnungen erfreut, in tiefster Zurückgezogenheit.*) In der ganzen Zeit von 1838—1875 brachte er nur noch wenig hervor, die „Idylle am Bodensee", das Märchen „Das Stuttgarter Hutzelmännlein" und die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag". Die in Hexametern geschriebene „Idylle am Bodensee" (Stuttg. 1846) entbehrt zwar der künstlerischen Steigerung, ist aber mit so viel köstlichem Humor durchsetzt und schildert den schwäbischen Volksstamm am „schwäbischen Meere" mit solcher Anschaulichkeit und Liebenswürdigkeit, daß sie trotz der mangelnden Harmonie großen Genuß gewährt. In dem „Stuttgarter Hutzelmännlein" (Stuttg. 1853) erzählt der Dichter in ergötzlichster Weise die Streiche eines zauberkundigen Gnomen, und in der Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" (Stuttg. 1856) entwirft er ein überaus anmutiges und geistreiches Bild des genialen Komponisten des „Don Juan". — Alle Werke Mörikes bekunden also, wie wir gesehen haben, ein reiches Talent, ein tiefes

*) Vergl. Julius Klaiber, Eduard Mörike. Zwei Vorträge. Stuttg. 1876; Fr. Notter, Ed. Mörike. Ein Beitrag zu seiner Charakteristik als Mensch u. Dichter. Stuttg. 1876, und H. Fischer, Eduard Mörike. Stuttg. 1881.

Gemüt, einen feinen Sinn für Anmut und Schönheit, einen liebenswürdigen Humor, und es ist daher nur zu bedauern, daß der Dichter so wenig von seinem Golde ausmünzte.

Das verlassene Mägdlein.

Früh, wann die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde stehn,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,
Es springen die Funken;
Ich schau' so drein,
In Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloser Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder!
So kommt der Tag heran —
O ging' er wieder!

Lose Ware.

„Tinte! Tinte kauft ab! Schöne schwarze Tinte verkauf' ich!
Rief ein Büblein gar hell Straßen hinauf und hinab.
Lachend traf sein feuriger Blick mich oben im Fenster,
Eh' ich mich's versah, huscht' er ins Zimmer herein.
Knabe, dich rief niemand! — „Herr, meine Ware versucht nur!"
Und sein Fäßchen behend schwang er vom Rücken herum.
Da verschob sich das halb zerrissene Jäckchen ein wenig
An den Schultern, und hell schimmert ein Flügel hervor.
Ei, laß sehen, mein Sohn, du führst auch Federn im Handel?
Amor, verkleideter Schelm! soll ich dich rupfen sogleich?
Und er lächelt, entlarvt, und legt auf die Lippen den Finger:
„Stille! sie sind nicht verzollt — stört die Geschäfte mir nicht!
Gebt das Gefäß, ich füll' es umsonst, und bleiben wir Freunde!"
Dies gesagt und gethan, schlüpft' er zur Thüre hinaus. —
Angeführt hat er mich doch: denn will ich was Nützliches schreiben,
Gleich wird ein Liebesbrief, gleich ein Erotikon draus.

Schön-Rohtraut.

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?
  Rohtraut, Schön-Rohtraut.
Was thut sie denn den ganzen Tag,
Da sie wohl nicht spinnen und nähen mag?
  Thut fischen und jagen.
O daß ich doch ihr Jäger wär'!
Fischen und jagen freute mich sehr.
  — Schweig stille, mein Herze!

Und über eine kleine Weil',
  Rohtraut, Schön-Rohtraut,
So dient der Knab' auf Ringangs Schloß
In Jägertracht und hat ein Roß,
  Mit Rohtraut zu jagen.
O daß ich doch ein Königssohn wär'!
Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb' ich so sehr.
  — Schweig stille, mein Herze!

Einstmals sie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rohtraut:
Was siehst mich an so wunniglich?
Wenn du das Herz hast, küsse mich!
Ach! erschrack der Knabe.
Doch denkt er: mir ist's vergunnt,
Und küßte Schön-Rohtraut auf den Mund.
— Schweig stille, mein Herze!

Drauf sie ritten schweigend heim,
Rohtraut, Schön-Rohtraut;
Es jauchzt der Knab' in seinem Sinn:
Und würd'st du heute Kaiserin,
Mich sollt's nicht kränken:
Ihr tausend Blätter im Walde wißt,
Ich hab' Schön-Rohtrauts Mund geküßt!
— Schweig stille, mein Herze!

Unmittelbar neben Mörike muß **Gustav Pfizer** genannt werden, den man sogar als eine Ergänzung zu jenem betrachten könnte. Denn während Mörike wohl alle tiefen Herzenstöne für das volkstümliche Lied anzuschlagen wußte, aber über die schlichte Einfachheit nicht hinausgehen konnte, vermochte Pfizer in der Ballade eine an Schiller erinnernde rhetorische Pracht zu entfalten, ohne jedoch im Liede auch nur im entferntesten die warme Innigkeit Mörikes zu erreichen. Pfizer war sich auch sehr bald über sein Können sowohl, wie über den Mangel seines Talentes klar und hat diese Überzeugung sogar offen in der neuen Sammlung seiner Gedichte Seite 52 ausgesprochen. Die meiste Pflege widmete er naturgemäß der Ballade und schuf hier Gedichte, die zu den prächtigsten ihrer Gattung zu zählen sind. Den Mangel an Wärme suchte er durch interessante Vorwürfe (wobei er oft über den bisherigen Ideenkreis der Schule hinausging), durch geistreiche Charakteristik und durch Glanz der Sprache auszugleichen, was ihm auch oft annähernd gelang. So ist z. B. der unten mitgeteilte „Gesang der Korybanten" ein mit großer Kenntnis des antiken Geistes und mit blendenden Farben ausgeführtes Bild aus dem Altertum. Nicht minder glanzvoll und farbensatt ist die ebenfalls unten wiedergegebene Ballade „El Sospiro del Moro". Dennoch erreichte keine einzige seiner Balladen die höchste Vollendung, da uns zwar jede interessiert und fesselt, aber keine wahrhaft erschüttert. Will der Dichter die ihm gesteckten Grenzen überschreiten, Gefühle schildern, die er nicht hat, so wird er sentimental, breit und schwerfällig, wie in dem größeren Gedichte „Der Welsche und der Deutsche" (Stuttg. 1848). In seinen politischen Gedichten, Griechenliedern und Polenliedern dokumentirt sich eine edle, freimütige Gesinnung. Erwähnt sei noch, daß Pfizer auch als Übersetzer Tüchtiges leistete; besonders hervorgehoben zu werden verdient seine Übertragung von Byrons „Dichtungen" (Stuttg. 1835—39). Pfizer wurde am 29. Juli 1809 zu Stuttgart geboren, widmete sich von 1825 bis 1830 zu Tübingen theologischen und philosophischen Studien, unternahm 1834 eine Reise nach Italien, war von 1836 bis 1847 als Redakteur an Cottaschen Zeitschriften thätig und erhielt im letztgenannten Jahre die Stelle eines Professors der Litteratur am Obergymnasium zu Stuttgart, die er erst vor einigen Jahren niederlegte. Seine „Gedichte" erschienen zu Stuttgart 1831, die „Ge-

dichte. Neue Sammlung", ebendaselbst 1835, ein Band „Dichtungen epischer und lyrisch-epischer Gattung", ebendaselbst 1840. — Sein Bruder Paul Achatius Pfizer (1801—1867) gab mit dem später besonders durch seine Dante-Forschungen in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Friedrich Notter (1801—1884) den geistvollen, von mannhafter Gesinnung zeugenden „Briefwechsel zweier Deutschen" (Stuttg. 1838) heraus, dem auch eine Anzahl warm empfundener politischer Gedichte von P. A. Pfizer angehängt ist.

Gesang der Korybanten.

Lasset das glühende Leben verbluten,
Eh' es erstarrt in Alter und Frost,
Über die zischenden Aschengluten
Strömet den roten, brausenden Most!
Hauet sie ab, die nervigen Hände,
Daß nicht gemeine That sie mehr schände!
Glieder, berührt von ambrosischem Hauche,
Dürfen nicht frönen mehr ird'schem Gebrauche.

Löst mit dem Dolche des Lebens Bäche,
Stürzet zusammen den sterblichen Bau!
Auf die zerstampften Gründe breche
Leben entzündend der purpurne Tau.
Steigt nicht vom Boden, dem blutessatten,
Reizend das Bild des tötlichen Weibs?
Und ihren Priestern, den todesmatten,
Löset ihr Kuß die Fessel des Leibs.

Daß sie die glänzenden Flügel sich wasche,
Keck die Phaläne zur Fackel sich drängt;
Aber der silberne Leib wird zur Asche,
Wenn ihr die Lohe die Schwingen versengt.
So ist's gesungen den Korybanten;
Wenn beim Feste die Herzen entbrannten,
Dürfen sie nicht mehr mit prüfendem Willen
Geistes-Verlangen kühlen und stillen;

Grifft Du hinein in der Urne Schoß,
Holst Du heraus der Notwendigkeit Los!
Aber wir halten der Göttin die Treue!
Jauchzen des Todes erstichet die Reue;
Wer in dem Wahnsinn der Lust verscheidet,
Wird von dem Felsen der Wildnis beneidet!
Nimmer, so jubeln die sterbenden Seelen,
Wird es an Priestern der Königin fehlen!

El Sospiro del Moro.

Edle Reiter kommen gezogen
Aufwärts den Berg in buntem Zug;
Und Kameele, von Lasten gebogen,
Starke Rosse mit triefendem Bug.

Aber sie ziehen so öd und stille,
Ohne der hellen Trompeten Tusch,
Nicht von des Turbans farbiger Fülle
Wehet der freudige Reiherbusch.

Tief in den Boden die Rosse hauen,
Nach dem Gipfel gerichtet den Blick;
Aber die Männer und die Frauen
Sehen voll Gram ins Thal zurück.

Unter der Last verhaltner Klagen
Quält sich des vordersten Reiters Herz;
Kann das mächtige Roß ertragen
König Boabdil und seinen Schmerz?

Ach, die süße Heimat verloren!
Wo der Himmel so mild und klar!
Aus dem Lande, das sie geboren
Scheidet der trüben Verbannten Schar.

Allah segnet des Feindes Fahnen;
Segnende Blitze sind sein Geschoß,
Und des verhaßten Kreuzes Fahnen
Wehen von der Alhambra Schloß.

Angelangt auf dem Gipfel wenden
Alle zum Thale den finstern Blick;
Und die Frau'n mit gekreuzten Händen
Klagen um das verlorene Glück.

Jeder gedenkt, was er besessen
In des fröhlichen Xenils Au'n;
Was er geliebt, er soll es vergessen
Und seine neue Heimat erbau'n.

Aber Boabdil, in Gram verloren,
Denket an Krone und Macht und Reich,
Ach! im Purpur war er geboren,
Sterben wird er dem Bettler gleich.

Wandeln soll er auf dornigem Pfade,
Der geruht im seidenen Zelt;
Missen das schöne Recht der Gnade,
Welches üben die Herrscher der Welt.

Daß er noch einmal sein Herz erquicke,
Schaue noch einmal der Väter Haus,
Sendet er dürstend heiße Blicke
Über die sonnige Landschaft aus.

Aber er sättigt seine Seele
Mit dem schmerzlichen Abschied nicht;
Daß er die fließende Thräne verhehle,
Hüllt ins Gewand er sein Angesicht.

Und die Ritter und die Frauen
Denken nicht mehr der eignen Wehn,
Wenn sie den klagenden Fürsten schauen
An seines Reiches Marken stehn.

Granada lag in goldenem Schimmer
Und die Alhambra in sonnigem Brand —
Da entfloh der König, und nimmer
Sah er sein schönes Vaterland.

Flüchtig verhallt der Sterblichen Klage,
Wie der Wind geht über die Flur;
Und das malmende Rad der Tage
Löschet ebnend des Kummers Spur.

Doch nicht vergaß das seltene Trauren
Eines Königs der heilige Ort;
Und der letzte Seufzer des Mauren
Tönt auf dem Berge noch immer fort.

Vollständig harmonisch begabt und entwickelt ist **Johann Georg Fischer.** Dieser gebietet sowohl über die zarte Stimme der Liebe, wie über das schwungvolle Pathos hehrer Begeisterung. Sein Blick reicht weit über Schwaben hinaus und ist meist auf die heiligsten Güter der Menschheit gerichtet; dennoch hat er auch der Heimat eine innige Liebe bewahrt und kann selbst Freude über das Einfachste und Schlichteste empfinden, wenn er in ihm einen Zusammenhang mit dem Allgemeinen gewahrt. Der Natur hat er eine lange Reihe äußerst anmutiger Lieder gewidmet, aber er zeigt sich in denselben nicht als ein vergnüglich einherschlendernder, gedankenlos jauchzender Sommerfrischler, sondern als ein mit klugem Auge sinnend dahinschreitender Naturfreund, der im sprießenden Blatt, wie im geschäftig über den Weg kriechenden Käfer das unsichtbare Wirken einer gewaltigen Schöpferkraft spürt und im Baum wie im Menschen den großen Kreislauf des Lebens sieht. Wir teilen von diesen Gedichten unten „Ans Ziel" und „Deines Odems einen Hauch" mit. Der Liebe gilt eine zweite Kategorie seiner Lieder, und hier stehen wir nicht an zu behaupten, daß selbst Uhland keinen innigeren, keinen herzlicheren Ton angeschlagen hat. Dabei ist Fischer immer gedankenreich, immer formschön, niemals sentimental. Ein beredtes Meisterstück ist uns das unten wiedergegebene „Geweihte Stätte", das wohl zu den keuschesten und reizvollsten lyrischen Ge-

dichten zählt, die wir überhaupt besitzen. In gleicher Weise hervorgehoben zu werden verdienen das rührende „Mein Liebster nur ist mein Gebet", das warmherzige „In der Kirschenblüt'" und das schalkhaft-humoristische „Feuer und Flamme". Ein dritter Kranz von Gedichten behandelt das Leben, die Kunst und das Vaterland. Für das Leben und Treiben auf Markt und Straßen, für die Sorgen und Leiden der Mühseligen und Beladenen hat Fischer ein klares Auge und ein warmes Mitgefühl, für die Gebilde der Kunst ein reifes Urteil und für das Wohl und Wehe des Vaterlandes, nicht nur Schwabens, sondern auch des gesamten Deutschlands, ein kräftig schlagendes Herz. Schon als es noch gefährlich war, von einem einigen, großen deutschen Reiche zu sprechen, trat Fischer unerschrocken für dasselbe ein und hat dann auch fort und fort mit der ganzen Macht seiner Poesie für den Einheitsstaat gewirkt. Den Ereignissen von 1870 ist er dabei gleichsam wie ein Prophet vorangeschritten. Man vergleiche sein unten wiedergegebenes schwungvolles „Lied der Zukunft" und das inbrünstige Gebet „Nur einen Mann aus Millionen!". Trotz ihres hohen Wertes, ihrer großen Schönheiten, sind Fischers Gedichte noch nicht in weitere Kreise gedrungen, wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie lange Zeit in nicht weniger denn sechs Bändchen verstreut waren („Gedichte" Stuttg. 1854, 2. Aufl. 1558; „Neue Gedichte". Ebend. 1865; „Den deutschen Frauen, Gedichte. N. F." Ebd. 1869; „Aus frischer Luft". Ebd. 1872; „Neue Lieder". Ebd. 1876 und „Merlin. Gedichte". Ebd. 1877); seit kurzem liegt nun aber eine Auswahl in einem handlichen Bande vor („Gedichte". 3. verm. und aus den versch. Samml. vervollst. Aufl. Stuttg. 1883), die ganz dazu angethan ist, ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes zu werden. Fast gänzlich unbekannt sind Fischers Dramen, wohl nicht zum geringsten Teile deshalb, weil Fischer dem Geschmacke des Publikums nicht schmeichelt und außerdem Grundansichten vertritt, die man wenigstens auf Hofbühnen noch immer nicht aussprechen lassen will. Denn der Dichter wendet sich sowohl in seinem Erstlingswerke „Saul" (Stuttg. 1862), wie in seinen weiteren Dramen „Friedrich der Zweite von Hohenstaufen" (Stuttg. 1863), „Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkriege" (Stuttg. 1866) und „Kaiser Maximilian von Mexiko" (Stuttg. 1868) schonungslos und mit der überzeugenden Macht eines echten Poeten gegen das zünftige Priestertum, das die Religion nur dazu benützte, die Menschen sich zu Knechten zu machen und sie auszubeuten. Am glänzendsten hat er dies an Kaiser Maximilian nachgewiesen, der sein Land von der Priesterschaft befreien wollte, dann aber in der Not, von seinem Bundesgenossen Napoleon III. schmachvoll verlassen, die dargereichte Hand der jesuitischen Geistlichkeit ergriff und nun von dieser in den Abgrund gestoßen wurde.*) —

*) Vergl. E. Brenning, Johann Georg Fischer (Akad. Bl., Braunschw. 1884, I, 506—542).

Das Leben Fischers ist sehr schlicht verlaufen; er wurde am 25. Oktober 1816 zu Groß-Süßen, einem sehr anmutig im Filsthale zwischen der schwäbischen Alb und dem Unterlande gelegenen Dorfe, geboren, bildete sich zunächst auf einem Seminar zum Schullehrer aus, war auch einige Jahre als solcher thätig, eignete sich dann aber unter vielen Entbehrungen mit großer Energie eine höhere Bildung an, bezog noch 1841 die Universität Tübingen, wo er sich hauptsächlich naturwissenschaftlichen, geschichtlichen, litterarischen und historischen Studien widmete, und erhielt 1860 eine Stelle als Professor an der Oberrealschule zu Stuttgart, die er bis 1886 bekleidete. In diesem Jahre trat er in den Ruhestand.

Ans Ziel.

Gestern ein Rieseln
Im weichen Eise,
Heute ein Bach
Auf der Frühlingsreise;
Gestern ein Kind
Mit Schleif' und Band,
Heute Jungfrau
Im Festgewand —
Wohin? Wer weiß?
Und wem der Preis?
Frage die Biene,
Wohin sie fliegt,
Frage die Hoffnung,
Wo Eden liegt.

Deines Odems einen Hauch.

Und so hüllest du mich wieder,
Treuer Wald, in deine Nacht,
Leib und Seele leg' ich nieder
In die Arme deiner Macht.

Hab' ich niemals doch vergebens
Mich versenkt in deine Hast;
Schon durchs tiefste Herz des Lebens
Rinnt mir deines Odems Kraft,

Daß ich morgen in der schwülen
Abgeschiedenheit von dir
Noch die Strömung werde fühlen
Eines Lebenshauchs von ihr.

Geweihte Stätte.

Wo zweie sich küssen zum erstenmal,
Bleibt nach auf Erden ein Duft und Strahl;
Es leuchtet der Platz, es wärmt der Weg,
Von seligem Zittern bebt der Steg;
Und der Baum geht früher in Blüt' und Blatt,
Wenn ein Sonnenregen geregnet hat.

Die Erde wimmelt von Klang und Licht,
Wie Feiertag ist's, und ist doch nicht.
Wär' auch die Sonne am Untergehn,
Auf Erden ist's eben wie Auferstehn,
Denn alles ist Seele und Sonnenstrahl,
Wo zwei sich küßten zum erstenmal.

Das Lied der Zukunft.

„Wirf deine Harfe an den Stein!
Zerreiß die Saiten deiner Leyer!
Die Welt von heute ist gemein,
Unwürdig einer Liedesfeier;
Vom Himmel riß man längst den Gott,
Den sonst verherrlichte der Glaube,
Und Treu und Liebe sind ein Spott,
Ein Spott der Kranz von Eichenlaube.

„Denkst du des Lebens Dürftigkeit,
Die längstbeklagte, zu beklagen
Und bei den Götzen dieser Zeit
Nach feilem Dienste umzufragen?
Willst du der Vorzeit Sinn und Art
Erneun im Zauber des Gesanges
Und an der schnöden Gegenwart
Dich rächen mit der Macht des Klanges?"

So spricht die Welt, für die du sangst,
Getreues Lied, in deinem Glauben,
So spricht die hoffnungslose Angst,
Und will dir Mut und Zukunft rauben —
Und gräbt sich selber ihre Gruft;
Auf, wappne dich, du Macht der Lieder,
Schwing deine Harfe in die Luft,
Und Mut und Glaube leben wieder.

Wohl sind's der Klagelieder g'nug,
Genug der Poesie'n des Zornes,
Doch einen neuen vollen Zug
Wag' aus dem Quell des Liederbornes;
Dem trägen Heute laß den Lauf,
Und laß sie ruhn, die gestern starben,
Schon glühn am Morgenhimmel auf
Der Zukunft lebensfrische Farben.

Dort klingt's wie Frühlingswellenschlag,
Dem starren Winterschlaf zu Leide,
Dort weben Geister Nacht und Tag
Der Zeit an einem neuen Kleide:
Es rauschet, wie ein kühn Gedicht,
Das frische Kleid von frischem Leben,
Auf, Liederlust, und säume nicht,
Auch deine Blüten drein zu weben.

Und Freiheit heißt das neue Kleid,
Und Recht und Liebe seine Säume;
Die ihr verzagt und traurig seid,
Seht's wallen durch des Himmels Räume,
Und glaubt, es kommt ein Tag heran,
Da sich ein Mann, ein Held, bereitet,
Der, mit dem Kleide angethan,
Erlösend durch die Lande schreitet.

Der eilt im Sturm dem Siege zu,
Zu dem wird jedes Herz sich neigen,
Und hat die Erde Fried' und Ruh',
Wird er herab zum Volke steigen;
Der sei's, ihr Lieder, den ihr preist,
Dem laßt der Hoffnung Chöre schallen
Und vor dem Gott, der ihn verheißt,
Die Menschheit gläubig niederfallen.

O hoher Preis und Ruhmesglanz,
Den ihr in solchem Dienst ersungen,
O unverwelklich schöner Kranz,
Den ihr um solch ein Haupt geschlungen!
Der Sänger stirbt, das Lied verschwebt,
Und rasch verklingen die Gedichte:
Doch ein unsterblich Leben lebt
Ihr Geist im Strome der Geschichte!

Unzweifelhaft das bedeutendste Talent unter den jüngeren Dichtern besaß **Wilhelm Waiblinger** (1804—1830), wie aus seiner Jugenddichtung „Phaëton", seinen Novellen und seiner wenn auch verfehlten Tragödie „Anna Bullen" überzeugend hervorgeht; allein ein zügelloses Leben vernichtete gar bald die Hoffnungen, zu denen er berechtigt hatte. Ebenfalls zu früh verstarb der liebenswürdige **Ludwig Bauer** (1804—1846), von dessen Dichtungen wir nur die durch geistreiche Charakterisierung des Haupthelden sich auszeichnende Trilogie „Alexander der Große" nennen. David Friedrich Strauß setzte dem Freunde in seinen „Kleinen Schriften" ein ehrendes Denkmal. Bescheidener waren **Alexander Graf von Württemberg** (1801—1844), ein Sohn des Herzogs Wilhelm von Württemberg, **Wilhelm Zimmermann** (1807—1878) und **Hermann Kurz** (1813—1873) veranlagt, doch hat der erstere in seinen „Gedichten" und „Liedern des Sturms" mehrere frische und farbenreiche Schilderungen aus dem Jägerleben im Schwarzwalde geliefert. Zimmermann machte sich hauptsächlich durch seine populären, im freisinnigen Geiste geschriebenen Geschichtswerke, vornehmlich durch seine mit warmer Teilnahme für das arme unterdrückte Volk geschriebene „Geschichte des Bauernkrieges" einen Namen; es gelang ihm aber auch mancher frohe, kräftige Sang im Tone Uhlands. Hermann Kurz wurde in weiteren

Kreisen durch seinen vortrefflichen Roman „Schillers Heimatjahre" (3 Bde., Stuttg. 1843, 2. Aufl. in 2 Bdn. 1857) bekannt, in dem er mit vieler Liebe und Sorgfalt ein treues Kultur- und Sittenbild von jenem Württemberg entwirft, in welchem Schiller aufwuchs und sich entwickelte. Der frei erfundene Held des Romans, Professor Roller, der Herzog Karl Eugen und Schiller selbst sind mit vieler Anschaulichkeit geschildert, und die Verhältnisse, welche die Entwickelung des Dichters hemmten und förderten, mit großer Umsicht äußerst klar dargelegt. Auch sonst hat Kurz noch manches Tüchtige geleistet; seine schwäbische Volksgeschichte „Der Sonnenwirt" ist ein mit kräftigen Strichen entworfenes Seelengemälde, und seine Shakespeareforschungen lieferten wertvolle Beiträge zur Kenntnis des großen Briten. Seine gesammelten Werke gab Paul Heyse mit einer Biographie 1874 zu Stuttgart in 10 Bänden heraus. Die Bedeutung von **Ludwig Seeger** (1810—1864) und **Ludwig Pfau** (geb. 1821) ist mehr auf anderen Gebieten, denn auf dem der Poesie zu suchen; Seeger ist besonders als gewandter Übersetzer Shakespearescher Dramen und als namhafter Politiker zu nennen und Pfau als geistvoller Kunstschriftsteller, wiewohl der letztere auch in seinen Gedichten einen feinen Geschmack und warme Innigkeit zeigt. Von dem jüngsten Nachwuchse der Schule endlich heben wir Karl Schönhardt (geb. 1833) mit seinen warm empfundenen „Gedichten" (Stuttg. 1860), Wilhelm Hertz (geb. 1835) mit seinen von heißer sinnlicher Glut durchwehten epischen Dichtungen „Lanzelot und Ginevra" (Hamb. 1860) und „Hugdietrichs Brautfahrt" (Stuttg. 1863) sowie dem reizvollen, von köstlichem Humor belebten Klostermärchen „Bruder Rausch" (Stuttg. 1882), Eduard Paulus (geb. 1837) mit seinen heitern „Liedern" (Stuttg. 1877) und Karl Weitbrecht (geb. 1847) mit seinen edlen und formschönen „Gedichten" (Stuttg. 1880) hervor.

Zu diesen schwäbischen Poeten stellten sich auch noch einige Dichter, die nicht Landsleute, sondern nur Sinnesgenossen, teils sogar nur Nachahmer waren. Wir nennen den vom Niederrhein stammenden, in seinen Balladen und Romanzen sich meist an Uhland anlehnenden Joseph Matzerath (1815—1876), den wegen seiner freisinnigen Heldengedichte, mehr noch durch seine ansprechenden Fabeln besonders in der Schweiz beliebten Abraham Emanuel Fröhlich (1796—1865), den ebenfalls aus der Schweiz gebürtigen Rudolf Tanner (1794—1849), der stimmungsvolle „Heimatliche Lieder und Bilder" herausgab, und den Österreicher Karl Egon Ebert (1801—1882), der sich mit seinen Epen, Balladen, Romanzen und Idyllen ebenfalls Uhland mehr oder weniger zum Muster nahm.

Der religiöse Ton ist in der schwäbischen Dichterschule verhältnismäßig wenig angeschlagen worden, obwohl fast sämtliche Mitglieder der Schule mit tief-religiösem Gefühle durchdrungen waren. Die meisten Dichter pflegten das geistliche Lied nicht, weil sie sich bei ihrer freisinnigen Denkweise und ihrem

Streben nach Selbständigkeit an die hergebrachten Formen und Anschauungen nicht binden wollten. Es sind daher auch nur wenige, die wir als ausgesprochen religiöse Dichter der Schule zu nennen haben. Der älteste ist **Albert Knapp**. Dieser bemühte sich, die schlichte Einfachheit des alten Kirchengesanges nachzuahmen, was ihm auch in verschiedenen seiner Lieder in schönster Weise gelungen ist, bei vielen stört jedoch eine engherzige pietistische Weltanschauung. Knapp wurde am 25. Juli 1798 zu Tübingen geboren, wirkte viele Jahrzehnte als Prediger, zuletzt als Stadtpfarrer an der St. Leonhardskirche zu Stuttgart, und starb am 18. Juni 1864. Seine „Christlichen Gedichte" erschienen zuerst zu Basel 1829, in einer Auswahl kamen seine „Geistlichen Lieder" 1864 und seine „Gedichte" 1854, in 2. Auflage 1868 zu Stuttgart heraus. Ähnliche Ziele verfolgte auch **Karl Grüneisen** (1802—1879), der sich außerdem noch einen Namen als Kunstschriftsteller machte. Seine „Lieder" erschienen 1824 zu Stuttgart. Weit bedeutender als Knapp und Grüneisen ist **Karl Gerok**, ein Poet von großem Gedankenreichtume. Gerok hat sich sehr glücklich von aller fromm-mystischen Verdüsterung fern gehalten und, obgleich streng religiös, sich doch einen freien Blick bewahrt. Darum sieht er auch die Welt mit ihrem Treiben keineswegs mit der Miene eines Bußpredigers an, sondern mischt sich freundlich unter die Menge, und in bewegter Zeit tritt er sogar, wie wir später bei Besprechung der Kriegslyrik von 1870/71 sehen werden, mit warmen, tief empfundenen Liedern mitten unter die patriotischen Dichter. Den meisten Beifall haben seine „Palmblätter" gefunden, die zuerst 1857 zu Stuttgart erschienen und dann in verschiedenen Ausgaben viele Auflagen erlebten. Er bietet in denselben teils poetische Bearbeitungen biblischer Geschichten, teils Betrachtungen über einzelne Stellen der heiligen Schrift in poetischer Form und baut auf diesen dann mit schwunghafter Beredsamkeit ein hohes Gebäude glänzender Gedanken auf. Bisweilen läßt er sich allerdings auch durch sein Talent verleiten, Unbedeutendes weit auszuspinnen, doch gehören solche Weitschweifigkeiten zu den Seltenheiten. Seine weiteren Gedichtsammlungen, die dieselben Vorzüge aufweisen und ebenfalls wiederholt aufgelegt wurden, betitelte er „Pfingstrosen" (Stuttg. 1864), „Blumen und Sterne" (Stuttg. 1868), „Palmblätter, Neue Folge" (Stuttg. 1877) und „Der letzte Strauß" (Stuttg. 1885); seine Zeitgedichte faßte er unter dem Titel „Deutsche Ostern" (Stuttg. 1871) zusammen. In der wissenschaftlichen Welt machte er sich besonders durch die homiletische Bearbeitung der Apostelgeschichte für Langes Bibelwerk bekannt, in der er den kirchlich-konservativen Standpunkt einnimmt. Gerok wurde am 30. Januar 1815 zu Vaihingen a. d. Enz geboren, studierte 1832—1836 in Tübingen Theologie, wirkte von 1844 ab an verschiedenen Kirchen als Prediger und bekleidet seit 1868 die Stelle eines Oberhofpredigers zu Stuttgart. Seine Knaben- und Jünglingsjahre hat er selbst sehr anschau-

lich in seinen „Jugenderinnerungen“ (Bielefeld 1876) geschildert. Mit geringerem Erfolge hat sich **Julius Krais** (1807—1871) auf dem Gebiete der religiösen Lyrik versucht; seine „Gedichte“ (Heilbr. 1839), „Christlichen Gedichte“ (Reutl. 1859) ꝛc. sind nicht über kleine Kreise hinausgedrungen.

Mit diesen geistlichen Liedersängern schließt sich der weite Kreis der schwäbischen Dichterschule, wir wenden uns aber noch nicht zu dem neuen Gedankenstrom des nächsten Kapitels, weil wir noch zu einem Dichter treten müssen, der mit einer kleinen Gruppe von Gleichstrebenden seitwärts von Uhland steht, auch oft mit diesem verglichen worden ist, allein weder dessen Bedeutung, noch dessen Popularität erreicht: zu **Friedrich Rückert**. Die Muse hatte Rückert nicht minder innig, wie Uhland geküßt, aber bald nach den Befreiungskriegen gingen die Wege beider Dichter weit auseinander; Rückert kehrte in mißmutiger Resignation dem Vaterlande den Rücken und wanderte nach dem Orient, nach den Rosengärten von Schiras, zu den Palmenhainen des Ganges und selbst nach China, während Uhland, dem Vaterlande treu, zu den versunkenen Schätzen der heimischen Poesie hinabstieg und sich immer tiefer in altdeutsche Kunst und Art versenkte. Die Dichtungen Rückerts erhielten dadurch einen orientalischen Charakter; sie duften nach Balsam und Myrrhen, schillern und prangen in allen Farben, blinken und blitzen von kostbarem Geschmeide und reichen Perlenschnüren, erfreuen uns durch ihre Pracht, aber erquicken uns nicht; nur ein einzigesmal, da der Dichter in der Heimat kurze Rast hielt und einen beglückenden Liebesfrühling genoß, kam ihm auch die innige deutsche Sangesweise wieder. Uhlands Lieder, Balladen und Romanzen dagegen erhielten sich, wie wir gesehen haben, nach wie vor den echten deutschen Sinn, die strenge Hoheit, den klaren Freimut und wurden infolgedessen Gemeingut und ein Trost aller deutschen Herzen; er selbst ward ein Held der Nation. Rückert ist über bestimmte Kreise nicht hinausgedrungen, was ihn tief verletzt hat, und mußte sich außerdem noch am Ende seiner Laufbahn zu der schmerzlichen Überzeugung bekennen, daß er wohl hinausgeschweift war in alle Länder des Orients, dort aus allen Gärten Blumen gebrochen, aber des eigenen Gartens daheim nicht gepflegt, mit allen Sängern Persiens und Indiens Wettgesänge angestimmt, aber bei all seiner Fruchtbarkeit nicht ein einziges größeres Meisterwerk geschaffen hatte. Er sagt daher auch selbst von sich:

„Geist genug und Gefühl in hundert einzelnen Liedern
Streu' ich, wie Duft im Wind, oder wie Perlen im Gras.
Hätt' ich in einem Gebild es vereinigen können, ich wär' ein
Ganzer Dichter, ich bin jetzt ein zersplitterter nur.“

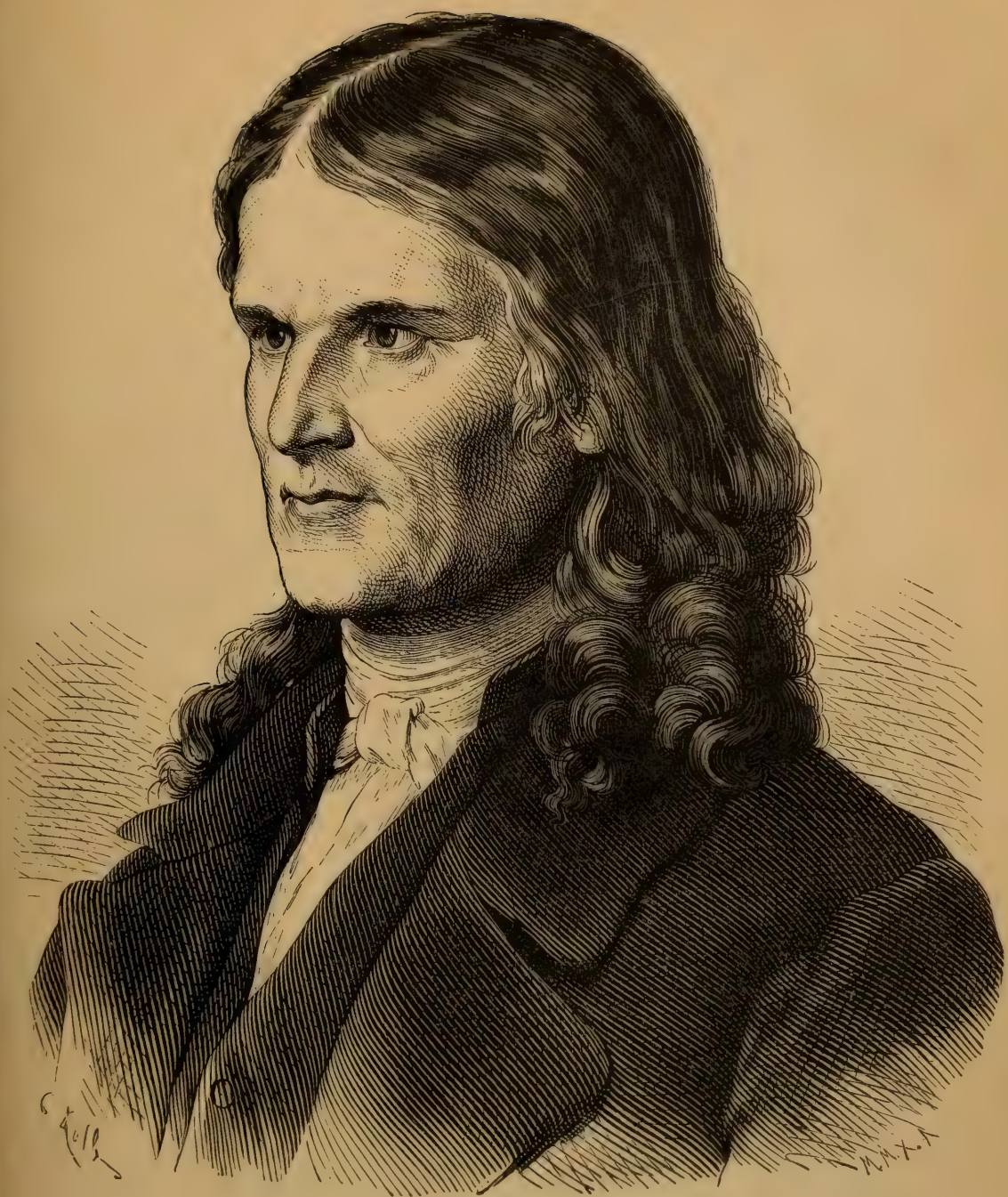
Friedrich Rückert*), am 16. Mai 1789 zu Schweinfurt geboren, war

*) Vergl. C. Fortlage, Friedrich Rückert u. s. Werke, Frankf. 1867; E. Beyer, Friedrich Rückert. Ein biogr. Denkmal. Frankf. 1868; Rob. Boxberger, Rückert-Studien.

Gewerbeschule Bibliothek

ursprünglich von seinem Vater, einem bayrischen Rentamtmann, für das Studium der Rechtswissenschaft bestimmt, ließ sich auch, nachdem er auf dem Gymnasium zu Schweinfurt die nötige Vorbildung erlangt hatte, auf der Universität Jena als Student der Jurisprudenz immatrikulieren, wandte aber gar bald sein ganzes Interesse philologischen Studien zu. 1811 habilitierte er sich an der genannten Universität als Privatdozent, gab aber die Laufbahn, da sie ihn nicht befriedigte, bald wieder auf, ebenso eine Stelle als Gymnasiallehrer, die er in Hanau angenommen hatte, und ließ sich, ganz seinen Privatstudien und dichterischen Neigungen lebend, in Würzburg nieder. Beim Ausbruch der Befreiungskriege war es ihm leider, seiner durch zu vieles Studieren allzusehr geschwächten Gesundheit wegen, nicht vergönnt, in die Reihen der Kämpfenden zu treten, dagegen suchte er, wie wir bereits Seite 116 gesehen haben, durch seine „Geharnischten Sonette" und den „Kranz der Zeit" die Sache des Volkes zu fördern. Nach der Beendigung des Krieges ging er nach Stuttgart, wo er auf Verwendung des Freiherrn von Wangenheim die Redaktion des Cottaschen „Morgenblattes" erhielt und auch in den württembergischen Verfassungskampf eintrat. Doch stellte er sich dabei nicht auf den Standpunkt der sogenannten Alt-Württemberger, den Uhland vertrat, und brach infolgedessen mit diesem für die ganze Zeit seines Lebens. Bereits zu Anfang des Jahres 1817 legte er die Redaktion des „Morgenblattes" wieder nieder und wanderte über die Schweiz nach Italien, um dort ein großes Epos, welches die Thaten der Hohenstaufen behandeln sollte, zu schaffen. Es kam jedoch nicht dazu, vielmehr widmete er sich in Rom und Aricia, wo er ein ganzes Jahr lang weilte, dem Studium der italienischen Poesie, versuchte sich in einer Reihe kleiner Dichtungen in italienischen Versmaßen und wandte sich dann über Österreich wieder der Heimat zu. Auf dieser Rückreise machte er in Wien die Bekanntschaft des Orientalisten Joseph von Hammer, und dieser erweckte in ihm ein solches Interesse für die orientalische Litteratur, daß er sich ihr sofort mit größtem Eifer zuwendete. Er lebte dabei teils bei seinen Eltern, die jetzt in Ebern in Franken wohnten, teils in Nürnberg und andern Städten, bis er 1821 zu Koburg die Liebe der anmutigen und geistvollen Luise Wiethaus-Fischer gewann, sich mit ihr vermählte und nun für mehrere Jahre in der freundlichen kleinen thüringischen Residenz sich niederließ. Die Lieder, in denen er im Sommer 1821 seine Braut besang, sind, wie wir schon oben bemerkten, die reizvollsten, die er überhaupt hervorgebracht hat; da er sie jedoch erst später herausgab, so werden wir sie auch erst weiter unten besprechen. Zunächst drängte es ihn, Zeugnis von seinen orientalischen Studien abzulegen, und er veröffentlichte daher 1822 zu Leipzig die „Östlichen Rosen", geistvolle und formschöne Gedichte, die zumeist den Wein

Gotha 1878, und G. Voigt, Friedrich Rückerts Gedankenlyrik nach ihrem philosophischen Inhalte dargestellt. Annaberg 1881.



Friedrich Rückert.

und die Liebe feiern und schon ganz den orientalischen Geist atmen. Auch erscheint in ihnen bereits das Ghasel, eine Dichtungsform, die Rückert zuerst in Deutschland einführte, und in der er es bald zu großer Meisterschaft brachte. Wir teilen unten das Ghasel „Rein gehalten dein Gewand" mit. Im Jahre 1826 siedelte er, zum außerordentlichen Professor der orientalischen Sprachen ernannt, nach Erlangen über und war hier hauptsächlich mit der poetischen Nachbildung orientalischer Dichterwerke beschäftigt. Rasch nach einander erschienen „Die Verwandlungen des Ebu Seid von Seru'g, oder: Die Makámen des Hariri in freier Nachbildung" (Stuttg. 1826, 5. Aufl. 1875), „Nal und Damajanti. Eine indische Geschichte, bearbeitet" (Frankf. 1828, 5. Aufl. 1874), „Hebräische Propheten, übers. und erläutert" (Lpzg. 1831) und „Schi-King. Chinesisches Liederbuch, gesammelt von Confucius, dem Deutschen angeeignet" (Altona 1833), denen später noch „Rostem und Suhrab. Eine Heldengeschichte" (Erlang. 1838), „Brahmanische Erzählungen" (Lpzg. 1839), „Amrilkais, der Dichter und König. Aus dem Arabischen übertragen" (Stuttg. 1843) und „Hamâsa, oder: Die ältesten arabischen Volkslieder, gesammelt von Abu Temmâm, übers. u. erläutert" (Stuttg. 1846) folgten. Rückert eröffnete damit einen bisher in Deutschland völlig unbekannten Ideenkreis; er erwies uns durch sie, daß zu jener Zeit, als Hellas und Rom blühten, und dann wieder in den Jahrhunderten, als wir unsere mittelalterliche Kunst und Dichtung vollendeten, auch „Asiens Herz eine tönende Harfe der Poesie" gewesen ist. Zudem brachte er uns mit ihnen eine reiche Fülle von neuen Vorstellungen und Bildern. Die Verdeutschung sowohl, wie die Bearbeitung, ist bei allen Dichtungen meisterhaft; Rückert erwies sich hier als ein vollendeter Sprachkünstler, als ein Übersetzer, der über einen erstaunlich großen Wortreichtum verfügt, der alle Formen mit der größten Leichtigkeit handhabt und da, wo er die gewünschte Bildsamkeit und Schmiegsamkeit nicht findet, selbständig im Geiste der Sprache formt und schafft. Er hat infolgedessen die deutsche Sprache durch manche neue Wortbildung und Zusammensetzung bereichert, die heute allgemein im Gebrauche ist, doch hat er sich auch bisweilen durch seine Lust am Umbilden zu Verrenkungen verleiten lassen, die als gewaltsam und geschmacklos bezeichnet werden mußten und darum nicht in unsern Sprachschatz aufgenommen wurden. Von 1834 ab trat Rückert mit seinen „Gesammelten Gedichten" (Erlangen 1834—38) hervor, die nicht weniger als sechs Bände füllten und ein sprechendes Zeugnis von seiner großen Fruchtbarkeit ablegten. Es lief dabei freilich auch manches Unbedeutende mit unter, mancher Vers, der nur die Bezeichnung gewandte, ja selbst nur holprig gereimte Prosa verdient, doch erschien auch eine Reihe echter Perlen, vorab im ersten Bande der schon wiederholt genannte „Liebesfrühling von 1821". Die Lieder des berühmten Cyklus sind weder schwärmerische, noch von berauschender Glut durchströmte; er charakterisiert sie selbst in den Versen:

„Liebste! Nein, nicht lustberauscht,
Sondern ruhig nüchtern
Hat sich Herz um Herz getauscht,
Innig stark und schüchtern.

Wie mein Dichten von Natur,
Liebste, so mein Lieben:
Niemals trunken hab' ich nur
Auch ein Wort geschrieben."

Aber es pulst in ihnen allen frisches, frohes Leben, denn sie sind alle Gelegenheitsgedichte im Goetheschen Sinne. „Keine seltsamen Abenteuer, keine drohenden Schwankungen bezeichnet die hier gefeierte Liebe", sagt Gustav Pfizer in seiner Studie „Uhland und Rückert" (Stuttg. 1837), „nur ein inniges, unverkümmertes, reines, glückliches, mit der Zeit immer mehr erstarkendes Gefühl ist es, was sich hier in Hunderten von Liedern ausspricht . . . Der eine Lichtstrahl des Liebesglücks bricht sich in hunderttausend Farben; der eine Grundton klingt in unzähligen Akkorden . . . Alle Reiche der Natur plündert der Dichter, und mit der köstlichen, reichen Beute schmückt er seine Geliebte . . . Gedanken, Bilder, Ton, Form — alles wechselt aufs anmutigste durcheinander, und wenn einmal die Phantasie matter zu werden scheint, so schwingt sie sich plötzlich wieder mit neuer Frische in eine ganz neue Sphäre; das kleinste Ereignis, jedes leichte Wort wird der fruchtbare Keim eines Liedes, und wo alle äußere Veranlassung fehlt, da gestaltet die freie Phantasie des Dichters jede Empfindung, jeden Gedanken zum Gedichte, und trotz dieser Menge wird doch keines karg ausgestattet; in jedem einzelnen wieder drängen sich die Gedanken und Bilder. Bald schmeichelnd, bald ernst, bald innig, bald witzig, jetzt sehnsüchtig, jetzt glühend, bleibt doch Rückert immer derselbe — immer phantasie- und geistreich und mild-gemütlich." Der „Liebesfrühling" kam später auch in einer Separatausgabe zu Frankfurt heraus, die bis jetzt 12 Auflagen erlebt hat. Wir bringen unten „Ich hab' in mich gesogen", „Du meine Seele, du mein Herz" und „Der Liebsten Herz ist aufgewacht" zum Abdruck. Im zweiten Band der „Gesammelten Gedichte" bot Rückert den Ertrag der italienischen Reise, „italienische Gedichte", Oktaven, Sizilianen, Ritornelle 2c., im dritten Bande Jugendlieder und Zeitgedichte, aus denen wir das bekannte „Der alte Barbarossa" hervorheben, im vierten vermischte Gedichte, Erinnerungen, Lieder und Sprüche der Minnesänger 2c. und im fünften und sechsten Bande Haus- und Jahreslieder. Wir nennen von diesen vielen Schöpfungen nur „Aus der Jugendzeit", „Lüfteleben", „Abendlied" (Ich stand auf Berges Halde 2c.), „Mitternacht" und die reizenden Kindergedichte vom „Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt" und vom „Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen". Aus allen diesen Gedichten gewinnen wir die Überzeugung, daß Rückert bei seinem Schaffen in erster Linie die Phantasie walten ließ, und daß dann das Gefühl erst das zweite Wort sprach. Der Gedanke gab ihm immer den Impuls zum Dichten. Darum sind auch alle seine Lieder klar und bestimmt, nach allen Seiten hin so scharf ausgeschliffen, daß keine einzige dunkle Stelle

bleibt. Sie sind infolgedessen auch wenig musikalisch und eignen sich nicht zum Komponieren, denn sie bedürfen keiner musikalischen Ergänzung. Sehr oft dominiert der Gedanke derart, daß die Empfindung gänzlich zurückweicht, und der Dichter gelangt dann zur Beschauung und Reflexion. Das ist aber vorwiegend erst bei seinen späteren Werken der Fall, dem Lehrgedichte „Die Weisheit des Brahmanen" (6 Bde., Lpzg. 1836—39, 11. Aufl. 1881) und dem „Erbaulichen und Beschaulichen aus dem Morgenlande" (2 Bde., Berlin 1837 bis 38). Hier ist Rückert ganz zum didaktisch reflektierenden Dichter, zum spekulativen Denker, zum Philosophen geworden. Er entwickelt seine Weltanschauung, die man wohl als einen mystischen Pantheismus bezeichnen kann, lehrt, daß Gott fortwährend in der gesamten Natur allgegenwärtig, daß das höchste Gefühl der Glückseligkeit das Sich-Eins-wissen mit Gott sei, und führt dann diese Grundanschauung nach allen Seiten hin weiter aus, besonders geistreich in der „Weisheit des Brahmanen". Dieses Lehrgedicht birgt den reichsten Schatz von Lebensweisheit, den bis jetzt ein deutscher Dichter in einem Werke niederlegte, doch verabreicht der Verfasser seine kostbare Speise in so konzentrierter, meist epigrammatischer Form, daß der Leser davon immer nur sehr kleine Dosen auf einmal zu sich nehmen kann. Wir fügen unten eine kleine Probe bei.

Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen erhielt Rückert einen Ruf als Professor der orientalischen Sprachen an die Universität Berlin und leistete demselben mit vielen Hoffnungen Folge, sah sich aber alsbald in seinen Erwartungen getäuscht und zog sich nun, da ihn auch die Mißerfolge einer Reihe von dramatischen, allerdings auch ganz verfehlten Versuchen tief verstimmt hatten, 1848, kurz vor Ausbruch der Revolution, nach dem anmutigen Landgute Neuseß bei Koburg, einem Besitztume seiner Frau, zurück, wo er in behaglicher Beschaulichkeit bis zu seinem am 31. Januar 1866 erfolgten Hinscheiden lebte. Nach seinem Tode wurden aus seinem Nachlasse noch „Lieder und Sprüche" (Frankf. 1866) und „Kindertotenlieder" (Frankf. 1872), von denen besonders die letzteren als warm empfundene Dichtungen hervorgehoben werden müssen, sowie eine meisterhafte Übersetzung von Saadis Bostan (Lpzg. 1882) herausgegeben. Seine „Gesammelten poetischen Werke" kamen 1867—69 in 12 Bänden zu Frankfurt heraus. — Sein Sohn Heinrich Rückert (1823—1875) machte sich als germanistischer Philolog und Historiker einen sehr geachteten Namen.

Rein gehalten dein Gewand.

Rein gehalten dein Gewand,
Rein gehalten Mund und Hand.
Rein das Kleid von Erdenputz,
Rein von Erdenschmutz die Hand.

Rein von Erdentrutz das Herz,
Und von Gier der Lippe Rand.
Außen sei die Schwelle rein,
Innen rein des Hauses Wand,

Daß einsprechen könn' im Haus
Reiner Gast aus Himmelsland.
Reiner Schmaus und reiner Kelch,
Rein von Rauch des Herdes Brand.

Sohn! die äußre Reinigkeit
Ist der innern Unterpfand.
Rein gehalten Hand und Mund,
Rein gehalten dein Gewand.

Ich hab' in mich gesogen.

Ich hab' in mich gesogen
Den Frühling treu und lieb,
Daß er, der Welt entflogen,
Hier in der Brust mir blieb.

Hier sind die blauen Lüfte,
Hier sind die grünen Au'n,
Die Blumen hier, die Düfte,
Der blüh'nde Rosenzaun.

Und hier am Busen lehnet
Mit süßem Liebesach
Die Liebste, die sich sehnet
Den Frühlingswonnen nach.

Sie lehnt sich an zu lauschen,
Und hört in stiller Lust
Die Frühlingsströme rauschen
In ihres Dichters Brust.

Da quellen auf die Lieder
Und strömen über sie
Den vollen Frühling nieder,
Den mir der Gott verlieh.

Und wie sie davon trunken
Umblicket rings im Raum,
Blüht auch von ihren Funken
Die Welt, ein Frühlingstraum.

Du meine Seele, du mein Herz.

Du meine Seele, du mein Herz,
Du meine Wonn', o du mein Schmerz,
Du meine Welt, in der ich lebe,
Mein Himmel du, darein ich schwebe,
O du mein Grab, in das hinab
Ich ewig meinen Kummer gab!

Du bist die Ruhe, du bist der Frieden,
Du bist vom Himmel mir beschieden.
Daß du mich liebst, macht mich mir wert,
Dein Blick hat mich vor mir verklärt,
Du hebst mich liebend über mich,
Mein guter Geist, mein bessres Ich!

Der Liebsten Herz ist aufgewacht.

Der Liebsten Herz ist aufgewacht
Aus einer Nacht voll Sorgen;
Ich hab' ihm einen Gruß gebracht
Zu neuem Freudenmorgen.

Der Liebsten Herz ist aufgewacht
Als wie aus tiefem Traume,
Es sieht erstaunt die Frühlingspracht
Um sich im Weltenraume.

Der Liebsten Herz ist aufgewacht
Zu einem neuen Leben,
Ein Himmel hat es angelacht,
Darein es will verschweben.

Der Liebsten Herz ist aufgewacht,
Als wie die Ros' am Strauche;
Die Liebe hat es angefacht
Mit einem frischen Hauche.

Der Liebsten Herz ist aufgewacht,
Es ringt und springt in Freuden
Und will nun seine reiche Macht
Der Lust an mich vergeuden.

Der Liebsten Herz ist aufgewacht,
Ich hab' es aufgewecket,
Und wache, daß es keine Nacht
Des Grames wieder decket.

Aus der „Weisheit des Brahmanen".

Fünfte Stufe.

Die Poesie ist Gold; ein weniges vom holden
Metall, mit Kunst gedehnt, reicht, Welten
zu vergolden.

Wer unberedet wünscht zu bleiben, der muß
schweigen,
Und wer schief angesehn nicht sein will, sich
nicht zeigen.

Wenn du vom Freunde seinen Stand nicht
abzuziehn
Vermagst, so ist kein Freund dir auf der
Welt verliehn.

Gar vieles lernt man, um es wieder zu
vergessen;
Um an dem Ziel zu stehn, muß man die
Bahn durchmessen.

In einer Stunde streckt man einen Baum
zur Erden,
Der hundert Jahre hat gebraucht, um groß
zu werden.

Die Nüsse giebt dir Gott, dazu die Zähn'
im Backen;
Die Nüsse knackt er dir nicht auf, du mußt
sie knacken.

Wer seinen Sohn versäumt zum Freunde
zu erziehn,
Hat, wo er aufhört, Kind zu sein, verloren
ihn.

Aus einem Feinde wird niemals ein Freund,
ein treuer,
Das Wasser, auch gewärmt vom Feuer, löscht
das Feuer.

Lobt ihr das Schwert, wenn ihr's nennt schärfer
als den Stecken?
Ihr setzt den Mann herab, den ihr vergleicht
mit Gecken.

Das Bethaus steht noch nicht gebaut mit
seinen Pfosten,
Und schon zum Betteln nahm ein Lahmer
dort den Posten.

Aus bittern Meeren zieht die Sonne süßes
Wasser,
So zieh auch Liebe du aus Herzen deiner
Hasser.

Das ist des Habichts Amt, und der Beruf
der Eule,
Daß er am Tage krächz', und in der Nacht
sie heule.

Gieb Worte deinem Schmerz, so ist er dir
benommen;
Gieb Worte deiner Lust, so ist sie dir ent-
kommen.

Lern von der Erde, die du baueſt, die Ge-
duld:
Der Pflug zerreißt ihr Herz, und sie ver-
gilt's mit Huld.

Zur Weggenossenschaft gehören beide Gaben,
Nicht bloß ein gleiches Ziel, auch gleichen
Schritt zu haben.

Des Menschen Bös und Guts liegt nicht an
Stand und Lage,
Kommt nicht dadurch zustand, doch kommt's
dadurch zu Tage.

Der Berg, der sich im Licht ewig zu sonnen
glaubt,
Die Schatten nahen doch ihm abends übers
Haupt.

Der Bahn Rückerts folgten noch, teils von der fremden Pracht, teils von der behaglichen Beschaulichkeit des Orients angezogen, Schefer, Daumer, Bodenstedt, Stieglitz, Hammer u. a.

Leopold Schefer wurde am 30. Juli 1784 zu Muskau in der Oberlausitz geboren, eignete sich reiche Kenntnisse in der Mathematik, der Philosophie, den klassischen und orientalischen Sprachen und der Musik an und wurde 1811, als der Graf (spätere Fürst) Hermann von Pückler-Muskau sein väterliches Erbe antrat, Generalinspektor der Güter desselben und damit Verwalter des ganzen gräflichen Vermögens. Später, von 1816—20, machte er, zum teil als Begleiter des Fürsten, der ihm freundschaftlich zugethan war, große Reisen durch Frankreich, England, Italien, Griechenland, die Türkei und Kleinasien, ohne jedoch sein Amt dabei zu vernachlässigen; er verwaltete dasselbe vielmehr eine lange Reihe von Jahren in der umsichtigsten und uneigennützigsten Weise, zur größten Zufriedenheit des Fürsten. Leider erinnerte man sich trotzdem seiner nicht, als die Standesherrschaft Muskau verkauft wurde, und nun geriet der Greis, der im Vertrauen auf den Fürsten nie an sich gedacht hatte, noch in drückende Verhältnisse, bis ihn der Tod am 16. Februar 1862 aller Sorgen enthob.*) Schefer machte sich zuerst durch Novellen bekannt, in denen er sich teils an die Romantiker, teils an Jean Paul anlehnte und farbenreiche Schilderungen von fremden Ländern und Völkern bot, seinen Ruf begründete er jedoch erst durch sein „Laienbrevier" (Berl. 1834, 18. Aufl. 1884), das sogar noch größeren Erfolg als Rückerts „Weisheit des Brahmanen" hatte. Das Werk ist wie ein Brevier eingerichtet; jedem einzelnen Tage des Jahres ist eine Betrachtung gewidmet, doch hat sich der Dichter dabei nicht an die Jahreszeiten gebunden. Der Hauptgedanke in allen Betrachtungen ist der, daß man in allen Lagen des Lebens zunächst darauf bedacht sein müsse, Mensch zu bleiben, und daß der Mensch seine höchste und innigste Freude nur im Genusse der Natur suchen dürfe. Die Sünde ist dabei dem Dichter nichts als Irrtum. Zur Begründung dieser orientalisch-pantheistischen Glaubensansicht entfaltet der Dichter einen großen Gedanken- und Bilderreichtum und nicht selten einen bezaubernden Glanz der Sprache, bisweilen wird er jedoch auch redselig und unklar, woran das bequeme Versmaß (reimlose Jamben) gewiß nicht zum geringsten schuld ist. Dem „Laienbrevier" ließ der Dichter noch die „Vigilien" (Guben 1843), den „Weltpriester" (Nürnb. 1846) und die „Hausreden" (Dessau 1854) folgen, fügte damit aber seinem Lorbeerkranze kein neues Blatt hinzu, denn alle drei Werke sind nur breite und salbungsvolle Wiederholungen der Naturandachten des erstgenannten. Im späten Alter gab Schefer noch zwei Bände anakreontischer Dichtungen, „Hafis in Hellas" (Hamb. 1853) und „Koran der Liebe" (Hamb. 1855), und den ersten Teil einer größeren epischen Dichtung „Homers Apotheose" (Lahr 1858) heraus. In der Liebespoesie feiert der Dichter die Tugenden und Schönheiten des Weibes im Sinne seiner pantheistischen Welt-

*) Vergl. Emil Brenning, Leopold Schefer. Bremen, 1884.

anschauung, bleibt dabei aber nicht immer in den Grenzen des Schönen, und in der Verherrlichung Homers, die er zu einem großen Bilde des ganzen Menschenlebens zu erweitern gedachte, verliert er sich, einige originelle humoristische Einzelheiten abgerechnet, ins Bizarre. Seine „Ausgewählten Werke" erschienen in 12 Bänden zu Leipzig 1846, Klassiker-Ausgabe 1857.

Schefer richtete sich bei seinen Betrachtungen immer nur an den schlichten, von jedem Fanatismus freien Naturfreund, den Laien, und trübte sich daher nie seine frohe, friedliche Stimmung; anders **Georg Friedrich Daumer**, der mit dämonischem Eifer stets das gesamte Menschengeschlecht für seine Weltanschauung gewinnen wollte und darum alle Zeit ein streitbarer Dichter war. Bis zur Schwelle des Greisenalters huldigte er dem orientalischen Pantheismus und war dabei unablässig bemüht, besonders in philosophisch-theologischen Schriften, die ihm hinderliche christliche Religion „über den Haufen zu werfen." Später jedoch wurde ihm durch den französischen Philosophen Rodiers ein neuer Ideenkreis erschlossen, in welchem er seine Grundanschauungen über Gott, Welt und Mensch derart umgestaltete, daß er aus einem Feinde nunmehr ein Freund des Christentums wurde und sogar 1858 zur katholischen Kirche übertrat. In beiden Perioden seines Lebens machte er seine Poesie seinen Glaubensansichten dienstbar, doch kommen für die Litteraturgeschichte nur diejenigen Schöpfungen in Betracht, in denen er den orientalisch-pantheistischen Standpunkt vertritt: sein Erstlingswerk „Bettina. Gedichte aus Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (Nürnb. 1837), „Mahomed und sein Werk. Eine Sammlung orientalischer Gedichte" (Hamb. 1848), „Frauenbilder und Huldigungen" (3 Bde., Lpzg. 1853) und „Polydora. Ein weltpoetisches Liederbuch" (Frankf. 1855), die wir hier aber bloß ihren Titeln nach aufführen können, sowie sein originalstes Werk, die beiden Sammlungen Hafisischer Lieder. Die erste, „Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte", erschien 1846 zu Hamburg, die zweite „Hafis. Neue Sammlung", 1852 zu Nürnberg. Daumer hat sich in diesen Liedern an den persischen Dichter Mohammed Schemseddin, genannt Hafis, nur angelehnt und die Form derart selbständig geschaffen, daß die Dichtungen als sein vollständiges Eigentum betrachtet werden müssen. Über den Geist, der in diesen Bildern zum Ausdruck kommt, hat er sich selbst sehr klar ausgesprochen. „Die asketische und ethische Abstraktion des Übersinnlichen und Himmlischen ist es hauptsächlich," sagt er, „was Hafis, wenigstens in dem größten Teile seiner Lieder und Äußerungen, entschieden verneint. Eine gewisse Mystik ist zwar allerdings auch hier zu erkennen, aber eine ganz andere, als jene mönchisch-düstere, frömmlerische. Wenn er nämlich die Nüchternheit verdammt und die Trunkenheit preist, so versteht er unter jener die Zurückziehung der menschlichen Ichheit vom natürlich Realen und Objektiven in sich, ein abstraktes, subjektives Verhalten, das mit Recht als böse bestimmt und als der Quell aller Übel

bezeichnet wird; unter dieser aber kein eigentliches gemeines Berauschtsein durch Wein, sondern die begeisterte Versenkung der Seele in Natur und Wirklichkeit, eine Trunkenheit, die sehr wohl ohne allen Weingenuß denkbar ist . . . Um den persischen Dichter nicht schief zu fassen, dazu gehört erstlich, daß man Scherz verstehe und nicht alles, wozu eine fröhliche, neckische Laune in poetischer Darstellung fortzugehen reizt, für trockenen, prosaischen Ernst nehme; dann aber, daß man den gleichwohl vorhandenen, selbst hinter dem tollsten Mutwillen versteckten feineren Ernst bemerke, um dessen willen man sagen kann, daß Hafis, trotz aller Verachtung, Verhöhnung und Zermalmung der Theologie, Spekulation und Moral, ein Theolog, Philosoph und Moralist in seiner Art ist." Eine größere Verbreitung haben die Lieder nicht gefunden, obgleich sie fast alle außerordentlich formschön sind. Es mag dies einesteils daher kommen, daß sie an die Feinsinnigkeit des Lesers zu große Anforderungen stellen, und dann wohl auch nicht zum geringsten Teile daher, daß der Name Daumer viele Jahrzehnte infolge der polemischen theologischen Schriften des Dichters beim größten Teile des deutschen Volkes ein tief verhaßter war. Das äußere Leben Daumers verlief außerordentlich einfach; er wurde am 5. März 1800 zu Nürnberg geboren, wollte anfangs zu Erlangen Theologie studieren, wurde aber von dem damals dort dominierenden Pietismus abgestoßen, wandte sich darauf der Philologie und Philosophie zu, war von 1822—1830 als Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt thätig, ließ sich dann aber, andauernder Kränklichkeit wegen, pensionieren und lebte nun in tiefster Zurückgezogenheit meist in Würzburg, wo er auch in der Nacht vom 13. auf den 14. Dezember 1875 starb.

Weit glücklicher als Daumer war in jeder Beziehung **Friedrich Martin Bodenstedt**, der sich nicht in die Gedankentiefen des Nürnberger Philosophen verirrte und darum sofort in allen Kreisen verstanden wurde, außerdem jede scharfe Polemik vermied, die immer einem großen Teil der Leser unbehaglich ist, und endlich auch im stande war, die Hafisischen Töne noch reiner und voller anzuschlagen, da es ihm vergönnt gewesen, ihnen in ihrer Heimat, im Oriente selbst, zu lauschen. Bodenstedt wurde am 22. April 1819 zu Peine in Hannover geboren, war anfangs zum Kaufmann bestimmt, folgte aber bald seinem heißen Wunsche, sich wissenschaftlichen Studien zu widmen, studierte in Göttingen, München und Berlin besonders neuere Sprachen und nahm 1840 im Hause des Fürsten Galitzin in Moskau eine Stelle als Erzieher an, die er drei Jahre lang versah. Er machte sich dabei mit Sitte und Sprache Rußlands bekannt, übersetzte die Dichter Kaslow, Puschkin und Lermontow und folgte 1844 einer Einladung des Generals Neithard, Statthalters der kaukasischen Provinz, nach Tiflis, wo er anfangs die Leitung eines pädagogischen Instituts, später den Unterricht in der lateinischen und französischen Sprache am dortigen Gymnasium übernahm. Bereits 1845 gab er aber sein Amt

wieder auf, da er nicht russischer Unterthan werden wollte, und kehrte, nachdem er noch eine Sammlung kleinrussischer Volkslieder unter dem Titel „Die poetische Ukraine“ (Stuttg. 1845) zusammengestellt hatte, in einer langen genußreichen Reise durch Kleinasien, die Türkei und die Jonischen Inseln 1847 in die Heimat zurück, wo er alsbald die Resultate seiner Beobachtungen und Studien in zwei größeren Werken, „Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen“ (Frankf. 1848) und „Tausend und Ein Tag im Orient“ (Berl. 1849), niederlegte. Beide erregten Aufsehen wegen ihrer lebendigen und sachkundigen Schilderungen, ganz besonderen Beifall errang aber noch das letztere durch seine vielen eingestreuten Lieder, die der Verfasser daher schon bald in einem selbständigen Bändchen unter dem Titel „Die Lieder des Mirza-Schaffy“ (Berl. 1851, jetzt in versch. Ausg. u. vielen Aufl.) herausgab, und durch das er sodann schnell berühmt wurde. Denn diese Lieder sind von solcher Frische, Anmut und Grazie, spiegeln das orientalische Leben mit solcher Treue wider, daß wir sie dem Besten zuzählen müssen, was im Tone des Hafis gesungen worden ist. Neues bieten sie dagegen nicht; ganz wie die Lieder des persischen Dichters feiern sie die Natur, fordern zu einem fröhlichen Naturgenusse auf und besingen die schönen Weiber, den funkelnden Wein und die edeln Pferde. Selbst die Weisheitssprüche sind nicht besonders tiefsinnig, aber meist von schalkhaftem Humor. Sehr lange ließ Bodenstedt das Publikum im Unklaren darüber, ob es in diesen Liedern Übersetzungen von persischen Gedichten eines gewissen bisher in Deutschland noch unbekannt gewesenen Schaffy, oder Originaldichtungen vor sich habe; in seinem 1874 zu Berlin erschienenen Buche „Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffys“ hat er jedoch den Schleier endlich gelüftet; dort erklärt er, daß die Lieder des Mirza-Schaffy — ein einziges ausgenommen (das dem Tatarischen nachgebildete „Mullah, rein ist der Wein“) — keine Übersetzungen sind, sondern ihm allein ihr Dasein verdanken, daß aber nichtsdestoweniger vor Jahren ein Mann Namens Mirza-Schaffy in Tiflis gelebt habe, der längere Zeit sein Lehrer im Tatarischen und Persischen gewesen und als solcher nicht ohne Einfluß auf die Entstehung jener Lieder geblieben sei. Die Gedichtsammlung „Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffys“ ist eine Art Nachlese, die aber bei weitem nicht an die erste Sammlung hinanreicht. Besonders lassen die Liebeslieder die Grazie und sinnliche Frische der ersten Lieder vermissen. Die Lieder zum Preise des Weins schlagen jedoch wieder den alten vollen Ton an, und die Abschnitte „Cypressen und Rosen“ und „Morgenländische Gestalten und Geschichten“ enthalten verschiedene von echt orientalischem Geiste durchhauchte, überaus reizvolle Dichtungen. Wir nennen nur „Die Cypresse“, ein Naturbild von edelster Kunst. Besonders reich ist der Band an Sprüchen der Weisheit. Bald nach dem Erscheinen der Lieder des Mirza-Schaffy suchte Bodenstedt seine Studien im Kaukasus auch zu einem großen

epischen Gedichte, „Ada, die Lesghierin“ (Berl. 1853) zu verwerten, in welchem er den großen Vernichtungskrieg der Russen gegen die Tscherkessen zum Vorwurfe nahm, und lieferte sehr farbenreiche Schilderungen der gewaltigen Kämpfe, entwarf besonders ein lebensvolles Bild von dem großen Schamyl, verstand es aber nicht, eine fesselnde Handlung künstlerisch aufzubauen; das Werk ging daher wirkungslos vorüber. Neuerdings hat Bodenstedt auch noch eine Übersetzung der Lieder des Hafis unter dem Titel „Der Sänger von Schiras“ (Berl. 1877) und eine solche von den Liedern und Sprüchen des Omar Chajjâm (Bresl. 1880) herausgegeben; beide sind Muster einer treuen und formschönen Verdeutschung. Als Occidentale veröffentlichte er „Gedichte“ (2 Bde., Berl. 1852—59), „Einkehr und Umschau. Neueste Dichtungen“ (Jena 1877), „Aus Morgenland und Abendland. Neue Gedichte und Sprüche“ (Lpzg. 1882) und „Neues Leben. Gedichte und Sprüche“ (Bresl. 1886), in denen er zwar ebenfalls begeistert und schwungvoll das Lob der Liebe und des Weins singt und die Thorheiten der Welt geißelt — doch will es uns bedünken, als stünde dem Dichter das faltenreiche morgenländische Gewand weit besser zu Gesichte, als das nüchterne abendländische Kleid, und als sähen wir ihn weit lieber elastischen Schrittes durch den sonnenbeglänzten bunten Bazar von Tiflis wandeln, als durch die düstern Gassen der deutschen Städte. Daß Bodenstedt seine Schöpferkraft auch an Romanen („Das Herrenhaus im Eschenwalde“ ꝛc.) und Dramen („Demetrius“, „Alexander in Korinth“, „Kaiser Paul“, „Wandelungen“ ꝛc.) erprobte, erwähnen wir nur der Vollständigkeit wegen, seinen Dichterruhm hat es nicht erhöht; dagegen haben ihm seine Werke über Shakespeare, „Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke“ (3 Bde., Berl. 1860), „Shakespeares Frauencharaktere“ (Berl. 1875), sowie seine mustergültige Übersetzung von Shakespeares „König Lear“ (Berl. 1865) und „Shakespeares Sonetten“ (Berl. 1862) einen ehrenvollen Platz unter den Shakespeare-Forschern und -Übersetzern erworben. Das Leben Bodenstedts nach seiner Rückkehr von Tiflis war ziemlich wechselvoll; den Winter 1847 verbrachte er in Italien, darauf war er in verschiedenen Zeitungsredaktionen thätig, bis ihn 1854 der König von Bayern nach München berief und ihn zum Mitgliede seiner litterarischen Tafelrunde erhob. Von 1867 ab bekleidete er eine Zeit lang in Meiningen die Stelle eines Hoftheaterintendanten, wobei er auch in den Adelsstand erhoben wurde, 1873 lebte er vorübergehend bei seinem Schwiegersohne auf Schloß Dornau bei Altona, sodann siedelte er nach Wiesbaden über, und im Herbst 1879 unternahm er eine Reise nach Amerika, die ihn bis nach San Francisco führte. Nach seiner Rückkehr im Sommer 1880 schilderte er diese Weltfahrt in fesselnder Weise in dem Buche „Vom Atlantischen zum Stillen Ozean“ (Lpzg. 1882). Seit 1881 ist er Herausgeber der in Berlin erscheinenden Zeitung „Tägliche Rundschau“. Eine Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften“ erschien 1865—69 zu Berlin in 12 Bänden.

Aus den „Liedern des Mirza-Schaffy."

Zuléikha.

Nicht mit Engeln im blauen Himmelszelt,
Nicht mit Rosen auf duftigem Blumenfeld,
Selbst mit der ewigen Sonne Licht
Vergleich' ich Zuléikha, mein Mädchen, nicht.

Denn der Engel Busen ist liebelcer,
Unter Rosen drohen die Dornen her,
Und die Sonne verhüllt des Nachts ihr Licht,
Sie alle gleichen Zuléikha nicht!

Nichts finden, so weit das Weltall reicht,
Die Blicke, was meiner Zuléikha gleicht —
Schön, dornlos, voll ewigem Liebesschein,
Kann sie mit sich selbst nur verglichen sein!

Lob des Weins.

Aus dem Feuerquell des Weines,
Aus dem Zaubergrund des Bechers
Sprudelt Gift und — süße Labung,
Sprudelt Schönes und — Gemeines:
Nach dem eignen Wert des Zechers,
Nach des Trinkenden Begabung!
In Gemeinheit tief versunken
Liegt der Thor, vom Rausch bemeistert;
Wenn er trinkt — wird er betrunken,

Trinken wir, sind wir begeistert!
Sprühen hohe Witzesfunken,
Reden wie mit Engelzungen,
Und von Glut sind wir durchdrungen,
Und von Schönheit sind wir trunken!
Denn es gleicht der Wein dem Regen,
Der im Schmutze selbst zu Schmutz wird,
Doch auf gutem Acker Segen
Bringt und jedermann zu Nutz wird!

Sprüche der Weisheit.

Höre, was der Volksmund spricht:
Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon sein Pferd am Zügel haben —
Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben —
Wer die Wahrheit spricht, der muß
Statt der Arme Flügel haben!
Und doch singt Mirza Schaffy:
Wer da lügt, muß Prügel haben!

* * *

Lieber Sterne ohne Strahlen,
Als Strahlen ohne Sterne —
Lieber Kerne ohne Schalen,
Als Schalen ohne Kerne —
Geld lieber ohne Taschen,
Als Taschen ohne Geld —
Wein lieber ohne Flaschen,
Als umgekehrt bestellt!

* * *

Wer nie verließ der Vorsicht enge Kreise,
Und selbst aus seiner Jugend Tagen
Nichts zu bereu'n hat, zu beklagen:
Der war nie thöricht — aber auch nie weise.

* * *

Das Paradies der Erde
Liegt auf dem Rücken der Pferde,
In der Gesundheit des Leibes
Und am Herzen des Weibes.

Ein ebenfalls recht frisches Talent war Heinrich Stieglitz (1803 bis 1849), dessen „Bilder des Orients" (Lpzg. 1831) schöne Hoffnungen erweckten, die der Dichter aber nicht erfüllte. Von nur geringer Bedeutung ist Julius Hammer (1810—1862), der in seinen Gedichtsammlungen „Schau

in dich und schau um dich" (Lpzg. 1851, 29. Aufl. 1884), „Zu allen guten Stunden" (Lpzg. 1854), „Fester Grund" (Lpzg. 1857), „Auf stillen Wegen" (Lpzg. 1859) und „Unter dem Halbmond" (Lpzg. 1862) die lehrhafte Beschaulichkeit Rückerts nachahmte, ohne jedoch jemals zur Selbständigkeit zu gelangen. Dennoch erwarb er sich, da er immer leichtverständlich blieb, einen großen Leserkreis.

Wir kehren nun in das offene breite Leben zurück, erfrischt durch den Besuch in Schwaben und wohlig angeregt durch den Abstecher in den Orient. Hier wie dort wurden wir freundlich berührt, denn im Uhlandschen, wie im Rückertschen Kreise bewahrte man sich den Sinn für die Natur und das Natürliche, behielt man also das breite Fundament unter sich, auf dem der wirkliche Dichter nur einzig und allein stehen kann. So leichten Kaufes hatten jedoch die beiden Dichterkreise ihren Standpunkt nicht erringen können, der eine hatte vom übrigen Deutschland sich abschließen und der andere sogar der deutschen Heimat ganz entsagen müssen. Daraus waren einzelne Mißstände erwachsen, die auch bald ihre Kritiker fanden, aber leider nur solche, die weit über das Ziel hinausschossen und namentlich die Bestrebungen und Leistungen der schwäbischen Dichterschule vollständig verkannten. Ganz abgesehen von den Schmähungen Heines, hat besonders Goethe sehr unfreundlich über den schwäbischen Kreis geurteilt, ja er hat sogar das harte Wort gesprochen, daß aus der Region, worin Uhland walte, niemals etwas Anregendes, Tüchtiges und das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen könne, und daß diese Genossenschaft weiter nichts verstehe, als einen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel geschickt um die Schultern zu schlagen. Er hat damit Uhland und den Seinen bitter unrecht gethan. Es mag sein, daß fast sämtliche Genossen des Kreises einen gewissen philiströsen Zug haben, daß ihr Humor, selbst der Uhlands, nicht selten an kleinbürgerliche hemdsärmlige Vergnüglichkeit erinnert, ja wir gestehen es sogar zu, daß trotz aller scheinbaren Mannigfaltigkeit eine gewisse Monotonie in den Liedern dieser schwäbischen Dichter herrscht, bei der man nur selten über das „Natur- und Vorzeitsheimweh" hinweg kommt: aber was will das alles bedeuten gegenüber der tiefen echt dichterischen Innigkeit und mannhaften vaterländischen Gesinnung, von der alle durchdrungen sind, und wodurch ihre Genossenschaft zu einem Hort der deutschen Poesie und des deutschen Patriotismus wurde!

Das Ende der romantischen Schule.

Das vollständige Fiasko der romantischen Schule machte sich bereits, wie wir gesehen haben, beim Beginn der Befreiungskriege geltend, und bald darauf gaben auch die Schlegel, Tieck, Brentano und Arnim alle Hoffnung auf, eine neue Poesie ins Leben rufen zu können; nicht so die vielen kleinen Geister, die sich den Stimmführern angeschlossen und schnell in allen Ecken und Winkeln des weitläufigen Gebäudes unserer Litteratur eingenistet hatten. Dort hockten sie nun und murmelten und summten, führten ihre Schattenspiele auf und machten ihre Burzelbäume, unbekümmert um die Müllner und Raupach, die breitspurig an ihnen vorüberstolzierten, und selbst nicht gestört durch die Clauren und Voß, die frech sich mitten in den Sälen niederließen und dort laut und schamlos ein großes Publikum mit ihren frivolen Späßen unterhielten. Sie wußten, daß ihnen trotz alledem noch immer eine gläubige Schar von Zuhörern und Zuschauern blieb, die ihren Spukgeschichten lauschte und ihrem geheimnisvollen Zauberspiel mit Flitter und Flämmchen aufmerksam folgte, ja die sogar treuer zu ihnen hielt, als der große Troß zu ihren Konkurrenten. Dennoch sollten auch sie dem Schicksale nicht entgehen, dem ihre Herren und Meister bereits zum Opfer gefallen. Leise, fast unmerklich, kam gegen Ende der zwanziger Jahre eine neue Zeit dahergeschritten, ein frischer Hauch zog ihr voran und machte die Herzen der Menschen lauter klopfen, und plötzlich traten drei Männer auf, drei kecke Herolde, der neuen Herrscherin den Weg zu bahnen und das Haus zu ihrem Hofhalt herzurichten. Sie erregten allgemeine Verwunderung, Erstaunen, Entsetzen, und als sie ans Werk gingen, fanden sie lauten Widerspruch. Aber sie ließen sich dadurch nicht beirren; verwegen sprang der eine zum Turme hinauf, von dem herab noch immer die Fahne der Romantik wehte, riß das Tuch in Fetzen und ließ die bunten Stücke in alle Winde flattern, und die beiden andern wandten sich in die langen Flügel rechts und links und begannen aufzuräumen und zu säubern. Sie warfen schonungslos die alten

Götzenbilder hinaus, brachen die morschen, staubigen Altäre ab, und als dann die neue Gebieterin des Hauses erschien, da war alles zu ihrem Empfange bereit.

Diese Vorläufer der neuen Zeit hießen Heine, Platen und Immermann.

Es ist heutzutage leicht, über diese Dichter des Überganges geringschätzig zu urteilen, da die Bedeutung ihrer Werke nicht mehr so klar vor aller Augen liegt, während die vielen unsympathischen Seiten, besonders Heines, jetzt wohl noch tiefer verletzen als ehedem; um so mehr ist es unsere Pflicht, ausführlich darzulegen, welch' wichtigen Einfluß sie auf die Entwickelung unserer Litteratur ausübten. Es wird dabei vornehmlich zu betonen sein, daß Heine zum erstenmale dem großen Publikum den wesenlosen Dunst der Romantiker auseinanderblies, daß darauf Platen nach der Willkürherrschaft der Romantiker für die Lyrik wieder mustergültige Formen schuf und Rhythmus und Reim wieder herstellte, während Immermann wieder eine klare, gedankenreiche Prosa ausbildete, mit der er den Ton für alle künftigen Prosaisten angab.

Das Auftreten **Heinrich Heines** war im höchsten Grade eigenartig und frappierend, so daß sich das Publikum schon bald nach dem Erscheinen seiner Gedichte in zwei Parteien spaltete, von denen die eine ihn vergötterte, ihm mit Entzücken lauschte, während die andere ihn verurteilte und mit Abscheu sich von ihm wandte. Heinrich, ursprünglich Harry, Heine*) wurde am 13. Dez. 1799 zu Düsseldorf geboren, nicht am 1. Januar 1800, wie er selbst oft angegeben hat, um den Witz machen zu können, er sei einer der ersten Männer des Jahrhunderts. Sein Vater war der jüdische Handelsmann Samson Heine, seine Mutter eine geborene van Geldern. Über die Jugend des Dichters ist wenig Zuverlässiges bekannt geworden, nur so viel scheint fest zu stehen, daß er streng rechtgläubig erzogen wurde und von seinem 10. Lebensjahre ab das Düsseldorfer Lyceum besuchte. Während seiner Kinderzeit war Düsseldorf die Hauptstadt des von Napoleon I. geschaffenen Großherzogtums Cleve-Berg und

*) Vergl. Ad. Strodtmann, Heinrich Heines Leben und Werke. 2 Bde. Stuttg. 1867—69; Robert Proelß, Heinrich Heine. Sein Lebensgang und seine Schriften. Stuttg. 1886; Louis Ducros, Henri Heine et son temps (1799—1827). Par. 1886; Karpeles, Heinrich Heine (Biogr. im 1. Bande der Sämtl. W., N. Volksausg., Hamb. 1884); Maximilian Heine, Erinn. an Heinrich Heine u. s. Fam. Berl. 1868 (wenig zuverlässig); Fürstin Della Rocca [Nichte des Dichters], Skizzen über Heinrich Heine. Wien 1882 (enthält viel Anekdotisches); Herm. Hüffner, Aus dem Leben Heinrich Heines, Berl. 1878 (Behand. hauptsächl. Hs. Jugendz. u. s. Universitätsl. in Bonn); Alfr. Meißner, Heinrich Heine. Erinnerungen. Hamb. 1856 (Schild. d. deutschen Dichter in Paris); Souvenirs de Madame C. Jaubert. Par. 1881, deutsch unt. d. T.: Heinrich Heine. Erinnerungen aus den letzten 20 Jahren seines Lebens (1835—1855). Übers. v. L. Welter. Par. u. Lpzg. 1884 (Schild. den Henri Heine der französ. Gesellschaft); Alex. Weill, Souvenirs intimes d'Henri Heine. Par. 1883 (erzählt von dem Eheleben d. Dichters); Camille Selden, Les derniers jours de Henri Heine. Par. 1883, deutsch unt. d. T.: Heinrich Heines letzte Tage. Jena 1884.

Heinrich Heine.

nahm infolgedessen sehr bald einen französischen Charakter an, was auf die Entwickelung des Knaben nicht ohne tieferen Einfluß blieb. „Es unterliegt keinem Zweifel", sagt Strodtmann, „daß vor allem der frühzeitig innige Verkehr mit den kecken und beweglichen Elementen der französischen Nationalität ihm selbst jene bewegliche Kühnheit und Sicherheit, vielleicht auch ein gut Teil jener Grazie verlieh, womit er das Schwert wider die alte Gesellschaft erhob. Andererseits freilich wurden durch diesen Verkehr nicht minder in der jungen Seele des Knaben die ersten Keime zu jener schillernden Leichtfertigkeit des Charakters gelegt, welche den Ernst seiner Überzeugung späterhin oftmals in zweifelhaftem Lichte erscheinen ließ." 1815 kam er zu einem Banquier in Frankfurt am Main in die Lehre, und zwei Jahre später ging er nach Hamburg, wo ihm sein Onkel, der reiche Banquier Salomon Heine, ein Kommissionsgeschäft unter der Firma „Harry Heine & Co." einrichtete. Allein bereits im Frühjahre 1819 mußte das Geschäft seine Zahlungen einstellen, und Heine faßte nun, da er auch nicht die geringste Lust zur kaufmännischen Karriere hatte, den Entschluß, die Rechte zu studieren. Da seine Eltern jedoch die Mittel dazu nicht besaßen, so bewog er seinen Onkel, ihm dieselben zu gewähren, und bezog nun, nach kurzen mangelhaften Vorstudien in Düsseldorf, im Herbst 1819 die Universität Bonn. Die Jurisprudenz flößte ihm aber kein tieferes Interesse ein, er beschäftigte sich daher nur oberflächlich mit ihr und wandte sich hauptsächlich allgemeinen litterarischen Studien zu, bei denen ihn besonders die Vorlesungen August Wilhelm von Schlegels anzogen. Im Herbst 1820 verließ er Bonn wieder und ging nach Göttingen, wo er sich aber wenig wohl fühlte, auch bald in eine Duellangelegenheit verwickelt wurde und darauf wegen Übertretung des Duellgesetzes das consilium abeundi erhielt. Er wandte sich nun nach Berlin und geriet hier alsbald in zwei ganz verschiedene Kreise, in den Salon der geistreichen Rahel, der Gattin Varnhagen von Enses, und in die genial-liederliche Gesellschaft von Grabbe, Köchy, Gustorff u. a., die aber beide gleich großen Einfluß auf ihn ausübten. Bei Rahel eignete er sich die elegante Nonchalance und den spielenden Witz des Schöngeistes, und bei Grabbe und Genossen die zersetzende Ironie, den beißenden Spott an; was aber noch wichtiger war, als beides zusammengenommen: hier wie dort wurde ihm die Ursache des allgemeinen Mißbehagens klar, von dem alle Gesellschaftsklassen erfüllt waren, hier wie dort erkannte er, daß an dem allgemeinen Unbehagen, nächst den unseligen politischen Verhältnissen, ganz besonders die ziellose, verschwommene, kraft- und saftlose Poesie der Romantiker schuld sei — und schnell schwang er sich zu dem empor, der er werden mußte, sollte er seine Mission erfüllen. In kurzer Zeit bildete sich in ihm jener schlagende, vernichtende Witz heraus, mit dem er nun die romantische Schule mitsamt ihrem großen Anhange lächerlich machte und für immer ihres Nimbus beraubte. Da er seinen

Vernichtungskampf aber nicht als Ästhetiker, sondern als Poet führte, so wandte er auch nur poetische Mittel dabei an, frische, farbenreiche und glutvolle Lieder, Lieder von berückender Schönheit und packender Leidenschaft, die sodann besonders die nach Befreiung ringende Jugend wie ein dämonischer Zauber ergriff.

Zunächst freilich konnte er eine solche Macht noch nicht entfalten; in seinen „Gedichten", die 1822 in Berlin erschienen, probierte er erst seine Waffen und lehnte sich dabei noch zum großen Teil an Goethe, Brentano, Tieck, Uhland und Rückert an. Doch konnten Scharfsichtigere auch hier schon den ganzen Charakter des Dichters erkennen, und Immermann sagt daher ganz richtig, aus allen diesen Liedern spreche der Unmut, der sich oft bis zur Wut und Verzweiflung steigere. Bleibe man bei den Worten stehen, so sei diese trübe Stimmung durch ein gestörtes Liebesverhältnis erzeugt, dringe man etwas tiefer, so scheine ein Herberes als jener Liebesverdruß die Brust des Dichters bewegt zu haben, und das arme Mädchen, welches so bitter gescholten werde, müsse für die Unbill anderer büßen. Ihn scheine jener bittere Grimm über die nüchterne unempfindliche Gegenwart, jene tiefe Feindschaft gegen die Zeit ganz besonders stark zu bewegen. Mit dem, worüber er unmittelbar sich beklage, würde er leichter und harmonischer fertig geworden sein, wenn nicht das Bewußtsein eines tieferen Zwiespaltes zwischen Poesie und Wirklichkeit in seiner Seele läge. In nächster Zeit sollte Immermann jedoch den vollgültigen Beweis für die Richtigkeit seines Urteils noch nicht erhalten. Nachdem Heine noch zwei für die Litteraturgeschichte ganz bedeutungslose Tragödien „Ratcliff" und „Almansor" (Berl. 1823) herausgegeben, drängte es ihn, zunächst seine juristischen Studien zu einem gewissen Abschlusse zu bringen; er verließ daher im Mai 1823 Berlin, das ihn allzusehr zerstreute, verlebte aber den Sommer und Herbst noch, da er an nervösem Kopfschmerz litt, in Lüneburg, Hamburg und Cuxhaven, wo er Seebäder gebrauchte, und ließ sich erst im Januar 1824 in Göttingen wieder immatrikulieren. Allein auch jetzt verwendete er auf sein Fachstudium nur sehr geringen Fleiß, schon im April machte er wieder einen Abstecher nach Berlin, im Laufe des Sommers beschäftigte er sich mit einer historischen Novelle „Der Rabbi von Bacharach", in der er die mittelalterlichen Judenverfolgungen schildern wollte, und im Herbst unternahm er eine Wanderung über den Harz, die er sodann im Winter beschrieb und im „Gesellschafter" in Berlin veröffentlichte. Dennoch wagte er am 3. Mai 1825 sein juristisches Examen, das er auch glücklich bestand, und promovierte nun auch am 20. Juli noch als Doktor der Rechte, nachdem er vorher, am 28. Juni, um sich möglicherweise die diplomatische Karriere zu erschließen, zu Heiligenstadt zum lutherischen Bekenntnisse übergetreten war. Er kehrte nun nach Hamburg zurück, jedoch nicht nur als fertiger Jurist, sondern auch als gefeierter Schriftsteller, denn seine „Harzreise" war mittlerweile in allen Kreisen mit großem Beifall

aufgenommen worden. Man war entzückt von dieser frischen, kecken Lebenspoesie, die so gar nichts von der zimperlichen Claurenschen Sentimentalität an sich hatte, genoß mit vollen Zügen den köstlichen Humor, der weit entfernt war von der künstlichen Lustigkeit der Romantiker, und versenkte sich mit Enthusiasmus in die reizvollen Naturbilder, die sich bald in lachendem Sonnenschein, bald in süß-melancholischer Mondbeleuchtung zeigten, dabei aber weder an den romantischen Fouqué, noch an den weinerlichen Mathisson erinnerten. Und in der That hatte Heine mit diesen fragmentarischen Schilderungen seine erste große That gethan: er hatte mit seinem gesunden Humor, seinem burschikosen Witz die krankhafte romantische Naturempfindelei auf Nimmerwiedersehen hinweggefegt und damit dem frischen, frohen Naturgenusse wieder zu seinem Rechte verholfen.

Der bedeutende Erfolg veranlaßte Heine, noch weitere solche Skizzen zu schreiben, wozu sich ihm der Stoff 1825 und 1826 bei seinem Aufenthalte im Seebade Norderney, 1827 auf einer Reise nach England, im Herbst desselben Jahres in München, wo er kurze Zeit die „Neuen politischen Annalen" redigierte, und im Sommer 1828 auf einer italienischen Reise bot. Diese neuen Plaudereien stehen der „Harzreise" jedoch bereits nach. Der heitere Spott verwandelt sich hier schon oft in verletzenden Hohn, der kecke Witz in häßliche Cynismen und die studentische Ungeniertheit sogar nicht selten in widerliche Frechheit. Trotzdem enthalten aber auch sie noch viele hochpoetische Schönheiten und eine Fülle von geistreichen Verurteilungen der unwahren Gefühlsschwärmerei; es ist z. B. ein vernichtender Keulenschlag für die romantische Sentimentalität, wenn er das Fräulein, das am Meeresstrande der untergehenden Sonne nachseufzt, mit den Worten tröstet: „Mein Fräulein, sei'n Sie munter, das ist ein altes Stück! Hier vorne geht sie unter, dort hinten kommt sie zurück!" In Buchform erschienen diese „Reisebilder" mit der „Harzreise" von 1826 bis 1830 zu Hamburg in drei Bänden. Sie begründeten den Ruhm des Dichters, aber erst das „Buch der Lieder", das er 1827 ebendaselbst herausgab, verschaffte ihm seinen Weltruf, denn hier entwickelte er nun die ganze Kraft und Macht, den ganzen Glanz seiner Poesie. Was an diesen Gedichten zunächst überraschte, war die tiefe, reiche lyrische Grundstimmung, die heiße Glut der Leidenschaft, ferner die bezaubernde Melodik des Verses und die an die besten Volkslieder erinnernde Klarheit und Knappheit (siehe unten „Du bist wie eine Blume" und „Das Meer erglänzte weit hinaus"). Was aber mehr noch als dieses das zeitgenössische Publikum anzog, war der jetzt vollständig in diesen Liedern zu Tage getretene Bruch mit der Romantik. Der Dichter verlor sich nicht mehr in sentimentale Liebesseufzer, wie in seinen ersten Gedichten, obgleich er hier wie dort seine unglückliche Jugendliebe besang, krankte nicht mehr in bleicher Sehnsucht dahin, wie die schmachtenden Ritter Fouqués, sondern

schwang sich, nachdem er seinem Schmerze, allerdings noch in vollständig romantischer Sangesweise, Ausdruck gegeben, über die trübe Stimmung empor und blickte dann mit ironischem Spott auf sie herab. Infolgedessen kam es bei allen hierhergehörigen Gedichten, und das sind die meisten des „Buches der Lieder", in den letzten Versen zu grellen Dissonanzen, durch die er die Stimmung wieder zerstörte, die er in den ersten Versen geschaffen. Indem er aber seinen Liebesschmerz verhöhnte, machte er sich auch naturgemäß über sich selbst lustig und verletzte damit die Hoheit des gottbegnadeten Poeten (siehe unten „Ich steh' auf Berges Spitze" und „Seegespenst"). Die Fähigkeit, das romantische Empfinden mit seiner modernen Stimmung zusammenzuschmelzen und daraus eine neue harmonisch gestimmte Glocke der Poesie zu schaffen, besaß er nicht. Ist sie ihm aber dennoch eigen gewesen, was von gewisser Seite behauptet wird, so hat er es unterlassen, diesen mühevollen Ineinanderschweißungs- und Läuterungsprozeß vorzunehmen, weil gerade diese Dissonanzen, die Schlußpointen seiner Gedichte, der großen Masse den meisten Spaß machten, und er nun, ein in hohem Grade erfolgbedürftiger Mensch, dem Geschmacke des Tages fröhnte.

Mit dem „Buche der Lieder" erreichte er seinen Kulminationspunkt. Alle seine weiteren Gedichte zeigen keine Fortschritte, dagegen viele Rückschritte. Seine Ironie sinkt zur gefälligen Selbstbespiegelung herab, und aus der Sucht, seine Gedichte stets mit glänzenden Pointen zu schließen, entsteht ein Haschen nach Schlagworten und Knalleffekten. Um ein Beispiel zu geben, drucken wir unten „Anno 1829" ab, das er offenbar nur schrieb, um sich den Hamburgern gegenüber ein Relief zu geben, überhaupt das eitle Ich von dem dunkeln Hintergrunde glänzend abzuheben. Die Bitte, ihm ein edles weites Feld zu geben, war eine vollständig überflüssige, denn er stand ja mitten in demselben und brauchte nur Hand anzulegen. Diese Mühe, den ernsten Fleiß, scheute er aber. Schließlich beteiligte er sich noch, nachdem er 1831 nach Paris übergesiedelt war, an den Tagesfragen, den Tagesskandalen und der Tagespolitik, gewann aber niemals einen Einfluß, verlor dagegen infolge seiner vielen boshaften Ausfälle, frivolen Schmähungen und verletzenden Cynismen immer mehr an Ansehen. Wir nennen von diesen zum großen Teile auch sehr oberflächlichen Erzeugnissen nur „Französische Zustände" (Hamb. 1833), „Salon" (1834—37), die berüchtigte Schmähschrift „Über Ludwig Börne" (Hamb. 1840), die „Neuen Gedichte" (Hamb. 1844), die aber auch mehrere kostbare Perlen echter Poesie enthalten, wie das Frühlingslied „Leise zieht durch mein Gemüt" ꝛc., ferner „Deutschland, ein Wintermärchen" (Hamb. 1844), in dem er eine Reise nach Deutschland schilderte, jedoch nur eine boshafte, frech-cynische, wenn auch oft überaus witzige Zeitsatire lieferte (siehe unten eine Probe des Tons), „Atta Troll" (Hamb. 1847), eine Verspottung der neuen dichterischen Bestrebungen

Deutschlands, die er nicht verstand, und endlich den „Romancero“ (Hamb. 1852), in dem er sich über die höchsten Fragen der Menschheit, über Gott und Unsterblichkeit, aussprechen wollte, wozu er jedoch weder den nötigen Ernst, noch die tiefere philosophische Bildung besaß. In den beiden letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich angelegentlich mit seinen Memoiren, über die er mit seinen Freunden schon oft gesprochen hatte, aber er kam damit nicht über die Periode seiner Kindheit hinaus, etwa bis zum Jahre 1816. Diese wenigen Blätter blieben im Besitze der Witwe und wurden erst nach deren Tode von Ed. Engel mit verschiedenen anderen Schriften (Suppl.-Bd. zu den Sämtl. W., Hamb. 1884) herausgegeben. Ihre Veröffentlichung rief aber nur eine allgemeine Enttäuschung hervor, denn sie bieten in der Hauptsache nur Bekanntes; von der „Wechselwirkung äußerer Begebenheiten und innerer Seelenereignisse“, welche Heine in ihnen darlegen wollte, ist nichts zu verspüren. Freilich hatte der Dichter, als er an ihre Abfassung ging, auch längst seine geistige Frische verloren; seit Jahren lag er bereits, an einem schweren und außerordentlich schmerzhaften Rückenmarksleiden erkrankt, gelähmt darnieder, und nichts erinnerte mehr bei ihm an den einstigen kecken und geistsprühenden Verfasser der Harzreise; nur der kaustische Witz hatte sich ihm erhalten und verblieb ihm auch bis zu seinem am 17. Februar 1856 erfolgten Tode. Noch wenige Tage vor seinem Hinscheiden rief er dem genialen Komponisten Berlioz, der den Vereinsamten einmal zu besuchen kam, scherzend entgegen: „Sie kommen, mich zu besuchen? Das muß man sagen, lieber Berlioz, Sie sind doch immer originell!“ Und als er im Sterben lag und ein Bekannter ihn fragte, wie er mit Gott stehe, versetzte er lächelnd: „Seien Sie ruhig, Gott wird mir vergeben, das ist sein Geschäft!“ — Seine „Sämtlichen Werke“ erschienen zu Hamburg in 21 Bänden 1861—67, seine „Poetischen Werke“ ebendaselbst in 4 Bänden 1869, eine Volksausgabe der sämtlichen Werke in 12 Bänden kam ebenda 1884 heraus, und eine illustrierte Ausgabe veranstaltete Heinrich Laube in Wien von 1884 ab, die aber z. Z. noch nicht zum Abschluß gekommen ist.

Du bist wie eine Blume.

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Das Meer erglänzte weit hinaus.

Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendscheine;
Wir saßen am einsamen Fischerhaus,
Wir saßen stumm und alleine.

Der Nebel stieg, das Wasser schwoll,
Die Möwe flog hin und wieder;
Aus deinen Augen, liebevoll,
Fielen die Thränen nieder.

Ich sah sie fallen auf deine Hand
Und bin aufs Knie gesunken;
Ich hab' von deiner weißen Hand
Die Thränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,
Die Seele stirbt vor Sehnen! —
Mich hat das unglückselige Weib
Vergiftet mit ihren Thränen.

Ich steh' auf des Berges Spitze.

Ich steh' auf des Berges Spitze
Und werde sentimental.
„Wenn ich ein Vöglein wäre!"
Seufz' ich viel tausendmal.

Wenn ich eine Schwalbe wäre,
So flög' ich zu dir, mein Kind,
Und baute mir mein Nestchen,
Wo deine Fenster sind.

Wenn ich eine Nachtigall wäre,
So flög' ich zu dir, mein Kind,
Und sänge dir nachts meine Lieder
Herab von der grünen Lind'.

Wenn ich ein Gimpel wäre,
So flög' ich gleich an dein Herz;
Du bist ja hold den Gimpeln
Und heilest Gimpelschmerz.

Seegespenst.

Ich aber lag am Rande des Schiffes
Und schaute träumenden Auges
Hinab in das spiegelklare Wasser
Und schaute tiefer und tiefer —
Bis tief im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählich farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Türme sich zeigten,
Und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,
Altertümlich niederländisch,
Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrausen und Ehrenketten
Und langen Degen und langen Gesichtern,
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz
Nach dem treppenhohen Rathaus,
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Scepter und Schwert.
Unfern, vor langen Häuser-Reih'n
Mit spiegelblanken Fenstern,
Stehn pyramidisch beschnittene Linden,
Und wandeln seidenrauschende Jungfrau'n,
Schlanke Leibchen, die Blumengesichter
Sittsam umschlossen von schwarzen Mützchen
Und hervorquellendem Goldhaar.
Bunte Gesellen, in spanischer Tracht,
Stolzieren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verschollenen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen trippelnden Schritts
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton.
Mich selbst ergreift des fernen Klangs
Geheimnisvoller Schauer;
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmut
Beschleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz;
Mir ist, als würden seine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt
Und thäten wieder bluten,
Heiße rote Tropfen,
Die lang und langsam niederfall'n
Auf ein altes Haus dort unten
In der tiefen Meerstadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Das melancholisch menschenleer ist,
Nur daß am untern Fenster
Ein Mädchen sitzt,
Den Kopf auf den Arm gestützt,
Wie ein armes vergessenes Kind —
Und ich kenne dich, armes vergessenes Kind!
So tief, so tief also
Versteckteſt du dich vor mir,
Aus kindischer Laune,

Und konntest nicht mehr herauf
Und saßest fremd unter fremden Leuten,
Jahrhundertelang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich suchte,
Und immer dich suchte,
Du Immergeliebte,
Du Längstverlorene,
Du Endlichgefundene —
Ich hab' dich gefunden und schaue wieder
Dein süßes Gesicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an dein Herz —
Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Kapitän
Und zog mich vom Schiffsrand
Und rief ärgerlich lachend:
Doktor, sind Sie des Teufels?

Anno 1829.

Daß ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O, laßt mich nicht ersticken hier
In dieser engen Krämerwelt!

Sie handeln mit den Spezerei'n
Der ganzen Welt, doch in der Luft,
Trotz allen Würzen, riecht man stets
Den faulen Schellfischseelenduft.

Sie essen gut, sie trinken gut,
Erfreu'n sich ihres Maulwurfglücks,
Und ihre Großmut ist so groß
Als wie das Loch der Armenbüchs'.

O, daß ich große Laster säh',
Verbrechen, blutig, kolossal —
Nur diese satte Tugend nicht
Und zahlungsfähige Moral!

Cigarren tragen sie im Maul
Und in der Hosentasch' die Händ';
Auch die Verdauungskraft ist gut, —
Wer sie nur selbst verdauen könnt'!

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit,
Gleichviel nach welchem fernen Ort,
Nach Lappland oder Afrika,
Und sei's nach Pommern — fort, nur fort!

O, nehmt mich mit — sie hören nicht —
Die Wolken droben sind so klug!
Vorüberreisend dieser Stadt
Ängstlich beschleun'gen sie den Flug.

Aus „Deutschland. Ein Wintermärchen."

Caput III.

Zu Aachen, im alten Dome, liegt
Karolus Magnus begraben.
(Man muß ihn nicht verwechseln mit
Karl Mayer, der lebt in Schwaben.)

Zu Aachen langweilen sich auf der Straß'
Die Hunde, sie flehn unterthänig:
Gieb uns einen Fußtritt, o Fremdling, das wird
Vielleicht uns zerstreuen ein wenig.

Ich möchte nicht tot und begraben sein
Als Kaiser zu Aachen im Dome;
Weit lieber lebt' ich als kleinster Poet
Zu Stukkert am Neckarstrome.

Ich bin in diesem langweiligen Nest
Ein Stündchen herumgeschlendert,
Sah wieder preußisches Militär,
Hat sich nicht sehr verändert.

Es sind die grauen Mäntel noch,
Mit dem hohen, roten Kragen —
(Das Rot bedeutet Franzosenblut,
Sang Körner in früheren Tagen.)

Noch immer das hölzern pedantische Volk,
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung, und im Gesicht
Der eingefrorene Dünkel.

Sie stelzen noch immer so steif herum,
So kerzengerade geschniegelt,
Als hätten sie verschluckt den Stock,
Womit man sie einst geprügelt.

Ja, ganz verschwand die Fuchtel nie,
Sie tragen sie jetzt im Innern;
Das trauliche Du wird immer noch
An das alte Er erinnern.

Der lange Schnurrbart ist eigentlich nur
Des Zopftums neuere Phase:
Der Zopf, der ehemals hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Nase.

Nicht übel gefiel mir das neue Kostüm
Der Reiter, das muß ich loben,
Besonders die Pickelhaube, den Helm,
Mit der stählernen Spitze nach oben.

Das ist so rittertümlich und mahnt
An der Vorzeit holde Romantik,
An die Jungfrau Johanna von Montfaucon,
An den Freiherrn Fouqué, Uhland, Tieck.

Das mahnt an das Mittelalter so schön,
An Edelknechte und Knappen,
Die in dem Herzen getragen die Treu'
Und auf dem Hintern ein Wappen.

Das mahnt an Kreuzzug und Turnei,
An Minne und frommes Dienen,
An die ungedruckte Glaubenszeit,
Wo noch keine Zeitung erschienen.

Ja, ja, der Helm gefällt mir, er zeugt
Vom allerhöchsten Witze!
Ein königlicher Einfall war's!
Es fehlt nicht die Pointe, die Spitze!

Nur fürcht' ich, wenn ein Gewitter entsteht,
Zieht leicht so eine Spitze
Herab auf Euer romantisches Haupt
Des Himmels modernste Blitze! — —

Der Einfluß, welchen Heine auf seine Zeitgenossen ausübte, war ein sehr großer, doch besteht sein Verdienst hauptsächlich nur darin, daß er Altes, das seit lange gehemmt und gehindert hatte, niederriß und beseitigte; schöpferisch im Sinne eines Reformators ist er dagegen nicht gewesen, dazu besaß er weder den tieferen Ernst, noch die nötige Charakterfestigkeit. Höheren Zielen hat er überhaupt nie zugestrebt, wie er es denn auch bei seinen fragmentarischen Produktionen zu keinem einzigen größeren Kunstwerke brachte. Das Positive bei ihm besteht nur darin, daß er wieder, über alle Spielereien und Empfindeleien der Romantiker hinweg, sich zur echten, wahren Leidenschaft erhob, wieder den richtigen lyrischen Grundton angab, ferner die klare Darstellung aufs neue zur Geltung brachte und einen großen Wohllaut in seinen Versen herausbildete. Er ist daher auch ohne jeden direkten Nachfolger geblieben, nur ein großes Heer von Nachahmern hat sich an seine Fersen gehängt und sich an seine Äußerlichkeiten, seine Manier geklammert, und derjenige, welcher nach ihm erschien, um die deutsche Dichtung zu weiterer Entwickelung zu führen, mußte auf den

vorgefundenen Trümmern ganz selbständig neu zu bauen beginnen; glücklicherweise brachte er das Können dazu mit, denn er hieß Platen.

Kaum irgend ein anderer deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts hat wohl so schwer zu ringen gehabt, um endlich sein Ziel klar vor sich zu sehen, wie **Platen**, denn er mußte einen Bildungsgang durchmachen, der für seine dichterische Entwickelung und die Herausbildung seines litterarischen Urteils nicht im geringsten förderlich war, und erhielt außerdem vom Schicksal die schwerste Aufgabe in dieser verhängnisvollen Zeit des Überganges zuerteilt. August Graf von Platen-Hallermünde*) entstammt einer alten hannoverschen Adelsfamilie, die früh nach Süddeutschland auswanderte. Er wurde am 24. Oktober 1796 zu Ansbach geboren, wo sein Vater am dortigen Hofe Oberhofmeister war. Seine erste Erziehung wurde von seiner wohlwollenden Mutter geleitet. Schon 1806 kam er jedoch, ganz entgegen seinen Neigungen, in eine Kadettenanstalt in München, damit er sich für die militärische Laufbahn vorbereite. Nach Absolvierung des Kursus fand er sodann 1810 Aufnahme unter die königlichen Pagen, wodurch sich seine Lage, besonders in bezug auf seine dichterischen Neigungen, etwas besserte. Trotzdem war seine Situation noch immer eine seinem Charakter sowohl, wie seinen Anlagen vollständig unsympathische und befriedigte ihn auch nicht, als er 1814 zum Lieutenant im Leibregimente des Königs ernannt wurde. Mehr und mehr bemächtigte sich seiner eine tiefe Melancholie, die auch ein Zug nach Frankreich nicht verscheuchte, den sein Regiment 1815 beim Wiederausbruch des Krieges unternahm, um die Gegend von Vitry auf einige Monate zu besetzen. Schließlich verzweifelte er ganz an sich selbst, meinte weder Talent für die Dichtkunst, noch überhaupt für irgend einen Beruf, zu besitzen und wäre wahrscheinlich in vollständigen Trübsinn versunken, hätte ihn nicht ein Stipendium, das an ehemalige Pagen, die sich dem Studium widmen wollten, vergeben wurde, und um das er sich beworben hatte, plötzlich in eine andere Atmosphäre versetzt. Er ging zunächst im April 1818 nach Würzburg und im Herbst 1819 nach Erlangen, wo er die Bekanntschaft Schellings machte, der ihm neue Gesichtspunkte für die Dichtkunst eröffnete und Mut und Selbstvertrauen einflößte. Mit großem Eifer warf er sich auf das Studium der Sprachen, machte sich alle modernen, die alten klassischen und selbst das Arabische und Persische zu eigen und studierte sodann die hervorragendsten Werke der fremden Dichter in der Ursprache. Dabei war er aber auch noch poetisch thätig und gab schnell nach einander „Ghaselen" (Erlang. 1821), „Lyrische Blätter" (Lpzg. 1821), „Vermischte Schriften" (Erlang. 1822), „Schauspiele"

*) Vergl. „Platens Tagebuch 1796—1825." Stuttg. und Augsb. 1860, das jedoch nur eine ungenügende Bearbeitung von Platens hinterlassenen Memoiren ist, und Joh. Minckwitz, Graf Platen als Mensch und Dichter. Lpzg. 1838. Eine erschöpfende Biographie des Dichters fehlt noch immer.

(1. Bd. Erlang. 1824, 2. Bd. Stuttg. 1828), „Neue Ghaselen“ (Erlang. 1824) und „Sonette aus Venedig“ (Erlang. 1825) heraus. Diese Dichtungen fußen noch sämtlich auf den Hauptgrundsätzen der Romantiker, dennoch lassen sie bereits die künftige Stellung Platens ahnen. Schon die Ghaselen deuten darauf hin, daß der Dichter nach Klarheit strebt und den Gedanken zu konzentrieren sucht, während die Romantiker ihn bekanntlich zu zerfasern trachteten; besonders leuchtet das in den 1824 erschienenen hervor, die sich nicht mehr in dem orientalischen, sondern im modernen Gedankenkreise bewegen und sich auch bereits durch große Formschönheit auszeichnen. Im großen Publikum gingen diese fremdartigen Gedichte ganz unbeachtet vorüber, wohl aber wurden sie von Kennern wie Goethe und Rückert bemerkt, die sodann in freundschaftliche Beziehungen zum Dichter traten. Die „lyrischen Blätter“ und die „vermischten Schriften“ boten nichts von Bedeutung, dagegen zeigten die dramatischen Dichtungen Platen von einer neuen Seite. Zwar lehnte er sich auch hier, im „Gläsernen Pantoffel“, im „Schatz des Rhampsinit“ und im „Turm mit sieben Pforten“ an die Romantiker, besonders an Tieck, an, aber schon wußte er eine klare Handlung aufzubauen, ein Fortschritt, der noch mehr bei seinem Schauspiele „Treue um Treue“, das er im Anfange des Jahres 1825 schrieb, hervortritt. Leider fehlt dem Stücke die Wärme, die tiefere Herzlichkeit, welche hauptsächlich den Zuschauer packt; der Dichter ist noch zu sehr besorgt, daß alle Scenen sich glatt und nach den Regeln der Kunst abwickeln; niemals läßt er der Leidenschaft die Zügel schießen. Trotzdem ist das Stück besser als alle Müllnerschen und Houwaldschen und die meisten Raupachschen, und die deutschen Bühnen hätten wohl die Pflicht gehabt, es zur Aufführung zu bringen und dadurch den Autor zu neuen Schöpfungen zu ermutigen. Allein alle größeren Theater sandten es gleichgültig zurück, und Platen sah infolgedessen davon ab, das dramatische Feld, wenigstens vorläufig, weiter zu bebauen. Ob er im anderen Falle wirklich Hervorragendes auf dem Gebiete des Dramas geleistet haben würde, kann zwar nicht mit Bestimmtheit behauptet werden, jedenfalls darf man aber wohl annehmen, daß er dem deutschen Drama früher und sicherer die neue Bahn eröffnet haben würde, als diejenigen Dramatiker, die nach ihm dies schwere Werk unternommen haben. Wahrhaft glänzend offenbarte sich sein Talent in den „Venetianischen Sonetten“, die die Frucht eines Ausfluges nach der Lagunenstadt waren. Hier ist er bereits der unübertreffliche Meister der Sprache, der allen Wohllaut, allen Schmelz, den sie nur besitzt, ihr zu entlocken weiß, und auch der geistreiche Poet, der in die wenigen Zeilen des Gedichtes immer einen großen Kreis von Gedanken zu bannen vermag. Die Grundstimmung in allen Sonetten ist eine elegische, der Dichter trauert über die untergegangene Pracht und Herrlichkeit, aber er behält dabei auch eine Auge für die Gegenwart und schildert auch das Leben und Treiben in dem Venedig von heute auf das an-

schaulichste (siehe unten). Die Sonette waren der letzte Tribut, den der Dichter der romantischen Schule zahlte; er erkannte jetzt mehr und mehr, daß die Grundsätze der Schlegel, Tieck und Brentano falsche waren, daß die deutsche Poesie aus ihrer traurigen Lage nur erlöst werden könne, wenn die deutschen Dichter wieder jene Bahnen verfolgten, welche die von den Romantikern so viel verspotteten Heroen unserer klassischen Dichtung gewandelt seien. Um aber wieder bei Goethe und Schiller anknüpfen zu können, sei es vor allem nötig, erst wieder neue mustergültige Formen zu schaffen. Er legte daher von jetzt ab bei allen seinen Dichtungen das Hauptgewicht auf die Reinheit und Vollendung der Form und ging, um sowohl seinen Schönheitssinn weiter auszubilden, als auch um bei seinem Schaffen sich nicht durch die unerquicklichen litterarischen und politischen Verhältnisse noch mehr verstimmen zu lassen, im Herbst 1826, von dem Könige von Bayern und von Cotta unterstützt, nach dem gelobten Lande des guten Geschmackes, nach Italien, das er sodann, einen kurzen Besuch, den er 1832 der Heimat machte, abgerechnet, nicht wieder verlassen hat. Bevor er jedoch von Deutschland schied, schickte er der Romantik noch einen Abschiedsbrief in seinem fünfaktigen aristophanischen Lustspiele „Die verhängnisvolle Gabel" (Stuttg. 1826), in der er in erster Linie die Schicksalspoeten, dann aber auch den ganzen romantischen Zauberkram lächerlich machte und der ganzen Schule den schwersten Schlag versetzte. „Mit diesem Gedichte", sagt daher auch Karl Goedeke, „ist die romantische Schule aus der Litteratur gestrichen und die Schule der Poesie wieder hergestellt, die das Erzeugnis des Dichters nach dem Werte seines menschlichen Charakters mißt, ohne den die bloße Kunstform nichtig erscheint. Fortan war es gleichgültig, welcher Form sich der Dichter bediente, der plan… und leichtesten, oder fremdesten und schwersten; seine Geltung wurde nicht mehr davon bedingt; das künstliche Spiel der Formen war nicht mehr Selbstzweck, fast weniger als Nebensache; jede ergriffene Form mußte vollendet, aber in jeder auch ein vollendeter oder mit vollem Ernste nach Vollendung strebender Mensch erscheinen. Die Poesie war in Scherz und Ernst wieder der erhebende Ausdruck eines gehobenen Menschenlebens. Die Mystik und die Ironie der Romantiker, beide nur entgegengesetzte Ausflüsse derselben Quelle, der menschlichen Nichtigkeit, waren abgethan, der Klassizismus, die künstlerische Gestaltung des Ideals, waren wieder eingesetzt." Drei Jahre später verfaßte er noch ein zweites satirisch-litterarisches Lustspiel „Der romantische Ödipus" (Stuttg. 1829), in dem er zwar ebenfalls mit genialer Hand die Geißel schwang, doch nicht nur um die Entwickelung der Poesie zu fördern, sondern auch aus persönlichen Gründen. Es war in dem Stücke besonders auf Heine, der sich in seinen „Reisebildern" über ihn lustig gemacht, und auf Immermann abgesehen, dessen damals noch sehr mangelhafte Produktionen Platen heftigen Widerwillen einflößten. Immermann blieb darauf die Entgegnung

nicht schuldig, antwortete mit der Streitschrift „Der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Kavalier“, und es entspann sich nun ein häßlicher persönlich-litterarischer Konflikt, der beiden Teilen schädlich war. Im übrigen vermied es Platen soviel wie möglich, nach Deutschland zu blicken, wanderte, entzückt über all das Schöne, was sich ihm darbot, von Stadt zu Stadt und lebte dann hauptsächlich in Neapel, wo er mit dem Dichter und Maler August Kopisch, dem Entdecker der blauen Grotte auf Capri, enge Freundschaft schloß. Seine litterarische Thätigkeit war dabei die vielseitigste, die sich denken läßt; er arbeitete einen großen Teil seiner älteren Gedichte um, schuf viele neue und gab sie 1828 zusammen in einem Bande bei Cotta in Stuttgart heraus; sodann schrieb er das Drama „Die Liga von Cambrai“ (Frankf. a. M. 1833), die „Geschichte des Königreichs Neapel von 1414 bis 1443“ (Frankf. 1833), das heitere, überaus anmutige kleine Märchenepos „Die Abbassiden“ (Stuttg. 1833), zu dem er den Stoff aus „Tausend und eine Nacht“ nahm, und eine Reihe von „Polenliedern“, in denen er seinem Zorn über die barbarische Niederwerfung der unglücklichen Polen durch die Russen beredten Ausdruck gab. Den meisten Beifall fanden nach und nach mit Recht die Gedichte, besonders nachdem sie 1834 in starkvermehrter zweiter Auflage erschienen waren. Man war überrascht von diesen glänzenden Balladen (siehe unten „Harmosan“), entzückt von den reizvollen Idyllen, über denen der blaue Himmel Italiens prächtig ausgespannt war, und staunte über die herrlichen Oden (siehe unten „Florenz“) und „Festgesänge“, die eine Pracht der Sprache entfalteten, die man bisher gar nicht für möglich gehalten. Bei dem nun rasch wachsenden Ruhme Platens fanden sich natürlich auch bald Tadler ein, die über die „Marmorglätte“ klagten, bei deren Herstellung dem Dichter die tiefere Empfindung verloren gegangen sei, und die geringschätzig die Achseln zuckten, weil der Verfasser die poetische Form für die poetische Sprache genommen habe und darum auch gar kein echter Poet sei. Diese Aburteilung ist aber im höchsten Grade ungerecht. Platen vermied es, die weicheren Gefühlssaiten anzuschlagen, weil er sich in seiner Kampfstellung vor allem von jeder Gefühlsschwelgerei der Romantiker frei erhalten wollte und mußte; trotzdem bewahrte er sich sein tiefes Dichtergemüt und ließ es auch, wo es ihm nicht nachteilig erschien, wie z. B. in den Polenliedern, klar zu Tage treten. Nur in seinen letzten Jahren hat er sich bisweilen durch seine große Fertigkeit im Versifizieren auch zu Kunststücken verleiten lassen und die Sprache in griechische Metren gepreßt, die sich niemals für das Deutsche eignen werden — aber das kann gar nicht in Frage kommen gegenüber dem vielen Vortrefflichen und Hoheitsvollen, das er geschaffen, und dem überaus segensreichen Einflusse, den er auf die Entwickelung der deutschen Poesie ausgeübt hat. Denn ihm allein gebührt das Verdienst, unsere Lyrik wieder aus der Liederlichkeit der Romantik befreit und die echte Kunst wieder

zu uns zurückgeführt zu haben, und mit Recht sagt daher auch Dingelstedt von ihm, daß er es gewesen, der die neue Generation wieder dichten gelehrt habe. Leider sollte er seinen Ruhm nicht mehr erleben; als die Cholera ihren ersten schrecklichen Zug durch Europa hielt und dabei auch Neapel heimsuchte, floh er nach Sizilien, erkrankte in der Villa Landolina bei Syrakus an einem hitzigen Fieber und erlag demselben, hauptsächlich weil er es irrtümlich mit Choleraarzenei bekämpfen wollte, am 5. Dezember 1835. Im Garten der Villa wurde er bestattet. Seine „Gesammelten Werke" erschienen zuerst, herausgegeben von seinem Freunde Friedrich Grafen von Fugger-Hoheneck und mit einer biographischen Skizze von Karl Goedeke, in einem Bande 1839 zu Stuttgart, 1843 ebendaselbst in einer fünfbändigen Ausgabe und wurden dann wiederholt aufgelegt. Den „poetischen und litterarischen Nachlaß" gab Joh. Minckwitz in 2 Bänden zu Leipzig 1852 heraus.

Aus den „Venetianischen Sonetten".

4.

Venedig liegt nur noch im Land der Träume
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen,
Es liegt der Leu der Republik erschlagen,
Und öde feiern seines Kerkers Räume.

Die eh'rnen Hengste, die, durch salz'ge Schäume
Dahergeschleppt, auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieselben sind sie, ach, sie tragen
Des korsikan'schen Überwinders Zäume.

Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?

Nur selten finden auf der Enkel Brauen
Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

6.

Ich fühle Woch' auf Woche mir verstreichen,
Und kann mich nicht von dir, Venedig, trennen!
Hör' ich Fusina, hör' ich Mestre nennen,
So scheint ein Frost mir durch die Brust zu schleichen.

Stets mehr empfind' ich dich als ohnegleichen,
Seit mir's gelingt, dich mehr und mehr zu kennen:
Im tiefsten fühl' ich meine Seele brennen,
Die Großes sieht und Großes will erreichen.

Welch eine Fülle wohnt von Kraft und Milde
Sogar im Marmor hier, im spröden, kalten,
Und in so manchem tiefgefühlten Bilde!

Doch um noch mehr zu fesseln mich, zu halten,
So mischt sich unter jene Kunstgebilde
Die schönste Blüte lebender Gestalten.

Harmosan.

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Moslemimenhand das schätzereiche Ktesiphon;
Schon langt am Oxus Omar an nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosrus Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.

Und als die Beute mustern ging Medinas Fürst auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan,
Der letzte, der im Hochgebirg' dem kühnen Feind sich widersetzt';
Doch ach, die sonst so tapf're Hand trug eine schwere Kette jetzt!

Und Omar blickt ihn finster an und spricht: Erkennst du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?
Und Harmosan erwidert ihm: In deinen Händen ist die Macht,
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht.

Nur eine Bitte wag' ich noch, abwägend dein Geschick und mein's:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins!
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit,
Doch Harmosan befürchtet Gift und zaudert eine kleine Zeit.

Was zagst du, ruft der Saracen, nie täuscht ein Moslem seinen Gast,
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dies getrunken hast!
Da greift der Perser nach dem Glas, und statt zu trinken, schleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein, mit rascher Geistesgegenwart.

Und Omars Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlauen Harmosan;
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab und spricht sodann: Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort.

Florenz.

Dich hat, Florenz, dein altes Etruskervolk
Mit wahrem Fug dich blühende Stadt genannt,
Nicht weil der Arno nagt an Hügeln,
Deren der kahlste von Wein und Öl trieft:

Nicht weil die Saat aus wucherndem Boden keimt,
Nicht weil des Lustparks hohe Cypressen und
Steineichen, samt Oliv' und Lorbeer,
Neben der Pinie nie verwelken:

Nicht weil Gewerbfleiß oder Verkehr dir blüht,
Den andre Städte missen, indes du stolz
Freiheit genießest, Ruhm genießest
Unter der milden Gesetze Weisheit:

Nicht weil im Prunksaal Schätze der Kunst du häufst,
Vor denen jetzt stummgaffende Britten stehn;
Wie manches Denkmal ist, Florenz, dir
Fremder geworden als selbst dem Fremdling!

Nie wieder tritt die Sonne der Medicis,
Was auch geschehn mag, über den Horizont,
Längst schläft Da Vinci, Buonarotti,
Macchiavell und der alte Dante.

Allein du blühst durch deine Gestalten fort,
Und jener Kunst Vorbilder, sie wandeln am
Lungarno heut' wie sonst, sie füllen
Deine Theater noch an, wie vormals.

Kaum hat der Blick, vor zögerndem Unbestand
Sich scheuend, freudvoll eine Gestalt erwählt,
Als höchste Schönheit kaum gefeiert:
Wandelt die schönere schon vorüber!

Und hat das florentinische Mädchen nicht
Von frühster Jugend liebend emporgestaunt
Zur Venus Tizians und tausend
Reize der Reizenden weggelauschet?

Und deiner Söhne Mutter, o sprich, Florenz!
Ob nie die sehnsuchtsvolleren Blicke sie
Gesenkt vor Benvenutos Perseus
Oder dem himmlischen Apollino?

Wohl mag der Neid euch zeihen der Üppigkeit,
Frei spricht die Lieb' euch. Liebt und genießt und stets
An seiner Göttin Busen kühle,
Kühle die leuchtende Stirn, Adonis!

Hier tändle Glück und Jugend, den Dichter nur,
Zum strengen Ernst anfeuert die Zeit nur ihn,
Und ihm zerbricht sein früh'res Leben
Unter den Händen, wie Knabenspielzeug.

Er rafft sich auf, dem reifere Stunden grau'n,
Ihm naht der Wahrheit wehender Flügelschlag,
Und mehr und mehr Zukunft im Herzen,
Lernt er entsagen der kalten Mitwelt.

Du aber blühe, glückliche Stadt, hinfort
In solcher Schönheit, solchem Gefühl der Kraft,
Wie auf dem Springquell hier der Meergott
Jenes unsterblichen Gian Bologna!

Platen war es, nachdem er endlich den so lange gesuchten neuen Weg gefunden, noch volle zehn Jahre hindurch vergönnt, auf demselben rüstig dahinzuschreiten und damit auf dem Gebiete der Lyrik die bestimmte Richtung für alle Nachstrebenden anzugeben; nicht so günstig gestaltete sich das Schicksal Immermanns, der, als er sich nach langem Ringen schließlich von den Banden der Romantik frei gemacht hatte und nun tief aufatmend daran ging, mit kräftiger Hand das unter der Herrschaft der Schlegel, Tieck und Genossen so arg verwilderte weite Feld der Epik, besonders des Romans, neu zu bebauen, plötzlich, nachdem er nur erst weniges von eingreifender Bedeutung vollendet, vom Tode mitten aus seinem Schaffen herausgerissen wurde. Sein Einfluß konnte daher bei weitem nicht so mächtig sein, wie der Platens, aber er war dennoch kräftig genug, um ihn zum Pfadfinder für alle Prosaisten zu machen, die nach ihm in den dreißiger Jahren auftraten. Karl Lebrecht Immermann *) wurde am 24. April 1796 zu Magdeburg geboren, wo sein Vater Kriegs- und Domänenrat war, und erhielt eine strenge, ernste Erziehung, deren Nachwirkung sich dann zeit seines Lebens nicht verlor. Nach dem Besuche des Gymnasiums seiner Vaterstadt ging er 1813 nach Halle, um die Rechte zu studieren, bald jedoch brachen die Befreiungskriege aus und riefen ihn zu den Waffen. Allein ein schweres Nervenfieber hielt ihn zu seinem großen Schmerze von der Teilnahme an dem allgemeinen Kampfe ab, und da er auch gleichzeitig seinen Vater durch den Tod verlor, so versank er in tiefe Melancholie,

*) Vergl. Karl Immermann. Sein Leben u. s. Werke, aus Tagebüchern u. Briefen an seine Familie zusammengestellt. (Herausgeg. v. Gust. zu Putlitz.) 2 Bde. Berl. 1870; Ferd. Freiligrath, Karl Immermann. Blätter d. Erinnerung an ihn. Stuttg. 1842; Ludmilla Assing, Gräfin Elisa von Ahlefeld, die Freundin Karl Immermanns. Eine Biographie nebst Briefen von Immermann ꝛc. Stuttg. 1857.

aus der ihn erst wieder die Nachricht von der Flucht Napoleons von Elba riß. Er trat nun sofort als Freiwilliger in das Heer ein, nahm an der Schlacht bei Ligny und Waterloo teil, zog mit dem Blücherschen Heere in Paris ein und kehrte als Offizier zu seinen Studien nach Halle zurück. Hier widerte ihn sehr bald das Gebaren vieler Studenten an, die da meinten, durch Äußerlichkeiten, auffallende Kleidung, aller Höflichkeit bares Benehmen das biderbe Deutschtum zu fördern, und er trat energisch gegen das Unwesen auf. Dadurch entstand eine große Aufregung; besonders die Verbindung „Teutonia", die hauptsächlich die Deutschtümelei pflegte, fühlte sich hierdurch im höchsten Grade beleidigt und benahm sich jetzt nur noch auffälliger, ja sie ließ sich sogar zu groben Exzessen verleiten. Aber auch Immermann verfocht seine Ansicht mit aller Zähigkeit, und als der akademische Senat dem Unfuge nicht steuern wollte, richtete er mit einigen Gesinnungsgenossen ein Schreiben direkt an den König Friedrich Wilhelm III., mit der Bitte, er möge die öffentliche Ruhe wieder herstellen. Darauf wurden die Schuldigen bestraft, und die „Teutonia" polizeilich aufgelöst. Immermann zog sich jedoch hierdurch den Ruf eines feigen Denunzianten zu, und da außerdem nun die Regierung die Gelegenheit ergriff, gegen alle studentischen Verbindungen, die patriotische Tendenzen verfolgten, vorzugehen, so waren auch die weiteren Folgen seines Schrittes sehr unheilvolle. Seine Überzeugung, für seinen Teil das Rechte gethan zu haben, konnte aber dadurch nicht erschüttert werden, doch zog er sich fortan von allem Verkehr zurück und wurde schroff und verschlossen. Die einzige Erholung, die er sich gönnte, suchte er im Besuche des Theaters, im Sommer in dem des nahen Bades Lauchstädt, wo die Truppe des Weimarischen Hoftheaters spielte, an deren mustergültigen Vorstellungen er sehr bald den hohen Wert eines guten Zusammenspiels erkannte. Gegen Ende des Jahres 1817 schloß er bereits seine Studien ab und trat in den Staatsdienst, und bald darauf erhielt er eine Stelle als Divisionsauditeur zu Münster in Westfalen, was für ihn von den schwerwiegendsten Folgen wurde, denn es eröffnete sich ihm dort das Haus des ehemaligen Freischarenführers, des jetzigen Brigadekommandeurs von Lützow, wo die feingebildete Gattin desselben, Elisa, geborene Gräfin von Ahlefeldt, ein geistig anregendes gesellschaftliches Leben pflegte. Zum erstenmale kam Immermann dort in einen Kreis, in dem er sich wohl fühlte, weil man sich in demselben über das Geklätsch des Tages erhob und die beste Unterhaltung in der Lektüre klassischer Dichtungen suchte. Bald ward er ein stehender Gast des Hauses, der mit seiner schönen, volltönenden Stimme die Dramen von Kleist, Shakespeare, Calderon und anderen vorlas und eines Tages auch mit einer eigenen dramatischen Dichtung überraschte, der er sodann, da er Beifall fand, schnell noch eine ganze Reihe weiterer folgen ließ. Wir nennen nur „Die Prinzen von Syrakus", „Das Thal von Roncevál", „Edwin", „König Periander und sein

Haus", „Das Auge der Liebe" und „Cardenio und Celinde". Er steht in allen diesen Dramen noch ganz auf dem Boden der Romantiker und lehnt sich außerdem an Goethe, Shakespeare, Calderon u. a. an, bietet aber noch nichts Eigenartiges. Sämtliche Stücke wurden daher vom großen Publikum auch kaum beachtet; nur das Lustspiel „Das Auge der Liebe", eine Art Seitenstück zu Shakespeares „Sommernachtstraum", hatte sich einer etwas günstigeren Aufnahme zu erfreuen. Immermann ließ sich durch diese Mißerfolge jedoch nicht entmutigen; er suchte sich über die Ursache derselben klar zu werden und kam zu der Ansicht, daß wohl einesteils die fremden Stoffe dem Publikum zu wenig sympathisch gewesen seien, und daß anderenteils ihm der Verkehr mit einer Bühne gefehlt habe; eine Hauptursache aber übersah er, nämlich die, daß er bei seinen Schöpfungen sein Herz zu wenig hatte mitsprechen lassen, daß er fast nur mit dem kühlen Verstande operiert hatte. Das lag zum Teil in seiner herben Verschlossenheit und Schroffheit, die er seit seinem Konflikte in Halle angenommen, dann aber auch, und zwar zum größten Teile, in dem seltsamen, peinvollen Herzensverhältnisse, in das er zu Münster geraten war. Eine leidenschaftliche Liebe zu Elisa von Lützow hatte ihn erfaßt und wurde auch erwidert, da die Ehe der geistreichen Frau mit dem derben Soldaten keine glückliche war. Aber diese Liebe konnte den Dichter nicht mit Freudigkeit und Begeisterung erfüllen, sondern mußte ihn eher niederdrücken und der Außenwelt gegenüber nur noch verschlossener machen. Doch bald erfuhr seine Situation eine große Veränderung, und fast schien es eine Wendung zum Besseren zu sein; er wurde 1824 als Kriminalrichter nach Magdeburg versetzt, und kurze Zeit darauf ließ sich Elisa von ihrem Gemahl scheiden, nahm wieder ihren Mädchennamen an und siedelte ebenfalls nach Magdeburg über. Immermann glaubte sich nun am Ziele seiner Wünsche und bat die geliebte Frau um ihre Hand; sie aber wollte sich nach den bittern Erfahrungen, die sie in ihrer ersten Ehe gemacht, nicht wieder binden und schlug ihm ein enges Freundschaftsbündnis vor, indem sie ihm gleichzeitig versprach, auch keine andere Ehe eingehen zu wollen, und eine gleiche Versicherung von ihm verlangte. Er gab sie und fühlte sich nun zunächst weit wohler, als bisher, was auch sofort auf seine poetische Produktion von günstigstem Einflusse war, denn die Tragödie „Das Trauerspiel in Tirol" (Hamb. 1828), welche er jetzt schuf, weist einen bedeutenden Fortschritt gegen die früheren Dramen auf. Vor allem bietet das Stück eine lebendig sich entwickelnde Handlung und eine kräftige Charakteristik, dagegen machen sich in der Motivierung noch erhebliche Mängel fühlbar, weshalb der Dichter es noch einmal umarbeitete und dann unter dem Titel „Andreas Hofer" in seine „Schriften" aufnahm. Im Anfang des Jahres 1827 wurde Immermann als Landgerichtsrat nach Düsseldorf versetzt, und im Sommer folgte ihm die Gräfin von Ahlefeldt mit ihrer Pflegetochter dorthin und bezog mit ihm ein freund-

liches Landhaus, in dem sich alsbald ein angenehmes, geselliges Leben entwickelte. Dieses sowohl, wie der bunte Weltverkehr des Rheins, wirkten sehr erfrischend und anregend auf den Dichter, so daß in kurzer Zeit das komische Heldengedicht „Tulifäntchen" (Hamb. 1830), die Tragödie „Merlin" (Düsseldorf 1832) und die große Trilogie „Alexis" (Düsseldorf 1832) entstanden, drei Werke, die Immermann den allgemeinen Beifall erwarben. Besonders gefiel das erstere, in dem der Dichter das hochtrabende Märchen- und Ritterwesen lächerlich machte. Tulifäntchen ist ein kleiner, kaum fingerlanger Wicht, der mit einem Federmesser als Schwert, einem Silberlinge als Schild und einer Nußschale als Harnisch auf Abenteuer in die Welt zieht. Er gelangt auch sehr bald in ein Land, wo sich ihm die gewünschte Gelegenheit zu kühnen Kämpfen bietet, denn ein Riese Schlagadodro hat dort die Prinzessin Balsamina geraubt und hält sie nun gefangen, doch nicht weil er sie liebt, sondern weil er sich durch ihren Unterricht zivilisieren lassen will. Tulifäntchen macht sich sofort daran, die Gefangene zu befreien, und mit Hilfe einer Fee gelingt ihm auch das gewaltige Heldenstück, aber leider nicht zur Zufriedenheit der Prinzessin, die es romantischer findet, in der Burg eines Riesen gefangen zu sitzen, als an dem langweiligen Hofe daheim zu leben. Dennoch reicht sie ihrem Befreier ihre Hand, quält und verhöhnt ihn jedoch bald so viel, daß er sich vor Scham in einen Abgrund stürzen will, aber von seiner Fee, die in Liebe für ihn glüht, wird er gerettet und nach dem Wunderlande Giniſtan geführt. Das drollige Gedicht ist bis zum Schluß von bester Laune belebt, zeichnet sich auch durch sehr glatt fließende Verse aus, würde aber gewiß noch von größerer Wirkung sein, hätte der Dichter auch noch den Kontrast zwischen der „gemeinen Wirklichkeit der Dinge" und seiner Märchenwelt entsprechend ausgebeutet. Mit „Merlin" wollte Immermann die Tragödie des geistigen Titanentums liefern, eine Art Gegenstück zur „Messiade". Merlin ist ein Sohn des Satans und der reinen Jungfrau Candida; er hat von seinem Vater die dämonischen, von seiner Mutter die edeln Eigenschaften des Herzens geerbt und wendet sich, wider Erwarten seines Erzeugers, seinen besseren Regungen folgend, vom Bösen ab und dem Guten zu. Allein in seinem dämonischen Hochmute will er Gott nicht bloß dienen wie jeder andere, sondern er will noch mehr, weicht dabei aber vom rechten Wege ab und geht zu Grunde; erst im Sterben kehrt er reumütig zu Gott zurück. Das Gedicht besitzt viele große Schönheiten, im ganzen ist es aber verfehlt, da der Dichter wieder in die unklare Phantasterei der Romantiker verfällt und sich auch nicht zu einer gleichmäßigen, harmonischen Ausarbeitung emporschwingt. Weit bedeutender ist die Trilogie „Alexis", welche in die Abteilungen „Die Bojaren", „Das Gericht von St. Petersburg" und „Eudoxia" zerfällt. Der Dichter wollte darin, wie er selbst sagt, den Untergang der künstlichen und unnatürlichen Schöpfungen Peters des Großen zur Darstellung bringen und wußte

auch in den „Bojaren" den verzweifelten Kampf gegen die Neuerungen Peters außerordentlich dramatisch zu schildern; in den beiden andern Abteilungen jedoch bleibt er nicht auf der Höhe, die Handlung stockt, und besonders Peter wächst nicht zu der Heldengestalt empor, die er werden muß, soll er die ganze Trilogie tragen. Auch Immermann empfand diesen Mangel und meinte, daß daran seine noch immer zu geringe Kenntnis des Theaters schuld sei. Um daher dem Übel von Grund aus abzuhelfen, trat er mit der Düsseldorfer Truppe in Verbindung und studierte ihr mehrere Dramen ein, die dann bei ihrer musterhaften Aufführung außerordentlichen Beifall fanden. Das erweckte in Immermann den Gedanken, die Leitung des Theaters ganz und gar zu übernehmen und aus ihm eine Musteranstalt zu machen. Das Projekt fand Anklang, Immermann erhielt einen längeren Urlaub und widmete sich nun von 1835 ab seinem neuen Berufe mit Begeisterung und Beharrlichkeit, brachte es auch sehr bald zu einem ausgezeichneten Zusammenspiel und zu vorzüglichen Darstellungen; dennoch konnte das Institut nur kurze Zeit bestehen, hauptsächlich, weil die Stadt für eine solche Muster-Bühne zu klein war. Der Dichter kehrte daher im Frühjahre 1837, um viele bittere Erfahrungen reicher, aber als „bankerotter Impresario", wie er sich selbst nannte, zu seinen Akten zurück, ja, er wandte sich jetzt überhaupt vollständig vom Drama ab und betrat nun endlich dasjenige Gebiet, auf dem er wirklich Hervorragendes leisten sollte, das des Romans. Er löste sich dabei vollständig von der Romantik los, stellte sich mitten in die Gegenwart und war besonders bemüht, charakteristische Bilder seiner Zeit zu geben. Es sind daher sowohl sein erstes Werk, „die Epigonen" (3 Bde. Düsseldorf 1836), wie sein zweites, „Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken" (4 Bde. Düsseldorf 1838—39), Schilderungen aus dem letzten Drittel der zwanziger Jahre, in dem ganz Europa, unzufrieden mit den alten Einrichtungen und Zuständen, in unklarem Drängen und Ringen neuen Verhältnissen zustrebt. In den „Epigonen" gelingt es ihm jedoch nur erst in geringem Grade, den Stoff zu bewältigen; er malt noch zu grell, stellt die Gegensätze zu schroff aneinander und lehnt sich außerdem zu sichtbar an Goethes „Wilhelm Meister" an, aus dem er einzelne Figuren, so z. B. Mignon, geradezu kopiert. Weit selbständiger und origineller ist er dagegen im „Münchhausen", in welchem er auf der einen Seite den verkommenen Adel, auf der anderen den kräftigen Bauernstand Westfalens schildert. Leider verstand er es nicht, die Gegensätze im Laufe der Erzählung auszugleichen; wir haben also kein harmonisches Kunstwerk, sondern vom Anfang bis zum Schlusse zwei ganz verschiedene Teile, hier den Kreis des verlogenen, jämmerlichen Münchhausen, dort den des ehrenfesten Hofschulzen, die sich nur äußerlich, ohne besondere innere Notwendigkeit, berühren. Aber beide sind sie Schöpfungen eines jetzt zu vollständiger Freiheit hindurchgedrungenen echten Dichters, der die Welt wieder mit offenen Augen ansieht, der wieder

die natürliche Sprache des Herzens redet und damit wieder zu jener echten Erzählungskunst zurückkehrt, die uns zuerst Goethe in seinen Romanen und Novellen gelehrt hat. Am wohlthätigsten zeigt sich diese Rückkehr zur ruhigen, klaren Goetheschen Prosa in der Dorfgeschichte, die dann später auch, da sie leicht von dem übrigen losgelöst werden konnte, unter dem Titel „Der Oberhof" in mehreren Separatausgaben herausgegeben wurde. Sie ist von bezaubernder Anmut, Innigkeit und Frische und dabei in der Schilderung des westfälischen Bauernlebens von außerordentlicher Treue. Der knorrige, stolze Hofschulze mit seinem Schwerte Karls des Großen, die holde blonde Lisbeth und der kecke „wilde Jäger", der grollende Patriotenkaspar, der originelle Altertumssammler, der geistvolle Diakonus, der Küster, der Schirrmeister — das alles sind Figuren, in denen uns das deutsche Denken und Fühlen, die deutsche Art und Sitte wieder ohne jede Ziererei und Schönseligkeit entgegentritt, in denen wieder der kräftige Puls eines gesunden Lebens schlägt. An dem Hofschulzen und der Lisbeth gewannen daher auch die Zeitgenossen wieder die Zuversicht, daß trotz allen Mißgeschickes, trotz allen Druckes der Kern des deutschen Wesens noch immer gesund sei. — Nach dieser „Neugeburt seines dichterischen Menschen" drängte es Immermann, auch sein äußeres Leben in Harmonie zu bringen; das ungesunde Verhältnis zur Gräfin von Ahlefeldt war ihm mehr und mehr ein peinliches geworden; er bat sie wiederholt um ihre Hand, und da sie ihm dieselbe nach wie vor versagte, so verlobte er sich im Sommer 1839 mit einer Nichte des bekannten hallischen Kanzlers Niemeyer, einem anmutigen Mädchen, das er auf einer Reise kennen gelernt hatte, und vermählte sich im Herbst mit ihr. Noch vor Ankunft des jungen Paares verließ die Gräfin von Ahlefeldt tief verletzt Düsseldorf und siedelte nach Berlin über, wo sie 1855 starb. Leider sollte aber der Dichter sein Glück nicht lange genießen; bald nachdem ihm seine Gattin ein Töchterchen geschenkt, befiel ihn ein Nervenfieber, das am 25. August 1840 seinen Tod herbeiführte. In seinem Nachlasse fand sich der erste Teil eines Epos „Tristan und Isolde", das in schwungvoller Sprache die Liebe feiert und glänzend beweist, daß Immermann die neue Bahn auch weiter beschritten haben würde, und „Memorabilien" (3 Bde. Hamb. 1840—43), biographische Mitteilungen, die viel Wichtiges auch über Zeitgenossen wie Fichte, Jahn, Grabbe u. a. enthalten. Eine mangelhafte Ausgabe von „Immermanns Schriften" kam 1835—1843 zu Düsseldorf in 14 Bänden heraus; eine zeitgemäße, von Rob. Boxberger besorgte, mit Biographie und Einleitungen versehene erschien 1883 in Berlin in 20 Teilen.

Die schmerzensreiche Periode des Überganges ist nun überwunden, die Bestrebungen der Klassiker, jetzt nicht mehr durch den Zauberdunst der Romantiker verdunkelt, werden wieder klar erkannt, und aufs neue bemächtigt sich aller der heiße Wunsch, einen Einklang zwischen unserm geistigen und unserm

staatlichen Leben herbeizuführen. Eine allgemeine Bewegung der Geister entsteht; die Aufregung steigert sich noch, da der westliche Nachbar Miene macht, die zerfahrenen politischen Zustände Deutschlands zu seinem Nutzen auszubeuten — aber tausend neue Hindernisse haben sich mittlerweile noch zu den alten gesellt, und nur eine hoffnungsfreudige Jugend wagt es, die schwere Aufgabe des Jahrhunderts wieder aufzunehmen; das „junge Deutschland".

Bevor wir uns jedoch diesem zuwenden, wollen wir noch einen kurzen Blick auf die wissenschaftliche Litteratur der ersten drei Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts werfen.

Die wissenschaftliche Litteratur

der ersten drei Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts.

Die romantische Universalitätsrichtung, welche die Schlegel und Tieck unserer nationalen Poesie gegeben hatten, herrschte bis zu der Wendung, die mit dem Jahre 1830 eintrat, auch auf allen Gebieten der Wissenschaft, hier lebhafter, dort weniger bemerkbar hervortretend, aber doch überall die weitere Entwickelung bestimmend. Es ist jedoch hier nicht der Ort dazu, dies erschöpfend nachzuweisen, wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, bei den einzelnen Wissenschaften nur kurz darauf hinzuweisen.

Die **Philosophie** hatte im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts durch die fundamentalen Werke Kants eine neue, breite Grundlage erhalten, die alte Schulmetaphysik war damit beseitigt und an ihre Stelle ein kritischer Idealismus gesetzt worden. Von diesem gingen sodann nacheinander der scharfsinnige Johann Gottlieb Fichte (1762—1814), der genial-geistreiche, aber mystisch angehauchte Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling (1775—1854) und schließlich der allen phantastischen Sprüngen abholde, streng methodische Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770—1831) aus. Der erstere wandelte den kritischen Idealismus des Meisters in einen subjektiven um und kam damit zu dem Satze: das Ich ist absolute Thätigkeit; alles, was außer dem Ich wirklich ist, ist ein Produkt des Ichs durch Setzen, Entgegensetzen und Gleichsetzen (Beschränkung); das Ich ist Subjekt-Objekt. Darauf bildete Schelling den subjektiven Idealismus zu einem objektiven heraus, war besonders bestrebt, das Leben der Natur philosophisch zu erfassen und gelangte dadurch zur Identitäts- Natur- und später zur Offenbarungsphilosophie, vermochte aber nicht, eine innere Einheit in seine Entwickelungen zu bringen, was erst Hegel gelang, indem dieser die Lehre vom absoluten Idealismus verkündete. „Hegel verarbeitete den ganzen in der Periode der Naturphilosophie gewonnenen Ideenreichtum in ein geschlossenes und streng gegliedertes Ganzes nach dialektischer Methode, welche darin besteht, daß die Gesetze des Denkens auch zugleich für

die Gesetze des Seins erkannt und daher die Entwickelungsgesetze des Seins aus den Entwickelungsgesetzen des Denkens abgeleitet werden. Nach den beiden großen Sphären der Existenz, der objektiven und subjektiven, zerfällt dieses System in eine Philosophie der Natur und des Geistes, welche beide in der Logik als der Wissenschaft des universellen Denkprozesses ihre gemeinschaftliche Begründung finden. Mit Sorgfalt und Umsicht bestimmte Hegel in diesem encyklopädischen Grundrisse für eine jede Wissenschaft den ihr gebührenden Platz, damit seine Schule sich planmäßig in die weitere Ausarbeitung des Einzelnen teile." — Die bedeutendsten philosophischen Werke Fichtes sind „Wissenschaftslehre", „Naturrecht", „System der Sittenlehre" und „Bestimmung des Menschen". Von seinen heldenmütigen „Reden an die deutsche Nation" sprachen wir bereits S. 118 u. f. Von den Anhängern der Fichteschen Philosophie sind zu nennen: Forberg, Niethammer, Reinhold, Schad u. a. Als die hervorragendsten Werke Schellings gelten „Ideen zu einer Philosophie der Natur", „Von der Weltseele", „System der Naturphilosophie", „System des transscendentalen Idealismus". In die Kreise der Schellingschen Naturphilosophie traten besonders H. Steffens, L. Oken, G. H. Schubert, J. J. Wagner und J. P. Traxler. Den Ruhm Hegels begründeten die Werke „Phänomenologie des Geistes", „Logik", „Ästhetik" und „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften". Der Hegelschen Philosophie wandten sich seiner Zeit alle jungen aufstrebenden Geister zu, und es herrschte die allgemeine Ansicht, dieser kunstreiche Bau sei nun für alle Zeiten aufgerichtet. Allein schon sehr bald nach dem Tode des Stifters zerfiel die Hegelsche Schule; einerseits wurde die negative Richtung des Systems bis in die äußersten Konsequenzen fortgebildet, andrerseits zeigte sich in mehrfachen Versuchen das Streben, positive, reale Systeme zu gründen. Der Lehre des Meisters getreu blieben Marheineke, Daub, Gabler, von Henning, Göschel, Werder, Hinrichs, der geistvolle Karl Rosenkranz und Erdmann, welch letzterer jedoch bereits, wie auch Marheineke und Daub, die Hegelsche Philosophie mehr mit dem Glauben auszusöhnen suchte, während Michelet und Benary mehr die freiere Richtung im Sinne des Schöpfers ihres Systems vertraten. Die Bildung einer selbständigen und jüngeren Richtung, der sogenannten Junghegelianer, vollzog sich mit David Friedrich Strauß durch dessen „Leben Jesu"; in ähnlicher Weise wie Strauß gingen Ludwig Feuerbach und Arnold Ruge vor. Seitwärts von Fichte, Schelling und Hegel standen K. Chr. Friedr. Krause, J. Ed. Benecke, J. F. Herbart (1776—1841) und Arthur Schopenhauer (1788—1860), von denen jedoch nur die beiden letzteren von nachhaltigem Einflusse waren. Die Herbartsche Philosophie trat dem krankenden Idealismus durch einen gesunden Realismus entgegen und hatte zu Aposteln Drobisch, Hartenstein, Strümpell, Taute und Volkmann. Der originell-geistreiche Pessimist Schopenhauer entwickelt in seinem Werke „Die Welt als Wille und Vorstellung" in

oft sehr kühnen Hypothesen, aber in höchst scharfsinniger Weise den Gedanken, daß der Wille das Grundprinzip der Dinge und der Welt sei, daß die Welt, wie sie dem Menschen erscheint, eben nur Erscheinung, Produkt der Anschauungsformen des Intellekts sei. Und da nun alles Dasein an sich Daseinwollen sei, das Wollen aber einen Mangel voraussetze, der Leiden zur Folge habe, so sei alles wirkliche Sein ein Leiden. Er ging dabei vom Fichteschen Idealismus aus, wandte sich sodann zum Realismus Spinozas und gelangte schließlich zum indischen Pantheismus. Weitere Werke von ihm sind „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde", „Über den Willen in der Natur", „Die beiden Grundprobleme der Ethik (Die Freiheit des menschlichen Willens und das Fundament der Moral)", „Parerga und Paralipomena" u. a. Anfangs fand seine Philosophie wenig Anklang, in neuerer Zeit hat sich jedoch das Interesse für dieselbe bedeutend gesteigert.

Die Wissenschaft des Schönen suchte Fr. Bouterweck durch seine „Ästhetik" und Chr. Herm. Weisse durch sein „System der Ästhetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit" weiter auszubilden; eine „Metrik" gab J. Aug. Apel, ein Werk über die „Anfangsgründe der deutschen Prosodie" G. F. Grotefend heraus. Die Ansichten über das Drama und die Schauspielkunst läuterte und klärte Ludwig Tieck durch seine „Dramaturgischen Blätter". Die Rhetorik pflegten der sorgsame Stilist Franz Volkmar Reinhard, der auch als Parabelndichter bekannte F. W. Krummacher, Schleiermacher, Dräseke, Claus Harms u. a. und die katholischen Kanzelredner J. M. v. Sailer, M. v. Diepenbrok, Boos, Mutschelle, Oberthür u. a. Die Gesetze der Rhetorik legte ausführlich H. A. Schott in dem Werke „Die Theorie der Beredsamkeit, mit besonderer Anwendung auf die geistliche Beredsamkeit in ihrem ganzen Umfange" dar. Die litterarische Kritik übten die von dem feingebildeten, auf Kantischen Grundsätzen fußenden Ch. G. Schütz herausgegebene „Allgemeine Litteraturzeitung", die von Goethe protegierte „Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung", die „Leipziger Litteratur-Zeitung", die Wiener „Jahrbücher für Litteratur", die 1808 gegründeten „Heidelberger Jahrbücher" und die 1827 zu Berlin ins Leben gerufenen „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", die unter dem Einflusse der Anhänger Hegels standen. Weniger fachwissenschaftlich, mehr für das Bedürfnis des großen Publikums waren die von Spazier 1801 gegründete und von den Romantikern beherrschte „Zeitung für die elegante Welt", der von Kotzebue und G. Merkel herausgegebene, den Romantikern feindlich gesinnte „Freimütige", das ebenfalls von Kotzebue ins Leben gerufene „Litterarische Wochenblatt", das noch heute unter dem Titel „Blätter für litterarische Unterhaltung" erscheint, das von Müllner herausgegebene „Mitternachtsblatt" und das lange Zeit im Sinne der Romantiker von Wolfgang Menzel redigierte „Litteraturblatt" zum Cottaschen „Morgenblatte". Die bildende

Kunst und deren Theorie erfuhr eine erfreuliche Förderung durch die „Italienischen Forschungen" des geistvollen Baron von Rumohr, die „Römischen Studien" von K. L. Fernow, die Schriften von Sulpiz Boisserée, der sich besonders um den Kölner Dom verdient machte, Joh. David Passavant, Friedr. Thiersch, K. A. Böttiger u. a., sowie die Zeitschriften „Kunst und Altertum", herausgegeben von Goethe, und „Zeitschrift für Kunst", herausgegeben von F. G. Welker. Auf dem Gebiete der Pädagogik baute man in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts hauptsächlich die Grundzüge Pestalozzis weiter aus. Dieser geniale Reformator des Erziehungswesens hatte zuerst darauf hingewiesen, daß nicht die Masse der Kenntnisse, sondern eine früh schon entwickelte geistige Selbstthätigkeit, ferner wahre Herzensgüte, edle Gesinnung das Kind für das Leben tüchtig und brauchbar mache, hatte daher Erziehung und Unterricht vereinigt, außerdem die Ausbildung eines der Wichtigkeit seines Berufes sich bewußten Lehrerstands angestrebt und endlich nachdrücklich betont, daß ein Staat seine Wohlfahrt nur dadurch begründen könne, daß er die Jugenderziehung zu einer heiligen Sache mache. Hierauf standen zunächst G. J. Schuderoff, der „Briefe über moralische Erziehung", und J. Eph. Fr. Guts Muts und H. L. Jahn auf, die neben der Ausbildung des Geistes auch die des Körpers verlangten, da nur in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohne. Sodann verbreitete A. H. Niemeyer in seinen „Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts" die Pestalozzische Lehre in die weitesten Kreise und erhob zugleich die Pädagogik zu einer Wissenschaft. Als die eifrigsten Arbeiter im Sinne Pestalozzis sind zu nennen K. Ph. Funke, der eine „Naturgeschichte für Kinder" schrieb, die große Verbreitung gewann, Fr. Ph. Wilmsen, der den „Deutschen Kinderfreund" herausgab, der an 200 Auflagen erlebte, G. F. Dinter, der „Die wichtigsten Regeln der Pädagogik, Methodik und Schulmeisterklugheit" und „Malvina, ein Buch für gebildete Mütter" verfaßte, der treffliche Friedrich Fröbel, der besonders den Anschauungsunterricht förderte, C. Ch. G. Zerrenner, Herbart, Fr. H. Chr. Schwarz u. a. Unterhaltungsschriften für die Jugend verfaßten Christoph von Schmid, dessen „Ostereier" eine außerordentliche Verbreitung gewannen, C. F. Lossius, dessen Robinsonade „Gumal und Lina" viele Auflagen erlebte, Ch. E. v. Houwald, Amalie Schoppe u. a. Das Schulwesen erfuhr infolgedessen in fast allen deutschen Staaten die erfreulichste Förderung.

In der **Theologie** fand das neue Jahrhundert den Rationalismus vor, der in verschiedenen Schattierungen alle Kanzeln beherrschte. Der Rationalismus war bestrebt, den Offenbarungsglauben mit der Vernunft in Übereinstimmung zu bringen, suchte die Wunder als natürliche Vorgänge zu erklären und löste den Begriff der Religion in den der Moral auf. Dabei teilte er sich in den Vulgärrationalismus und in den kritisch-historischen Rationalismus. Dem ersteren war das Geschichtliche der christlichen Religion sehr nebensächlich, er begnügte

sich mit der Moral und erhob diese zum Mittelpunkte des Religionsunterrichtes, dem letzteren lag es an einer umsichtigen Durchforschung der Bibel, um aus den Zeit- und Kulturverhältnissen heraus das Außergewöhnliche und Wunderbare zu erklären. Die Hauptvertreter des Vulgärrationalismus waren J. Fr. Röhr (1777—1848), der „Briefe über den Rationalismus" und „Grund- und Glaubenssätze der protestantischen Kirche", J. A. L. Wegscheider (1771 bis 1848), der das Kompendium »Institutiones theol. christ. dogmaticae«, K. G. Bretschneider (1776—1849), der ein „Handbuch der Dogmatik", und vor allem der Heidelberger Professor H. E. G. Paulus (1761—1851), der einen „Kommentar zum Neuen Testamente" herausgab und darin die Wunderberichte der Evangelien mit vielem Scharfsinn als bloß mißverstandene Erzählungen völlig natürlicher Ereignisse zu deuten suchte. Als die bedeutendsten Anhänger des kritisch-historischen Rationalismus sind zu nennen der hervorragende Grammatiker und Archäologe G. B. Winer (1789—1858), der eine „Grammatik des neutestam. Sprachidioms" und ein „Biblisches Reallexikon", der tief gelehrte G. H. A. v. Ewald (1803—1875), der eine „Geschichte des Volkes Israel bis Christus", und der berühmte Orientalist F. H. W. Gesenius (1785—1842), der die bekannten hebräischen Grammatiken und Lexika verfaßte. Diesem Rationalismus trat eine Zeitlang der Supranaturalismus entgegen, der die alte Dogmatik wieder zu Ehren bringen wollte und daher die Ansicht verfocht, daß nur ein formaler Gebrauch der Vernunft der Offenbarung gegenüber möglich sei, denn die menschliche Vernunft sei absolut außer stande, die Wahrheiten der Offenbarung wirklich zu durchdringen und den Menschen zu einem wissenschaftlichen Erfassen derselben zu führen. Tieferen Einfluß gewann diese Richtung nicht, verfolgt wurde sie von Baumgarten-Crusius, Heubner, Rosenmüller, Tschirner u. a. Eine große und mächtige Gegenpartei erstand dagegen dem Rationalismus nach und nach in der Gemeinde, die Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher (1768—1834) um sich versammelte. Dieser suchte die Religion, die unter den Rationalisten mehr und mehr zu einer äußerlichen Lehre und Form, zu einem bloßen Kultus herabgesunken war, wieder zu einer Sache des Gemütes zu machen. Zu diesem Zwecke veröffentlichte er zunächst seine berühmten „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" und bald darauf die „Monologen", in denen er in wahrhaft genialer Weise, wenn auch ganz im Sinne der Romantiker, für den Satz eintrat, daß das Gefühl der eigentliche Sitz der Religion sei. Später gelang es ihm, zu etwas mehr Selbständigkeit hindurchzudringen, doch hat er den Bann der Romantiker niemals ganz brechen können. Auch seine weiteren Werke, „Weihnachtsfeier", „Kurze Darstellung des theologischen Studiums", „Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche" u. a., sind bei aller geistvollen Behandlung des Stoffs nicht frei von mystischer

Schwärmerei. Die von Schleiermacher hervorgerufene Strömung fand sodann Förderer in dem urwüchsigen, durch seine verschiedenen Postillen bekannten Claus Harms (1778—1855), dem wegen seiner Kommentare zum gesamten Neuen Testamente besonders in theologischen Kreisen geschätzten freisinnigen Lebrecht de Wette (1780—1849) und dem durch seine Frische und seine feine Bildung in hohem Grade ausgezeichneten Karl August Hase (geb. 1800). Eine Sonderstellung nahm Richard Rothe (1799—1867) ein, der eine allgemeine Reform der evangelischen Kirche verlangte, da sie in ihrer jetzigen Einrichtung der Kultur unseres Zeitalters nicht entspreche. Seine Hauptwerke sind eine „Theologische Ethik" und eine von Schenkel herausgegebene „Dogmatik". — Diesen Bewegungen in der evangelischen Kirche stellen sich ähnliche in der katholischen nicht gegenüber, da jede freie wissenschaftliche Behandlung der katholischen Theologie, die ein Sailer, Hermes, Anton Günther, Carové, Franz von Baader, Wessenberg u. a. wagten, sofort vom römischen Stuhle aus verboten und unterdrückt wurde.

Die Mythologie war in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts Gegenstand sehr lebhafter Erörterungen, weil sich zwei Hauptansichten herausgebildet hatten, deren Vertreter sich nun heftig befehdeten. An der Spitze der einen Partei, der sogenannten Symboliker, standen der geistreiche Philologe G. F. Creuzer (1771—1858) und J. J. Görres, an der der anderen, der sogenannten Antisymboliker, der verdiente Übersetzer des Homer, J. H. Voß (1751—1826), und Ph. K. Buttmann (1764—1829). Die Symboliker vertraten die Ansicht, daß die mythologischen Vorstellungen aller Nationen auf eine philosophierende Grundanschauung der Welt und Dinge zurückgeführt werden müßten, daß der Mythus nur das Symbol eines Philosophems und der Urquell aller Religionen an der Wiege der Menschheit, im Oriente, zu suchen sei. Es sei daher auch die griechische Mythologie aus den religiösen Ansichten des Orients hervorgegangen. Von diesem Gesichtspunkte aus schrieb Creuzer seine „Symbolik und Mythologie der alten Völker", und Görres seine „Mythengeschichte der asiatischen Welt". Die Antisymboliker verfochten die Ansicht, daß die griechische Mythologie ganz vollständig aus sich selbst heraus auf dem nationalen Boden erwachsen sei und dann mit ihrem ihr ureigenen Glanze die ganze antike Welt überstrahlt habe. Voß suchte dies in seiner „Antisymbolik", Buttmann in seinem „Mythologus" zu beweisen.

Die **Naturwissenschaften** traten beim Beginn dieses Jahrhunderts in ein ganz neues Stadium und zwar dadurch, daß man von der atomistisch-mechanischen Naturbetrachtung zur dynamischen überging, daß man sich nicht mehr mit der Beobachtung der äußerlichen Wechselbeziehung der Dinge begnügte, sondern daß man hauptsächlich den organischen Urzusammenhang derselben zu ergründen suchte. Die Erfolge waren alsbald ganz außerordentliche. Einge-

leitet wurde die große Wendung durch K. Kielmeyer und Kant, von denen der erstere eine wichtige Rede „Über die organischen Kräfte" veröffentlichte, während der letztere eine „physikalische Geographie" herausgab. Auf diesen beiden Werken fußte nun Schelling, der in seiner Naturphilosophie zum erstenmale in geistreicher Weise die innere Einheit der Natur nachzuweisen suchte. Ihm folgten sodann Henrich Steffens (1775—1845) mit seinen „Beiträgen zur innern Naturgeschichte der Erde" und seinen „Grundzügen der philosophischen Naturwissenschaft", Leopold von Buch (1774—1853) mit seiner „Biologie oder Philosophie der lebendigen Natur", Karl Ritter (1779—1859) mit seiner „Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte der Menschen", Lorenz Oken (1779—1851) mit seinem „Grundriß der Naturphilosophie", seinem „System der Natur" und seiner „Allgemeinen Naturgeschichte für alle Stände", in der es ihm hauptsächlich darauf ankam, „die Einheit und das Stufenverhältnis in dem Gesamtorganismus der Natur nachzuweisen", Ch. G. Nees von Esenbeck (1776—1858) mit seinem „Handbuche der Botanik", F. Tiedemann (1781—1861) mit seiner „Entwickelungsgeschichte der Tiere" und seiner „Physiologie des Menschen", der Phrenologe F. J. Gall (1758 bis 1828) mit seiner Schädellehre, die er besonders durch das lebendige Wort verbreitete (seine wissenschaftlichen Werke schrieb er in französischer Sprache), und vor allem der geniale Alexander von Humboldt (1769—1859), der die bedeutendste Erscheinung unter den neuern Naturforschern ist. Humboldt unternahm schon früh weite Reisen, machte auf diesen mit scharfem Blick eine große Menge wertvoller Beobachtungen und konnte daher klarer als alle seine Zeitgenossen den Grundgedanken herausbilden, daß das wichtigste Resultat des sinnigen physischen Forschers darin bestehe, „in der Mannigfaltigkeit die Einheit zu erkennen, den Geist der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt". Er warf sich daher auch nicht auf eine Spezialität, sondern widmete sich ebensowohl dem Studium des Himmels, wie der Durchforschung der Gesteine, der Beobachtung der Sitten der Völker, wie der Ergründung der Geheimnisse der Pflanzenzelle; bei allem aber fragte er sich zuletzt: welchen Beitrag liefert das eben Geschaute, Beobachtete oder Erforschte zur Kenntnis der inneren Einheit des Weltalls. Infolgedessen stand er stets auf der höchsten Höhe, mochte er sich nun mit dem Unbedeutendsten oder mit dem Großartigsten befassen. Freilich war dessen auch nur ein Mann von der erhabenen Universalität eines Humboldt fähig. Von seinen Werken nennen wir: „Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse", „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen", „Versuch über den Zustand des Königreichs Neu-Spanien", „Reise nach den Äquinoktialgegenden des neuen Kontinents in den Jahren 1799—1804", „Ansichten der Natur" und endlich sein monumentales Hauptwerk „Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung." Wir können

hier jedoch auf diese Werke nicht weiter eingehen und bemerken nur, daß auch die Darstellung eine künstlerische und die Sprache eine edle ist.

Auf dem Felde der Mathematik, Astronomie und Physik waren J. E. Bode (1747—1826) und ganz besonders der scharfsinnige K. Fr. Gauß (1777—1855) thätig, mit dem jetzt die Deutschen die Führung auf dem Gebiete der Mathematik übernahmen, nachdem dieselbe vorher in der Hand der Franzosen geruht hatte. Seine Einführung der komplexen Zahlen in die höhere Analysis, ihre geometrische Darstellung, die Theorie der Abbildungen, die ein Fundament der Kartographie wurden, seine Abhandlungen über algebraische Funktionen, Reihen und elliptische Integrale sind Meisterwerke auf dem Gebiete der reinen Mathematik. Die angewandte Mathematik wurde besonders gefördert durch seine Abhandlungen zur Attraktionstheorie, zur Theorie des Potentials und des Erdmagnetismus. Durch seine theoria motus corporum coelestium und durch die Beobachtungen der Planetenbewegungen erhielt die Astronomie neue Impulse. Die von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen veranstaltete Gesamtausgabe seiner Werke ist eines der herrlichsten Denkmäler deutscher Wissenschaft und zeigt, daß Gauß der größte Mathematiker aller Zeiten war. Die Kenntnis in der Chemie erweiterten L. Gmelin (1788—1853), E. Mitscherlich (1794—1863), F. Wöhler u. a.; ihre heutige große Bedeutung gewann die Chemie jedoch erst seit den vierziger Jahren. Für die Arzeneiwissenschaft wirkten der wackere Ch. W. Hufeland (1762—1836) und der Gründer der homöopathischen Heilmethode, S. Ch. F. Hahnemann (1755—1843).

Das Gebiet der **Sprachwissenschaft** baute in wahrhaft staunenswerter Weise mit umfassenden Kenntnissen Wilhelm von Humboldt (1767 bis 1835), der ältere Bruder des Naturforschers, aus. Er ist der Begründer der wissenschaftlichen Linguistik, der erste, der dem vergleichenden Sprachstudium einen wissenschaftlichen Charakter gab. Wie klar und bewußt er vorging, ersieht man aus seinem Aufsatze „Über das vergleichende Sprachstudium", wo er des weiteren darlegt, daß ihm „der Schlußstein aller Sprachkunde, ihr Vereinigungspunkt mit der Wissenschaft und Kunst" darin liege, daß die bezüglichen Untersuchungen sich „der Erreichung der Zwecke der Menschheit" angemessen erweisen. Seine Sprachkenntnisse waren ganz außerordentliche; er verstand und beherrschte nicht nur alle Sprachen Europas, des Altertums und Indiens, sondern sogar afrikanische, amerikanische und die der Südseeinseln. Seine wichtigsten Werke sind dasjenige „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues in ihrem Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts" und das „Über die Kawisprache auf der Insel Java". Die orientalischen Sprachen durchforschte sodann mit großer Gründlichkeit Joseph v. Hammer-Purgstall (1774—1856); er gab eine „Encyklopädische Übersicht der Wissen-

schaften des Orients", „Fundgruben des Orients", eine „Geschichte der schönen Redekünste Persiens", eine „Litteraturgeschichte der Araber", „Hafiz' Divan", sowie verschiedene Werke über persische und türkische Geschichte heraus. Für die alt-klassischen Sprachen war das Auftreten F. A. Wolfs (1759—1824) von weittragenden Folgen, späterhin leisteten G. Hermann, A. Böckh u. a. Hervorragendes. In der deutschen Sprach- und Altertumswissenschaft vollzog sich ein gewaltiger Reinigungs- und Klärungsprozeß durch die Gebrüder Grimm, und zwar dadurch, daß Jakob Grimm (1785—1863), gestützt auf umfangreiche Studien, eine „Deutsche Grammatik" verfaßte, in der er das große Sprachgebäude nach seiner historischen Entwickelung darstellte, während Wilhelm Grimm (1786—1859) die Schätze der altdeutschen Litteratur aufdeckte, das Hildebrandslied, den Freidank, das Rolandslied, „Die deutsche Heldensage" u. a. herausgab. Auch sammelten die beiden Brüder die jetzt allgemein bekannten Kinder- und Hausmärchen und hinterließen die Vorarbeiten zu einem großen deutschen Wörterbuche, in dem der ganze neuhochdeutsche Sprachschatz von Luther bis auf Goethe dargelegt werden soll. Das Werk wird zur Zeit von R. Hildebrand, M. Heyne, K. Lucä u. a. ausgearbeitet. In die Fußstapfen der Gebrüder Grimm traten von der Hagen, der die erste genügende Ausgabe des Nibelungenliedes herstellte, K. K. F. W. Lachmann, J. Chr. A. Heyse u. a. Vom philosophischen Standpunkte aus beleuchtete K. F. Becker die deutsche Sprache; Studien über die Mundarten machte J. G. Radloff.

Die Pflege der **Geschichtsschreibung** übernahm eine Reihe sehr tüchtiger Talente, da der Sinn für Geschichte, besonders für die nationale, durch die Romantiker lebhaft geweckt worden war. Wir nennen zunächst den freisinnigen Karl von Rotteck (1775—1840), der in seiner „Allgemeinen Geschichte" die Entwickelung der Menschheit zur Freiheit und Sittlichkeit darzustellen sich bemühte, sich dabei jedoch nicht immer die nötige Unbefangenheit bewahrte, Friedrich Christoph Schlosser (1776—1861), der sich die gerechte, unparteiische Beurteilung zum obersten Grundsatze machte, infolgedessen aber nicht selten, besonders in seiner „Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts bis zum Sturze des französischen Kaiserreichs" und seiner „Universalhistorischen Übersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur" herb und hart ist, Friedrich von Raumer (1781—1873), der sich durch seine, wenn auch wenig gründliche, „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit" einen Namen machte, und Leopold von Ranke (1795—1886), der in seiner leider unvollendet gebliebenen „Weltgeschichte", seiner „Geschichte der romanischen und germanischen Völkerschaften des 14. und 15. Jahrhunderts", seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation" und seinem bedeutendsten Werke „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert" sich besonders durch geistvolle Charakteristik auszeichnet, während sein Urteil oft zu vorsichtig und un-

bestimmt bleibt. Weiter sind der gediegene F. C. Dahlmann, der geistreiche B. G. Niebuhr, der eigenartige J. Ph. Fallmerayer, Freiherr von Hormayr, Heinrich Leo, Wolfgang Menzel, Ottfr. Müller, Heeren, Woltmann, Luden und der Verfasser der vortrefflichen „Biographischen Denkmale", Varnhagen von Ense, zu nennen.

Die Kulturgeschichte fand ihre Bearbeiter in K. J. Weber, der ein Werk über das Ritterwesen, E. P. J. Spangenberg, der ein solches über die Minnehöfe des Mittelalters, J. A. Donndorf, der eine „Geschichte der Erfindungen" schrieb. Bedeutende Kulturhistoriker erstanden jedoch erst nach 1830. Die Litteraturgeschichte wurde durch J. F. L. Wachler, der ein „Handbuch der allgemeinen Geschichte der litterarischen Kultur", ein „Handbuch der Geschichte der Litteratur" und „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationallitteratur", Fr. Bouterweck, der eine „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrhunderts", Karl Rosenkranz, der ein „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie" und eine „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" schrieb, ferner durch den zwar geistreichen, aber leider allzu einseitigen Wolfgang Menzel, F. W. V. Schmidt, Fr. H. v. d. Hagen, F. Horn, K. H. Jördens u. a. gepflegt.

Sollen wir schließlich auch noch einen Blick in das Reich der Politik und Rechtswissenschaft werfen, so führen wir vor allem das von echt nationalem Geiste durchwehte Werk „Öffentliches Recht des deutschen Bundes" von Joh. Ludwig Klüber an, der „wohlmeinend mit den Fürsten, aber auch mit dem Volke nicht minder", seine Ehre darein setzte, „als Publizist in keiner Beziehung einer politischen oder kirchlichen Partei anzugehören". Leider kann dasselbe nicht von K. L. von Haller gesagt werden, der in seiner „Restauration der Staatswissenschaft" dem absoluten patrimonial-feudalen Despotismus und Aristokratismus das Wort redet. Als bedeutende Juristen sind sodann Hugo, Thibaut, v. Savigny, Mittermaier, Gans und v. Grolmann zu bezeichnen.

Der Grundzug, der durch alle wissenschaftlichen Bestrebungen bis zum Jahre 1830 geht, ist der heiße Wunsch, einen großen allgemeinen Überblick über das gesamte Wissen zu erhalten und überall das gemeinschaftliche Band aufzusuchen, das alle Wissenschaften mit einander verbindet; von 1830 ab tritt dann mit den neuen politischen Ideen das Bestreben auf, mit dem Errungenen hinaus ins Volk zu treten, das Erforschte, das Gefundene zum Gemeingute der Nation zu machen.

Das junge Deutschland.

Die Idee der Nationaleinheit war gegen Ende der zwanziger Jahre in der großen Menge des Volkes fast ganz wieder verschwunden; nur noch in den Herzen weniger Patrioten lebte sie fort. Der Sinn für vaterländische Angelegenheiten schien vollständig erstorben zu sein, so daß z. B. in Hannover der Druck der Landtagsprotokolle seit 1821 aus Mangel an Abnehmern eingestellt werden mußte. Vergebens zürnte der Freiherr von Stein über die „Unthätigkeit und Scheinthätigkeit" des deutschen Bundes, über die „Lähmung jedes Gesamtwillens der obersten Bundesbehörde durch eigene falsche Ansichten, oder Gleichgültigkeit, oder subjektive Nullität einiger Repräsentanten ohne Einfluß, welche nichtsdestoweniger ihre Selbstsucht durch Verwirrung und Verschleppung der öffentlichen Angelegenheiten zu beweisen gesucht", — es blieb beim alten; nach wie vor erfuhren die deutschen Nationalinteressen von seiten des Bundestages auch nicht die geringste Begünstigung, ja seit 1823 wurden nicht einmal mehr die Protokolle der Bundestagssitzungen veröffentlicht, sondern nur noch von Zeit zu Zeit die Resultate der Konferenzen bekannt gegeben. Nur die Mainzer Untersuchungskommission setzte ihre Thätigkeit eifrig fort, da die Gespensterfurcht vor demagogischen Umtrieben sich eher gemehrt als gemindert hatte. 1824 erschien sogar eine aus den Akten gezogene „amtliche Belehrung über den Geist und das Wesen der Burschenschaft", die das ungläubige Publikum überzeugen sollte, daß die Burschenschaft eine „wissenschaftlich-bürgerliche Umwälzung" im Sinne gehabt habe, daß an Stelle des aufgelösten Bundes neue „geheime, hochverräterische Gesellschaften" getreten seien, der „Männerbund" und der „Jünglingsbund", durch die nun das revolutionäre Gift in ganz Deutschland verbreitet werde. Die Mehrzahl im deutschen Volke bezweifelte aber, wie ein aufmerksamer Beobachter jener Tage, Eduard Burckhardt, berichtet, die Wahrheit dieser Angaben, war

vielmehr im höchsten Grade ungehalten über die ehrenkränkende Verfolgungswut, mit welcher einzelne Regierungen die geachtetsten Männer, die im Geruche der Freisinnigkeit standen, zu Demagogen und Mitgliedern revolutionärer Gesellschaften zu stempeln suchten. Infolgedessen wuchs die dumpfe Unzufriedenheit mehr und mehr; bald ergriff der Geist des Mißmutes alle Klassen des Volkes; aber trotzdem herrschte allerwärts tiefe Stille; kein Laut der Klage drang an die Öffentlichkeit, denn mit Argusaugen wachten die Zensoren über alle Bücher und Zeitungen und strichen, oft in der widersinnigsten Weise, jede freisinnige Äußerung, die „die Ruhe des Volkes" stören konnte. Da hob sich plötzlich der Vulkan zu Paris, warf mit lautem Getöse den Thron der Bourbonen um, sprühte weithin einen Feuerregen aus, der an den verschiedensten Orten zündete, und beleuchtete grell die Ohnmacht der heiligen Allianz.

Ein jäher Schrecken erfaßte alle Höfe Europas; keiner wagte der allgemeinen Bewegung entgegenzutreten; ungehindert konnte sich der belgische Befreiungskrieg entwickeln; ohne daß eine benachbarte Regierung nur eine Hand rührte, jagten die Braunschweiger ihren verschwenderischen Herzog Karl aus dem Lande, ja der Bundestag sanktionierte sogar den Braunschweiger Aufstand, indem er, trotz des lauten Protestes des Herzogs Karl, den von den Braunschweigern zum neuen Herzoge ausgerufenen Prinzen Wilhelm in seiner Gewalt bestätigte.

Nach all diesem war der Nimbus der heiligen Allianz schnell verflogen; in ganz Deutschland regte sich wieder politisches Leben; aller Orten wurden die Mängel der unerquicklichen Verhältnisse, die hemmenden Landes- und Gemeindeverfassungen wieder eifrig besprochen und die Mißbräuche der Administration enthüllt; lauter, immer lauter ertönte der Ruf nach Reformen. Verschiedene kleine Staaten gaben denn auch alsbald dem Drängen nach: König Wilhelm von Hannover führte in seinem Lande ein von vollständig freisinnigem Geiste getragenes neues Staatsgesetz ein, in Sachsen nahm der einsichtsvolle Minister von Lindenau mehrere zweckentsprechende Umgestaltungen vor, ebenso besserte sich in Bayern und Baden Verschiedenes, so daß sich die Hoffnung auf eine gedeihliche Weiterentwickelung der deutschen politischen Verhältnisse immer mehr befestigte. In der badischen Kammer wagte daher auch der Abgeordnete Welcker den Antrag, die Regierung möge sich beim Bundestage dahin verwenden, daß neben der Bundesversammlung auch eine deutsche Nationalrepräsentation geschaffen werde, ein Verlangen, dem gegenüber sich die Regierung zwar vollständig ablehnend verhielt, das aber dennoch ein lautes Echo in ganz Deutschland fand, und in Rheinbayern, auf dem Schlosse zu Hambach, zogen sogar am 26. Mai 1832 aus allen Teilen Süd- und Westdeutschlands unter fliegenden Fahnen und geschmückt mit schwarz-rot-goldenen Kokarden gegen 30,000 Menschen zusammen, um den „deutschen Mai" zu feiern und einen großen

deutschen Bürgerverein „zur Abschüttelung innerer und äußerer Gewalt, zur Erstrebung gesetzlicher Freiheit und deutscher Nationalwürde" zu stiften.

Alle diese patriotischen Bestrebungen konnten jedoch nur erst von nachhaltigen Folgen sein, wenn man sich ihnen auch in Österreich und Preußen anschloß; allein dort erfuhren sie nur wenig Unterstützung, die geringste in Österreich. Denn in Wien hielt nach wie vor Fürst Metternich mit starrer Hartnäckigkeit an den ererbten Grundsätzen der Legitimität und Stabilität fest und wies alle Wünsche nach Reform mit dem Bescheide ab, daß nichts gewährt werden könne, „daß die von Gott herkommende und durch die Religion und das historische Recht beschützte Majestät um jeden Preis gegen die Anmaßungen und Angriffe der Neuerer zu verteidigen sei." Und das Volk, voll treuer Anhänglichkeit zu seinem Fürstenhause, fügte sich; nur Anastasius Grün klagte: „Ach, es will der Freiheit Blume hier zu Lande nicht gedeih'n!" In Preußen pulste zwar ein regeres politisches Leben, allein alle Bestrebungen waren mehr auf den innern Ausbau des Staates, auf das engere Verwachsen der verschiedenen Landesteile miteinander, auf Verbesserung der Rechtspflege, Hebung der Schulen, des Handels und des Verkehrs gerichtet, als auf die deutschen Angelegenheiten, deren Förderung man nach alter Gewohnheit noch immer glaubte Österreich überlassen zu müssen. Zudem vermied es die Mehrzahl des Volkes auch noch aus Rücksicht auf den „alten Herrn", den König Friedrich Wilhelm III., dem alle Neuerungen den heftigsten Widerwillen einflößten, sich der allgemeinen Bewegung anzuschließen. Man setzte dabei alle Hoffnung auf den genialen Kronprinzen, von dem man Großes erwartete. Preußen entfremdete sich dadurch zwar zunächst der deutschen Sache, aber es bildete sich auch zugleich zu einem festgefügten, kräftigen Staate aus, der mehr und mehr an allgemeinem Einflusse gewann, so daß, noch ehe die Zeitgenossen es recht gewahr wurden, leise der Schwerpunkt in Deutschland von Wien nach Berlin hinüberrückte.

Mittlerweile verflog die so rasch geweckte Begeisterung wieder; in Frankreich wandelte sich der joviale Bürgerkönig Louis Philipp sehr bald in einen verschlagenen, tyrannischen Selbstherrscher, in und um Warschau wurde ein Aufstand der Polen von den Russen in wahrhaft barbarischer Weise unterdrückt, und in Deutschland folgte auf die Flut eine tiefe Ebbe. Alle Rechte und Freiheiten, die beim ersten Schrecken gegeben und bewilligt worden waren, wurden nun wieder für nichtig erklärt, in verschiedenen Ländern ward die Preßfreiheit wieder ganz aufgehoben, in Bayern der treffliche Bürgermeister von Würzburg, der Hofrat Behr, weil er auf einem Feste zum Andenken der Konstitution eine ganz loyale Rede über die Einheit Deutschlands gehalten, zur Festungsstrafe zweiten Grades auf unbestimmte Zeit, einstweilen auf fünfzehn Jahre, verurteilt, und in Hannover hob sogar der neue König Ernst August ohne weiteres

durch Proklamation vom 11. November 1837 das freisinnige Staatsgrundgesetz von 1833 auf und stellte, trotz aller Proteste des Landes, den Rechtszustand von 1819 wieder her.

Da schloß am 7. Juni 1840 der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen für immer die Augen, und die ganze Situation in Deutschland änderte sich. Zum erstenmale machte sich bei allen deutschen Stämmen das, wenn auch noch sehr unklare, Gefühl geltend, daß fortan Preußen der tonangebende und leitende Staat in Deutschland sein, daß von Preußens Entwickelung das Wohl und Wehe Deutschlands künftig abhängen werde: und aller Augen waren auf den jungen König Friedrich Wilhelm IV. gerichtet. Wir werden bald sehen, wie wenig er der großen Aufgabe gewachsen war. Die ersten Schritte, die er that, waren zwar verheißungsvoll; er verkündete eine Amnestie, setzte den verdienten Ernst Moritz Arndt zu Bonn wieder in seine Professur ein und nahm von dem Turnvater Jahn Bann und Polizeiaufsicht; allein bereits im September, als der preußische Landtag zu Königsberg ihm die Bitte unterbreiten ließ, „das von seinem Vater angefangene Werk, dessen Vollendung demselben nicht vorbehalten war, auszuführen und der preußischen Nation eine schriftliche Urkunde als Verfassung des preußischen Reiches und eine Landesrepräsentation zu bewilligen," zeigte es sich klar, daß er den Erwartungen nicht entsprechen werde. Er antwortete, daß er es bei der kreis- und provinzialständischen Verfassung belassen und den von seinem Vater betretenen Weg weiter verfolgen wolle. Diese Erklärung rief große Aufregung und allgemeinen Unwillen hervor; verschiedene Flugschriften erschienen, die gebieterisch nach der versprochenen Reichsverfassung verlangten, und mehrere einflußreiche Zeitungen traten der Haltung des Königs schroff entgegen. Doch die Verfasser der Flugschriften wurden gefangen gesetzt, so Dr. Johann Jacoby, der die „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen" herausgegeben hatte, die Zeitungen, wie die „Rheinische Zeitung", die von Arnold Ruge redigierten „Hallischen Jahrbücher", die „Leipziger Allgemeine Zeitung" und andere, unterdrückt, und die Düsseldorfer Advokaten und Notare, welche es gewagt, um Rücknahme des Verbotes der „Rheinischen Zeitung" zu bitten, kurz abgewiesen und bedeutet, „sich gereiftere Ansichten über die gesellschaftlichen Verhältnisse zu beschaffen". Und auch in anderer Weise suchte die Rückschrittspartei den modernen Geist zu fesseln: sie schloß sich den kirchlichen Dunkelmännern aller Bekenntnisse an, begünstigte die Pietisten und Absolutisten Stahl, Hengstenberg u. a., erließ die Verordnung, daß der Religionsunterricht auf den Gymnasien künftig nur „frommen" Kandidaten anvertraut werden dürfe, und übte den widerspenstigen Erzbischöfen von Köln, Droste von Vischering, und von Posen, Martin von Dunin, gegenüber, die sich fortan nicht mehr nach den bisher üblich gewesenen Bräuchen bei gemischten Ehen richten wollten, eine Milde, die dem

Betragen der Kirchenfürsten durchaus nicht entsprechend war. Dadurch verlor der König aber mehr und mehr an Boden im Volke, und da er das fühlte, suchte er sich durch ein Bündnis mit Rußland zu stärken. Allein dieser Mißgriff schädigte seine Popularität nur noch ärger; zudem beeinträchtigte er durch die Vergünstigungen, welche er Rußland einräumte, die östlichen Provinzen sehr empfindlich. Infolgedessen kam die Königsberger Kaufmannschaft ehrerbietig um Aufhebung der Kartell-Konvention mit Rußland ein, wurde aber dahin beschieden, „daß zwar für ihre merkantilischen Interessen die möglichste Sorge getragen werden solle, ihre in die Politik streifenden Bemerkungen aber zurückgewiesen werden müßten, weil dergleichen Fragen über den Gesichtskreis der Unterthanen hinausgingen". Es blieb bei der Konvention. Mittlerweile wurden die Rufe nach einer Reichsverfassung immer lauter und ungestümer, und einsichtsvolle Männer rieten dem Könige, sich nicht ganz der Stimme des Volkes zu verschließen. Die deutschen Regierungen des 19. Jahrhunderts hätten, wie bereits 1811 von Hardenberg betont worden sei, nicht nur die Pflicht, sich Gehorsam bei den Unterthanen zu verschaffen, sondern auch Überzeugung bei denselben hervorzurufen. Da endlich entschloß sich der König, einen Schritt vorwärts zu thun. Am 3. Februar 1847 erschien ein königliches Patent, demzufolge die Provinzialstände zu einem vereinigten Landtage zusammenberufen wurden; doch sollte dieser Landtag nur die Rechte eines Beirates haben und auch nicht etwa die Einlösung des Versprechens von 1815 bedeuten, sondern als ein „Königliches Geschenk" zu betrachten sein, als eine Gnade, die das Volk mit Dankbarkeit erfüllen müsse. Solche mittelalterlichen Ansichten hegte man aber im Volke seit lange nicht mehr; es entstanden sogar Zweifel, ob man dieses Geschenk überhaupt annehmen dürfe, und der Justizrat Heinrich Simon in Breslau legte dar, daß das Patent mit dem Gesetze vom 22. Mai 1815 im Widerspruche stehe, und man den Rechtsboden verlasse, wenn man die Gabe des Königs acceptiere. Dennoch trat dieser Landtag zusammen, der König eröffnete ihn selbst mit einer begeisterten Rede, aber statt die Kontraste zu mildern, riß er die Kluft zwischen sich und dem Volke nur noch weiter auseinander; er sprach wiederholt aus, daß er niemals in eine konstitutionelle Regierung willigen, nimmermehr zugeben werde, „daß sich zwischen unsern Herrgott im Himmel und dieses Land ein geschriebenes Blatt eindränge" — und von vornherein bildete sich eine große liberale Opposition, die bei den Beratungen und Beschlüssen, die nun folgten, den Wünschen der Regierung nicht entsprach. Zugleich erstand draußen im Volke eine mächtige öffentliche Meinung, die sich der Regierung feindselig gegenüberstellte; die Konflikte mehrten, die Mißgriffe des Königs häuften sich — bald trieben Regierung und Volk unaufhaltsam der großen Katastrophe von 1848 entgegen.

Eine Zeit der Gärung ist also die Periode von 1830 bis 1848, nicht

ausgezeichnet durch gewaltige Thaten, wohl aber hochwichtig durch die Wandelungen, welche sich in diesen Jahren vollzogen: eine ewig denkwürdige Zeit, in der das Protektorat über die geistigen Interessen Deutschlands von Österreich auf Preußen überging, in der aus den vielfach schattierten Stimmungen sich langsam eine Überzeugung herausbildete, aus der dann eine große, mächtige, öffentliche Meinung erwuchs.

Die Litteratur dieses Zeitraums spiegelt das neue politische Leben bis ins Einzelne wider. Vorüber ist all die weichliche Sentimentalität, die lascive Süßlichkeit; allerwärts macht sich der Wunsch bemerkbar, einen ehrlichen, männlichen Ton anzuschlagen, gefällig, einnehmend, überzeugend zu sprechen. Die Ironie, noch von Heine mit besonderer Vorliebe gepflegt, weicht dem entschiedeneren Witze, die lächelnde Satire verschwindet vor der derben Kriegssprache. Freilich verfallen die eifrigsten Vertreter der neuen Lehren auch sehr bald in die Extreme, denn sie sind noch sämtlich sehr jung und unerfahren; das Bestreben, populär zu sprechen, verleitet sie hier zu groben Ausfällen und dort zu oberflächlicher Schönrednerei, hier zu Kolbenschlägen, dort zu Malicen; aber aus allem spricht doch der Drang, für eine große nationale Sache mit allen Kräften einzutreten. Die Gesinnung ist jetzt bei allem, was geschrieben wird, die Hauptsache, der politische Glaube des Verfassers das wichtigste, was man über ihn zu sagen hat. Erst nachdem man sich über den Tendenzwert der Dichtung verständigt, kommt man auch auf den Kunstwert derselben zu sprechen. „Man gewöhnte sich," schreibt Hermann Marggraff in seinem Buche „Deutschlands jüngste Litteratur- und Kulturepoche" (Lpzg. 1839, S. 268), „allem, was man dachte, als Attribut ein politisches Sinnbild beizugeben und über den vorliegenden Fall hinaus oder seitwärts bei ihm vorbei an eine politische Beziehung zu denken . . . So gewann alles eine tiefere Bedeutung, einen Bezug, einen Inhalt; man war wenigstens aufgeregt, und man muß zugeben, daß dieses Interesse an Dingen, welche jenseits der bloßen Häuslichkeit liegen, diese Teilnahme an Ideen und Prinzipien, von denen man sich alles mögliche versprach, und die man gern im weitesten Umfange realisiert gesehen hätte, an sich nichts Lächerliches, Tadelnswertes und Triviales hat. Die Zeit des Raisonnierens, Diskutierens und Debattierens begann sowohl im geselligen Verkehr wie in der Litteratur. Die Kritik wurde raisonnierend, selbst die Produktionen waren mit Raisonnements bis zum Ersticken angefüllt. Hierzu hatten bereits Tieck, selbst Goethe in seinen Romanen und die vielen, die beider Fußstapfen nachgingen, den Weg gebahnt; nur daß politische Ideen und Zeittendenzen an die Stelle der bloß litterarischen und sogenannten allgemein menschlichen Ideen traten. Das Publikum selbst war auch wirklich zu unruhig und zu zerteilt, um sich dem Genusse eines Kunstwerkes hinzugeben; man begehrte gar kein Kunstwerk, man wollte einen zeitgeschichtlichen Inhalt und begehrte

diesen selbst von der Kritik. Die Litteratur konnte gar nicht anders sein, als sie war; sie mußte die Zeit *in* sich aufnehmen, wenn sie es anders *mit* ihr aufnehmen wollte." Das war aber ihr Herzenswunsch. Sie wollte helfend und reformierend auftreten, die mißmutige, kranke Gesellschaft zur Freiheit und Gesundheit führen. Zu diesem Zwecke untersuchten die jungen Schriftsteller zunächst, was denn eigentlich der Grund der herrschenden Mißstände sei, und kamen zu der Ansicht, daß nicht nur die rein politischen, sondern auch, und sogar hauptsächlich, die sozialen Verhältnisse der Gegenwart die Schuld an der allgemeinen mißlichen Lage trügen. Besserten sich diese, so würde sich auch das politische Leben günstiger gestalten. Die sozialen Verhältnisse seien aber, fuhren sie sodann weiter fort, nur dadurch zu reformieren, daß bürgerliche Gesellschaft, Litteratur, Staat und Kirche neu belebt werde durch *ästhetische Bildung*. Ludolf Wienbarg war es, der diesen Satz zuerst bestimmt aussprach, und da er in der Vorrede zu seinen „Ästhetischen Feldzügen" (Hamb. 1834), in denen er seine Grundansicht weiter darlegte, ausrief: „Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden, nicht dem alten!" so nannte man alsbald sämtliche junge Schriftsteller, welche der Wienbargschen Ansicht beistimmten, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Gustav Kühne, Theodor Mundt, Ernst Willkomm, Hermann Marggraff, Alexander Jung u. a., *das junge Deutschland*. Ein engerer Zusammenhang, etwa eine gesellschaftliche Verbindung, hat unter diesen ziemlich willkürlich Zusammengeworfenen nicht bestanden; nur einige von ihnen sind sich im Laufe der Zeit persönlich näher getreten.*

Das neue Projekt, der krankenden Gesellschaft durch eine ästhetische Bildung zu Hilfe zu kommen, ward nun schnell weiter ausgebaut. Man holte sich dabei Rats bei den Saint-Simonisten in Frankreich, die mitsamt ihrer Zeitschrift „Le Globe" bereits eine Macht geworden waren, studierte die sozialen Romane der genialen George Sand und gelangte dadurch schließlich zu folgenden Glaubenssätzen: das Hauptbestreben der modernen Zeit muß sein, dem Individuum vollständige Freiheit zu verschaffen, damit sich dasselbe zwanglos, ganz seiner Individualität entsprechend, entwickeln kann. Staat und Kirche sind infolgedessen, wenigstens in den Formen, in denen sie zur Zeit existieren, der freien Entwickelung des Menschen hinderlich und müssen abgeschafft, oder wenigstens, sofern dennoch gewisse Einrichtungen festgehalten werden sollen, tiefeingreifenden Veränderungen unterworfen werden. Als einer der ersten Schritte auf dem neuen Heilswege ist die Emanzipation der Frauen und die Befreiung der Juden von dem noch auf ihnen lastenden mittelalterlichen Drucke zu bezeichnen. Das freie Geschlecht der Zukunft wird sich in dieser neuen Weltordnung glücklich

* Vergl. Feodor Wehl, Das Junge Deutschland. Hamb. 1886. Das Buch ist jedoch keine Geschichte des Jungen Deutschland, sondern nur ein Beitrag zu einer solchen, die noch zu schreiben ist.

fühlen, wenn es durch hohe ästhetische Bildung für diesen Kulturzustand vorbereitet worden ist.

Zur Verbreitung ihrer Glaubensansichten wählten diese Apostel der neuen Glückseligkeitslehre den Roman und das Drama; wir werden im weiteren sehen, was jeder einzelne erreichte, und zu welchem Ziele schließlich die ganze Glaubensgenossenschaft gelangte.

Als der bedeutendste Sprecher, gleichsam als der Bannerträger des jungen Deutschland, tritt uns **Karl Gutzkow** entgegen. Er ist derjenige Dichter, welcher die Gedankenflut der dreißiger und vierziger Jahre mit ihrer ganzen Macht auf sich wirken ließ, der am vollständigsten von den Ideen seiner Zeit durchdrungen war, und der das Rohmaterial von Stimmungen und Meinungen am selbständigsten in sich verarbeitete. Seine Werke sind daher die wertvollsten jener Zeit, aber sie können auch nur *mit* jener Zeit ganz verstanden und richtig beurteilt werden. Gutzkow *) wurde am 17. März 1811 zu Berlin geboren, wo sein Vater seiner Zeit erster Bereiter des Prinzen Friedrich Wilhelm Karl war, bis er eine Subalternbeamten-Stelle im Kriegsministerium erhielt. Der Knabe zeichnete sich schon sehr früh durch einen äußerst regsamen Geist aus und wurde daher, besonders auf Verwendung des Ministers von Kamptz, den der geistvolle Knabe sehr interessierte, für die Gelehrtenlaufbahn bestimmt. Er kam infolgedessen in seinem zehnten Lebensjahre auf das Friedrichswerdersche Gymnasium und bezog nach Absolvierung desselben die Universität Berlin, um Theologie und Philologie zu studieren. Diese Zeit des Emporwachsens und Emporstrebens hat er später in dem Buche „Aus der Knabenzeit" (Lpzg. 1852) überaus anschaulich und freundlich geschildert. Seinem Studium widmete er sich mit allem Ernst und Fleiß, predigte auch einmal auf der Kanzel Schleiermachers in der Dreifaltigkeitskirche und errang im Sommer 1830 mit einer Abhandlung über die verhängnisvollen Götter (de diis fatalibus) einen Ehrenpreis. Mit der Verkündigung seines Sieges drang aber auch zugleich die Nachricht von der Julirevolution in Paris in die Universitätsaula und erregte ihn so tief, daß er sich sofort mit allem Eifer auf die Erörterung der Fragen und Forderungen der Zeit warf und nie wieder zu seinem Fachstudium zurückkehrte. Sein Streben ging fortan, wie ein neuerer Beurteiler sehr klar sagt, darauf hinaus, unserer Zeit *das* zu werden, was Goethe der seinigen in so klassischer Vollendung gewesen — ein genialer Vermittler zur dichterischen Erfassung und dadurch zur wahrhaft freien inneren Verarbeitung der uns bewegenden Ideen; dabei leitete ihn die Grundanschauung, „daß eine Umbildung oder vielmehr Be-

*) Eine umfassende Biographie von Gutzkow fehlt noch; wir nennen daher die Abhandlungen von Karl Frenzel (Westerm. Monatsh., März 1879), Rudolf von Gottschall (Litt. Totenklänge und Lebensfragen. Berl. 1885. S. 1 u. ff.) u. Adolf Stern (Zur Litt. d. Gegenw. Lpzg. 1880. S. 129 u. ff.).

lebung der zartesten Nerven des sozialen Organismus von großen Dichterwerken ausgehen müsse". Zunächst versuchte er sich jedoch noch nicht an solchen, sondern sprach sich erst in einer Reihe von Zeitungsartikeln und in der Schrift „Forum der Journallitteratur" (Berl. 1831) über die Tagesfragen aus. Dadurch zog er die Aufmerksamkeit Wolfgang Menzels, des streitbaren Redakteurs des Litteraturblattes zum Cottaschen Morgenblatte, auf sich, der eben eine neue Hilfskraft suchte und ihn nun nach Stuttgart rief.

Gutzkow folgte dem Rufe gern, weil er hoffte, in dem weitverbreiteten Litteraturblatte seinen Ideen in kurzer Zeit Geltung verschaffen zu können, und siedelte im Winter 1831 nach der schwäbischen Hauptstadt über, lieferte auch bald eine Reihe von kritischen Aufsätzen und die geistvolle Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam", in der er in glühenden Farben die inneren Schrecken der Skepsis schilderte, konnte sich aber auf die Dauer nicht wohl fühlen, da Menzel, der wohl fürchten mochte, von dem jungen Feuergeist bald überstrahlt zu werden, hemmend und niederdrückend auf ihn wirkte. Er quittierte infolgedessen 1832 seine Stelle wieder, kehrte nach Berlin zurück, promovierte dort zum Doktor der Philosophie und gab anonym die noch in Stuttgart geschriebenen „Briefe eines Narren an eine Närrin" (Hamb. 1832) heraus. Vieles in diesem wunderlichen Buche ist verworren und unklar, man fühlt aus jedem Satze heraus, wie der Verfasser angestrengt bemüht ist, der ringenden Zeit durch neue Ideen zu Hilfe zu kommen, und doch noch selbst so tief im eigenen Gärungsprozesse steht. Trotzdem besitzt er bereits einen scharfen Blick für die „allgemeine Verwirrung der Gegenwart". „Jetzt, da kein Gedanke mehr an der Spitze steht," sagt er, „vor dem die Völker sich in Staub würfen und anbeteten, hat jede Meinung das faktische Recht ihrer Gültigkeit. Kein geheimnisvoller Spruch wird jetzt noch Tausende zu Handlungen verleiten, die sie hinterher meist bereut haben, und wenn es heilige Gräber wieder zu erobern gilt, so liegen sie in dem gelobten Lande der eigenen Brust." Nach diesen ersten Veröffentlichungen überkam Gutzkow die Wanderlust; er durchstreifte Österreich, Süddeutschland und Oberitalien und lebte dann abwechselnd in Berlin, Hamburg und Leipzig, hauptsächlich mit Arbeiten für das „Morgenblatt" beschäftigt, weiterhin in Frankfurt a. M., wo er sich an dem von Eduard Duller gegründeten „Phönix" beteiligte. Gleichzeitig verfaßte er seinen ersten größeren Roman „Maha-Guru. Geschichte eines Gottes" (2 Bde. Stuttg. 1833). Gutzkow selbst hat das Werk als „ein metaphysisches Gedicht" bezeichnet, welches das wirkliche Göttliche im Menschen und das schöne Menschliche in unsern Begriffen von der Gottheit schildern solle, allein es ist weit mehr eine beißende Satire auf alle jene orthodoxen Streitigkeiten, bei denen man sich an das Äußerliche klammert und darüber das wahrhaft Göttliche vergißt. Die Charakteristik des Hali-Jong, des Götzenfabrikanten von Paro, welcher bei seinen Götzenbildern einen sehr bedenklichen

Karl Gutzkow.

Neuerungsgeist walten läßt und infolgedessen als Ketzer gerichtet wird, sowie die Schilderung des bitter-ernsten Streites, ob bei der zu approbierenden Nachbildung des Gottes das Verhältnis der Nase zur Lippe auch wirklich echt sei, sind daher auch die glänzendsten Partien des Buches; sie sind ganz köstliche Verspottungen unserer eigenen Zustände — allein sie wurden von den meisten Lesern nicht verstanden, auch von Menzel nicht, denn er lobte dieses tibetanische Prachtgemälde ganz ausnehmend und stellte es neben die Novellen von Tieck und Steffens. Der Dichter mußte also künftig, wollte er seinen eigentlichen Zweck erreichen, deutlicher sprechen und ließ daher bei seinem nächsten Romane „Wally, die Zweiflerin" (Mannh. 1835, später umgearbeitet als „Vergangene Tage", Frankf. a. M. 1852), jeden verhüllenden Schleier beiseite. Den ersten Anlaß zu dieser Dichtung gab das „Leben Jesu" von Strauß, das unter allen Gebildeten der ganzen Welt die tiefste Erregung hervorgerufen hatte. Eine drückende Unsicherheit war über alle gekommen, ein peinliches Gefühl, als müsse durch eine weitere Anwendung der Mythen-Hypothese nicht nur Christentum und Kirche, sondern auch Staat, Wissenschaft und Leben schwankend werden. Der Dichter glaubte zur Beruhigung der Gemüter das Seine beitragen zu müssen und bestrebte sich, mit seiner Heldin Wally durch die That zu beweisen, daß Zweifel noch kein Unglück seien. Allein dem jungen Autor schlugen selbst noch die Pulse zu heftig ob der neuen Straußschen Lehre, als daß er die richtigen Worte zur Beruhigung hätte finden können, auch besaß er noch viel zu viel jugendlichen Übermut, um nicht jede Gelegenheit zu benutzen, bald den würdigen Theologen, bald den ehrsamen Philistern kräftig am Zopfe zu reißen, und so entstand der vielberufene Roman, der sofort das größte Aufsehen machte. In den frommen und reaktionären Kreisen war man entrüstet über die Keckheit, mit der der Verfasser vorgegangen, und Wolfgang Menzel schrie laut Ach und Weh über den Unseligen, der mit seinem Buche die Religion geschändet, die „Emanzipation des Fleisches" gepredigt habe und wahrscheinlich alle gesellschaftliche Ordnung umstürzen wolle. Er forderte die Regierung geradezu auf, hier ein Einsehen zu haben und gegen den Frevler einzuschreiten, der alles über den Haufen zu werfen drohe. Darauf wurde das Buch konfisziert, und der Verfasser vom Badischen Hofgerichte zu Mannheim zu einer dreimonatlichen Gefängnisstrafe verurteilt. Vergebens suchte sich Gutzkow zu rechtfertigen. „Ich habe nichts im Sinn, als eine Verbesserung des mißverstandenen Christentums", rief er. „Eine jede Verbesserung ist in ihrer ersten Instanz kritischer Art. Alle meine Einwürfe gegen das Christentum sind kritisch . . . Ich glaube an Gott. Aber ich soll gesagt haben: es wäre gut, wenn es niemand thäte. Das habe ich nirgends gesagt. Nur eines wagte ich, nur einen Augenblick die Möglichkeit zu denken, ob die Welt auch ohne Religion hätte existieren können. Glücklicher würde sie sein, sagte ich, wenn sie von Gott nie gewußt hätte; glücklicher, wenn keine Betrüger aufgestanden wären und die Völker an den Aberglauben

geschmiedet hätten; glücklicher, wenn der Fanatismus keine Scheiterhaufen hätte anzünden können; glücklicher, wenn niemals blutige Religionskriege wären geführt worden. Aber die Menschheit sollte dieses friedliche Glück entbehren." Doch alle diese Worte waren vergeblich gesprochen, er mußte sich zur Abbüßung der Strafe bequemen, und außerdem wurden durch Bundesbeschluß seine sämtlichen erschienenen und auch noch etwa künftig erscheinenden Schriften im ganzen Umfange des deutschen Bundes verboten. Demselben Schicksale verfielen die Schriften Heines, Laubes, Wienbargs und Mundts, als der übrigen Mitglieder des „Jungen Deutschland", das der Bund für einen staatsgefährlichen „Verein" erklärte. Gutzkow wurde durch diese Strafen aufs empfindlichste getroffen, ja man darf annehmen, daß der große reizbare Argwohn seines späteren Lebens in dem Wally-Prozesse seine Wurzel hat. „Man fürchtete sich", sagt er in den „Rückblicken auf mein Leben" bei der Schilderung jener Tage, „sich mit meiner litterarischen Existenz in offenes Einvernehmen zu versetzen. Schule, Kirche, Staat, Gesellschaft — alles hatte gegen mich protestiert. Die hellen, sonnigen Tage hoben sich für mich von einem düsteren Hintergrunde ab. Meine physische Kraft drohte sich zu erschöpfen . . . Späher und Angeber drangen bis ins Innere der Familien. Nur dem Erprobten durfte man noch vertrauen. Ein Onkel meiner Gattin, Vater meiner zweiten Frau, wurde nächtlicher Weile aufgehoben und nach Darmstadt geführt. Er sollte als Buchhändler verbotene Broschüren verbreitet haben. In Gießen und Darmstadt wüteten kleine Albas . . . Der Kampf mit der Zensur verleidete jede unbefangene freie Thätigkeit." Dennoch ließ er sich nicht entmutigen, sammelte seine für Zeitungen geschriebenen Charakteristiken und Nekrologe und gab sie unter dem Titel „Öffentliche Charaktere" (Stuttg. 1835) heraus, und schrieb im Gefängnisse das Werk „Zur Philosophie der Geschichte" (Hamb. 1836), in welchem er besonders die Öde und Kläglichkeit der Menzelschen Schrift „Geist der Geschichte" nachzuweisen suchte.

Nach seiner Freilassung wandte sich Gutzkow wieder nach Frankfurt und versuchte ein politisches Tageblatt „Die Frankfurter Börsenzeitung" unter Beurmanns Redaktion (ihm selbst war gleichzeitig mit dem oben erwähnten Verbote auch die Übernahme irgend einer Redaktion in den Bundesstaaten untersagt) ins Leben zu rufen, allein die Zensur verhinderte die Ausführung des Projektes und ließ nur ein Beiblatt der geplanten Zeitung, den „Telegraphen für Deutschland" zu. Für diesen sowohl, wie auch für andere litterarische Unternehmungen, entwickelte nun der Dichter eine außerordentlich lebhafte Thätigkeit, und es entstand alsbald eine ganze Reihe freilich zum Teil auch recht flüchtiger Werke. Wir nennen die „Beiträge zur Geschichte der neuesten Litteratur" (2 Bde., Stuttg. 1836), denen, trotz der mancherlei geistreichen Bemerkungen, die Tiefe des Urteils fehlt, „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte" (Berl. 1836), ein etwas sorgfältiger gearbeitetes Buch, in welchem der Ver-

fasser die Teilnahmlosigkeit Goethes gegenüber den Zeit- und Nationalbewegungen zu erklären und zu rechtfertigen suchte, „Zeitgenossen" (2 Bde., Stuttg. 1837), die er unter dem Namen Bulwers erscheinen ließ und später unter dem Titel „Säkularbilder" in seine „gesammelten Werke" aufnahm, die Romane „Seraphine" (Hamb. 1837), eine an die Wahlverwandtschaften sich anlehnende, trübe Herzensgeschichte, und „Blasedow und seine Söhne" (3 Bde., Stuttg. 1838), ein mißglückter Versuch, in der Manier Jean Pauls zu schreiben, und „Börnes Leben" (Hamb. 1840), eine warme Verteidigung des wackern Patrioten gegen die Schmähungen Heines.

Mittlerweile (1838) war er mit dem „Telegraphen" von Frankfurt nach Hamburg übergesiedelt und trat dort, wo er sich etwas freier fühlte, bereits nach kurzer Zeit in eine neue, die wichtigste Periode seines Lebens ein: er wandte sich dem Drama zu. Schon in Frankfurt hatte er einmal einen dramatischen Versuch mit der Tragödie „Nero" gemacht, es jedoch weder zu einer klaren Entwickelung, noch zu einer lebhaften Handlung bringen können. Jetzt war er reifer geworden, kannte sowohl die Anforderungen der Bühne wie des Publikums besser und knüpfte daher, was Immermann vergebens versucht hatte, wieder fest und in der richtigen Weise bei Schiller an. Er sagte sich, daß das deutsche Drama nur erst dann wieder Bedeutung gewinnen könne, wenn die geistigen Interessen der Nation wieder lebendig in ihm vertreten seien, und so dem tiefen Herzensbedürfnisse des Volkes wieder ganz und voll entsprochen werde. Dann könne auch das Theater wieder seine Mission erfüllen und aufs neue zu einer Stätte der Kultur werden. Indem er nun aber darauf zusteuerte, den geistigen und sozialen Bestrebungen der Zeit die Bühne zu erobern, mußte er auch naturgemäß wiederholt an die scharfen Klippen der Tendenz stoßen. Es ist daher auch mit Recht darauf hingewiesen worden, daß in verschiedenen seiner Dramen gewisse Charaktere und Situationen etwas Schielendes haben, weil mit ihnen gleichzeitig ein eingestandener und ein dahinterliegender Zweck verfolgt werde; die großartige Unbefangenheit, mit welcher Lessing den großen König in die Dialoge der „Minna von Barnhelm" hereingezogen, und Schiller dem Hoftheater Karl Theodors von Bayern „Kabale und Liebe" dargeboten habe, sei eben während der Restaurationsepoche vollständig verloren gegangen. Allein trotzdem wußte Gutzkow bei der Mehrzahl seiner Stücke sich auf der richtigen Mitte zu erhalten und bei aller Parteinahme für die Bestrebungen der Zeit der poetischen Idee doch immer die oberste Herrschaft einzuräumen. Es gelang ihm infolgedessen, der Poesie wieder eine Heimstätte auf dem deutschen Theater zu verschaffen und auch wieder innigere Beziehungen zwischen Publikum und Bühne herzustellen. Diesen hohen Verdiensten gegenüber können die von verschiedenen Seiten oft wiederholten Vorwürfe, er habe nur auf den theatralischen Effekt hingearbeitet, suche nur durch Kontraste zu wirken, sei über-

haupt ohne alle Wärme und Innigkeit, keine größere Beachtung erfahren. Er wußte, daß er, wollte er mit seinen Stücken in der That auf dem Theater etwas erreichen, vor allem auf eine wohlgebaute, energisch durchgeführte Handlung, eine scharfe Charakteristik und einen geistig belebten Dialog halten mußte, daß er auch bestimmte Gewohnheiten der Scene nicht außer acht lassen und selbst Handwerksvorteile nicht verschmähen durfte. Seine Dramen sind daher alle bühnengerecht im weitesten Sinne, aber keineswegs hohle Effektstücke. Ebensowenig stichhaltig ist die Klage über den Mangel an Wärme. Ein Mann von dem ernsten idealen Streben Gutzkows konnte nicht bloß ein kalter Klügler sein, und wer nur den rechten Sinn dafür hat, der wird den warmen Pulsschlag in „Richard Savage", „Werner, oder Herz und Welt", „Zopf und Schwert", „Uriel Acosta" schon fühlen. Die hinreißende Glut der Leidenschaft fehlte allerdings dem Dichter, die grübelnde Skepsis ließ ihn zu einem alle Fesseln durchbrechenden Emporflammen nie kommen, aber die rechte Innigkeit spricht überall, wo sie das Wort zu ergreifen hat, freilich ohne jede romantische Überschwenglichkeit. Nur den Vorwurf zu großer Einfachheit in den Motiven kann man einer Anzahl von Gutzkowschen Stücken mit Recht machen, allein die Schuld trifft hier weniger den Dichter, als die Zeit, in der er diese Stücke schuf. Nicht nur die Zensur, sondern auch gesellschaftliche, sittliche und kirchliche Bedenken hemmten damals fortwährend den dramatischen Dichter und legten ihm die drückendsten Fesseln auf. Oft genug hat Gutzkow darüber bittere Klage geführt. „Ihr habt leicht spotten, ihr Wiener Feuilletonisten, über ein Stück wie „Ein weißes Blatt", über seine einfachen Motive," rief der Dichter in den siebziger Jahren einmal tief erregt aus. „Ihr seid die in schweren Kleiderstoffen hereinrauschenden Kourtisanen gewohnt, den Pariser Marquis, die frivole Ehe dos à dos; ich sehe die Ofenheims, sehe sie die Lorgnetten einkneifen und sich äußern: ‚Wie überlebt! wie gewöhnlich!' Aber wenn man damals nicht zur Misère der Bankerotte griff, was blieb dann übrig, als zurückzugreifen in die einfachste Gemütswelt?"

Sein erstes Stück, welches Gutzkow in Hamburg schuf, war „Richard Savage, oder der Sohn einer Mutter" (1840), eine effektvolle und pointenreiche Tragödie, die den Verfasser sofort auf allen deutschen Bühnen heimisch machte. Sie ist eine etwas seltsame, aber dennoch tief erschütternde Verherrlichung der Liebe eines Kindes zu seiner Mutter. Ein junger talentvoller Dichter erfährt, daß er der natürliche Sohn einer hochgestellten Lady ist, giebt sich seiner Mutter zu erkennen, wird aber von ihr wiederholt abgewiesen und versinkt darüber in Verzweiflung. Die Kämpfe des unglücklichen Savage, seine frohen Hoffnungen und bitteren Enttäuschungen, sind mit großer Meisterschaft geschildert; doch sie sind es nicht allein, die uns anziehen und unsere Teilnahme erwecken. Wir fühlen es, neben dem Helden ringt auch der Verfasser des Stückes

nach schmerzlich entbehrter Mutterliebe, nach der Mutterliebe der Nation, und darum waltet eine ganz eigenartige Wehmut in dem Drama, die auch den erfaßt, der der tieferen Beziehungen sich nicht klarer bewußt wird. In den Stücken, welche nun folgten, „Die Schule der Reichen", „Werner, oder Welt und Herz" und „Ein weißes Blatt", war der Dichter weniger glücklich. Er wollte mit ihnen der Bühne gesunde, kräftig wirkende Familiendramen liefern, vermochte aber leider nicht, seine Helden über die herrschende weltschmerzliche Stimmung zu erheben. Um so sicherer traf er den rechten Ton in seinem nächsten Drama „Uriel Acosta" (1846), das er nach seiner bereits erwähnten Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam" bearbeitete, und mit dem er sein Meisterstück lieferte. Ohne Schwanken und in edelster Harmonie baut sich die Tragödie von der ersten Scene an auf; alles überflüssige Beiwerk ist vermieden; in kristallener Klarheit der Hauptgedanke durchgeführt. Den Inhalt bildet der echt moderne Kampf zwischen Vernunft und Glauben, doch vermeidet es der Dichter sehr richtig, direkt an die Gegenwart anzuknüpfen; er führt vielmehr in das 17. Jahrhundert zurück und überläßt es dem denkenden Zuschauer, sich in den religiösen Bewegungen des 19. Jahrhunderts die Parallelen selbst zu ziehen. Uriel Acosta, ein Mitglied der jüdischen Gemeinde zu Amsterdam, ist ein Freidenker; er hat ein Buch geschrieben, das gegen die Satzungen verstößt, und wird von einem Ketzergerichte verurteilt, dieses Buch zu widerrufen. Im Hinblick auf seine blinde, strenggläubige alte Mutter und auf die Geliebte, die für immer ihm verloren ist, wenn die Gemeinde ihn ausstößt, kommt er nach schweren Kämpfen, gegen seine Überzeugung, dem Spruche des Gerichtes nach. Aber noch während er sich der Buße unterwirft, hört er, daß seine Mutter gestorben ist und die Geliebte sich einem andern verlobt hat, und eine namenlose Verzweiflung erfaßt ihn. Laut bekennt er sich wieder zu den in seinem Buche vertretenen freien Ansichten und giebt sich am Hochzeitstage der Geliebten selbst den Tod. Ein großer, mächtiger Zug geht durch die ganze Tragödie; in jedem Auftritt fühlt man den kräftigen Pulsschlag der nach Licht und Erkenntnis ringenden Neuzeit, und am Schlusse bricht sich die Überzeugung Bahn, daß der Gang der Kultur wohl gehemmt, aber niemals ganz gehindert werden kann, daß immer wieder Pfadfinder mit hellleuchtenden Fackeln auferstehen, die nach den ewigen, hohen Zielen weisen, und daß jeder von ihnen, mag er darüber auch als Märtyrer versinken, dennoch die Entwickelung der Menschheit um weitere Schritte fördert. Von geringerer Bedeutung sind die Dramen „Patkul" und „Wullenweber".

Neben dem Schauspiel und der Tragödie ließ es sich der Dichter aber auch angelegen sein, das Lustspiel zu pflegen, und trat hier nicht minder epochemachend wie dort auf; ja er gab sogar mit seinem historischen Lustspiel „Zopf und Schwert" in Bezug auf Ton sowohl, wie auf Führung der Handlung,

die Norm für alle künftigen deutschen Lustspieldichter an. „Zopf und Schwert“ (1843) führt nach Berlin an den Hof Friedrich Wilhelms I., des Vaters Friedrichs des Großen, und hat die Verheiratung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Bayreuth zum Vorwurfe; doch ist es dem Dichter nicht, nach Art der Franzosen, darum zu thun, mit einer Menge von Intriguen und Überraschungen zu unterhalten, sondern er bestrebt sich vielmehr, ein treues Bild der originellen Zeit zu geben, deren Zustände, Anschauungen und Formen uns unwillkürlich lebhaft humoristisch anmuten, ohne uns deshalb lächerlich zu erscheinen, und ist ferner bemüht, durch eine echt humoristische Charakteristik seinem heiteren Bilde wirkliches Leben einzuhauchen. Beides gelingt ihm in reichem Maße. Über dem ganzen Lustspiel waltet der echte Humor der Geschichte, und die einzelnen Figuren sind echte und wirkliche Kinder ihrer Zeit. Besonders die Figur des Königs, dieses barschen, ja harten, aber im Grunde äußerst wohlwollenden und gutmütigen Regenten, der mit seiner Sparsamkeit und Ordnungsliebe den Grund zu Preußens Größe legte, ist überaus lebensvoll und anziehend gezeichnet, aber auch die übrigen Personen, die Königin, die Prinzessin Wilhelmine, der Erbprinz, Grumbkow, Seckendorf und selbst der Kammerdiener Eversmann, sind ganze und wirkliche Menschen, die sich unser Interesse erringen und bis zum Schlusse erhalten. Gutzkow beabsichtigte mit diesem Stücke das Vertrauen zu Preußen im deutschen Volke zu wecken und zu befestigen, da er mit seinem scharfen Auge wohl erkannte, welch wichtige Rolle bei den deutschen Einheitsbestrebungen dermaleinst dieses Land mitsamt seinem Herrscherhause noch spielen werde. „O, ich weiß es,“ rief er, wie sein Freund Theodor Curti berichtet, einmal zuversichtlich aus, „Preußen wird der Wahrheit, und dann wird die Wahrheit auch ihm Wort halten, aber auch nur dann!“ Die beiden andern historischen Lustspiele, „Das Urbild des Tartüffe“ (1844) und „Der Königslieutenant“ (1849), welche er noch in jener fruchtbaren Periode schrieb, stehen nicht ganz auf der Höhe von „Zopf und Schwert“, doch sind auch sie noch heute Repertoirestücke. Das erstere ist eine scharfe Verurteilung der heuchlerischen Frömmigkeit und des augenverdrehenden Muckertums, das gerade in den vierziger Jahren in Preußen so unheilvoll sein Wesen trieb, das letztere — ein Gelegenheitsstück zur Feier des 100jährigen Geburtstages Goethes — ein buntes, fesselndes und von einem starken nationalen Geiste beseeltes Bild aus der Jugendzeit des großen Dichters. Leider ist dieser selbst am wenigsten glücklich charakterisiert; er zeigt sich nur als ein frühreifer, ziemlich vorlauter Knabe, während der Königslieutenant und vor allem der alte kaiserliche Rat Goethe wahre Prachtgestalten sind, die aus der originellen, mit echtem Humor gezeichneten Umgebung klar und charakteristisch hervortreten. Nach der Vollendung des „Königslieutenant“ wandte sich Gutzkow leider wieder vom Drama ab und kehrte auch mit ganzem Herzen nicht wieder zu ihm zurück;

wenigstens atmen die Stücke „Liesli", „Lorbeer und Myrte", „Der Gefangene von Metz" u. a., welche er in den späteren Jahrzehnten schrieb, nicht mehr jene hehre Begeisterung, von der die Dramen der Periode von 1839 bis 1849 getragen werden. Der Hauptgrund, weshalb sich Gutzkow wieder von der Bühne zurückzog, lag in der Teilnahmlosigkeit und Kleinlichkeit der deutschen Theater; die meisten Bühnen wollten mit dem von dem durchlauchtigsten Bundestage so nachdrücklich zur Räson gebrachten Autor nichts zu thun haben und wiesen alles kurz ab, was von ihm kam, oder sie erhoben, wenn sie das Manuskript dennoch durchsahen, die lächerlichsten Bedenken. So konnte selbst „Zopf und Schwert" erst nach Hinwegräumung vielfacher Erwägungen und langer Kämpfe mit dem General-Intendanten von Lüttichau 1844 in Dresden zur ersten Aufführung gebracht werden. Noch bei den Leseproben fragte sich der Herr General-Intendant beklommen, ob es nicht allzu gewagt sei, ein Stück zu geben, in dem ein König in Hemdsärmeln erscheine, und erst das energische Auftreten Emil Devrients, der in der Partie des Erbprinzen für sich eine wirksame Rolle erkannt hatte, gab endlich den Ausschlag zu gunsten des Lustspiels.

Trotz dieser vielen großen und kleinen Hemmnisse, die sich Gutzkow allerwärts entgegenstellten, bürgerten sich seine Dramen doch mehr und mehr ein, und schon 1842 konnte der Dichter seine journalistische Thätigkeit in Hamburg aufgeben und sich einzig und allein seinen dramatischen Arbeiten widmen. Er ging von Hamburg aus auf längere Zeit nach Paris, von wo er seine „Briefe aus Paris" (Lpzg. 1842) veröffentlichte, und wandte sich dann wieder nach Frankfurt, um dort eine erste Ausgabe seiner „Dramatischen Werke" zu besorgen. Doch schon 1847 folgte er einem Rufe nach Dresden an das Hoftheater, an dem er nun dritthalb Jahre als Dramaturg thätig war. Die Ereignisse von 1848 ergriffen auch ihn aufs tiefste, doch riet er stets zur Besonnenheit und Mäßigung und hat infolgedessen wiederholt aufs günstigste in die Bewegung eingegriffen, besonders in Berlin, wo er gerade während der blutigen Märzstürme gegenwärtig war. 1850 gab er seine Stellung an der Dresdener Hofbühne wieder auf, behielt aber seinen Wohnsitz in der sächsischen Hauptstadt und schuf dort seine beiden gigantischen Zeitromane „Die Ritter vom Geiste" (9 Bde. Lpzg. 1850—52) und „Der Zauberer von Rom" (9 Bde. Lpzg. 1859—1861).

Beide Werke sind hervorragende Erscheinungen auf dem Gebiete der Romanlitteratur, doch kranken auch beide an schlimmen Fehlern. Gutzkow wollte hier große Kulturgemälde seiner Zeit geben, und um nun in denselben einen durch keine Regel begrenzten Raum zu gewinnen, erfand er eine neue Art des Erzählens, den sogenannten Roman des Nebeneinander. „Der frühere Roman," sagt er in der Vorrede zu den „Rittern vom Geiste", „hat das Nacheinander kunstvoll verschlungener Begebenheiten dargestellt, der neue Roman ist dagegen

der Roman des Nebeneinander. Da liegt die ganze Welt, da begegnen sich Könige und Bettler! — Thron und Hütte sind zusammengerückt!" Damit begab er sich aber jedes harmonischen Aufbaues, verzichtete fast ganz auf eine lebendig sich entwickelnde, fesselnde Handlung und lieferte nur breite Bilder, aus denen sich dann allerdings schließlich sowohl in den „Rittern vom Geiste", wie im „Zauberer von Rom" ein großes Zeitgemälde zusammensetzt. In der Anlage sind also beide Romane verfehlt, dagegen muß die Ausführung der einzelnen Bilder, die Charakteristik der Hauptpersonen und ganz besonders die Schilderung der trüben Zeitstimmung als meisterhaft bezeichnet werden. „Die Ritter vom Geiste" führen in die Zeit von 1849 und 1850; auf die Revolution ist eine klägliche Ernüchterung, eine tiefe Niedergeschlagenheit gefolgt; aber gleichzeitig sinnen auch wieder junge geistvolle Männer, wie die Brüder Wildungen, Egon u. a., auf neue Mittel, der kranken Gesellschaft aufzuhelfen. Sie suchen einen großen Bund, den Orden der Ritter vom Geiste, zu stiften, um mit diesem dem reaktionären Treubunde und dem Junkerparlamente entgegenzutreten, und geraten dabei mit der Regierung, der Polizei und allen reaktionären Elementen in die mannigfachsten Konflikte. „Ich habe so zu sagen einen politischen Wilhelm Meister schreiben wollen," äußert sich Gutzkow einmal in einem Briefe vom 5. August 1850 (Westerm. Monatsh. Jan. 1881) seinem Freunde Levin Schücking gegenüber. „Die eigentliche Idee tritt jedoch etwas langsam heraus. Sie ist zu neu, zu gewagt, ich darf sie nicht überstürzen. Dankmar stiftet einen Geheimbund und vertritt gewissermaßen an sich die in der Zeit schlummernde Überzeugung: mit der Isolierung ist es nichts, mit der breiten Masse und Zahl auch nichts; die Elite muß sich finden, aber rascher finden, rascher erkennen als bisher und sicherer handeln." Daß die Ritter vom Geiste am Schlusse des Romans noch zu keinem nennenswerten Resultate gekommen sind, ist zwar für den Leser wenig befriedigend, liegt aber in der Natur des Vorwurfs. Gutzkow konnte nichts Bestimmtes geben, er hätte ja sonst der Zeitgeschichte ins Gesicht schlagen müssen; er beabsichtigte das aber auch gar nicht, es war ihm vielmehr nur darum zu thun, neue Gedanken in die öde Zeit hineinzustreuen, die Zeitgenossen zu trösten, ihnen zu Herzen zu reden, ihnen zu sagen, daß mit dem großen eben erlebten Fiasko noch nicht alles verloren sei, daß man sich nur aufrecht erhalten und der Zukunft vertrauen solle. Und diesen Trost werden alle gesinnungsverwandten Leser der fünfziger Jahre empfunden haben. Denselben Zweck verfolgte Gutzkow auch in dem „Zauberer von Rom", der sich mit den Kölner Wirren der dreißiger und vierziger Jahre beschäftigt. Das ganze katholische Leben und Treiben in Westdeutschland, besonders in Westfalen und Köln ist mit außerordentlicher Treue geschildert. Vom jungen fanatischen Dorfkaplan bis hinauf zum Kirchenfürsten Grafen Truchseß von Waldburg (Erzbischof Droste-Vischering) lernen wir sie alle kennen, diese Streiter zur größeren Ehre Gottes; oft stehen wir mitten im

Parteikampfe, und dann taucht manch interessanter Kopf auf. Auch in den Feldzugsplan dieser erzbischöflichen Armee werden wir eingeweiht. „Enge Verbindung mit Rom und den Jesuiten ist zuerst zu erstreben," sagt der Konvertit Klingsohr. „Aber auch mit dieser ist von offener Gewalt gegen den Protestantismus und die Wissenschaft nichts mehr zu hoffen. Es gilt vielmehr zu verwirren, zu korrumpieren. Der Kampf gegen die Revolution, gegen den Unglauben, gegen den Materialismus muß und wird der streitenden Kirche selbst den Beistand der protestantischen Regierung verschaffen. Das führt langsam zwar, aber sicher zum Ziele." Indessen der Schluß rundet auch hier das Ganze nur notdürftig ab. Gutzkow hilft sich mit einem Zukunftsbilde und träumt von einer sich bereits vorbereitenden endlichen Vollendung der von Luther begonnenen Kirchenreformation, von der wir aber bekanntlich nach den Vorgängen der letzten zehn Jahre wieder weiter denn je entfernt sind. Später hat der Dichter, um dem allgemeinen Wunsche zu entsprechen, beide Romane fast um die Hälfte gekürzt und dabei auch die Flüchtigkeitsfehler, die besonders in den „Rittern vom Geiste" oft recht störend waren, ausgemerzt.

Noch während er mit der Abfassung der „Ritter vom Geiste" beschäftigt war, gründete er auch 1852 die Wochenschrift „Unterhaltungen am häuslichen Herde" und redigierte dieselbe bis 1862. Im Jahre 1860 verlegte er seinen Wohnsitz von Dresden nach Weimar und übernahm dort das Amt eines Generalsekretärs der deutschen Schillerstiftung, legte aber bereits im November 1864 seine Stelle wieder nieder, weil er sich durch sie eine große Menge von Verdrießlichkeiten zugezogen hatte und auch unter einer tiefen Verstimmung wegen ihm nicht zu teil gewordener Anerkennung litt. Aber auch nach dem Rücktritte von seinem Amte quälten ihn fort und fort beängstigende Aufregungen; seine durch zu vieles geistiges Arbeiten überreizte Phantasie folterte ihn Tag und Nacht mit grausigen Bildern, und schließlich steigerte sich sein geistiges und körperliches Leiden derart, daß er im Februar 1865 auf einer Reise nach Frankfurt in Friedberg den Versuch machte, seinem Leben ein jähes Ende zu bereiten. Glücklicherweise konnte er aber noch gerettet werden und wurde nun nach der Irrenanstalt St. Gilgenberg bei Bayreuth gebracht. Daß er die entsetzliche That in vollständigem Wahnsinne begangen habe, hat er später in Abrede gestellt. „Meine ‚Friedberger Schreckensnacht' war kein Produkt von Wahnvorstellungen," schrieb er 1873 an Martin Perels, „sondern von faktischen Umständen, die ich, durch eine unaufhörliche Schlaflosigkeit geschwächt und überreizt, viel zu ernst und wichtig auffaßte, womit sich zuletzt eine ganz bewußte Resignation auf diese Welt, die uns Mühe und Täuschungen bietet, verband." Dieses schwere Unglück des Dichters erregte im ganzen deutschen Volke die wärmste Teilnahme und veranlaßte die Gründung eines „Gutzkow-Fonds", zu der namentlich auch die obersten Bühnenverwaltungen Deutschlands durch besondere Vorstellungen erheblich

beisteuerten. Diese große, allgemeine Verehrung, welche hierbei zu tage trat, wirkte auf das Gemüt des Dichters bald so außerordentlich besänftigend und beruhigend, daß er bereits 1866 als geheilt wieder entlassen werden konnte. Er verbrachte darauf zu seiner weiteren Erholung ein Jahr in Vevey am Genfer See und ließ sich sodann in Kesselstadt bei Hanau nieder, wo er bis April 1869 blieb. Hierauf nahm er einen kurzen Aufenthalt in Bregenz am Bodensee und siedelte 1870 nach Berlin über, um dort in der Reichshauptstadt den Pulsschlag des nationalen Lebens kräftiger zu fühlen. Die große durch den Gründerschwindel hervorgerufene Teuerung vertrieb ihn jedoch wieder, er wandte sich im Frühjahr 1874 nach Wieblingen bei Heidelberg und 1877 nach Sachsenhausen bei Frankfurt a. M.

Seine schriftstellerische Thätigkeit hatte er bereits zu Vevey wieder aufgenommen, und so erschienen denn alsbald „Hohenschwangau. Roman und Geschichte. 1536—1567." (5 Bde. Lpzg. 1867—1868; Umarbeitung unter dem Titel „Die Paumgärtner von Hohenschwangau", 3 Bde. Bresl. 1880), ein Werk, das von tiefer Kenntnis des Zeitalters der Reformation zeugt, dessen Handlung jedoch allzusehr durch die überreiche Fülle von kulturhistorischen Bildern beeinträchtigt wird, „Die Söhne Pestalozzis" (3 Bde., Brln. 1870), ein sehr geistvoller Roman, der das Erziehungswesen unserer Zeit behandelt, „Fritz Ellrodt" (3 Bde. Jena 1871), ein mit vieler Feinheit gezeichnetes Bild aus der Rokokozeit, ferner „Vom Baum der Erkenntnis. Denksprüche" (Stuttg. 1868), „Die schöneren Stunden" (Stuttg. 1869), „Rückblicke auf mein Leben" (Brln. 1875) und schließlich des Dichters letzte große Schöpfung „Die neuen Serapionsbrüder" (3 Bde. Bresl. 1877), mit denen er noch einmal das Gebiet des Zeitromans betrat. Der Verfasser will uns in diesem Werke ein Bild vom neuen deutschen Reiche geben, allein er ist kein Dichter dieser neuen Zeit. Wohl hat er ihr zugestrebt sein ganzes Leben hindurch, unausgesetzt für sie gekämpft und gelitten; nun aber, da sie endlich erschienen, ist er bereits zu alt geworden, ist er schon zu sehr verstimmt und verbittert, um sich ihrer noch von ganzem Herzen freuen zu können; ja er fragt sich sogar beklommen, ob er sich nicht etwa täusche, ob sie es denn auch wirklich sei, jene Zeit des geeinigten Deutschland, die er so lange sehnsüchtig erwartet. Und wenn er in der That von keinem Wahne befangen, so trage das neue Reich doch nicht die schönen edeln Züge, die er einst als Jüngling im Traume gesehen; eine große Menge von Übeln, das Gründertum, die Sozialdemokratie, die Fabrik-Strikes und selbst die Trottoirkrankheit (das genußsüchtige Bummlertum), nage an seinem Marke, und es schwebe in der ernstesten Gefahr, bald wieder dahinzusiechen. Wiederholt warnt er, man gehe zu leichtfertig mit dem Erworbenen um, beute es falsch aus und lasse sich von einer unglückseligen Hast hinreißen, nun alles so schnell wie möglich unter *einen* Hut zu bringen, ohne zu bedenken, wie nachteilig das unter Umständen für andere Lebenssphären sein könne. „Ein gewisser grassierender Übermut," ruft der

Fabrikant Schindler, einer der „neuen Serapionsbrüder", aus, „eine gewisse gedankenlose Genußsucht, ein gewisser erlaubt scheinender subtiler Rauf- und Raubgeist, ein Rest übler Angewohnheiten aus dem Kriege, wo sich ein niederträchtiger Humor entwickelte, alles das hat Stimmungen in Deutschland erzeugt, die man, verbunden mit den sogenannten Kompromissen, am kürzesten als Strebertum zusammenfaßt, eine der greulichsten Erscheinungen unserer Tage. Unsere Schulen, unsere Universitäten, die Wissenschaft, die Verwaltungssphäre, alles steckt voll von diesem Strebertum! Der National-Aufschwung erlahmt darüber. Rom und die Internationale werden den Vorteil davon haben." Zu so schwerem Bedenken giebt aber die Lage des neuen deutschen Reiches noch keineswegs Veranlassung; die Mehrzahl des deutschen Volkes ist sich ihrer neuen Pflichten sehr wohl bewußt und von dem ernsten Bestreben beseelt, alles wilde Reis unnachsichtlich auszuscheiden, welches das Wachsen und Gedeihen der jungen deutschen Eiche beeinträchtigt. Und das wird ihr auch nach und nach gelingen. Mit Wehmut aber muß es erfüllen, daß diese Überzeugung nicht auch auf Gutzkows letzte Lebensjahre ein freundliches Licht warf. Tiefe Unzufriedenheit mit allen Verhältnissen, Mißtrauen und Groll verdüsterten vielmehr abermals das Gemüt des Dichters; dazu gesellten sich auch wieder körperliche Leiden und qualvolle Schlaflosigkeit, die er schließlich nur noch mit Opium zu bekämpfen vermochte. So nahm er denn auch am Abend des 15. Dezember 1878 eine starke Dosis von diesem Mittel, vergaß aber, als er sich zu Bett legte, das Licht zu löschen; dasselbe brannte herab, die Flamme ergriff den Stuhl, darauf noch weitere Möbel, infolgedessen sich das Zimmer mit dickem Rauche füllte, in dem sodann der Dichter erstickte.

Dieses traurige Ende ist um so beklagenswerter, als es nun Gutzkow nicht vergönnt war, die begonnene Herausgabe seiner sämtlichen Werke zum Abschluß zu bringen; es sind daher bis jetzt nur erschienen: „Gesammelte Werke. Erste vollständige Gesamt-Ausgabe. I. Serie" (12 Bde. Jena 1873—1876), die bloß „Aus der Knabenzeit", „Blasedow und seine Söhne", „Maha Guru", „Paris und Frankreich in den Jahren 1834—1874", „Säkularbilder", „Öffentliche Charaktere", „Börnes Leben", „Über Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte" und kleine Romane und Abhandlungen enthalten, und „Dramatische Werke" (20 Bdchen. Jena 1871—1872), die jedoch sämtliche hervorragende Dramen des Dichters bieten.

Aus „Uriel Acosta".

Erster Aufzug.

Das Bibliothekzimmer bei de Silva.

Zweiter Auftritt.

De Silva. Ben Jochai. Ein Diener, dann Uriel.

Diener: Ein Schüler, des ich mich aus alter Zeit
Entsinne, wünscht zwei Worte nur — ich weiß,
Ihr habt ihn lieb gehabt, ich ließ ihn kommen.

(Er tritt zurück, läßt Uriel herein und geht. Uriel tritt ein.)

Jochai (beiseite): Er selbst!

Silva (beiseite): Acosta?

Uriel: Stör' ich Euch, de Silva.
(Drückende Pause.)

S.: Kommt Ihr zum Arzt de Silva —
seid willkommen!
Ein Arzt darf auch dem Feind sich nicht
entziehn.

U.: Dem Feind, de Silva? — Meinen Lehrer
will ich
Zum Abschied, eh' ich scheide, noch begrüßen.

J. (beiseite): Zum Abschied?

S. (will Jochai vorstellen): Ben Jochai! Kennt
Ihr ihn?

U.: Wir kennen uns.

J.: Ihr macht mich staunen — wie?
Ihr wolltet, sagt Ihr, Amsterdam ver-
lassen?

U.: Von wo Ihr kamt, Jochai, dahin geh' ich,
Und morgen schon mit erstem Sonnen-
strahl;
Ich will die Welt, will andre Menschen sehn.
Und weil ich jedem, den ich liebgehabt,
Noch einen Gruß zum Abschied bieten
wollte,
So kam ich auch zu Euch, de Silva! Hier
Nehmt meine Hand!

S. (weist sie zurück): Die Hand, die eben noch,
Was ich mit eifrigstem Bemühn erforscht,
Wie eine abgestandne Arzenei
Zum Fenster ausgeschüttet hat?

U.: De Silva!
Ich sagte schon, ich käme nicht zum Arzt;
Zum Denker Silva bin ich nur gekommen.
Und wenn im Denken nicht gesund ich bin,
Was ich mich selber kaum zu rühmen
wage,
So wißt Ihr, was die Heilung anbetrifft,
Die kranke Seele muß sich selber helfen.

S.: Zu meinen Füßen habt Ihr einst ge-
sessen,
Von mir gelernt, was der Gedanke ist —
In Eurer Schrift bekämpft Ihr Euern
Lehrer.

U.: Ich staune — kann man denken lernen!
Silva?
Giebt's Schüler denn und Lehrer im
Bereich
Der höchsten Wissenschaft, wo jeder Satz,
Wie einst aus Ajax' Blut die Blume, also
Aus unserm Innern sich erzeugen muß?
Ich habe unser altes Lehrgebäude,
Das halb auf Schrift und halb auf Tra-
dition,
Auf heil'gen und profanen Büchern wurzelt,
Beleuchtet mit der Fackel der Vernunft.
Nicht in dem Wahn, das Wahre aufzu-
finden,
Das jeder anerkennen müßte. Nein,
Nur meine eigne Thorheit ließ mich reden,
Nur meine eigne Blindheit ließ mich sehen,
Nur meine eigne Taubheit hören — meine!
Das merket wohl, de Silva, nur die meine!
Nur was wir selber glauben, glaubt man
uns.

S.: An Eurer Statt würd' ich zu Christen
halten.

U.: De Silva!

S.: Dann verzeihe Gott dem Juden,
Daß er den Glauben seiner Väter schmäht!
Die Edelsten, die Besten sind empört,
Was Ihr geschrieben über unsern Glauben.
Die Synagoge hat mit ihren Dogmen
Ein heilig Recht auf liebende Verehrung;
Denn grade jetzt, wo wir entronnen sind
Dem Feuertod fanatischer Verfolgung,
Jetzt endlich, wo zum erstenmale wieder
Das Lob des Höchsten wie ein Opferrauch
In Lüfte, die uns nicht verraten, steigt,
Jetzt soll die junge Freiheit dazu dienen,
Daß wir zerstörten, was so lang' gehalten,
Was felsenfest im Elend unsres Volks
Der Anker seiner Hoffnung bleiben durfte?
Nein, nimmermehr! Und wenn mein
eigner Witz,
Wenn die Vernunft mit klugem Selbst-
gefallen
Mir sagte: „Das ist morsch und tot", so helfe
Der Ew'ge uns, wir wollen's dennoch
schützen,
Wir wollen halten an dem teuern Wahn,
Wie man auch einen alten Diener, der uns
Im Elend treu blieb, nicht im Glück ver-
stößt.

U.: Was ich an Euch verehre, ist das Herz.
Rasch seid Ihr in der Liebe, rasch im Haß,

Ein edler Sinn verklärt selbst Euern Irrtum!
Ihr habt in meiner Schrift nur erst geblättert —
Lest sie und wiederholt nicht gläubig,
Was Eure Kranken Euch davon berichten!
In guter Absicht bin ich hergekommen,
Abschied zu nehmen, nicht von Euerm Haß,
Nicht von dem schwankenden Gemüt de Silvas,
Vom Denken nicht, das doch kein ganzes Denken,
Kein ganzes Fühlen, nur ein Dämmern ist,
Wie eben jetzt nicht Tag, nicht Abend scheint —
Nur Abschied wollt' ich friedlich nehmen, Silva,
Von Euerm weißen Haar — Lebt wohl! — ich ahne,
Wir werden uns wohl nimmer wiedersehn.

J.: Vergebt, Acosta, daß ich mir das Wort,
Des Ihr mich nicht gewürdigt, selbst erlaube!
Wenn ich Euch irgendwo auf Eurer Reise
Mit unsrer Kundschaft dienen kann —

U.: Zu gütig!

J.: Befehlt, ich bitte, — geht Ihr nach Paris?
Ein Brief von unserm Hause führt Euch ein
In manchen goldenen Palast — und wenn
Ihr Londons Weltgewühl —

U.: Nach Süden zieh' ich —
Vielleicht nach Deutschland. Kennt Ihr Heidelberg?
Ich suche irgendwo ein stilles Thal,
Wo ich mit Quelle mich, mit Gras und Blume,
Und wenn die Zunge freier reden will,
Mit Waldgefieder streitend unterhalte.

J. (beiseite): Ich atme auf.

S.: Und Judith läßt Euch ziehen?

U.: Und Judith? Warum fragt Ihr das?

S.: Ist sie
Nicht Eurer Weisheit treue Schülerin?

U.: Sie wird jetzt in des Lebens Schule gehn!

S.: Für Frauen das die beste. Fragt nur da
Den künft'gen Gatten Eurer Schülerin,
Ob er nicht gleicher Meinung.

U.: Nein, Jochai!
Entsagung lernen steht auch Reichen schön.
Löscht alle Kerzen aus, die Ihr zur Pracht
Auf Euerm Hochzeitsfest verbrennen wolltet.
Ihr braucht für Judith nichts, was eitel glänzt,
Braucht goldne Becher nicht für ihren Trunk,
Braucht Silber nicht für ihr bescheiden Mahl —
Im Vollgenuß des väterlichen Glücks
Hat sie gelernt die Freuden des Entbehrens,
Sich selbst genügen — lehrte meine Weisheit!
(Sich vergessend.) Und wenn Ihr doch sie überraschen wollt,
Mit einem goldnen Dache sie umwölben,
Doch aller Lebensfreuden Duft ihr spenden,
Dann ist sie's wert! Sie stieg vom Himmel nieder,
Die Erde hat nicht teil an ihrem Stoff —
Sie ist ein Schatz, vergraben unter Euch,
Ein Seraph, der die Grille hegt, sich menschlich,
Als wäre sie die unsre, anzustellen!
Berührt sie nie mit einer Hand, die eben
Vielleicht in Haufen schnöden Goldes wühlte!
Jochai, zu ihr beten müßt ihr, nahn ihr,
Wie man den Heil'gen naht! O laßt mich ziehn!
Der Blick auf das, was Euch zurück bleibt, kann
Den Abschied nicht erleichtern. So mit Gott! —
(Will rasch ab.)

Dritter Auftritt.

Die hintere Thür öffnet sich. Zwei Tempeldiener, jeder mit einer großen brennenden Kerze, treten ein. Rabbi Santos mit einem Buch in der Hand. Die Vorigen.

Santos (beiseite): Acosta?

Silva (beiseite): Rabbi Santos?

Jochai (beiseite): Welcher Aufzug!

Sant.: Verweilt, Acosta, daß Ihr selbst vernehmt,
In welcher Sendung ich zu Silva komme.
S.: In welcher Sendung? Rabbi, diese Lichter?
Sant.: Noch vor der dunkeln Nacht? De Silva, ja,
Dies Licht am Tag ist die Vernunft Acostas,
Die heller sein will, als die Offenbarung.
U.: Die beiden Kerzen scheinen Euch die Sonne!
Was soll ich hier? Was hätt' ich zu vernehmen?
Sant.: Dies Buch, de Silva, schickt die Synagoge
An Euch, den weisen, hochgelahrten Kenner
Des Glaubens und der heil'gen Glaubensquellen.
Ihr sollt, so ist der Auftrag der Gemeinde,
Dies Buch nach redlichem Gewissen prüfen;
Nicht nach den Formeln der Philosophie,
Nein, prüfen sollt Ihr nur, ob diese Schrift
Im Einklang mit dem Judentume steht,
Ob der, der solch' ein Buch zu schreiben wagt,
Noch ferner sich zu Jakobs Söhnen zählen,
Noch ferner auf Verheißung hoffen darf.
S.: Wo der Gehorsam schon mich ehren muß,
Wird Ehre Ruhm bei solchem hohen Auftrag.
Sant.: Bedeutet dieses Licht (auf die Kerzen deutend) des Autors Seele,
So will die Synagoge und der Vorstand
Erfahren, ob sie länger noch darf flackern
Unrein im reinen Lichtmeer der Gemeinde.
Dies ist das Buch! In sieben Tagen will
Der Rat der Drei von Euch die Botschaft hören;
Und so Ihr sie gedenkt zu geben, dann
Bestätigt mir's mit zwei geschrieb'nen Worten!
(Silva nimmt das Buch, schlägt es auf und erschrickt, da er sieht, daß es Uriels Schrift ist.)
U.: Sagt's nur heraus, de Silva! sagt es frei,
Ich bin's — dem Euer blinder Glaubenseifer
Das Licht der Seele auszulöschen droht!
S.: Ihr seid der Angeklagte, Uriel —
Sant.: Sprecht Ihr in mitleidsvollem Ton? Dies Buch
Sei Euch ein Buch — den Autor kennt Ihr nicht.
S. (zu Santos): Hier tretet ein. Zwei Zeilen bürgen Euch
Für den Empfang des schmerzlich-ernsten Auftrags. —
Acosta! — Zitternd fühlt der Mensch die Zügel
Des eignen Schicksals, die ihm unsichtbar,
Sich selbst zu nützen oder schaden, oft
Ein guter Gott in seine Hände giebt.
Doch wie viel schwerer ist es, sich zu wissen
Als eines fremden Loses Vorsehung
Und Stellvertreter des allweisen Richters
Für einen andern, dem wir Schicksal werden!
Es thut mir leid, Acosta, daß ich glaube
An Rufe aus der Höhe, daß ich Gottes Finger
In menschlichem Befehle oft erblicke.
Dies Buch schickt mir mein Volk, schickt Israel,
Ich prüf' es nach dem Talmud und der Thora.
(Geht nach innen. Santos und die Diener folgen.)
J.: Ihr seid betroffen, Uriel? Was thut Euch das? Wenn man auf Reisen ist, verfliegt
Ein fernes Schicksal in die blaue Luft.
Seid Ihr, wo andre Sprachen, andre Sitten
Als einend Band sich um die Menschen flechten,
Da wird Euch alles, was auch kommen mag,
Was man auch brieflich Euch vermelden dürfte,
Wie eine Fabel klingen, die Euch nicht berührt.

Lebt wohl! Nehmt guten Mut auf Eure Reise!

(Ab nach außen.)

U.: Du glaubst, daß ich noch jetzt in ferne Thäler
Mich selbst verbannen würde Dir zuliebe?
Weil ich schon einmal feige mich und Judith
Vor einem Kampf des Herzens retten wollte,
Soll ich auch jetzt den Kampf des Geistes fliehn?
Das war gefehlt! Wer Wahrheit will bekennen,
Darf sich die höchste Glorie nicht entziehn,
Den Ruhm des Mutes, den die Wahrheit giebt.
Was kann in mir von Flucht noch weiter sprechen?
Jetzt muß ich bleiben, wenn auch Herzen brechen!

(Ab. Der Vorhang fällt.)

Aus „Zopf und Schwert."

Lustspiel in fünf Aufzügen.

Zweiter Aufzug. Erste Scene.

Zimmer des Königs. Links vom Zuschauer eine Seitenthür. Mittelthür. Arbeitstisch. Stühle.

Erster Auftritt.

Grumbkow und Seckendorf treten mit Eversmann ein, der ein orangenfarbenes Ordensband mit Orden und einen glänzenden Degen über dem Arm trägt.

Grumbkow: Eine Depesche, Eversmann?

Seckendorf: Aus Hannover, sagten Sie?

G.: Und der Staat da? Das Ordensband? Der Prachtdegen?

Eversmann: Alles gleich nach Ankunft der Depesche von Sr. Majestät bestellt.

S.: Eine Depesche aus Hannover — vor einer Stunde angekommen — grand cordon bestellt — Staatsdegen — wir müssen kombinieren, Grumbkow.

E.: Und die Tafel ist heute um 12 Kouverts vermehrt; (bedeutend) 36 Thaler sind für den Mittagstisch ausgesetzt; alles soll en grande parure erscheinen.

S.: Eine Depesche ist aus Hannover angekommen — grand cordon — Staatsdegen — zwölf Kouverts — 36 Thaler — wir müssen kombinieren, Grumbkow.

E.: Und als er das Siegel von der Depesche abgerissen, da hat er zwei schwere Thränen vergossen und gesagt: Ich will sie ja alle glücklich machen, und sollte ich mit Kolben dreinschlagen! Und nun ist er in Feuer und Flammen und will ganz Berlin zu Tische laden —

G.: Für 36 Thaler?

E.: Und die Waisenkinder sollen neu gekleidet werden —

G. (betroffen): Die Waisenkinder? Eine förmliche Vermählungsgeschichte!

S.: Depesche — Hannover — 36 Thaler — 2 Thränen — mit Kolben dreinschlagen — man muß nur kombinieren, Grumbkow.

E.: Ich glaube, er kommt. (Erschrocken) Der König!

Zweiter Auftritt.

Der König (zur Thür herausschend). Die Vorigen.

König: Guten Morgen, guten Morgen! Wünsche wohl geruht zu haben, meine Herren! Nun, wo bleibt Er denn mit dem Bettelstaat? Da fehlen ja noch die englischen Orden. — Bind' Er mir gleich alles fest, daß einem der Plunder nicht so am Leibe herumschlenkert.

E.: (scherzend): Was Großes ist im Werke; wünschen Ew. Majestät nicht auch die Krone?

K.: Narr! Die Krone! (Tritt heraus.) Sei Er froh, daß Er sie nicht zu tragen braucht! Geh' Er jetzt, Eversmann, bring' Er alles in Ordnung.

E. (ab).

K. (sehr erregt): Guten Morgen, Grumbkow und Seckendorf! Hab' heute keine Zeit. Sagen Sie dem preußischen Staat ein Kompliment, und er sollte mich heut' einmal in Ruhe lassen. Guten Morgen! guten Morgen! (Die beiden Minister wollen sich zögernd empfehlen.)

G. (an der Thür —): Ew. Majestät sind in einer ganz besonders fröhlichen Laune —

S.: Sollte vielleicht die Ankunft des Kuriers —

K. (gleichgültig): Ja — es ist ein Kurier angekommen —

G.: Aus Hannover?

K.: Aus Hannover.

S.: Von Wichtigkeit, Majestät?

K.: Von Wichtigkeit.

G.: Wahrscheinlich über englische Angelegenheiten?

K.: Über englische Angelegenheiten —

S.: Höchst wahrscheinlich über den ostindischen Handel?

K.: Nein.

G.: Über den holländischen Schiffsvertrag?

K. (sich an der Neugier beider weidend): So was. Guten Morgen!

G. (beiseite): Heute wieder eine ganz desperate Laune —

S. (beiseite im Abgehen): 36 Thaler — zwölf Kouverts — die Waisenkinder — man muß nur kombinieren. (Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Der König. Dann Eversmann.

K.: Fort sind sie! Endlich einen Augenblick für mich allein.

E. (tritt ein.)

K.: Ich bin übermenschlich glücklich.

E.: Gratuliere unterthänigst.

K.: Danke. Ja, denk' Er sich — ja so — (beiseite) niemand soll's ja wissen.

E.: Wollten sich nicht Ew. Majestät —

K.: Umkleiden? Zieh' Er mir den Rock aus. Nichts soll gespart werden. Man soll wissen, daß ich einen Schatz habe; man soll wissen, daß ich nur gewöhnlich geizig bin, sonst aber auch draufgehen lassen kann, wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet, eine Gelegenheit wie jetzt, wo es sich — (herausplatzend) denk' Er sich, Eversmann — (besinnt sich wieder) ja so!

E. (zieht dem König den Rock aus): Majestät werden doch wohl die gestickte Uniform anziehen?

K.: Die gestickte Uniform. Ja, ich erwarte Gäste, denen man Ehre erzeigen muß, große Ehre; denn ich denke immer, wenn es sich um die Ankunft von Personen — (setzt sich). Zieh' Er mir die Stiefel aus!

E. (schickt sich dazu an. Es geht schwer.)

K.: War der Erbprinz schon da?

E.: Machen Se. Majestät seinetwegen so viel Umstände?

K.: Seinetwegen? Vielleicht! (Beiseite.) Ich will sie alle irreführen. (Laut): Au, Flegel, meine Hühneraugen! Ich glaube gar, Er will mir absichtlich wehe thun, weil ich — Ihm nichts sage?

E.: Majestät, ich habe ja noch gar nicht gefragt!

K.: Ich würd' Ihn auch bei Fragen! Warum lacht Er denn? He? Hol' Er mir meinen Schlafrock, bis die Uniform da ist —

E. (will hineingehen.)

K.: Heda! warum hat Er vorhin gelacht?

E.: Ach — bis ich Ew. Majestät den Hut in die Hand gegeben habe, haben Sie mir's doch gesagt.

K.: (droht ihm mit dem Stock): Was? Er untersteht sich?

E. (retirierend): Es muß ja alles heraus bei Ew. Majestät. Es giebt bloß eins, was Ew. Majestät gut bei sich behalten können, das ist das Geld — Ha, ha! Ich hole den Schlafrock. (Ab.)

Vierter Auftritt.

König (allein und sitzend, in Hemdärmeln). Dann Lakai und der Erbprinz.

K.: Er hat recht. Es drückt mir's Herz ab. Aber sie alle sollen nichts erfahren, sie sollen nicht. Sie haben mir meine liebsten Pläne schon verdorben. Ich will andere Saiten aufziehen und all die

Kamele 'mal durch ein Nadelöhr schicken. Sie glauben, ich bin für Österreich, aber, haha! Englands eigener Antrag durch den hannöverschen Kurier hat mich überrascht; England ist die Idee meiner Frau; so bin ich denn auch für England, und nun bald Hochzeit und Kindtaufe.

Lakai (tritt ein und meldet): Se. Hoheit der Erbprinz von Bayreuth.

K.: Ganz genehm!

L. (ab).

Erbprinz (tritt ein, beiseite): Sind das die Zimmer des alten Brummbärs? (Zum König): Ist das das Kabinett des Königs?

K.: Zu dienen.

Erbp.: Geh' Er hinein und meld' Er mich. Ich bin der Erbprinz von Bayreuth!

K. (staunend beiseite): Wofür hält mich der?

E.: Aber wie sieht Er denn aus? Schäm' Er sich. Er ist der Kammerhusar des Königs und empfängt so Personen, denen sein König Audienz geben will?

K.: Wollten — Ew. Hoheit — den König von Preußen sprechen?

E.: Er hört's ja. Meld' Er mich.

K.: Den Augenblick, Hoheit. (Will ab.)

E.: So will Er zu seinem Herrn? Ohne Stiefel, in Hemdärmeln?

K.: O, ich stehe mit dem König auf einem sehr vertrauten Fuße. (Ab.)

E. (allein): Nein, ein merkwürdiger Hofstaat das! In den Antichambres stehen die Kammerhusaren barfuß. Ich vermute, aus Sparsamkeit, um die Livreen zu schonen. — Also! Die Stunde ist da. Die Würfel werden fallen. Wilhelmine! Sie und nur Sie! — Sie sollte einwilligen, sich mit dem gemalten Bilde eines Prinzen von Wales, mit dem bunten Schattenriß eines niegesehenen Erzherzogs von Österreich zu vermählen? Ich rechne auf den Genius der Liebe, auf den Zufall, der mir vielleicht günstiger ist, als ich erwarte! Die Eltern sind uneins, so gewinn' ich Zeit, mir — Wilhelminens Herz zu sichern. Der König kommt. Jetzt werd' ich seine günstigen Ansichten über Österreich hören.

Fünfter Auftritt.

König (jetzt mit dem Ordensbande). Der Erbprinz. Ein Lakai.

König (tritt näher).

Erbprinz (betrachtet ihn): Ist das nicht —

K.: Ja stutzen Sie nur. Eine kleine Verwechselung!

E. (in Verlegenheit): Meine Unbekanntschaft, Majestät —

K.: Hat nichts zu sagen. Aber Sie waren schrecklich grob. Na, die Kammerhusaren tragen dicke Pelze. Also — ich wünschte Sie zu sprechen. Mein lieber Erbprinz von Bayreuth — kommen Sie jetzt eben von Bayreuth?

E.: Zu Befehl, Ew. Majestät. Das heißt, vor — vor drei Jahren bin ich von Bayreuth abgereist.

K.: Und waren — in der Zeit?

E.: In — in — in England!

K.: Ah! — — Lange in England?

E. (beiseite): Jetzt sollt' ich wohl für Österreich wirken? (Laut.) In England? Lange genug, um dieses höchst verkehrte und überwiegend lächerliche Land nach allen seinen Beziehungen kennen zu lernen.

K.: Was? England? Hören Sie! Da können wir noch lange laufen, bis wir dahin angekommen sind, wo die Engländer schon stehen. Nun — thut nichts. — Hm — Hm — Waren Sie denn auch in Italien, Österreich, da so herum?

E. (beiseite): Ist er denn für England? Ich denke, für Österreich? Er ist für Österreich! (Laut.) Österreich? O wohl! Eine ausgezeichnete Regierung, ein Gewerbefleiß, ein Handel, ein Verkehr, Bewegung und Leben in allen Kreisen.

K.: Hören Sie, Bewegung? Die wird sich in Österreich wohl noch halten lassen.

E. (beiseite): Ist er denn nicht für Österreich? Ich glaube, ich insinuier' mich gar nicht!

K. (beiseite): Sollt' er sich bereits mit Seckendorf und der ganzen Clique ver-

ständigt haben und mir zu Munde reden wollen? (Laut.) Hübsches Ländchen da, Ihr Bayreuth. Boden etwas steinig. Bringt Ihrem Vater wohl nicht viel ein?

E.: Man verbessert jetzt bei uns das Erdreich. (Beiseite.) Schöne geographische Vorurteile.

K.: Wohl durch die Luftschlösser, die Ihr Herr Vater bauen läßt? Was ist denn dem Mann eingefallen? Baut ja einen Firlefanz nach dem andern, ganz à la Ludewig quatorze, und stürzt sein Land in Schulden. Wie viel Schulden hat denn beiläufig Ihr Ländchen?

E.: Schulden? (Beiseite.) Weiß ich wahrhaftig selber nicht. (Dreist.) Zehn Millionen!

K.: Zehn Millionen!

E.: Etwas mehr oder etwas weniger.

K.: Großer Gott, und wer soll denn die einmal bezahlen? Und bei dergleichen Kameralverhältnissen reisen Sie auch noch in Europa herum und tragen das bißchen Geld aus dem Lande?

E.: Sire, man bildet sich.

K.: In Versailles! In Rheinsberg? Nun darüber — genug, lassen wir das. (Pfeift sich den Anfang des Dessauer Marsches.) Sagen Sie mal, Sie haben ja da bei meinem Sohn so manchmal in der Heidenkomödie mitgespielt.

E.: Heidenkomödie?

K.: Ja, wissen Sie, ich wollte eigentlich bloß wegen dieser Heidenkomödie mit Ihnen sprechen. Prinz, Sie sind ein Mann von Geschmack, wie man sagt, einer, der so recht das gottlose römische und griechische Wesen inne hat. Da ich nun gesonnen bin, die Vermählung meiner Tochter mit jedem Aufwande zu feiern, der meiner Krone geziemt, so wollt' ich Sie gebeten haben, Sie können sich mit meinem Sohn verständigen, wie man acht Tage lang auf eine amüsante und graziöse Manier die Höfe von Polen, von Sachsen, von Braunschweig, von Mecklenburg, die alle herkommen werden, unterhalten kann, und wie man überhaupt mit unserer Hochzeit Ehre einlegen kann.

E.: Hochzeit — Ihrer Prinzessin Tochter?

K.: Wohl, Erbprinz. Kanonenschüsse, die liefert meine Artillerie. Manövers, Revuen, Paraden, das ist meine Sache; dafür soll gesorgt werden. Aber abends, da werden mir manchmal die fremden Herrschaften in Berlin müde, da nicken sie ein; Biertrinken und Tabakrauchen ist leider noch nicht jedermanns Sache, und so muß man schon mit dem Strom schwimmen und für angemessene Unterhaltung sorgen durch Illumination, Operas, allegorische Geschichten und dergleichen über Preußen und England —

E.: England?

K. (steht auf): Wetter, das ist mir so über die Zunge gelaufen, wie der Hase übern Weg! Nun, ich meine ein Spectakulum von — also immerhin! — ja Einhorn, Adler, Adler, Einhorn, Leoparden, immer eins ins andere, und gereimt muß es auch sein, sozusagen gedichtet —

E.: England? Diese Nachricht ist so überraschend — das ganze Land, Europa, die Welt wird erstaunen, wie England zu der Ehre kommt!

K.: Oho, schmeicheln Sie dem alten Kammerhusaren nicht! Mit England sind das schon alte Geschichten und von meiner Frau seit Jahren eingefädelt.

E.: Von der Königin? Ich glaube, daß die Königin — bei weitem mehr — für — für — Österreich sein wird.

K.: Für Österreich? (Beiseite.) Das konnt' ich mir denken, daß die schon wieder ihren eigenen Willen haben muß! (Laut und entschieden.) Nein, heut' hab' ich einen Kurier von unserm Gesandten bekommen, der mich versichert, daß es England mit dieser im stillen abgekarteten Heirat ernst ist. Der Prinz von Wales hat sich in England eingeschifft, und man vermutet, daß er bereits an der hannöverschen Küste gelandet ist. Einstweilen ist im strengsten Inkognito ein Bevollmächtigter von London abgegangen, der alle Punkte dieser Heirat mit mir verhandeln soll. Dieser Gesandte kann jede Stunde

in Berlin eintreffen. Sie würden mich also sehr verbinden —

E. (in Verzweiflung): Soll es denn ein Schäferspiel sein?

K.: Schäferspiel? Ja! Und der Kronprinz kann dabei die Flöte blasen, die er nun doch mal hinter meinem Rücken gelernt hat.

E. (will gehen und kommt wieder): Und die Herrschaften sollen selbst darin mitspielen?

K.: Ja! Schreiben Sie jedem was zu sagen vor — mir nichts. Grumbkow aber, der soll mitspielen, die Viereck, die Sonnsfeld, der Seckendorf auch —

E. (geht wieder zurück): Englisch oder französisch?

K.: Nein, lauter reines feuriges Deutsch! Hochdeutsch, verstehen Sie, nicht berlinisch. (Vertraulich.) Wenn Sie etwas Holländisch dabei anbringen könnten, das wäre mir aus gewissen Handelsrücksichten nicht unerwünscht, da es doch in die Zeitungen kommt, und der holländische Gesandte dabei ist — denn die Einfuhr des Tabaks — wissen Sie, (ins Ohr und mit dem Gestus des Rauchens) rauchen kann der feine Herr wohl nicht?

E. (verzweifelnd): Das nicht, Majestät, aber die Phantasie dampft mir schon wie ein Vulkan!

Lakai (tritt ein): Die Geheimen Räte bitten dringend Ew. Majestät um gnädiges Gehör.

K.: Die muß die Neugier plagen! Mal herein mit! (Lakai ab.) Also wie gesagt: Allegorische Epithalamien! Nicht so ganz in der Manier von Versailles, aber doch ein Polterabend, der sich vor denen da drüben in — ich meine in Dresden — nicht so sehr zu verstecken braucht. Und Holland! Holland! Bringen Sie mir ja was von den Kolonien — von dem Land an, Erbprinz, wo der Tabak wächst. Sie kennen doch —

E. (außer sich): Das Land, wo der Pfeffer wächst! (Ab.)

Vor Gutzkow treten die übrigen jungdeutschen Dichter ziemlich weit zurück. Kein anderer besaß noch eine so feine Fühlung für das, was damals in der Luft lag, wie er; kein anderer kam dem tiefen Bedürfnisse der Zeit mit einer so reichen Fülle von neuen Gedanken entgegen, wie der Dichter des „Uriel Akosta"; kein anderer war sich aber auch in den dreißiger und vierziger Jahren der entscheidenden Mitwirkung der Litteratur bei der Umgestaltung der Bildung so klar bewußt, wie Gutzkow, und keinem einzigen von all den übrigen Genossen war es darum eine so heilige Pflicht, die Tendenz unseres Jahrhunderts zu fördern, wie ihm. Die meisten warfen sich in die neue Strömung, ohne sich über das Woher und Wohin auch nur im geringsten klar geworden zu sein, und proklamierten daher alsbald wahrhaft ungeheuerliche Reformpläne. Der eine erklärte rundweg die gesamte Sittlichkeit für Vorurteil, und ein anderer stellte jede Staatseinrichtung als eine Feindin des Fortschritts hin. So bitter ernst, wie es vielleicht den Anschein hatte, war es den verwegenen Kämpen mit ihren Weltverbesserungen jedoch keineswegs; es kam ein gut Teil jugendlicher Übermut zu den lauten Räsonnements; auch schloß sich gar mancher der Bewegung nur an, weil ihn die Opposition gegen die hohe Obrigkeit reizte und er außerdem hoffte, durch sein keckes Gebaren schneller, als durch gediegene, wertvolle Arbeit, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und ein Mann von Bedeutung zu werden.

Das buntfarbigste Bild eines solchen jungdeutschen burschikosen Stürmers bietet **Heinrich Laube**, der später einmal, schon weil er auch der geistig bedeutendste ist, als der Prototyp aller jener eben geschilderten kampflustigen Retter der Gesellschaft gelten wird. Laube wurde am 18. Sept. 1806 zu Sprottau in Schlesien als der Sohn unbemittelter Eltern geboren, besuchte das Gymnasium zu Glogau und Schweidnitz und bezog 1826 die Universität Halle, um Theologie zu studieren. Aber es war ihm nicht sonderlich ernst mit dem Studium, weit mehr zog ihn das heitere Studentenleben und die Burschenschaft an, die er damals für das einzige Ergebnis der Befreiungskriege hielt, und so kam er schon bald in den Geruch eines Demagogen, mußte Verhöre bestehen und Karzerstrafe verbüßen und wurde schließlich mit einem Zeugnisse, in welchem der unauslöschliche Makel „der Burschenschaft verdächtig" prangte, in die Heimat zurückgeschickt. Nach kurzem Aufenthalte in Sprottau wandte er sich nun nach Breslau; doch hier kam es ebenfalls zu keinem ersprießlichen Studium, weil ihn jetzt der Fechtboden weit mehr interessierte, als die Genesis und die Evangelien. Er erlangte sogar alsbald eine solche Fertigkeit im Fechten, daß die Universitätsbehörde sich bewogen fühlte, ihm eines schönen Tages die einträgliche Universitäts-Fechtmeisterstelle, die gerade zu besetzen war, anzutragen. Er schlug die Stelle aber aus, obgleich er nicht wußte, was er überhaupt werden sollte.

Sein ziellloses Leben erreichte jedoch nun bald seine Endschaft; er lernte den geistvollen Karl Schall, den Redakteur der „Neuen Breslauer Zeitung", kennen, und dieser führte ihn in die zeitgenössische Litteratur ein und weckte sein Interesse für das Theater. Infolgedessen versuchte sich Laube alsbald in einem großen historischen Trauerspiele „Gustav Adolf" und schrieb auch noch zugleich eine Travestie auf den berühmten Geigenspieler Paganini, „Nikolo Zaganini, der große Virtuos". Beide Stücke fanden Beifall beim Breslauer Publikum, drangen aber doch über die heimatliche Grenze nicht hinaus, und Laube nahm sie später auch nicht mit unter seine „dramatischen Werke" auf. Diese ersten Erfolge bestimmten ihn jedoch noch nicht, sich ganz der litterarischen Laufbahn zuzuwenden, er nahm vielmehr eine Hauslehrerstelle an und trug sich sogar mit dem Gedanken, Pfarrer zu werden, bis ihn die polnische Revolution in das hochwogende öffentliche Leben zurückriß und ihn schließlich 1832 nach Leipzig verschlug, wo er die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" übernahm und auch alsbald sein erstes Buch „Das neue Jahrhundert" (2 Tle. Fürth und Lpzg. 1833) herausgab, in welchem er mit jugendlichem Enthusiasmus für das unterdrückte Polen eintrat. Kurz darauf erschien auch seine erste Novelle „Das junge Europa" (2 Bde. Lpzg. 1833), die ihres kecken, frischen Tones wegen, der noch vielfach an den flotten, raufluſtigen Burschenschafter erinnert, besonders bei dem jungen Geschlechte viel Anklang fand. Später gab er dieser Novelle den Separattitel „Die Poeten", fügte ihr noch zwei andere „Die Krieger" und

„Die Bürger" hinzu und stellte allen dreien den Gesamttitel „Das junge Europa" (4 Bde. Mannh. 1834—1837) voran. Der Ertrag des Werkes war so reichlich, daß er ihm eine Reise nach Süddeutschland und Oberitalien, und zwar in Gesellschaft von Gutzkow, ermöglichte. Während der Reise kamen beide zwar zu der Überzeugung, daß sie zwei ganz von Grund aus verschiedene Naturen seien, denen es kaum je gelingen werde, sich gegenseitig gerecht zu werden, doch zog Laube aus diesem engeren Verkehr mit dem geistvollen Genossen den großen Nutzen, daß dieser ihm die hohe zivilisatorische Bedeutung des Theaters erschloß. Die erste Frucht dieser Reise waren jedoch nur die „Reisenovellen" (6 Bde. Lpzg. 1834—1837), Nachahmungen von Heines „Reisebildern", ungenierte Plaudereien über die mangelhaften Einrichtungen des Staates und die schlechten Polster der Postwagen, die erhabene Schönheit eines Domes und das reizvolle Inkarnat eines hübschen Mädchens, den Besuch bei einem berühmten Manne und den neuesten Schnitt der Westen — kurz über alles, was augenblicklich interessierte und nicht interessierte, aber ohne jede tiefere Kenntnis, ohne jedes reifere Urteil. Allein dem großen Publikum gefiel diese ursprünglich-sinnliche Heiterkeit, dieser leichte Witz, und der Verfasser stieg schnell zum Mann des Tages empor, von dem alle Welt sprach. Leider wurde infolgedessen aber auch der Geheimrat von Tzschoppe in Berlin auf den Verfasser aufmerksam, jener preußische Ministerial-Beamte, der die heilige Pflicht hatte, alle naseweisen jungen Schriftsteller sofort zu beseitigen, die sich einfallen ließen, die Einrichtungen des Staates zu tadeln, oder gar an denselben zu rütteln. Nun hielt sich zwar Laube zur Zeit gar nicht in Preußen auf, aber Tzschoppes Macht reichte auch in die Nachbarstaaten hinüber, und so erhielt der kecke Frevler eines Tages von der Leipziger Polizei den Befehl, die Stadt sofort zu verlassen, da sie ihm künftig als Aufenthaltsort nicht mehr gestattet werden könne. Er wandte sich jetzt tollkühn nach Berlin selbst, wo er jedoch von Varnhagen von Ense dringend gemahnt wurde, baldigst wieder abzureisen. Um seine Gesundheit wieder etwas zu bessern, ging er nach der Kaltwasserheilanstalt von Priesnitz zu Gräfenberg in Österreich-Schlesien, kehrte aber nach vollendeter Kur nach Berlin zurück, und nun sollte ihm auch die preußische Hauptstadt zur Löwengrube werden. Bald nach seiner Ankunft wurde er verhaftet und als ehemaliges Mitglied der Halleschen Burschenschaft zur Kriminaluntersuchung in die Hausvogtei gesetzt. Neun Monate saß er dort, bis er endlich nach verschiedenen resultatlosen Verhören wieder entlassen und vom Polizeiminister von Rochow nach Naumburg an der Saale verbannt und unter die spezielle Aufsicht des dortigen Landrats gestellt wurde. Gleichzeitig wurden seine sämtlichen Schriften durch Bundesbeschluß im ganzen Umfange des deutschen Bundes verboten.

Alle diese schweren Schläge konnten ihn jedoch nicht dauernd niederdrücken; nachdem er seine durch die lange Gefängnishaft geschwächte Gesundheit wieder

gekräftigt hatte, griff er wieder rüstig zur Feder, und nacheinander entstanden die Novellen „Liebesbriefe“ (Mannh. 1835), „Die Schauspielerin“ (Ebd. 1836) und „Das Glück“ (Ebd. 1837). Der Verfasser hatte bei diesen Arbeiten hauptsächlich den Zweck im Auge, sich zu einem eleganteren Stilisten herauszubilden; Varnhagen hatte den jungen Autor auf die Vorzüge eines sauberen, wohl ausgeschliffenen Stiles aufmerksam gemacht, allein Laube erreichte seinen Zweck nicht, seine Sprache wurde vielmehr jetzt eine gezierte und unbeholfene, die gegen den burschikosen, ungenierten Ton in seinen früheren Schriften ganz seltsam abstach. Sein Leben in Naumburg war ein leidlich angenehmes; der Landrat übte die Aufsicht mit der größten Humanität und ließ es selbst geschehen, daß sein Staatsgefangener Ausflüge bis nach Leipzig unternahm. Und das sollte für das fernere Leben Laubes von der größten Wichtigkeit werden, denn dort lernte er die geistvolle junge Witwe des Professors Hänel kennen, Iduna Hänel, mit der er sich sodann 1836 vermählte, und die ihm bis zu ihrem 1879 erfolgten Tode in allen Lebenslagen eine überaus umsichtige Gattin wurde. Das junge Eheglück sollte jedoch bald durch einen jähen Schrecken getrübt werden; die Untersuchung über Laube war endlich abgeschlossen worden, und das Urteil lautete auf sieben Jahre Festungsstrafe. Seine Teilnahme an der burschenschaftlichen Verbindung in Halle war dabei mit 6 Jahren geahndet, und das weitere Jahr ihm wegen des in seinen Schriften vertretenen Liberalismus zudiktiert worden. Auf Verwendung der Frau Fürstin Pückler-Muskau, einer Tochter des Staatsministers von Hardenberg, wurde die Strafe jedoch auf ein Jahr und sechs Monate ermäßigt, und außerdem dem Dichter gestattet, diese Haft in Gesellschaft seiner Familie auf dem Gute der Fürstin in Muskau abzubüßen. Infolgedessen gestaltete sich diese Strafzeit zu einer der freundlichsten Perioden in Laubes Leben; der herrliche fürstliche Park gewährte ihm immer aufs neue großen Genuß, außerdem ging er eifrig auf die Jagd und pflegte einen angenehmen freundschaftlichen Verkehr mit Leopold Schefer. Seine schriftstellerische Thätigkeit war dabei jedoch nur von wenig Belang, er verfaßte ein „Jagdbrevier“ (Lpzg. 1841), schrieb eine „Geschichte der deutschen Litteratur“ (4 Bde. Stuttg. 1839—1840), die wegen ihres oberflächlichen und unselbständigen Urteils scharf getadelt wurde, und gab Wilhelm Heinses sämtliche Schriften (10 Bde. Lpzg. 1838) heraus.

Nach Ablauf der Strafzeit, beim Beginn des Jahres 1839, litt es ihn aber nicht länger in Muskau; er unternahm mit seiner Frau eine Reise nach Holland, Belgien, Frankreich, wo er in Paris zu Heine in ein freundschaftliches Verhältnis trat, und selbst nach Algier, bis er wieder nach Leipzig zurückkehrte und dort von 1842 bis 1844 abermals die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt“ übernahm. Sein Kunsturteil, sowie seine ganze Weltanschauung, war durch diese Reise erheblich geklärt worden, und er betrat daher, nachdem er noch ein Werk über die französischen Lustschlösser und den Roman

„Die Gräfin Chateaubriand“ (3 Bde. Lpz. 1843), ein farbenreiches Kultur- und Sittenbild aus der Zeit Franz I. von Frankreich, herausgegeben hatte, nun endlich dasjenige Gebiet, auf dem er wirklich Hervorragendes leisten sollte, das des Dramas. In rascher Folge schrieb er „Monaldeschi oder: Die Abenteurer“ (1845) „Rokoko oder: Die alten Herren“ (1846), „Die Bernsteinhexe“ (1846), „Struensee“ (1847), „Gottsched und Gellert“ (1847) und „Die Karlsschüler“ (1847). In diesen sämtlichen Dramen bekundet Laube zunächst, daß er einen scharfen Blick für alles *das* besitzt, was auf der Bühne wirkt. Selbst da, wo der Stoff der dramatischen Bearbeitung widerstrebt, wie in der „Bernsteinhexe“, oder da, wo die unbedeutende Fabel für fünf Akte nur notdürftig ausreicht, wie in „Gottsched und Gellert“, weiß er noch durch den bühnengerechten Aufbau der Scenen, durch die geschickte Weise, wie er seine Personen führt, ja sogar durch das sorgfältige Arrangement der Kulissen, das Publikum für das Stück zu interessieren. Er zeigt aber auch, daß er ein Dichter ist, der mitten in seiner Zeit steht; ein frischer Odem, eine kräftige Morgenluft weht durch alle Auftritte, eine frohe Begeisterung für die modernen Bestrebungen trägt die Helden. Besonders sympathisch berührt dies in der Tragödie „Struensee“, wo er die Schicksale des bekannten freisinnigen dänischen Ministers Johann Friedrich Grafen von Struensee, und in dem Schauspiele „Die Karlsschüler“, in welchem er die Flucht Schillers aus Stuttgart zum Vorwurfe genommen hat. Leider gelingt es ihm noch nicht, ein ganzes Stück hindurch ein und denselben Ton einzuhalten; bald ist die Sprache pathetisch und schwungvoll, bald trivial und unmelodisch, ja selbst die Grundstimmung schwankt hin und her. Besonders auffällig ist dieser Mangel an Harmonie in den „Karlsschülern“, wo in den ersten Akten der Humor des Lustspiels waltet, in den ferneren mehr und mehr der Ernst der Tragödie zur Herrschaft kommt, bis der Schluß dem Ganzen den Charakter des Schauspiels aufzudrücken versucht. Dennoch hat gerade dieses Drama allgemeinen Beifall erzielt, weil es mit vieler Wärme geschrieben worden ist, verschiedene sehr ansprechend gezeichnete Figuren enthält und eine Reihe von treuen und farbenreichen Kulturbildern bietet.

Die Stürme von 1848 unterbrachen die litterarische Thätigkeit Laubes; er wurde von dem böhmischen Kreise Elnbogen in die deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er sich dem Zentrum und der erbkaiserlichen Partei anschloß, geriet aber mit seinen Wählern wegen seiner Haltung in Widerspruch und legte im Frühjahr 1849 sein Mandat nieder. Noch im selben Jahre erhielt er durch Vermittelung des Reichsministers von Schmerling die Stelle eines artistischen Direktors am k. k. Hofburgtheater zu Wien und übernahm dieselbe am 1. Januar 1850. Die Wirksamkeit, welche er nun hier als Dramaturg entfaltete, war in mehr als einer Beziehung von großer Bedeutung für die deutsche Schauspielkunst; er bildete ein mustergiltiges Zusammenspiel heraus, entfaltete eine große

Kunst in der wirkungsvollen Scenierung und bereicherte das Repertoire durch die Wiederaufnahme der Grillparzerschen Dramen. Doch wandte er sich auch seinen dichterischen Bestrebungen wieder zu und schuf 1854 das Schauspiel „Prinz Friedrich“ und 1856 die Tragödie „Graf Essex“. In dem ersteren Stücke hat er das Zerwürfnis zwischen dem jungen Kronprinzen Friedrich, nachmaligem König Friedrich II. von Preußen, und seinem Vater zum Vorwurfe genommen und dem spröden Stoffe auch eine recht wirksame, spannende Handlung abgewonnen, doch fehlt es schließlich an einer weiteren Perspektive; der Blick erhebt sich nicht über den privaten Kreis der königlichen Familie. Weit großartiger ist dagegen das dramatische Gemälde, welches im „Grafen Essex“ entrollt wird. Der Konflikt zwischen der Königin Elisabeth von England und ihrem Günstlinge, dem Grafen Essex, wächst rasch über die Grenzen von Westminster hinaus, ergreift alsbald auch die Bevölkerung von London, ja selbst das ganze Volk von England und droht zuletzt sogar eine Staatsumwälzung mit allen ihren Schrecken nach sich zu ziehen. Allein Elisabeth weiß im geeigneten Momente mit staatsmännischem Blick die richtigen Maßregeln zu ergreifen und die Krone wieder fest sich aufs Haupt zu drücken, worauf nun Graf Essex, der sich bereits zum Helden des Volkes erhoben, in um so jäherem Sturze endet. Die Handlung wird mit großer Kunst entwickelt; die Charaktere, vor allem die Königin, aus der bald das beleidigte Weib, bald die in ihrem Stolz verletzte Herrscherin spricht, und der ritterliche Graf, sind mit Meisterschaft gezeichnet; auch die Sprache, sonst bei Laube so unschön und hart, ist hier durchweg edel und schwungvoll, und so trägt die Tragödie ein fast klassisches Gepräge; nur die psychologische Tiefe und der poetische Zauber fehlen, Eigenschaften, die nur der wirklich geniale Dichter seinen Werken zu geben vermag. Wir teilen unten die siebente Scene des dritten Aktes mit, die der Kulminationspunkt des Stückes ist. Essex hat sich wiederholt den Verdächtigungen seiner Feinde gegenüber bei der Königin rechtfertigen wollen, allein all sein Bemühen ist vergeblich gewesen; da dringt er mit dem ganzen Trotz eines mächtigen Großen gewaltsam in den königlichen Palast ein, beschleunigt damit aber nur die Katastrophe seines Lebens. Von den weiteren Stücken, die nun Laube noch schrieb, reicht keines wieder an „Essex“ heran; „Montrose“ (1859) ist nur eine hohle „Haupt- und Staatsaktion“, der „Statthalter von Bengalen“ (1868) nicht viel mehr als eine dramatisierte Anekdote, „Böse Zungen“ (1868) ein allzu leicht hingeworfenes Zeitbild und „Schauspielerei“ (1883) nur eine sehr matte Brandmarkung des modernen Glücksrittertums. Auch die Vollendung des Schillerschen „Demetrius“ (1872) kann keine glückliche genannt werden. Hatte der Dichter somit auf dem Gebiete des Dramas in den letzten zwanzig Jahren keinen Erfolg mehr zu verzeichnen, so that er doch noch einen vollen Wurf mit seinem großen Roman „Der deutsche Krieg“ (9 Bde. Lpzg. 1863—1866), in dem er vom protestantischen

Standpunkte aus den dreißigjährigen Todeskampf des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation schildert; eine Reihe von Erzählungen, die er sonst noch schrieb, „Die Böhminger", „Entweder—oder", „Louison" 2c., reicht über das Niveau der Unterhaltungslektüre nicht empor. Zur deutschen Theatergeschichte lieferte er außerdem noch die freilich nur sehr flüchtig hingeworfenen Monographien „Das Burgtheater" (Lpzg. 1868), „Das norddeutsche Theater" (Ebd. 1872) und das „Wiener Stadttheater" (Ebd. 1875); zur Litteraturgeschichte steuerte er eine Lebensgeschichte Franz Grillparzers (Stuttg. 1884) bei, die aber weit hinter den Erwartungen zurückblieb, welche man auf sie gesetzt hatte. Daß er mit Weilen auch Grillparzers Werke herausgab, erwähnten wir bereits S. 154. Der Lebensabend hat dem Dichter leider noch viel Bitteres und Schmerzliches gebracht. Nachdem er siebzehn Jahre lang am Hofburgtheater erfolgreich gewirkt, sah er sich infolge verschiedener Mißverhältnisse genötigt, 1867 von seiner Stelle zurückzutreten, worauf er von 1869 bis 1871 das Stadttheater in Leipzig und von 1872 an wiederholt das Wiener Stadttheater leitete, bis er sich 1879 für immer aus dem öffentlichen Leben zurückzog. Seine schriftstellerische Thätigkeit stellte der rastlose Mann jedoch erst ein, als ihm der Tod ein Ziel setzte; er starb zu Wien am 1. August 1884. Seine „Dramatischen Werke" erschienen in 13 Bänden zu Leipzig 1845—1876, seine „Gesammelten Schriften", welche auch 2 Bände frisch geschriebene „Erinnerungen" enthalten, kamen 1875—1882 zu Wien heraus.

Aus „Graf Essex."

Dritter Akt. Siebente Scene.

Essex. Elisabeth. Cecil. Raleigh. Nottingham.

Essex: Ich bin nicht hier, mich zu verteidigen,
Ich klage an!
Dies Regiment von England klag' ich an,
Das weiberlaunisch handelt nach Gelüsten,
Und nicht nach Plänen, das des Reiches Vorteil
Hintansetzt dem parteiischen Getriebe,
Euch klag' ich an zuerst, Mylords von Cecil
Und Nottingham und Raleigh, die mein Heer
Und mich und Irland schmählich preisgegeben,
Die hinterher, um Rechenschaft zu meiden,
Ein frevles Possenspiel von Hochverrat
Mit falschem Zeugnis gegen mich versucht.
Euch klag' ich an vor meinem Vaterlande!
Die Königin bestimme das Gericht.
Die Peers von England harren ihrer Wahl:
Sechs Peers der Krone, sechs von mir gewählt,
Der Präsident — des Landes erster Richter.
Ich harre Deines Ausspruchs, Majestät,
Und schweige, bis die Königin gesprochen.
(Er tritt, sich verbeugend, zurück.)

Elisabeth: Die Sprache, die Ihr führt, Mylord von Essex,
Die Banden, die Ihr aufgerührt da draußen
Und vor mein Haus geleitet, und der Ton,
Den Eure Herrlichkeit so tapfer anschlägt —
Das alles ist vom vorigen Jahrhundert
Sehr treu kopiert. Richard der Zweite wäre

Der richtige König, den Ihr brauchtet, Mylord,
Und gegen eine Frau auf Englands Throne
Seid Ihr noch zu galant, nicht wahr?

Essex: Ihr irrt
Euch, Majestät, wenn Ihr voraussetzt, daß ich
Politisch ehrgeizig hiehergekommen.
Beschließen will ich nur als Mann von Ehre,
Als Patriot die Laufbahn eines Staatsmanns,
Beschließen ganz und gar. Ist dies gerichtet,
Was jetzt noch Eures Richterspruches harrt,
So leg' ich diesen Stab in Eure Hände —

Elisabeth: Sehr gütig!

Essex: Und ins Dunkel meiner Wälder
Verberg' ich meine Wünsche und mein Leben.

Elisabeth: Um stiller Häuslichkeit verborgne Freuden
Still zu genießen —

Essex: Allerdings.

Elisabeth: Im Arm der Liebe
Idyllisch tändeln, wie die Dichter schildern?

Essex: Wenn mir's der Himmel schenket.

Elisabeth (ausbrechend): Vorher,
Treuloser, undankbarer Mann, wirst Du
Der Königin, die Du herausgefordert,
Vom Fuß bis zu dem Haupte Rede stehn!
(Bewegung.)
Denn Du bist ein Rebell! — Mit welchem Recht
Bist Du in England? Felonie ist Dein Verbrechen!

Essex (schreiend): Königin!

Elisabeth: Mit welchem Rechte
Kommst Du daher ins Innre von Westminster,
Ins Heiligtum des Königs, Deines Herrn,
Der ich bin und lebendig vor Dir stehe?!
Mit welchem Recht kamst Du daher inmitten
Von Aufruhrscharen, deren Waffenlärm
Und rohe Stimmen meinen Frieden lästern?
Mit welchem Recht? Mit dem der Rebellion?

Cecil, Nottingham, Raleigh: Hoch unsre Königin!

Elisabeth: Mit welchem Recht
Trägst Du den Stab, den ich Dir abgefordert,
Und den ich eigenhändig Dir entreiße,
(Sie thut es.)
Um Dir ins Angesicht die Schmach zu prägen,
Die Du verdienst?
(Sie schlägt mit dem Stabe nach ihm. Der Hut fliegt ihm vom Haupte, weil er die Hände vorstreckt und mit ihnen in die Höhe fährt. Ein allgemeiner Schrei folgt.)

Essex (unmittelbar während des Schlages schreiend):
Allmächt'ger Gott! —
(Er zieht seinen Degen halb aus der Scheide. Die Lords ziehen sämtlich die ihren ganz aus der Scheide und strecken ihm die Klingen entgegen. Die Königin ist nach dem Schlage links in den Vordergrund gekommen.)
Bewahre
Mir Fassung! — Steckt um Gotteswillen rasch
Die Schwerter ein! — Das reizt mich nur — ich brauch',
Ich brauche Fassung — weh dem Adel Englands,
Daß er für solche Schmach des Edelmanns
Sein Schwert erhebt —
(Sie lassen die Schwerter sinken.)
Hinab, empörter Stolz
Des Mannes! — Auch zur Wut gereizt verehre
Ich unsre Königskrone, auch von Sinnen achte
Ich eines Weibes unbeschützte Würde —
Hinab!
(Er stößt sein Schwert nun in die Scheide, eilt vor und spricht nun mit leidenschaftlicher Kraft):
In Fetzen reiße ich
Von oben bis unten, was sonst besteht,
Und Kampf auf Leben und Tod zerstöre
Vom Sonnenlichte hinweg bis aufs Gedächtnis,
Was diese Schmach an Essex hat gesehn!
Zerstöre mich selbst bis zur Vernichtung,
Wenn ich nicht siege.
(Nach hinten hinaus.)

Derby, Fanfare!
(Derby winkt hinaus.)
Und los die Schwerter!
(Derby und die Kavaliere ziehen die Schwerter und winken hinaus.)
Raleigh, Nottingham, Cecil (hinüber zur Königin eilend.)
Schützt die Königin!
(Fanfare im Hintergrunde.)
Essex: Ohnmächt'ge Diener, Eure Klingen brechen
Wie Binsen, wenn ein Wink von meiner Hand
Die Krieger draußen hier in diese Halle
Bescheidet! Eure Königin von England
Ist so beschützt, daß sie gefangen
Vor mir und meiner Kriegsmacht steht!
Schaut hin!
(„Hoch Essex!" im Hintergrunde, näher.)
Die Treppen und die Höfe und die Thore
Und alle Straßen rings um dieses Schloß
Sind mein — unmittelbare Rache liegt
Zu meinen Füßen, und Elisabeth
Folgt mir zum Tower, wenn's mein Wille ist.
Elisabeth: Wag es, Rebell!
Essex: Wenn's nur ein Wagnis gälte,
Dann, Königin, wär' es um Dich geschehn,
Denn keine äußre Schranke hindert mich.
Mich hindert und Dich rettet die Gesinnung
Des Rittertums, die meine Seele anfüllt.
Altmodisch ist sie, ja ich weiß es. Treu'
Und Glauben und die strenge Herrenehre,
Sie sind veraltet,
Des Augenblickes Vorteil macht Gesetze
Selbst im Verkehr mit Gott.
Cecil und Nottingham: Papist!
Essex: Die Sitte,
Der edle Brauch verschwindet, und ein roh Gelüste
Des Zornes wie der Lust ersetzt die Formen,
In denen die Gesittung sich erbaut;
Ein Thor, der solche Vorteile verschmäht!
Und solch ein Thor bin ich, bin's selbst im Zustand
Verzweiflungsvollen Grimms. — Ich überfalle
Nie meinen Nächsten, eh' ich ihm verkündet,
Daß ich sein Feind, und ich verschmähe stets,
Selbst gegen meinen Feind, gemeine Waffen.
Auch gegen Dich, die sich und mich entwürdigt,
Bleib' ich der zarten Pflichten eingedenk.
Du bist ein Weib, warst meine Königin
Und hast mein Haupt und Herz mit Gunst beglückt.
Ich ehre die Geschichte meines Lebens
Durch Dankbarkeit, indem ich jetzt verzichte,
Daß Du in meine Hand gegeben bist.
Hier aber endigt die Vergangenheit.
Dein Vizekönig und Dein Lord ist tot,
Und alle Bande sind entzwei gerissen;
Des Grafen Essex Herold steht vor Dir
Und kündiget Dir Krieg auf Tod und Leben!
Wahr Deines Vorteils! Alle Elemente
Der Zwietracht werden gegen Dich geführt,
Nicht bloß um Dich zu ängstigen, nein, Dich
Zu stürzen von der Höhe Englands, die
Nicht den Plantagenets und Tudors nur,
Die jedem englischen Baron erreichbar.
Wer König sein will, muß mit königlicher
Gewalt zuerst sich selbst beherrschen können.
Denn nur die Seele herrscht und nicht die Faust.
Zum Tower, Derby! und Graf Essex grüßt Euch
Von nun an mit des Schwertes Spitz und Schneide!

Bewußter und mit mehr Ernst, als Laube, hat **Gustav Kühne** die Ideen des jungen Deutschland zu vertreten und zu verbreiten gesucht, doch hauptsächlich nur als Kritiker und Journalist. Um große, wirkungsvolle Dichtungen zu schaffen, mangelte ihm die Phantasie, die Leidenschaft; er ist wohl geistreich und

feinsinnig, besitzt wohl eine tiefe Bildung, aber es fehlt ihm das produktive Talent. Kühne wurde am 27. Dezember 1806 zu Magdeburg geboren, studierte in Berlin Philosophie und schloß sich besonders an Schleiermacher und Hegel an. Infolgedessen wurde ihm, nachdem er seine Studien abgeschlossen, die Stelle eines Sekretärs bei den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" übertragen, wodurch er in ein noch näheres Verhältnis zu Hegel und dessen Anhängern trat. Doch bald zog es ihn nach Leipzig, dem damaligen Hauptplatze des litterarischen Lebens; er übernahm 1835 dort die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" und begann damit eine umfassende litterarische Thätigkeit. Im Herbst 1846 kaufte er von August Lewald die Wochenschrift „Europa" und leitete dieselbe bis 1859, von 1856 ab von Dresden aus, wohin er in diesem Jahre übersiedelte, und wo er noch jetzt lebt. Seine ersten litterarischen Versuche machte er mit einigen Erzählungen, doch erst mit der Novelle „Eine Quarantäne im Irrenhause. Aus den Papieren eines Mondsteiners" (Lpzg. 1835) verschaffte er sich Beachtung. Die Novelle beschäftigt sich hauptsächlich mit der Hegelschen Philosophie und den Zielen des jungen Deutschland, enthält eine Menge geistreicher Bemerkungen, entbehrt aber des poetischen Duftes. Noch weiter in den Vordergrund trat Kühne durch seine Studien „Weibliche und männliche Charaktere" (2 Bde., Lpzg. 1838. Neue Ausgabe als „Deutsche Charaktere". 4 Bde., Lpz. 1866) und seine „Klosternovellen" (2 Bde., Lpzg. 1838). In dem ersteren Werke bietet er höchst geistvolle, fein ausgearbeitete Charakterzeichnungen, von denen wir besonders die Porträts von Goethe, Schelling, Hegel, Bettina und Rahel hervorheben, in dem letzteren lebendige Schilderungen der kirchlichen Verhältnisse, hauptsächlich des verderblichen Treibens der Jesuiten, unter Heinrich IV. von Frankreich. Er erweist sich hier als der Mann der freisinnigen Forschung, des ernsten historischen Studiums, der bemüht ist, mit den Lehren, die uns die Geschichte giebt, der Gegenwart zu raten und zu helfen. Dieses Bestreben tritt auch in seinen ferneren Romanen, „Die Rebellen von Irland" (3 Bde., Lpzg. 1840), „Die Freimaurer" (Frankf. 1855, und „Wittenberg und Rom" (Berl. 1877), die ebenfalls religiöse Fragen behandeln, hervor. Am glücklichsten ist er dabei in „Wittenberg und Rom", wo uns Luther in historisch treuer Auffassung so schlicht und doch so gewaltig entgegentritt, und die meisterhaften Ortsschilderungen von Erfurt, der Wartburg und Wittenberg dem ganzen großartigen Kulturgemälde einen warmen, wohligen Ton geben.

Noch kärglicher, wie Kühne, war **Theodor Mundt** mit produktivem Talente begabt; er suchte diesem Mangel zwar durch Studien und durch Anlehnungen an große Muster abzuhelfen, brachte es aber trotzdem zu keinem einzigen Werke von Bedeutung, infolgessen sich bei ihm ein gewisser Grimm, eine gewisse trotzige Verbissenheit herausbildete, die sich vornehmlich in seinen letzten Werken bemerkbar macht. Mundt wurde am 29. September 1808 zu Potsdam geboren, studierte

Philologie und Philosophie, lebte eine zeitlang als Redakteur in Leipzig, verheiratete sich 1839 mit Clara Müller (Luise Mühlbach), wurde 1848 Professor der Litteratur und Geschichte zu Breslau, 1850 Universitätsbibliothekar zu Berlin und starb daselbst am 30. November 1861. Von seinen vielen Schriften hat nur „Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen" (Lpzg. 1835) vorübergehend Aufsehen erregt, weil er in dieser mit großer Keckheit und Ungeniertheit für die Emanzipation des Fleisches eintrat. In seinem Romane „Thomas Münzer" (3 Bde., Altona 1841) vermochte er nicht, den historischen Stoff zu bewältigen, und in seinen Reisebildern „Spaziergänge und Weltfahrten" (3 Bde., Altona 1838—40), in denen er Heine nachzuahmen suchte, bleibt er weit hinter seinem Vorbilde zurück. In eine seltsame Verirrung geriet er durch die Ansicht, daß für die moderne Dichtung der Vers eine veraltete Form sei, daß die Dichter künftig nur in Prosa schreiben dürften. Von diesem Grundsatze aus verfaßte er seine „Kunst der deutschen Prosa" (Lpzg. 1837), ohne sich jedoch damit irgend welche Anhänger zu erwerben. Am verdienstlichsten ist noch seine „Geschichte der Litteratur der Gegenwart" (Lpzg. 1842, 2. Aufl. 1853), in der er den reichen Stoff ziemlich übersichtlich gruppiert hat.

Am unbekanntesten von allen Mitgliedern des jungen Deutschland ist **Ludolf Wienbarg** (1802—1872) geblieben, obgleich dieser, wie schon erwähnt, für den Kreis der Gleichstrebenden den Namen erfand und in seinen „Ästhetischen Feldzügen" (Hamburg 1834), seinen „Wanderungen durch den Tierkreis" (Ebd. 1835), seinem „Tagebuche von Helgoland" (Ebd. 1838) und seiner geistvollen Abhandlung „Die Dramatiker der Jetztzeit" (Altona 1839) sich als ein Mann von scharfem Urteil und hoher Bildung erwies. „Was Wienbarg schreibt," urteilt daher auch Alexander Jung in seinen Vorlesungen über die moderne Litteratur, „das ist gediegen, das ist Manneswort, das ist Gedanke und That in einem poetischen Guß, das hat eine Anmut, einen Adel und Wohlklang der Diktion, die lange Feile verraten könnten, wenn nicht alles Rhythmus des Schönheitssinnes wäre und hoher, ungekünstelter Ausdruck solcher Persönlichkeit selbst. Die Geradheit und Freisinnigkeit seines Charakters sind es auch eben, die, ungeachtet er von Grund aus Deutscher ist und mit Leib und Seele der Jetztzeit angehört, doch so mannigfaltige Bestandteile in ihm erkennen lassen, die sein Bildungstrieb, seine Produktionskraft alle mit gleicher Liebe in sich aufgenommen hat, und die nun mit seinem deutschen Naturell aufs innerlichste und Innigste verwachsen sind." Leider ging Wienbarg die Fähigkeit ab, populär zu schreiben, und darum machten seine Schriften auf die große Menge, die doch bei den Reformbestrebungen hauptsächlich in Betracht kommen mußte, nicht den erhofften Eindruck. Infolgedessen verstummte Wienbarg sehr bald, und seine Bücher wurden schnell vergessen; sie blieben als ungemünztes Gold in einem Winkel der Schatzkammer unserer Litteratur unbeachtet liegen.

Ähnlichen Schicksalen, wie Wienbarg, verfielen auch alle diejenigen, welche sich zwar dem jungen Deutschland anschlossen, aber nicht das Apostteltalent besaßen, hinauszutreten und Gläubige zu sammeln. Wir müssen uns hier darauf beschränken, nur Marggraff, Jung, Uffo Horn, Koch, Willkomm und Duller zu nennen. Hermann Marggraff (1809—1864) schrieb eine Reihe kritischer und litterarhistorischer Schriften, von denen wir „Deutschlands jüngste Kultur- und Litteratur-Epoche" (Lpzg. 1839) als ein geistvolles Werk hervorheben, das Drama „Das Täubchen von Amsterdam" (Lpzg. 1839) und den komischen Roman „Fritz Beutel" (Frankf. 1856); Alexander Jung (1799—1884) gab in glänzender Sprache verfaßte und von edler Begeisterung getragene „Vorlesungen über die moderne Litteratur der Deutschen" (Danzig 1842) heraus; Uffo Horn (1817—1860) suchte durch Gedichte, Dramen und Erzählungen für die Interessen des jungen Deutschland zu wirken, doch zog er nur durch seine „Böhmischen Dörfer. Novellen" (2 Bde., Lpzg. 1847) vorübergehend die Aufmerksamkeit auf sich; etwas mehr Beachtung erfuhr Ernst Koch (1808—1858) mit seinem humoristischen Romane „Prinz Rosa Stramin" (Kassel 1834), der sich durch geistreichen Witz und geniale Auffassung des Lebens auszeichnet. Ernst Willkomm (1810—1886) unternahm es, mit den „Europamüden" (Lpzg. 1838) und noch verschiedenen anderen Romanen für das junge Deutschland Propaganda zu machen, doch ohne nachhaltigen Erfolg; ein größeres Lesepublikum erwarb er sich erst, als er sich in den fünfziger Jahren zum sogenannten Sittenroman wendete und nach französischen Mustern, doch mit einer gewissen Selbständigkeit, die Romane „Die Familie Ammer" (3 Bde., Frankf. 1855), „Rheder und Matrose" (Frankf. 1857), „Banco" (2 Bde., Gotha 1857) ꝛc. schrieb. Eduard Duller (1809—1853) endlich trat besonders als Journalist, Geschichtsschreiber und Balladendichter für die Sache Gutzkows ein, hatte jedoch schwer unter der Ungunst der Verhältnisse zu leiden und schwang sich daher nie zu künstlerischer Freiheit empor.

Die große geistige Bewegung, welche mit dem Beginn der dreißiger Jahre anhob, rief aber nicht nur die scharf umrissenen Tendenzdichtungen des jungen Deutschland hervor, sondern schuf auch eine neue Unterhaltungslitteratur. Die Romane aus der Zeit der Enttäuschung konnten den Menschen der neuen Zeit nicht mehr genügen, und so machte sich denn alsbald eine Reihe von phantasiebegabten jungen Schriftstellern daran, den gewünschten neuen Lesestoff zu liefern. Daß alle diese Erzähler, wenn auch nicht unmittelbar zum jungen Deutschland gehörig, dennoch vom Fuß bis zum Scheitel in der Atmosphäre desselben standen, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Das Charakteristikum dieser neuen Romane und Novellen ist ein frischer, hoffnungsfreudiger Ton, das Hervorkehren freisinniger vaterländischer Gesinnung und das Bestreben, den Helden der Dichtung mit allen Tugenden des Staatsbürgers auszustatten. Den ersten Platz

unter diesen Erzählern nimmt unbestritten **Heinrich König** ein, ein Schriftsteller, der mit seiner Begeisterung für Freiheit und Fortschritt, mit seinem regen Interesse für alle Zeitfragen gleichsam das Mittelglied zwischen dem jungen Deutschland und den Erzählern der dreißiger und vierziger Jahre bildet. König wurde am 19. März 1790 zu Fulda geboren, wuchs in ärmlichen und seiner geistigen Entwickelung wenig günstigen Verhältnissen auf, die er in seinem Buche „Auch eine Jugend" (Lpzg. 1852) sehr treu und anziehend geschildert hat, lebte sodann viele Jahre als Finanzbeamter in Hanau und Fulda, wo er infolge seiner freisinnigen Schriften „Rosenkranz eines Katholiken" (Frankf. 1829) und „Der Christbaum des Lebens" (Frankf. 1831) vom Bischof exkommuniziert wurde, quittierte 1847 den Staatsdienst und lebte sodann nur seinen schriftstellerischen Arbeiten, zunächst in Hanau, später in Wiesbaden, wo er auch am 23. September 1869 starb. Der erste Roman, mit dem der Dichter hervortrat, war „Die hohe Braut" (2 Bde., Lpzg. 1833), in welchem er mit vieler Wärme die Umwälzungen schildert, welche die erste französische Revolution in den friedlichen Thälern der savoyischen Alpen hervorrief. Sodann schrieb er „Die Waldenser" (2 Bde., Lpzg. 1836), in denen er das Treiben des fanatischen Ketzerrichters Konrad von Marburg, und „Williams Dichten und Trachten" (2 Bde., Hanau 1839), in welchem er das Ringen Shakespeares nach Erkenntnis und Freiheit in lebhaften Farben schildert, ferner „Regina" (Lpzg. 1842) und „Veronika" (2 Bde., Lpzg. 1844), in denen er Zeitfragen behandelte, bis er sein Meisterwerk, „Die Klubisten in Mainz" (3 Bde., Lpzg. 1847), herausgab. Dieser Roman führt uns in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, nach dem „goldenen Mainz", und entrollt uns ein hochinteressantes und mit umfassender Kenntnis der Lokalgeschichte entworfenes Bild der politischen Wirren, in welche diese mächtige und reiche Stadt des Mittelrheins durch die französische Revolution hineingerissen wurde. Im Mittelpunkte der Handlung steht Georg Forster, der kühne Kämpfer für Aufklärung und Freiheit, der aber an dem Irrtum tragisch zu Grunde geht, daß in Zeiten der Not und Gefahr die Freiheit auch mit der Preisgebung des Vaterlandes erkauft werden könne, und um ihn gruppieren sich seine geistvolle Frau Therese, die spätere Gattin Hubers, der Kurfürst, der Baron von Weltbrunn, die liebliche Fides, Vater Lenning — alles wirkliche Menschen, die mächtig ergriffen sind von den Ideen ihrer Zeit, und die auf das mannigfachste in die Geschicke der Stadt Mainz eingreifen. Später schilderte der Dichter noch einmal eine solche Periode des Umsturzes in „König Jeromes Karneval" (3 Bde., Lpzg. 1855), in welchem er den tollen Maskentanz in der weiland Hauptstadt des Königreichs Westfalen, wie aus einer Laterna magica hervorgezaubert, an uns vorüberhüpfen läßt. Doch fehlt es dem Romane an einem kräftigen Helden, denn Hermann Teutleben kann doch füglich nicht für einen solchen gelten. Von den weiteren Schriften Königs

erwähnen wir nur noch „Ein Stilleben. Erinnerungen und Bekenntnisse“ (2 Bde., Lpzg. 1861), das anziehende Schilderungen aus dem Leben des Verfassers bietet. Königs „Ausgewählte Romane“ erschienen 1875 zu Leipzig in 15 Bänden. Neben König darf **Robert Heller** gestellt werden, der, am 24. November 1813 zu Großdrebnitz bei Stolpen geboren, erst eine Zeitlang als Notar thätig war, hierauf 1848 als Berichterstatter der Parlamentsverhandlungen die „Brustbilder aus der Paulskirche“ (Lpzg. 1849) schrieb und dann von 1851 bis zu seinem am 7. Mai 1871 erfolgten Tode die Redaktion des Feuilletons der „Hamburger Nachrichten“ führte. Wie König, so wählte auch Heller vorwiegend historische Stoffe zu seinen Romanen, wußte dieselben stets mit geschickt erfundenen Handlungen auszustatten, ermüdete aber nicht selten durch allzu breite Detailmalerei. Als seine gelungensten Werke sind „Die Kaiserlichen in Sachsen, Roman aus der Zeit des siebenjährigen Krieges“ (2 Bde., Lpzg. 1846), der viele höchst anschauliche Kulturbilder enthält, und „Florian Geyer, historischer Roman aus der Zeit des Bauernkrieges“ (3 Bde., Frankf. 1848), in dem mit vieler Wärme Partei für das unterdrückte Volk genommen wird, zu nennen. Ebenfalls ein frisches Talent besaß **G. K. R. Herloßsohn** (1804—1849), dem jedoch des Lebens Not nie Zeit ließ, seine Vorwürfe genügend zu vertiefen; selbst die Romane „Der letzte Taborit“ (2 Bde. 1834), „Wallensteins erste Liebe“ (3 Bde., Hannover 1844), „Die Tochter des Piccolomini“ (3. Bde., Altenb. 1846) und andere, die seiner Zeit viel gelesen wurden, sind doch nur sehr flüchtig hingeworfene Arbeiten, denen irgend welcher Kunstwert nicht beigemessen werden kann. Dasselbe muß auch von den Romanen und Novellen **Ludwig Storchs** (1803—1881), „Der Freiknecht“ (3 Bde., Lpzg. 1830—32), „Der Glockengießer“ (Frankf. 1832), „Ein deutscher Leinweber“ (9 Bde., Lpzg. 1846—50) und andern gesagt werden. Origineller sind die komischen Romane von **Ferdinand Stolle** (1806—1872), „Deutsche Pickwickier“ (3 Bde., Lpzg. 1841) und „Die Erbschaft in Kabul“ (2 Bde., Lpzg. 1842), die von vielem behaglichen Humor belebt werden, ihre Vorbilder, die Romane von Dickens, aber freilich bei weitem nicht erreichen. Stolle machte sich außerdem auch noch durch die Herausgabe der humoristischen Wochenschrift „Der Dorfbarbier“ bekannt, die besonders in den fünfziger Jahren sich einer weiten Verbreitung erfreute. Mit kaustischem und faunischem Witze suchte sich **Eduard Maria Öttinger** (1808—1872), der Verfasser der komischen Romane „Onkel Zebra“ (7 Bde., Lpzg. 1842), „Rossini“ (2 Bde., Lpzg. 1847) und langjährige Herausgeber des Spottblattes „Charivari“, ein Publikum zu erobern. Klarer und geistreicher, und auch mit einem feineren Gefühl für den künstlerischen Aufbau eines Romans begabt, als Herloßsohn, Storch und Stolle, war **Theodor Mügge** (1806—1861), dessen Romane „Der Chevalier“ (3 Bde., Lpzg. 1835), „Die Vendéerin“ (2 Bde., Ebd. 1836), „Toussaint“ (3 Bde., Stuttg. 1840), „Afraja“

(Frankf. 1854) und „Erich Randal“ (2 Bde., Frankf. 1856) als sehr achtbare Leistungen zu bezeichnen sind. Besonders verdienen die beiden letztgenannten Werke hervorgehoben zu werden, in denen der Verfasser mit vieler Virtuosität großartige Landschaftsbilder aus Norwegen und Dänemark entwirft. Eine ebenfalls lebendige Darstellung ist auch den Romanen **Ludwig Rellstabs** (1799—1860) nachzurühmen, von denen hauptsächlich „1812“ (4 Bde., Lpzg. 1834), eine packende Schilderung des grausigen Rückzuges Napoleons aus Rußland, Glück machte.

Eine abgesonderte Stellung nehmen die aristokratischen Schriftsteller **Ludwig Hermann Fürst von Pückler-Muskau** und **Alexander Freiherr von Ungern-Sternberg** ein; sie tragen den nach Popularität ringenden oben genannten Genossen gegenüber ein gewisses vornehmes Wesen zur Schau, eine gewisse elegante Nonchalance, und geben sich den Anschein, als kümmerten sie sich nicht im geringsten um das sich abmühende armselige Volk da unten; trotzdem stehen auch sie vollständig im Banne des jungen Deutschland, sind auch sie ganz erfüllt von den Ideen desselben; doch tritt das in den Schriften Pücklers noch nicht so klar zu Tage, wie später in den Romanen Sternbergs. Fürst Pückler-Muskau*) ist eine der interessantesten Erscheinungen auf dem deutschen Parnasse des 19. Jahrhunderts, ein Mann von geistvoller Eigenart und außerdem der erste hohe Aristokrat, der seine Schriften drucken und dann durch den Buchhändler aller Welt zum Kaufe anbieten ließ. Bisher hatte es unter dem hohen Adel für unschicklich gegolten, sich litterarisch zu beschäftigen und seine Werke der allgemeinen Beurteilung preiszugeben; Fürst Pückler beseitigte durch sein Vorgehen dieses Vorurteil und hatte auch bald die Genugthuung zu sehen, daß viele seiner Standesgenossen seinem Beispiele folgten. Pückler wurde am 30. Oktober 1785 zu Muskau geboren, studierte die Rechte, beteiligte sich an den Befreiungskriegen, unternahm große Reisen nach England, Frankreich, Algier, Ägypten, Kleinasien und Griechenland und hob durch seine berühmten Parkanlagen um Muskau und Branitz bei Kottbus die Landschaftsgärtnerei auf eine bisher in Deutschland ungeahnte Höhe. Er starb auf Schloß Branitz am 4. Februar 1871. Seine Schriften, mit denen wir es hier nur zu thun haben, bieten hauptsächlich die Schilderungen seiner Reisen; der Verfasser erweist sich dabei aber als ein so scharfer Beobachter, ein so geistreicher Beurteiler von Ländern, Menschen und Zuständen, und als ein so feingebildeter Kunstkritiker, daß seine Bücher sich weit über die gewöhnlichen Reisebeschreibungen erheben. Leider hat er dabei den vornehmen Gesellschaftston nicht abgelegt, jene halb nachlässige, halb gezierte Manier zu sprechen, wie sie in den deutschen Salons

*) Vergl. Ludmilla Assing, Ludwig Hermann, Fürst von Pückler-Muskau. Eine Biographie. Hamb. 1872.

beliebt wird, infolgedessen sein Vortrag nicht selten unschön, ja selbst geschmacklos ist. Das erste Werk, mit dem Pückler hervortrat, waren die „Briefe eines Verstorbenen“ (4 Bde., München und Stuttg. 1830—31), in denen er seine Reiseeindrücke in England, Wales, Irland, Frankreich, Deutschland und Holland schildert, und die auch das Geistvollste und Inhaltreichste sind, was er geschrieben hat. Durch den großen Erfolg ermuntert, ließ er sodann noch „Tutti Frutti aus den Papieren des Verstorbenen“ (5 Bde., Ebd. 1834), „Semilassos vorletzter Weltgang“ (3 Bde., Ebd. 1835), „Aus Mehemed Alis Reiche“ (3 Bde., Ebd. 1844) ꝛc. erscheinen. — Ungern-Sternberg, oder A. v. Sternberg, wie er sich gewöhnlich nannte, entwickelte eine weit größere Fruchtbarkeit als Pückler, besaß auch viel mehr Beweglichkeit des Geistes und eine reichere Fülle von Phantasie und Witz, verschmähte es aber, sich zu einer geläuterten, selbständigen Welt- und Lebensanschauung hindurchzuringen, schwankte von einem politischen Bekenntnisse zum andern hinüber und versank schließlich in Frivolität. Er wurde am 22. April 1806 auf dem Gute Noistfer bei Reval geboren, studierte eine zeitlang in Dorpat die Rechte, lebte sodann viele Jahre, nur schriftstellerisch thätig, in Süddeutschland, später in Berlin und starb am 24. August 1868 auf dem Gute Dannewalde in Mecklenburg-Strelitz. In seinen ersten Romanen, „Die Zerrissenen“ (Stuttg. 1832), „Palmyra, oder: Das Tagebuch eines Papageis“ (Stuttg. 1838), „Kallenfels“ (2 Bde., Berl. 1839), „St. Sylvan“ (2 Bde., Frankf. 1840), „Diana“ (3 Bde., Berl. 1842), offenbart sich sein Erzählertalent am glänzendsten, später wurde er immer oberflächlicher, verlor nach und nach allen sittlichen Ernst und verirrte sich zuletzt in seinen „Braunen Märchen“ (Bremen 1850) selbst bis zum Geschmacke eines Casanova und Crebillon. Bei mehr Charakterfestigkeit und Energie würde er ohne Zweifel einer der bedeutendsten Erzähler der Neuzeit geworden sein, so aber gehört er schon heute zu den Vergessenen.

Ebenfalls abseits steht schließlich auch noch ein Mann, der schon wegen seiner Lebensschicksale eine besondere Stelle beanspruchen dürfte, aber auch der Eigenart seiner Schriften wegen für sich allein genannt zu werden verdient: **Charles Sealsfield**, der geheimnisvolle Weltfahrer, der erste Deutsche, der uns mit sicherer Hand aus der alten Welt hinüberführte in die damals kaum erst halb erschlossene neue, hinüber in die Pracht der mexikanischen Landschaft, „wo die hängende Myrte und der prachtvolle Tulpenbaum mit der dunkeln Mangrove wechseln und auf der schwellenden Anhöhe der Cottonbaum und die Sykomore ihre grünlich silbernen Zweige über einen Wiesengrund des zartesten Grüns ausbreiten, wo der ganze Wald einem ungeheuren Gezelte gleicht, mit dem Jasmin und der wilden Rebe durchwirkt,“ hinüber in die Sklavenhütten des farbenglühenden Louisiana, zu den Wachtfeuern der Prairien und selbst in den Wigwam des roten Mannes. In den dreißiger und vierziger Jahren blickte man in

Deutschland mit einem ganz besonderen Interesse auf Amerika, wo auf dem jungfräulichen Boden der Republik Handel und Verkehr mächtig gedieh, wo abenteuernde Männer in die Nacht des Urwalds tauchten und in einer alles bietenden, üppigen Natur neue Heimstätten gründeten, die dann mit zauberischer Schnelligkeit sich zum Dorfe, zur reichen Stadt erweiterten — während man hier an Donau Elbe und Rhein unter dem schweren Drucke einer kläglichen Polizeiwirtschaft nur kümmerlich zu existieren vermochte. Dennoch kannte man die treibenden Kräfte, die allen diesen Erscheinungen des öffentlichen Lebens in der Union Ziel und Richtung gaben, nur ungenügend, bis plötzlich in rascher Folge die Romane Sealsfields erschienen, „Der Legitime und die Republikaner" (3 Bde., Lpzg. 1833), „Transatlantische Reiseskizzen" (2 Bde., Ebd. 1834), „Der Virey und die Aristokraten" (3 Bde., Ebd. 1835), „Lebensbilder aus beiden Hemisphären" (6 Bde., Zürich 1835—37), „Deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften" (5 Bde., Ebd. 1838—42), „Das Kajütenbuch" (2 Bd., Ebd. 1841), „Sturm-, Land- und Seebilder" (3 Bde., Ebd. 1838) und „Süden und Norden" (3 Bde., Ebd. 1842—43), die nun auf einmal mit frappierender Klarheit ein großartiges Bild von den amerikanischen Zuständen entrollten. Sealsfield hatte bei der Abfassung dieser Romane die Absicht, einen „höheren Volks-Roman" zu schaffen. „Statt daß, wie früher im familiengeschichtlichen Schelmen-Roman," schrieb er an seinen Verleger, „der Held des Romans die Hauptperson war, um den sich die andern Persönlichkeiten im Rahmen herumreihten, ist hier der Held, wenn wir so sagen dürfen, das ganze Volk; sein soziales, sein öffentliches, sein Privatleben, seine materiellen, politischen, religiösen Beziehungen treten an die Stelle der Abenteuer, seine Vergangenheit, seine Zukunft werden als historische Gewänder benutzt, Liebesscenen und Abenteuer nur gelegentlich als Folie, um zu beleben, hervorzuheben, angewandt." Er wollte also den Roman des nordamerikanischen Volkes schreiben, und das ist ihm in hohem Grade gelungen. Es ist erstaunlich, mit welcher Meisterschaft er seinen gewaltigen Stoff beherrscht, und mit welcher Schärfe er selbst unter der dichtesten Hülle das Wesen der Erscheinungen erkennt, wie er jede Lebensfaser frei zu legen versteht, und wie er mit der Kunst des genialen Dichters seine großen Gruppen durch grotesken Humor zu beleben weiß. Die Bücher erregten sofort in ganz Deutschland das größte Aufsehen, alle Welt sprach von den „transatlantischen Reiseskizzen" und dem „Kajütenbuche", alle Welt fragte aber auch, wer denn eigentlich dieser Charles Sealsfield sei. Die Antwort blieb jedoch aus, wenigstens so lange „der große Unbekannte" lebte, man erfuhr nur, daß er in der Schweiz bei Solothurn in einem einsamen Berghause, „Unter den Tannen", zurückgezogen wohne. Erst nach seinem am 26. Mai 1864 daselbst erfolgten Tode lüftete sich der Schleier etwas, und man weiß nun, daß der Dichter ursprünglich

Karl Postl *) hieß, am 3. März 1793 zu Poppnitz in Mähren geboren wurde, das Gymnasium in Znaim absolvierte, auf den Wunsch seiner Mutter sich dem geistlichen Stande widmete, in seinem 21. Jahre als Kreuzherr mit dem Stern in Prag das Gelübde ablegte, dann bald zum Sekretär des Kreuzherrnstiftes emporstieg, aber den klösterlichen Zwang nicht ertragen konnte und daher bei einer Kur in Karlsbad 1823 spurlos verschwand, um wenige Monate später als beherzter Reiter durch die blumige Savannah zu sprengen und das gewaltige Stromgebiet des Mississipi zu durchziehen. Über die weiteren Unternehmungen Sealsfields in Amerika schwebt noch immer viel Dunkel; es ist nur nach und nach bekannt geworden, daß er bald in nähere Beziehungen zu Joseph Bonaparte, dem Exkönig von Spanien, trat, in New-York eine Zeitung desselben redigierte, wiederholt politische Missionen im Interesse der Familie Bonaparte übernahm, sogar mehrere Jahre an der Seite der Königin Hortense, Mutter des nachmaligen Kaisers Napoleon III., in der Eigenschaft eines Sekretärs wirkte, bis er sich 1832 in die Stille eines einsiedlerischen Sonderlingslebens zurückzog und nun rasch zu einem gefeierten Schriftsteller emporstieg. Seine Romane wirkten wie frisches Blut, sie brachten neben der Aufklärung über Land und Leute eine große Fülle neuer Bilder, Farben und Lichter, aber sie sind trotzdem schnell wieder in der Gunst des Publikums gesunken, denn unsere Kenntnis amerikanischer Zustände und Verhältnisse hat sich mittlerweile bedeutend erweitert, und wir bedürfen nicht mehr der Vermittlung des ethnographischen Romans, um uns mit den Menschen und Zuständen der Union bekannt zu machen; zudem haben die politischen Verhältnisse Deutschlands eine derartige Veränderung erfahren, und zugleich sind in Amerika so viele schwere politische und gesellschaftliche Schäden zu Tage getreten, daß jene schwärmerische Sehnsucht nach dem „Lande der Freiheit", wie sie in den dreißiger und vierziger Jahren fast allerwärts in Deutschland anzutreffen war, heutzutage nur noch von wenigen gehegt wird.

Mit den Romanen Sealsfields schließt die Romanlitteratur der dreißiger und vierziger Jahre aber noch immer nicht ab, vielmehr haben wir noch einer weiteren Gruppe derselben näher zu treten, die ebenfalls in eine neue Welt führte: den Dorfgeschichten. Als der eigentliche Schöpfer dieser neuen Novellen-Gattung ist Berthold Auerbach zu betrachten. Zwar hat schon mehrere Jahre vor dem Auftreten Auerbachs **Jeremias Gotthelf** (der schweizerische Pfarrer Albert Bitzius **), 1797—1854), eine Reihe von Dorfgeschichten geschrieben,

*) Vergl. Leo Smoller, Charles Sealsfield. Biographisch-litterarisches Charakterbild. Wien 1875, und Viktor Hamburger, Sealsfield-Postl. Bisher unveröffentlichte Briefe und Mitteilungen zu seiner Biographie. Wien 1879.

**) Vergl. F. Manuel, Albert Bitzius, sein Leben und seine Schriften. Berl. 1857, und Clem. Brockhaus, Jeremias Gotthelf, der Volksschriftsteller. Berl. 1877.

„Der Bauernspiegel, oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf" (Bern 1836), „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" (2 Bde., Bern 1838—39), „Uli der Knecht" (Solothurn 1841), „Uli der Pächter" (Solothurn 1849) u. a., allein er verfaßte diese Erzählungen nicht, um das Publikum auf einen neuen Boden zu führen, es mit bisher unbekannten Seiten unseres Volkslebens vertraut zu machen und bei den allgemeinen Bestrebungen, die Gesellschaft zu reformieren, die Aufmerksamkeit auch auf die bäuerlichen Kreise zu lenken, sondern nur, um den Berner Bauern ins Gewissen zu reden, ihnen die schlimmen Folgen des Müßiggangs, der Trunksucht, des Spiels vor Augen zu führen. Der allgemeinen großen Zeitströmung stand er dabei vollständig fern, ja er verschloß sich ihr sogar und bekämpfte allen Fortschritt seiner Heimat mit leidenschaftlichem Haß. In Deutschland wurde man erst auf seine Erzählungen aufmerksam, nachdem die Auerbachschen Dorfgeschichten sich die allgemeine Gunst erworben hatten, und größere Verbreitung gewannen sie erst, als nach 1848 der reaktionäre Geist zur Herrschaft gelangte. Ihr künstlerischer Wert ist ein sehr geringer: es fehlt ihnen vor allem an Harmonie in der Darstellung, und außerdem leiden sie an einer großen Menge von Geschmacklosigkeiten; dagegen bieten sie eine lange Reihe außerordentlich sprechender Charakterbilder, wie das des Uli, der Vreneli, des alten Joggeli, des Bauern Johannes u. a., und viele Scenen von großer Anschaulichkeit. Es erhellt daraus, daß Bitzius wohl ein großes dichterisches Talent besaß, aber keine künstlerische Bildung, keinen freien Blick, der über die engen Grenzen seines Kantons hinausreichte. Seine Schriften konnten daher auch nicht von tieferem Einflusse sein. Anders verhält es sich bei **Berthold Auerbach**, der sich mit seinen Schwarzwälder Dorfgeschichten an die Gebildeten wendete und diesen nachwies, daß die geistige Bewegung auch bereits die scheinbar stabile Bauernwelt ergriffen habe. Er erschloß damit eine neue Gedankenwelt, die Erzählungen wurden schnell eine Lieblingslektüre von ganz Deutschland, und der Verfasser derselben stieg rasch zu einem berühmten Autor empor. Berthold Auerbach wurde am 28. Februar 1812 zu Nordstetten, einem württembergischen Dorfe am östlichen Abhange des Schwarzwaldes, von jüdischen Eltern geboren und von denselben zum Rabbinen bestimmt. Bald jedoch erkannte er, daß dieser Beruf seinen innersten Neigungen nicht entspreche, und entschied sich infolgedessen für das Studium der Rechtswissenschaft. Nachdem er von 1830 ab noch die oberen Klassen des Gymnasiums zu Stuttgart besucht, bezog er zu diesem Zwecke die Universität Tübingen. Allein auch die Juristerei vermochte ihm keine Befriedigung zu gewähren, vielmehr zogen ihn philosophische und historische Studien an, und außerdem auch noch die Bestrebungen der Burschenschaft, was er aber sehr bald mit einer mehrmonatlichen Haft auf dem Hohenasperge, der bekannten schwäbischen „Demagogenherberge", büßen mußte. Nach überstandener Haft wandte er sich erst nach München,

dann nach Heidelberg, wo er ein aufmerksamer Schüler Schlossers wurde, und verfaßte dort auch seine erste Schrift, die Broschüre „Das Judentum und die neueste Litteratur“ (Stuttg. 1836), in welcher er besonders der Anschuldigung entgegentrat, daß die zeitgenössischen deutsch-jüdischen Schriftsteller eine antinationale Gesinnung beförderten. Seine philosophischen Studien hatten ihn mittlerweile zu dem großen jüdischen Denker Spinoza geführt und zu seinem ersten Romane „Spinoza. Ein Denkerleben“ (2 Bde., Mannh. 1837) angeregt, in welchem er darzulegen versuchte, daß eine günstige geistige Entwickelung des Judentums nur dann herbeigeführt werden würde, wenn dasselbe sich bequeme, die Kulturelemente des germanischen Geistes ganz und voll in sich aufzunehmen. Der Philosoph von Amsterdam paßt jedoch wenig zum Helden eines Romans, die meisten Konflikte, in die er verwickelt wird, kämpft er in seinem Innern durch; es fehlt der Dichtung daher an Handlung, für die alles geistreiche Philosophieren nicht entschädigen kann. Eine weitere Frucht seiner Beschäftigung mit Spinoza war sodann noch die Übersetzung von dessen Werken aus dem Lateinischen ins Deutsche (5 Bde., Stuttg. 1841). Ebenfalls wenig glücklich war Auerbach auch bei seinem zweiten Romane „Dichter und Kaufmann“ (2 Bde., Mannh. 1839), in welchem er die Schicksale des unglücklichen jüdischen Epigrammendichters Ephraim Moses Kuh schilderte, und der über einen kleinen Kreis von Stammesgenossen nicht hinausdrang. Fast ganz unbeachtet blieben verschiedene philosophische Novellen und ein für den denkenden Mittelstand bestimmtes Buch „Der gebildete Bürger“ (Karlsr. 1843), in welchem er sich bestrebte, den Handwerker von dem Werte der Bildung zu überzeugen.

Diese wiederholten Mißerfolge belehrten den Dichter eindringlich, daß seine bisherige Art und Weise, sich an dem geistigen Entwicklungsprozesse der Gegenwart zu beteiligen, nicht die richtige gewesen, daß er durch philosophische Auseinandersetzungen niemals eine große Wirkung erzielen werde, daß er vielmehr direkt unter das Volk treten, unmittelbar an die Erscheinungen des Lebens anknüpfen müsse. Die gesellschaftlichen Verhältnisse der Gebildeten waren aber bereits bis zum Überdrusse behandelt worden, sein Blick fiel daher auf die Bauernwelt, und dort bot sich ihm sofort ein weites Land dar, das noch kein Schriftsteller ausgebeutet hatte. Dort in den stillen Dörfern lebte noch ein großes Volk, das bei allen bisherigen sozialen Bestrebungen nur erst ganz oberflächlich in Rechnung gezogen worden war, und doch mußte der Bauer jedem, der sich mit der Entwicklung unseres Staatslebens beschäftigte, nicht minder wichtig sein, als der Bürger. Auerbach machte es sich daher jetzt zur Aufgabe, zunächst allen in Städten und Schlössern zu zeigen, welch' großer nationaler Fond noch in dem deutschen Bauernstande ungemünzt verborgen liege, er suchte aber auch ferner darzulegen, daß die Abgeschlossenheit der Dorfwelt nicht mehr allzulange dauern werde, daß auch in die Höfe der Bauern bereits der moderne

Berthold Auerbach.

Geist gedrungen sei, und daß es nun darauf ankomme, die in das nationale Leben neu eintretenden Massen richtig zu leiten. In dieser Hinsicht seien schon manche Fehler begangen worden; man habe schlichte Naturkinder unbarmherzig plötzlich hinauf in die Regionen der Zivilisation gerissen, wo sie traurig verkümmert seien; kurzsichtige, von unseligen Nivellierungsbestrebungen ergriffene Beamte haben mit der Miene hochmütiger Bevormundung alte liebwerte Sitten und Gebräuche zerstört; deshalb herrsche bereits in allen bäuerlichen Kreisen eine gewisse Bitterkeit gegen die unverständigen städtischen Kulturträger, bei nicht wenigen sogar ein hartnäckiger Trotz, der sich den Kulturbestrebungen schroff gegenüberstelle. Man gehe eben falsch zu Werke, man müsse sich nicht zuerst an die Alten wenden, die ihre liebgewordenen Verhältnisse nur ungern aufgeben, selbst wenn sie von der Zweckmäßigkeit der neuen Einrichtungen überzeugt seien, man müsse zuerst zu den Jungen herantreten, zunächst diese allmählich gewinnen, und das könne man verhältnismäßig leicht durch eine Neuorganisation der Volksschulen. Denn in der Volksschule liege der Lebensnerv der Zukunft verborgen; nur aus ihr allein könne ein verständiges, kluges Volk der künftigen Dezennien erwachsen. Die Erzählungen Auerbachs haben daher sämtlich einen didaktischen Zweck; aber die Absicht, zu belehren, tritt nur selten störend in den Vordergrund; mit der warmen, herzlichen Sprache des Dichters legt er das Mangelhafte dar, deckt er das Verwerfliche auf, und die Lehre ergiebt sich dem denkenden Leser dann von selbst. So schildert er in der Novelle „Die Frau Professorin" in ergreifender Weise das tragische Geschick eines gemütvollen Landmädchens, das einem Maler als Gattin in die Stadt folgt, aber dort in den überbildeten Gesellschaftskreisen, in denen es sich nicht zu bewegen versteht, bald tief unglücklich wird und sich vor gänzlicher Verzweiflung nur durch die Rückkehr in ihr heimatliches Thal zu retten vermag, in der Erzählung „Befehlerles" die Konflikte, welche aus dem kurzsichtigen Streben der Büreaukratie erwachsen, den Gemeinden alle kleinen Rechte zu nehmen, ihnen jede Selbständigkeit zu entziehen, im speziellen Falle den jungen Burschen das Maibaumsetzen und den Männern das übliche Tragen kleiner Handäxte zu verbieten. Doch der Dichter zeigt uns nicht nur die guten Seiten des Bauerncharakters, sondern auch die schlimmen, die bei den sozialen Bestrebungen nicht minder berücksichtigt werden müssen, den Geldhochmut, den Geiz, den tückischen Starrsinn ꝛc. Eine der vollendetsten Erzählungen in dieser Hinsicht ist die Geschichte vom Diethelm von Buchenberg, in welcher meisterhaft, mit staunenswerter Kenntnis des menschlichen Herzens, dargelegt wird, wie unbeschränkt der Hochmut und die Selbstsucht die reichen Hofbauern beherrscht und dieselben unter Umständen selbst zu Mord und Brandstiftung treibt. In dem vielgerühmten „Barfüßele" hat der Dichter mehr dem Zeitgeschmacke der fünfziger Jahre gehuldigt und ist daher hinter der kräftigen Charakterzeichnung in den früheren Novellen zurückgeblieben. Zum Schau-

platze seiner Erzählungen wählte Auerbach seine Heimat, den schwäbischen Schwarzwald, und hat uns dieses freundliche Stück deutschen Landes mit großer Treue und die Sitten und Bräuche der Schwarzwälder Bauern, sowohl bei ihrem häuslichen Leben, bei ihrem Walten in Hof und Flur, als auch bei ihrem geselligen Verkehr, in ihren traulichen Spinnstuben, bei ihren lauten Kirchweihfesten, überaus anschaulich geschildert. Die Schwarzwälder Dorfgeschichten erschienen zuerst in 4 Bänden zu Mannheim und Leipzig 1843—1854, in 10. Auflage zu Stuttgart 1868, in einer Volksausgabe in 8 Bänden ebenda 1871.

Neben den Dorfgeschichten gab Auerbach von 1845 bis 1848 auch den Volkskalender „Der Gevattersmann" heraus, in welchem er dieselbe Tendenz, wie in jenen Erzählungen, verfolgte, und dessen kurze, in kräftigem Volkstone geschriebene Geschichten und Humoresken er sodann im „Schatzkästlein des Gevattersmann" (Stuttg. 1856) noch einmal sammelte. Von 1858 ab ließ er eine Reihe von Jahren hindurch den „Deutschen Volkskalender" erscheinen, für den er ebenfalls eine große Anzahl von kleinen Novellen beisteuerte, die er später noch einmal unter dem Titel „Zur guten Stunde" (Stuttg. 1871—72) darbot. Auch entwickelte er in dem Buche „Schrift und Volk, Grundzüge der Volkstümlichen Litteratur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebels" (Lpzg. 1846) seine Ansichten über das Wesen der Volksschriftstellerei und versuchte sich sogar im Volksschauspiel mit den Dramen „Andre Hofer" (Lpzg. 1850) und „Der Wahrspruch" (Lpzg. 1859), ohne jedoch Begabung für die dramatische Form zu bekunden, bis er in der Mitte der sechziger Jahre mit „Auf der Höhe" (3 Bde., Stuttg. 1865) und „Das Landhaus am Rhein" (5 Bde., Stuttg. 1869) sich dem großen sozialen Romane zuwandte und rasch neue glänzende Erfolge errang.

In dem ersteren Werke, in „Auf der Höhe", führt Auerbach aus, das meiste Elend komme daher, daß die Menschen, welche Verstand, Bildung und etwas Talent besitzen, sich für höher geartet halten und sich das Recht zuerkennen, über die gewohnten Schranken und den geschlossenen Pflichtkreis hinauszugehen. Und da hier hauptsächlich der Pflichtkreis der Ehe in Betracht gezogen ist, so handelt es sich, wie Fr. Kreyßig in seinen „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart" (Berl. 1871, S. 246) sehr treffend sagt, für den Dichter darum, die Majestät des Sittengesetzes mit der unbedingtesten Freiheit des Gedankens vereinbar zu zeigen, und auch noch in einer Weltauffassung, die selbst auf die Tröstungen des Bewußtseins von einem persönlichen Gotte verzichtet, jene Garantien des Rechts und der Sitte nachzuweisen, welche die positive, historische Autoritäts-Religion als ihren ausschließlichen Besitz zu betrachten gewohnt ist. Auerbach gelangt dabei schließlich zu dem Satze: „Freie Einigung mit der Naturnotwendigkeit, unter deren Macht wir gestellt sind", den er dem philosophischen Leibarzte Dr. Günther in den Mund legt. „So

elangen wir zur Freiheit vom Gesetz, so zu jener Liebe, die nichts für sich erlangt, als das Bewußtsein ihrer Einheit mit dem Ganzen, in der allein Friede, Versöhnung, Ruhe zu finden ist. Dann wird auch die richtige Auffassung der Menschen gelingen, welche nicht mehr im Sinne des rohen Naturtriebes fragt: Was sind sie *für uns*? (die Urquelle aller Mißverständnisse und des Hasses), sondern: Was sind sie *für sich*?" Der größte Teil der Handlung spielt sich an einem süddeutschen Königshofe ab, wo Walpurga, die Amme der Königin, eine hübsche junge Bäuerin aus dem Gebirge, die allen Verführungen des Hoflebens tapfer widersteht, den leichtfertigen höchsten Gesellschaftskreisen, besonders der geistreichen Gräfin Irma, die aber schließlich den Versuchungen des jungen Königs unterliegt, sehr wirksam gegenübergestellt ist. Der epische Faden ist nicht besonders kunstreich geschürzt, auch finden sich manche Weitläufigkeiten, wie die langen Auseinandersetzungen der Amme über Kleinkinderpflege, dennoch weiß der Verfasser stets in hohem Grade zu fesseln und anzuregen und besonders den Läuterungsprozeß, der sich in Irma und auch an dem Könige vollzieht, mit tiefer Seelenkenntnis zu schildern. Bei denkenden Lesern wird er dadurch einen bleibenden Eindruck hervorrufen und die Grundansichten über die beregten ethischen Fragen vielfach klären und befestigen.

Weniger glücklich, sowohl in Anlage, wie in Darstellung, ist „Das Landhaus am Rhein". Auerbach vertritt darin den Satz, daß auf die Dauer die Welt nicht, wie's wohl bisweilen den Anschein habe, dem Stärkeren, sondern dem moralisch Tüchtigeren gehöre. Allein es ist dem Dichter nicht gelungen, seinen Personen wirkliches Blut einzuflößen, selbst die Hauptperson, der von Amerika nach Deutschland gekommene reiche Sklavenhändler, hat etwas Schattenhaftes, zudem wird der Fluß der Handlung fortwährend durch lange philosophische Erörterungen und Betrachtungen unterbrochen, die, so geistreich sie auch an und für sich sind, doch hier nur stören können.

Der Krieg von 1870/71 und die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches veranlaßte den Dichter zu dem Romane „Waldfried" (3 Bde., Stuttg. 1874), in welchem er in den Schicksalen einer warmpatriotischen süddeutschen Försterfamilie die politische Entwickelung Deutschlands von 1848 an bis zu den Tagen von Sedan und Paris sich spiegeln läßt. Es spricht eine tief-innige Herzensfreude über die großen Erfolge und die endliche Erfüllung des heißesten Wunsches unserer Nation aus diesem Buche, und die Lektüre desselben wird allen, die an dem Wohl und Wehe unseres Vaterlandes Anteil nehmen, wenn sie auch nicht durch eine spannende Handlung gefesselt oder durch neue Gesichtspunkte überrascht werden, jedenfalls doch eine wohlthuende Erquickung gewähren.

In der letzten Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit ist Auerbach, nachdem er noch drei kleine Novellen unter dem Titel „Drei einzige Töchter" (Stuttg. 1875), und „Tausend Gedanken des Kollaborators" (Berl. 1875),

geistreiche Aphorismen über alle Fragen der Zeit, herausgegeben, wieder in seine Heimat, den Schwarzwald, zurückgekehrt und hat drei Bände neue Dorfgeschichten „Nach dreißig Jahren“ (Stuttg. 1876) geschrieben, in denen er direkt an die Schicksale verschiedener seiner Helden und Heldinnen von ehedem anknüpfte, sowie drei Erzählungen ohne jede Anlehnung an frühere Figuren, „Landolin von Reutershöfen“ (Berl. 1878), „Der Forstmeister“ (2 Bde., Berl. 1879) und „Brigitta“ (Stuttg. 1881). Das erstere Werk enthält die Erzählungen „Das Dorf an der Eisenbahn“, in der über die weiteren Schicksale des Lorle und des Malers Reinhard berichtet wird, der schließlich noch ein tragisches Ende nimmt, „Das Nest an der Bahn“, in welcher wir weitere Mitteilungen über das Ergehen der beiden „Sträflinge“ erhalten, und „Der Tolpatsch aus Amerika“, die uns berichtet, daß dem alten seiner Zeit nach der neuen Welt ausgewanderten Tolpatsch dort das Glück sehr günstig gewesen, so daß er jetzt sogar seinen Sohn nach Deutschland senden konnte, damit er sich hier eine brave Frau suche, wobei diesem nun allerdings das Unglück passiert, daß er just das Mädchen wählt, das dem Alten drüben von allen in Deutschland am wenigsten paßt, nämlich die Tochter vom Marannele, der ungetreuen Jugendgeliebten des alten Tolpatsch. Der Hauptzweck bei diesen neuen Geschichten war Auerbach jedoch keineswegs, auch noch die weiteren Schicksale seiner Lieblingspersonen zu erzählen, sondern es lag ihm bei denselben vielmehr daran, nachzuweisen, daß die Riesenfortschritte, welche in den letzten dreißig Jahren sowohl auf dem Gebiete des Verkehrswesens, wie auf dem der Gesetzgebung und dem der Politik gemacht wurden, auch die Bauernwelt in ihrer Entwickelung gewaltig förderten. „Eisenbahnen und Freizügigkeit haben Grundformen des wirtschaftlichen und sozialen Dorflebens umgestaltet,“ ruft er in der Vorrede aus. „Das deutsche Reich ist erstanden! Es ist keine Hütte so abgeschieden, in der nicht das Lied vom Vaterlande erklingt. Im Kampf um Freiheit und Reinheit des humanen Gedankens bildet sich nun die allgemeine geistige Wehrpflicht.“ Und dieses Sichhineinfinden der Bauernwelt in diese allgemeine geistige Wehrpflicht, dieses Sichhineinfinden derselben in die neuen Formen ist es recht eigentlich, was uns der Verfasser in diesen neuen Dorfgeschichten zeigen wollte. Es ist ihm in erfreulicher Weise gelungen. „Landolin von Reutershöfen“, „Der Forstmeister“ und „Brigitta“ sind nur schlichte und auch etwas breit vorgetragene Erzählungen, in denen sich der Verfasser, ohne eine weitere Perspektive zu eröffnen, bloß auf die seelischen Kämpfe seiner Personen beschränkt. In seinen letzten Jahren beschäftigte sich Auerbach mit der Abfassung seiner Lebensgeschichte, doch war es ihm nicht vergönnt, das Werk zum Abschluß zu bringen; er erkrankte im Sommer 1881 zu Cannstatt an einer Lungenentzündung und starb am 8. Februar 1882 zu Cannes in Südfrankreich, wo er vergebens Genesung gesucht hatte. Seinen Wohnsitz hat der Dichter oft gewechselt; seit 1845 lebt

: hauptsächlich in Norddeutschland, in Weimar, Leipzig, Dresden, Breslau nd zuletzt in Berlin. Auerbachs „Gesammelte Schriften" erschienen zuerst in 0 Bänden zu Stuttgart 1857—58, in 2. Auflage in 22 Bänden ebenda 863—64, seine „Sämtlichen Romane", Volksausgabe in 12 Bänden, ebenda 871—72. Eine Sammlung von Briefen Auerbachs an dessen Freund und etter Jakob Auerbach in Frankfurt gab dieser in Gemeinschaft mit Friedrich pielhagen 1884 in 2 Bänden zu Frankfurt heraus. Die Briefe umfassen e Zeit von 1830—1882 und sind nicht nur ein biographisches Denkmal für n Dichter, sondern auch ein wertvoller Beitrag zur zeitgenössischen Litteraturschichte.

Dem Beispiele Auerbachs folgte schon sehr bald eine große Menge von gabten und unbegabten Schriftstellern in allen Teilen Deutschlands, so daß n in kurzer Zeit eine umfangreiche Dorfgeschichtenlitteratur entstand. Die eisten Nachfolger erreichten freilich den Meister weder in der Frische des Tons, ch in der Schärfe der Charakterzeichnung, boten aber dennoch viel Schätzenswertes und trugen durch ihre Schilderungen des Denkens und Empfindens, der itten und Gebräuche in den verschiedenen deutschen Landen erheblich zur Bereicherung der deutschen Volkskunde bei. In den Böhmerwald führte **Joseph** ank (geb. 10. Juni 1816) mit den Geschichten „Aus dem Böhmerwalde" pzg. 1842), den „Neuen Geschichten aus dem Böhmerwalde" (Wien 1847), r vortrefflichen Erzählung „Ein Dorfbrutus" (2 Bde., Glogau 1860), dem omane „Der Seelenverkäufer" (Stuttg. 1876) u. a., nach dem westlichen Bayern r auch als Dramatiker bekannte **Melchior Meyr** (1810—1871), mit den usterhaft geschriebenen, doch nicht selten der tieferen Leidenschaft entbehrenden Erzählungen aus dem Ries" (Berl. 1856), den „Neuen Erzählungen aus dem ies" (Berl. 1859), den „Erzählungen aus dem Ries. Neue Folge" (Hamb. 370) u. a., nach Oberbayern der gemütvolle **Hermann von Schmid** (1815 s 1880) mit dem „Schwalberl" (München 1861), „Almenrausch und Edelweiß" (Berl. 1864), den „Bayrischen Geschichten" (2 Bde., Berl. 1864) u. a. d der frische **Maximilian Schmidt** (geb. 1832), welcher in den Erzählungen Der Schutzgeist von Oberammergau" (München 1880), „Der Leonhardsritt" Berl. 1882), „Die Miesenbacher" (Stuttg. 1882) u. a. außerordentlich lebensahre Charakterzeichnungen und sehr anschauliche und treue Landschaftsbilder etet, nach Tirol **Joseph Lentner** (1814—1852) mit den eigenartigen „Geichten aus den Bergen" (Magdeb. 1851, 2. Aufl. unter dem Titel „Geichten aus Tirol und Oberbayern", ebenda o. J.) und der originelle **Ludwig** teub (geb. 1812), in dessen „Gesammelten Novellen" (Stuttg. 1881), benders in der „ziemlich wahren" Geschichte „Die Rose von Sewi" und in r Novelle „Die Trompete in Es" die geselligen und sittlichen Zustände im ochgebirge mit köstlichem, manchmal auch etwas prickelndem, aber immer durch

und durch gesundem Humor geschildert werden, nach Salzburg der auch als anmutiger Lyriker und Verfasser von lebensvollen Zeitromanen zu nennende **August Silberstein** (geb. 1827) mit den „Dorfschwalben aus Österreich" (2 Bde., München 1862—63) und den „Deutschen Hochlandsgeschichten" (2 Bde., Stuttg. 1875), nach Steiermark der warmherzige **Petri Kettenfeier Rosegger** (geb. 1843), ein Dichter von großer Frische und Ursprünglichkeit, der in seinen „Geschichten aus Steiermark" (Pest 1871), den „Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt" (Ebd. 1872), den „Schriften des Waldschulmeisters" (Pest 1875), dem reizvollen Stück Selbstbiographie „Aus meinem Handwerkerleben" (Lpzg. 1880) u. a. durch die schlichte und scharfe Charakteristik des stillen Gebirgsvolkes seiner Heimat und durch den sympathischen Ton seines Vortrags besonders in der kleineren Erzählung oft wahre Kabinettsstücke geschaffen hat, nach dem Bregenzer Wald Franz Michael Felder, nach der Schweiz Arthur Bitter (Pseud. f. Samuel Haberstich) und Jakob Frey, nach dem Elsaß Alexander Weill, nach dem Rheine der durch seinen Volkskalender „Die Spinnstube" in den weitesten Kreisen bekannt gewordene W. O. v. Horn (Pseud. f. Wilhelm Örtel, 1798—1867), nach Hessen O. Glaubrecht (Pseud. f. Rudolf Ludwig Öser), nach Oberfranken der leider zu früh verstorbene Heinrich Schaumberger, nach dem Erzgebirge Karl August Wildenhahn, nach Thüringen Heinrich Schwert, nach Westfalen die feinsinnige Luise Esche, nach Niedersachsen Georg Schirges, nach dem Harz Heinrich Pröhle, nach Norddeutschland K. Ernst und eine Reihe von plattdeutschen Dichtern, denen wir erst später näher treten werden.

Zu den Dorfgeschichtenerzählern stellen wir schließlich auch noch einen Dichter der mit seinen Natur- und Landschaftsschilderungen einen gewissen Gegensatz zu den Kultur- und Sittengemälden eines Auerbach, Rank und Rosegger bildet **Adalbert Stifter.***) Stifter begründete seinen Ruf mit den „Studien" (6 Bde. Pest 1844—50), und den „Bunten Steinen" (2 Bde., Pest 1853), in denen er vorzugsweise Bilder aus Feld und Wald seiner Heimat, dem südlichen Böhmen bot, die überaus sauber und außerordentlich naturgetreu gemalt sind. Jede Kiesel, jedes bunte Tüpfelchen auf dem Moose ist beachtet und bis ins kleinst ausgeführt, und über dem Ganzen liegt stets ein reizvoller, warmer poetische Duft gebreitet. Dennoch erreicht der Verfasser bei aller Kunst der Darstellun das Höchste nicht, denn er vermeidet es, seine Bilder zu vertiefen; kein Lau von all den großen Zeitfragen der vierziger Jahre dringt in die stillen Thäle des Dichters; kein einziger von all' den kühnen Pionieren jener Tage setzt ein mal den Fuß über die blauen Waldberge; nur höchstens ein nach Ruhe Ver

*) Vergl. Emil Kuh, Adalbert Stifter. Wien 1868, und Markus, Adalbert Stifte Wien 1877.

langender, der auf die Mitarbeit an der großen Aufgabe des Menschengeschlechtes bereits wieder verzichtet hat, kommt bisweilen die einsamen Pfade dahergeschritten. Es fehlt also diesen Dichtungen die Seele, die warmblütige Leidenschaft, ohne die kein echtes Kunstwerk möglich ist; es äußert sich in ihnen nur die behagliche Freude an dem bunten Äußern der Natur; der Dichter führt die feine Naturmalerei bloß um ihrer selbst willen aus. Nur einige wenigemale, etwa im „Hochwald", in „Abdias" und im „Bergkristall", geht er auf kurze Zeit über seine engen Grenzen hinaus. Der Grund aber, weshalb er bei der großen Mehrzahl seiner Schöpfungen sich immer nur auf die Beschreibungen der äußeren Natur beschränkt und nur in den seltensten Fällen seine Naturschilderungen zu einem notwendigen Teile der Handlung emporhebt, ist in dem egoistischen Charakterzuge zu suchen, sich im behaglichen Naturgenusse durch keine Aufregung stören, sich weder durch die politische, noch durch die religiöse Bewegung seiner Zeit den individuellen Frieden trüben zu lassen. „Wer Stifters Erzählungen sorgfältig prüft," sagt daher auch Kuh, „das heißt hier nicht kritisch, sondern indem er sie durch- und nachempfindet, der wird sich sagen, daß die Angst, vom Rätsel des Lebens umstrickt zu werden, frühzeitig unseres Dichters sich bemächtigt, und daß dieser zugleich den Weg der Rettung rasch, man möchte meinen, zu rasch gefunden haben muß. Dieser Weg führte nicht durch die Kämpfe des Herzens, durch die Widersprüche des innern Menschen, nein, er leitete in die vom Bewußtsein nicht gepeinigte Natur, auf die nach unserer Vorstellung unwandelbare, doch deshalb nicht minder unverständliche Bühne, wo das Schauspiel der Jahreszeiten mit Gewitter und Wintersturm, Sommerwolken und Waldesrauschen für die Kreatur aufgeführt wird. Sieht man nur obenhin, so mag man sich einbilden, der Dichter, der bald unter den Birken sitzt, bald zwischen den Tannen schreitet, der heute die summende Wiese beobachtet, morgen vor dem Gletscher sinnend steht, sei seinem Hange zur Naturschwärmerei gefolgt, habe seiner Lieblingsneigung nachgegeben, wozu Stifter schon durch Jugendeindrücke gelenkt worden sei. Sieht man aber ernsthafter hin, flicht man die in seinen Produktionen verstreuten Bemerkungen, Seufzer und Herzenslaute zu einem Selbstbekenntnisse zusammen, so erfährt man vielleicht, daß es eine Flucht gewesen, die ihn in die Felder und Wälder getrieben hat, und daß es ein seelisches Bedürfnis ist, was die Uneingeweihten für die Nötigung eines Malertalentes halten." Und weiter: „Wie es Dichter gab, die sich, von Zweifeln gefoltert, endlich in den Glauben versenkten, um bei dem ein für allemal Fertigen, Unverrückbaren den eigenen Widerspruch los zu werden, so versenkte sich Stifter in die Natur, welche ihm die innere Qual oder Beängstigung mildern, ausgleichen, beseitigen sollte. Und da Stifter an dem Anblick der in der Natur still und unveränderlich waltenden Gesetze sich wirklich beruhigt und den Unfrieden, der dieser Beruhigung vorausgegangen sein muß,

Gewerbeschule Bibliothek

auch nicht als leiseste Schwingung in die Produktion übergehen läßt, so haben seine Bilder, wenigstens die trefflichsten darunter, das Abgeschlossene vollendeter Künstlerwerke, aber doch auch das Beengende einer willkürlichen Umfriedigung, die nicht erlöst, sondern absperrt." Sie sind also keine genialen Schöpfungen und auch nur insofern Zeugnisse ihrer Zeit, als sie darthun, daß es selbst in der allgemeinen Bewegung der vierziger Jahre in Deutschland noch einen Berufenen geben konnte, der es ausschlug, an der Arbeit des Jahrhunderts teilzunehmen. Das Publikum Stifters ist naturgemäß immer nur ein sehr kleines gewesen, dagegen hat es sich stets wieder neu ergänzt, weil auch noch bei allen weiteren Phasen unserer Entwickelung ein kleiner Bruchteil der Gebildeten sich dem nationalen Leben verschloß und dann zu Dichtungen wie den Stifterschen griff. Das Leben Stifters verlief sehr einfach, er wurde am 23. Oktober 1805 zu Oberplan geboren, besuchte die lateinische Schule der Benediktinerabtei Kremsmünster, studierte in Wien Geschichte, Philosophie und Naturwissenschaften, bekleidete sodann eine Reihe von Jahren in Linz das Amt eines Schulrates und Volksschulinspektors für Oberösterreich und starb daselbst am 28. Januar 1868. Außer den „Studien" und den „Bunte Steine" schrieb er noch die Erzählung „Der Nachsommer" (3 Bde., Pest 1857) und den historischen Roman „Witiko" (3 Bde., Pest 1865—67), in denen aber vor der breiten behaglichen Schilderung der Faden einer Handlung kaum noch zu erkennen ist. Neuerdings erschienen auch „Stifters Werke" ohne Angabe des Jahres in 17 Bänden zu Pest.

Von den großen Zeitfragen, welche mit dem Anfange der dreißiger Jahre unter der Fahne des jungen Deutschland aufzutauchen begannen, wurden aber nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen lebhaft ergriffen, denn einer der Punkte des Programms, nach dem die Gutzkow, Laube, Mundt die Gesellschaft umzugestalten gedachten, lautete ja bekanntlich: „Emanzipation des weiblichen Geschlechts von den drückenden Fesseln des Mittelalters!" In Nord und Süd standen daher emanzipationslustige Frauen auf, um den jungen Reformatoren laut zuzustimmen und an dem Kampfe um ihre Befreiung tapfer mit teilzunehmen. Daß sie ein Recht hatten, mit ihrer bisherigen sozialen Lage unzufrieden zu sein, werden heute nur noch wenige bestreiten; bei allen Fortschritten, die in Handel und Verkehr, Wissenschaft und Kunst gemacht worden, waren die Frauen völlig unberücksichtigt geblieben; nirgends hatte man auch nur einmal einen Versuch gemacht, dem Weibe einen erhöhten Lebensinhalt zu verschaffen, es aus dem „Nichts zu befreien", bis endlich das junge Deutschland dahergestürmt kam und an den veralteten Schranken zu rütteln begann. Der jugendliche Eifer, mit dem die neuen Weltverbesserer diese Frage behandelten, war der harmonischen Lösung derselben aber keineswegs günstig; eben so wenig vorteilhaft war die Stellung, welche die Frauen selbst zu derselben einnahmen: hier wie dort ging man gleich bei der ersten Aufstellung der For-

derungen weit über die Schranken dessen hinaus, was vorläufig von Staat und Gesellschaft gewährt werden konnte. Während man zunächst nur das Recht auf höhere Ausbildung hätte geltend machen sollen, kam man gleich um Zulassung zu den gelehrten Anstalten, um Gründung von Frauen-Universitäten, um politische Gleichstellung mit den Männern, um das Recht, ebenfalls an der Leitung des Staates teilnehmen zu können, und selbst um Sprengung der Fesseln der Ehe ein. Solche maßlosen Wünsche konnten aber in der Mehrzahl des Volkes und auch bei allen ruhiger denkenden Frauen nur Mißbilligung erfahren, und die Folge davon war, daß alle Emanzipationsbestrebungen, die berechtigten, wie die unberechtigten, sofort einer sehr starken Opposition begegneten, ja daß die emanzipationslustigen Frauen der Unbescheidenheit und Unweiblichkeit geziehen und selbst dem Spotte preisgegeben wurden. Dadurch wurde der Lösung dieser wichtigen Frage ein schwerer Hemmschuh angelegt, welcher dermaßen hinderte, daß selbst nach nunmehr fünfzig Jahren, und nachdem Männer wie Stuart Mill, John Bright, Fawcett, Adolf Douai, Holtzendorff u. a. für dieselbe eingetreten sind, doch nur erst wenig erreicht worden ist. Den verhältnismäßig besten Erfolg hatten noch diejenigen Bestrebungen, welche auf die Linderung der materiellen Not der Frauen gerichtet waren; es wurden nach und nach Frauenarbeitsschulen ins Leben gerufen, junge Mädchen in kaufmännische Geschäfte, Buchdruckereien 2c. aufgenommen, wo viele ein sicheres Brot fanden. Die Versuche, der idealen Not der Frauen abzuhelfen, das Weib aus seiner geistigen Beschränkung zu befreien, sind dagegen bis jetzt fast alle fehlgeschlagen und zwar hauptsächlich deshalb, weil von den Gegnern der Emanzipationsbestrebungen aufs nachdrücklichste geltend gemacht wurde, daß gelehrte Studien und dann die entsprechenden Berufsarten den Frauen das sorgsam zu hütende „Weibliche" nehmen würden, und weil ferner die Freunde der Emanzipationsideen sich noch nicht über die Art und Weise einigen konnten, auf welche die höhere Geisteskultur der Frauenwelt zu ermöglichen sei. Die Schriften der Verfechterinnen der Frauenemanzipation suchen daher zunächst zu beweisen, daß die Frauen ein volles Anrecht auf eine höhere Geistesbildung und auf einen größeren Wirkungskreis, als nur auf den so eng begrenzten der Gattin und Mutter, besitzen, und auch wirklich imstande sein werden, den neuen Anforderungen und Pflichten zu genügen. Die Mittel und Wege, das ersehnte Ziel zu erreichen, werden dabei verhältnismäßig nur selten erwogen.

Am besonnensten und nachdrücklichsten ist **Fanny Lewald** für die Verwirklichung der Emanzipationsideen eingetreten; sie ist eine Schriftstellerin von hohem sittlichen Ernst, von scharfem, klarem Verstande und zudem eine Frau, die bei aller Begeisterung für die Rechte ihres Geschlechts doch über dem Einzelnen auch nie das Allgemeine vergißt, neben den Zielen der Frauenemanzipation auch stets die höchsten Strebepunkte der gesamten deutschen Kultur im

Auge behält. Darum ist Fanny Lewald auch eine echte patriotische deutsche Dichterin, die ebensowohl rastlos für die praktische Entwickelung der weiblichen Erziehung und Thätigkeit, wie für die Erstarkung einer edeln deutschen Gesinnung und Gesittung überhaupt zu wirken sucht; nur aus der Totalwirkung aller humanitären Bestrebungen, betont sie wiederholt, könne sich erst eine schöne Blüte unseres Gesamtvaterlandes entwickeln. Leider gebricht es der Dichterin an Phantasie; sie weiß wohl scharf zu zeichnen, klar darzulegen und zu überzeugen, aber nur selten zu erwärmen und zu begeistern. Sie wurde in der Stadt Kants, zu Königsberg in Preußen, am 24. März 1811 als die Tochter eines gebildeten jüdischen Kaufmanns geboren, erhielt eine sehr sorgfältige und freisinnige Erziehung und trat in ihrem siebzehnten Lebensjahre mit Erlaubnis ihres Vaters zum Christentume über, um einen Kandidaten der Theologie heiraten zu können. Schon sehr bald aber bereute sie den Glaubenswechsel, da sie sich verschiedenen Lehrpunkten der christlichen Kirche, besonders dem Dogma von der Dreieinigkeit, nicht zu unterwerfen vermochte, und entsagte infolgedessen auch dem Geliebten, obgleich sie ihm leidenschaftlich zugethan war. Einige Jahre später unternahm sie mit ihrem Vater mehrere Reisen nach Berlin, an den Rhein, wo sie Börne, und nach Breslau, wo sie Hoffmann von Fallersleben, Stenzel, den mit ihr verwandten Patrioten Heinrich Simon und andere kennen lernte und sich einen reichen Schatz von Menschenkenntnis, sowie ein sicheres Urteil über die Bestrebungen der Zeit erwarb. Bei ihrer Rückkehr nach Königsberg wurde ihr ein nach der Ansicht ihrer Eltern sehr „vorteilhafter" Heiratsantrag gemacht, den sie jedoch ausschlug, weil sie sich, wie sie in ihrer „Lebensgeschichte" selbst sagt, nicht verkaufen wollte. Da sie jedoch von dem lebhaften Wunsche beseelt war, sich nützlich zu machen, zu wirken und zu schaffen, so beschloß sie, Schriftstellerin zu werden und ihre Kräfte besonders den Gedrückten ihres Geschlechtes zu widmen. „Und so unternahm sie es," wie Kreyßig in seinen „Vorlesungen über den Deutschen Roman der Gegenwart" (Berl. 1871, Seite 274) sagt, „den Mitstrebenden im Kampfe für gesellschaftlichen Fortschritt eine treue Beraterin und Genossin zu sein; die Wortführerin, vom Standpunkte des selbstbewußten, gebildeten Weibes aus, einer Epoche, nicht luxurierenden Genußlebens, sondern mächtiger, in die Tiefen der Gesellschaft dringender Kulturarbeit." Erst nachdem sie bereits Hervorragendes geleistet, ging sie auch im Jahre 1854 noch eine Ehe mit dem Litterarhistoriker Adolf Stahr (1805 bis 1876) ein, den sie in Rom kennen gelernt hatte, und mit dem sie sich nun dauernd in Berlin niederließ. Ihre ersten schriftstellerischen Versuche machte sie mit Märchen, die ihr Onkel August Lewald in seiner „Europa" zum Abdruck brachte, bald aber wandte sie sich dem Romane zu und schuf rasch nach einander „Clementine" (Lpzg. 1842), „Jenny" (2 Bde., Ebd. 1843) und „Eine Lebensfrage" (2 Bde., Ebd. 1845). In dem ersten Werke sucht sie die Emanzi-

pationsbestrebungen auf ein verständiges Maß zurückzuführen; sie warnt vor Ausschweifungen und Überschwenglichkeiten und zeigt an der Heldin Clementine, daß nicht immer einzig und allein die Neigung bei den Eheschließungen der Frau den Ausschlag geben darf, daß auch Verhältnisse eintreten können, in denen sie mehr dem Verstande, der Pflicht, zu gehorchen hat, als dem Herzen, und daß auch aus der Pflichttreue noch das ersehnte Glück erblühen könne. In „Jenny" schildert sie die äußeren und inneren Konflikte, denen die jüdischen Frauen bei ihrem Heraustreten aus den engen Grenzen des Hauses hauptsächlich ausgesetzt sind, und bietet dabei viele anziehende Bilder aus dem jüdischen Familienleben. In dem letzteren Romane beschäftigt sie sich mit dem Thema der Ehescheidung. Nachdem sie so ihr Können erprobt, unternahm sie 1845 zu ihrer weiteren Ausbildung eine Reise nach Italien und versuchte sich sodann mit „Prinz Louis Ferdinand" (3 Bde., Berl. 1849) im großen historischen Romane. Es gelang ihr jedoch nicht, aus dem genialen preußischen Prinzen für ihre Dichtung einen kräftigen, die Handlung beherrschenden Helden zu schaffen; Louis Ferdinand bleibt immer nur ein zwischen allerlei Liebesintriguen hin- und herschwankender geistreicher Nichtsthuer, der sich zu keiner energischen That emporraffen kann. Dagegen enthält das Buch eine Menge ansprechender Kultur- und Sittenbilder, besonders aus dem Berlin zu Anfang unseres Jahrhunderts. In den unruhvollen Zeiten vor und nach der Märzrevolution fand die Dichterin nur Stimmung für kleinere novellistische Arbeiten und touristische Schriften, von denen wir bloß „England und Schottland. Reisetagebuch" (2 Bde., Braunschweig 1852) hervorheben, bis sie nach der Wiederherstellung der Ordnung auch wieder Sammlung für größere Schöpfungen gewann; doch hielt sie sich fortan nur in den Grenzen des Familienromans. Wir nennen: „Wandlungen" (4 Bde., Braunschw. 1853), „Die Kammerjungfer" (2 Bde., Ebd. 1856), „Das Mädchen von Hela" (2 Bde., Berl. 1860), „Von Geschlecht zu Geschlecht" (8 Bde., Berl. 1864), „Die Erlöserin" (3 Bde., Ebd. 1873), „Benedikt" (2 Bde., Ebd. 1874), „Benvenuto" (2 Bde. Ebd. 1875), „Helmar" (Ebd. 1880), „Stella" (3 Bde. Ebd. 1883) und „Im Abendrot" (Dresden 1885). In dieser selben Schaffensperiode gab sie auch die mit vieler Offenheit verfaßte Selbstbiographie „Meine Lebensgeschichte" (6 Bde., Berl. 1861—62) heraus. Der bedeutendste von diesen Romanen ist ohne Zweifel „Von Geschlecht zu Geschlecht", der in die beiden Abteilungen „Der Freiherr" und „Der Emporkömmling" zerfällt und in sicherer Entwickelung zeigt, daß die mehr und mehr sich ausbreitende Kultur zuletzt alle Standesunterschiede und Standesvorurteile vernichten wird. Ebenfalls ein nach jeder Seite hin harmonisch ausgebautes Kunstwerk ist die Erzählung „Benedikt", welche in geistreicher Weise die Liebe eines jungen talentvollen Mönches zu einer schönen koketten Weltdame schildert. Besonders den Gegensatz zwischen Kloster- und Weltleben, sowie die große Macht der katho-

lischen Kirche auf die Ihrigen, hat die Dichterin mit vieler Kenntnis darzulegen verstanden, und auch den tragischen Ausgang, bei dem die Kirche siegt, meisterhaft zu motivieren gewußt. Von den „Gesammelten Werken" Fanny Lewalds erschienen bis jetzt 12 Bände zu Berlin 1870 bis 1874.

Weit einseitiger, als die klare, ernste Fanny Lewald, verfährt die leidenschaftliche Gräfin **Ida Hahn-Hahn** bei ihren Emanzipationsbestrebungen. Der Gesichtspunkt, von dem aus Fanny Lewald die gesellschaftlichen Verhältnisse beurteilt, ist der des Mittelstandes, in welchem sie den Kern des Volkes sieht; Ida Hahn-Hahn dagegen kennt einzig und allein nur die adelige Sphäre, hat nur Interesse für die Kreise der Aristokratie, nur Blick und Teilnahme für die Schicksale von Gräfinnen und Baronessen. Und steigt sie ja einmal zum Volke hinab, so wird sie sofort angeekelt von dem Dunste der niedern Hütten, der Häßlichkeit der harten Arbeit und wendet sich schnell wieder zur vornehmen Ruhe ihres von Eßbouquet und Patchouli durchdufteten Salons zurück. Der Geist des Volkes ist ihr darum auch vollständig fremd, sie weiß nichts von seinem Ringen und Schaffen, seinem Wollen und Können und lebt der Ansicht, daß nur der hohe Adel, der frei ist von den niederen Sorgen des Lebens, wahrhaft innig, großmütig und patriotisch zu empfinden vermöge. „Nur Aristokraten können liberal sein," sagt sie einmal unumwunden in dem Romane „Ulrich", „weil sie unabhängig und nicht von Scheelsucht und Mißgunst verzehrt sind." Bei allen gesellschaftlichen Reformen können daher nach ihrer Ansicht auch nur die Wünsche des Adels, insonderheit die der adeligen Damenwelt, in Frage kommen. Und diese Wünsche richten sich hauptsächlich gegen die Ehe. Die Ehe ist der Gräfin Hahn-Hahn eine im höchsten Grade drückende Fessel, welche den Genuß des Lebens beeinträchtigt und das Weib erniedrigt, und darum zieht sich auch durch alle ihre Romane das Bestreben, die Zertrümmerung dieser Ketten herbeizuführen. Ihre Heldinnen sind infolgedessen sämtlich starksinnliche Egoistinnen, die, um mit der Dichterin eigenen Worten zu reden, nichts suchen, nichts wollen und verlangen, als ihre eigene Befriedigung ohne Rücksicht auf andere. Trotz ihrer vielen sonstigen blendenden Eigenschaften, ihres Witzes, ihrer Schönheit, verletzen sie daher alsbald durch ihre niedere Selbstsucht und erregen schließlich Widerwillen und Abscheu. Ida Hahn-Hahn*) wurde am 22. Juni 1805 zu Tressow in Mecklenburg als die Tochter eines Sonderlings, des Grafen Karl Friedrich Hahn-Hahn, geboren, der von einer seltsamen Theatermanie besessen war, viele Jahre auf seine Kosten eine Schauspielergesellschaft

*) Vergl. Marie Helene, Gräfin Ida Hahn-Hahn. Ein Lebensbild nach der Natur gezeichnet. Lpzg. 1869; Paul Haffner, Gräfin Ida Hahn-Hahn. Eine psychologische Studie. Frankf. 1880; Heinrich Keiter, Ida Gräfin Hahn-Hahn. Ein Lebens- und Litteraturbild. Würzb. 1881. Die beiden letztgenannten Schriften sind vom ausschließlich katholischen Standpunkte aus geschrieben.

unterhielt und mit dieser in ganz Norddeutschland umherzog, um überall, wo es nur anging, Vorstellungen zu geben. Infolgedessen fiel die Erziehung des Kindes der Mutter anheim, die nur auf eine äußerliche Bildung gesehen zu haben scheint; wenigstens ist nur eine solche von ihr erzielt worden. 1826 vermählte sich Ida Hahn-Hahn mit ihrem reichen Vetter, dem Grafen Adolf Hahn-Hahn, ließ sich jedoch bereits 1829 wieder scheiden und führte nun zwei Jahrzehnte hindurch ein ruheloses Wanderleben, in welchem sie Deutschland, Österreich, die Schweiz, Italien, Spanien, Frankreich, Schweden und selbst den Orient durchstreifte und auch alsbald eine umfangreiche litterarische Thätigkeit begann. Ihre ersten Versuche machte sie mit Gedichten („Gedichte". Lpzg. 1835, „Neue Gedichte". Ebd. 1836, „Venetianische Nächte". Ebd. 1836, „Lieder und Gedichte". Berl. 1837), ohne jedoch damit die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, denn alle diese Poesien bewegen sich im gewöhnlichen Geleise; nur einige wenige Lieder, wie „Ach, wenn du wärst mein eigen!", schlagen einen etwas wärmeren Ton an. Anders die Romane, die sie nun folgen ließ, und die ihren Namen alsbald in ganz Deutschland bekannt machten. Hier tritt sie sofort mit genialer Keckheit mitten in die Emanzipationsbewegungen hinein und läßt ihrem Hasse gegen die Ehe rücksichtslos alle Zügel schießen; aber sie ist dabei immer geistreich und weiß außerdem ihren Bildern aus dem Leben der höchsten Kreise die lebhaftesten Farben und die größte Anschaulichkeit zu geben; ja man darf behaupten, daß der Nimbus des Boudoirs, das reizvolle Helldunkel des kleinen Salons, das elegante Treiben des glänzenden Festsaals, die ganze Atmosphäre der „Gesellschaft" niemals wieder mit solcher Meisterschaft geschildert worden ist, wie in den Romanen der Ida Hahn-Hahn. Besonders sind in dieser Hinsicht „Gräfin Faustine" (Berl. 1841), „Ulrich" (2 Bde., Ebd. 1841) und „Clelia Conti" (Ebd. 1846) zu erwähnen. Die Ereignisse von 1848 schreckten die Gräfin jäh aus ihrer exklusiven Haltung auf; sie sah Institutionen fallen, die sie bisher für unerschütterlich gehalten, und Mächte auftauchen, deren Vorhandensein sie nicht einmal geahnt hatte; es wurde ihr daher zu mute, als wanke ihr der Boden unter den Füßen. Unter diesen Umständen wirkten die beredten Predigten des damaligen Propstes in Berlin, nachmaligen Bischofs von Mainz, Freiherrn Wilhelm von Ketteler, über die großen sozialen Fragen der Gegenwart wie mit magischer Kraft auf sie, führten sie in ganz neue Gedankenkreise und schließlich im Jahre 1850 sogar in den Schoß der katholischen Kirche. Aus dem genußsüchtigen Weltkinde wurde eine büßende Magdalena. Ihren früheren Gesellschaftskreisen gegenüber suchte sie diesen Schritt durch die Schrift „Von Babylon nach Jerusalem" (Mainz 1851) zu rechtfertigen. Im Jahre 1852 trat sie sodann zu Angers in das Mutterhaus des Ordens vom guten Hirten, siedelte 1854 aber nach Mainz über, wo sie auf eigene Kosten ein Kloster „vom guten Hirten" erbaute. Doch schloß sie selbst sich dieser Kongregation

in keiner Weise an, sondern nahm wieder ihre litterarische Thätigkeit auf und schrieb abermals bis zu ihrem am 12. Januar 1880 erfolgten Tode Roman auf Roman. Allein es handelt sich in diesen nun nicht mehr darum, die Frauen von der Herrschaft der Männer zu befreien, sondern aus leidenschafterfüllten sündigen Menschen durch den Einfluß der katholischen Kirche fromme, Gott liebende Christen zu machen. Jede Erzählung ist eine Bekehrungsgeschichte, und fast immer sind es Frauen, die die Verfasserin zu Proselyten macht. Infolgedessen nehmen viele lange und unerquickliche Besprechungen dogmatischer Fragen in jedem Buche einen großen Platz ein, doch fehlt es auch nicht an geistreichen Charakteristiken, von denen besonders die der Frau von Derthal in „Doralice" und die des Barons Uglas in den „Erzählungen des Hofrats" hervorzuheben sind, sowie an anziehenden Familienbildern. Über bestimmte katholische Kreise sind die Romane jedoch nicht hinausgedrungen. Wir führen als die gehaltvollsten „Doralice" (2 Bde., Mainz 1861), „Die Geschichte eines armen Fräuleins" (2 Bde., Ebd. 1869), „Die Erzählungen des Hofrats" (2 Bde., Ebd. 1872), „Vergieb uns unsere Schuld" (2 Bde., Ebd. 1874) und „Nirwana" (2 Bde., Ebd. 1876) an.

Eine Stellung zwischen Fanny Lewald und Ida Hahn-Hahn nimmt **Ida von Düringsfeld** ein; sie besitzt etwas von dem Ernste und der Energie der ersteren und zugleich einen Teil von der leidenschaftlichen Begehrlichkeit der letzteren, doch erreicht sie keine der beiden Genossinnen. Sie wurde am 12. November 1815 zu Militsch in Schlesien geboren, erhielt nur eine mangelhafte Erziehung, eignete sich aber später selbst einen reichen Schatz von Kenntnissen an und bildete sich auch durch weite Reisen, die sie in Begleitung ihres Gatten des Freiherrn Otto von Reinsberg, unternahm. Sie starb am 25. Oktober 1876 in Stuttgart auf der Durchreise im Hotel; ihr Gatte wurde von dem plötzlichen harten Schicksalsschlage derart erschüttert, daß er sich am andern Tage selbst den Tod gab. Wie Ida Hahn-Hahn, trat auch Ida von Düringsfeld zuerst mit Gedichten auf, die sie unter dem Namen Thekla 1835 zu Dresden erscheinen ließ; später gab sie noch eine Sammlung lyrischer Poesien unter dem Titel „Für Dich" (Bresl. 1850) heraus. In beiden Bänden erweist sie sich als eine geistvolle und auch formgewandte Dichterin, der jedoch die Begeisterung des Genies fehlt. In ihren Romanen („Schloß Goczyn." Bresl. 1841, „Magdalena". Ebd. 1844, „Graf Chala". Ebd. 1845, „Margaretha von Valois und ihre Zeit". Ebd. 1847 ꝛc.) bietet sie zwar kräftige Charakterzeichnungen, lebensvolle Scenen und anziehende landschaftliche und architektonische Schilderungen, aber nur selten eine kunstgerecht sich entwickelnde Handlung; der Gesamteindruck ist daher meist ein unbedeutender, wenig befriedigender. Weit wertvoller, als ihre poetischen Werke, sind ihre „Reiseskizzen", die sie von 1850 bis 1868 in 10 Bänden herausgab, und in denen sie eine scharfe Beobachtungs-

gabe bekundet, sowie ihre trefflichen Übersetzungen czechischer und italienischer Volkslieder („Böhmische Rosen". Bresl. 1851. „Lieder aus Toskana". Dresden 1855). Das verdienstliche Werk „Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen vergleichend zusammengestellt" (2 Bde. Lpzg. 1875) gab sie in Gemeinschaft mit ihrem Gatten heraus.

In allgemein verletzender Weise suchte **Luise Aston** (geb. 1814 zu Gröningen bei Halberstadt) für die Emanzipation der Frauen zu wirken. In ihren Gedichten „Wilde Rosen" (Berl. 1846) und „Freischärler-Reminiszenzen" (Lpzg. 1850) sowohl, wie in ihrem Romane „Aus dem Leben einer Frau" (Hamb. 1847) fordert sie ungestüm, daß alle Schranken, die Sitte und Zucht gezogen, niedergerissen werden, denn nur in freier Liebe könne die Frau erst ganz und voll ihre Mission erfüllen. Da sie ihre Theorien auch praktisch zur Anwendung bringen wollte, so wurde sie aus verschiedenen Städten ausgewiesen und ging nun 1855 nach Rußland, später nach Österreich und der Schweiz, wo sie 1871 starb. Weit nüchterner trat **Julie Burow**, verehelichte Pfannenschmidt (1806—1868), an die verhängnisvolle Frage heran. Sie ist der Ansicht, daß die Frau, um sich von der Herrschaft des Mannes zu befreien, zuallererst danach streben müsse, irgend eine Fertigkeit, ein Handwerk, ein Gewerbe zu erlernen, damit sie imstande sei, sich selbständig zu ernähren, und nicht erst von der Heirat das ganze Glück ihrer Existenz zu erhoffen brauche. Ihre Heldinnen sind daher auch keine phantastischen Schwärmerinnen, sondern energische, ernste Frauen, die mit aller Kraft danach ringen, sich auf eigene Füße zu stellen. Es geht infolgedessen in den Burowschen Romanen nicht selten recht hausbacken und prosaisch zu, aber es waltet in ihnen ein gesunder Sinn und oft auch ein wohlthuender, herzlicher Humor. Von ihren vielen Schriften wurden hauptsächlich die Romane „Frauen-Los" (2 Bde., Königsb. 1850), „Ein Arzt einer kleinen Stadt" (2 Bde., Prag 1854) und „Der Glücksstern" (Bromberg 1857) und die „Herzensworte, eine Mitgabe auf den Lebensweg" (Berl. 1859) mit Beifall aufgenommen. Ähnliche Ansichten, wie Julie Burow, vertritt auch **Luise Otto**, verehelichte Peters (geb. 1819), doch beherrscht diese eine etwas weitere Gedankenwelt und verfügt auch über eine reichere poetische Begabung. Sie hat sich wiederholt durch keckes und energisches Vorgehen ausgezeichnet; als 1848 in Sachsen eine Kommission zur „Organisation der Arbeit" zusammentrat, richtete sie an dieselbe, wie an den betreffenden Minister, eine Adresse, die auch um Berücksichtigung der Arbeiterinnen bat und mit den Worten endete: „Sie werden die Arbeit der Männer nicht dauernd organisieren können, wenn Sie die Arbeit der Frauen nicht mit organisieren!" Später gründete sie mit gleichgesinnten Frauen den Allgemeinen deutschen Frauenverein und 1866 mit Auguste Schmidt die Zeitschrift „Neue Bahnen", welche die Ideen der Frauenemanzipation in alle weiblichen Kreise zu tragen bestimmt ist. In ihren Gedichten entfaltet sie viel

Schwung und warme Begeisterung, und in ihren Romanen weiß sie stets lebhaft und anziehend zu erzählen. Der Stempel der Zeit ist allen ihren Schriften sehr tief eingedrückt. Ihre gelesensten Romane sind „Eine Grafenkrone“ (3 Bde., Lpzg. 1857), „Nürnberg“ (3 Bde., Lpzg. 1859), „Die Idealisten“ (4 Bde., Jena 1867), „Rom in Deutschland“ (3 Bde., Bremen 1873) und andere. Ihr Gatte, der viel verfolgte Patriot August Peters (1817—1864), schrieb verschiedene Erzählungen unter dem Pseudonym Elfried von Taura. Nur geringe Bedeutung erwarben sich Amely Bölte (geb. 1814), deren derbe Polemik die deutsche Lesewelt wenig ansprach, Marie Norden (Pf. f. Friederike Wolfhagen. 1813—1878) und Wilhelmine Lorenz (1784—1861). In jüngster Zeit haben Luise Büchner, Mathilde Lammers, Lina Morgenstern, Hedwig Dohm und andere die Lösung der Frauenfrage zu fördern unternommen.

Trotz dieser vielen Bahnbrecherinnen erweckten die Emanzipationsbestrebungen bei der Frauenwelt zunächst doch nur geringe Sympathien; eine berechtigte weibliche Scheu und ein tief in ihrer Natur begründeter konservativer Sinn hielt sie ab, aus dem durch tausendjährige Sitte geheiligten Wirkungskreise herauszutreten, und so erstanden denn auch alsbald Dichterinnen, die eindringlich vor den neuen Lehren warnten, oder doch wenigstens durch Schilderungen des innigen Herzens- und stillen häuslichen Glücks die Augen wieder von dem lauten Treiben der Gasse abzulenken suchten. Die meisten dieser Dichterinnen sind schlicht, von wohlthuender Herzlichkeit und warmer Religiosität, aber ohne besondere Eigenart; nur zwei, die eine im Nordwesten — Annette von Droste-Hülshoff —, die andere tief im Südosten — Betty Paoli —, verfügen über eine ausgeprägtere Originalität, ja die erstere, **Annette von Droste-Hülshoff**, ist sogar ein Talent von großartiger Kraft. Leider kam dasselbe nicht zu voller Entwickelung. Aus ihren Briefen geht deutlich hervor, daß ihre Verwandten dem freien Aufschwunge ihres Genius fortwährend hinderlich waren; von aristokratischen Vorurteilen befangen, sahen dieselben es überhaupt nur ungern, daß eine ihres Stammes und Namens sich mit Schriftstellerei beschäftigte und in die Öffentlichkeit trat. Es stand freilich nicht in ihrer Macht, dem Seidenwurme das Spinnen zu verbieten, aber wenigstens schien es geraten, ihn bei seiner Arbeit sorglich zu beaufsichtigen. Infolgedessen wurde eine strenge Zensur geübt, jedes Wort geprüft, bis es unverfänglich befunden wurde, jeder möglichen oder auch unmöglichen Mißdeutung ängstlich vorgebeugt, und die Dichterin, stets nur allzunachgiebig gegen alle, die sie liebte, fügte sich. Später ging sie zwar im großen und ganzen trotzdem ihren eigenen Weg, aber wie mühsam und beschwerlich ward ihr das gemacht, und es darf mit Bestimmtheit angenommen werden, daß sie zu einem noch weit höheren Ziele gelangt sein würde, hätten jene kleinlichen Rücksichten und Bedenklichkeiten nicht beständig lähmend auf sie gewirkt. Annette

von Droste-Hülshoff *) wurde am 10. Januar 1797 auf dem väterlichen Rittergute Hülshoff bei Münster in Westfalen geboren, hatte von Jugend auf unter einem schwächlichen und kränklichen Körper zu leiden und gewöhnte sich daher schon früh an ein stilles Gedankenleben. Ihre sorgfältige Erziehung wurde nach streng katholischen und streng konservativen Grundsätzen geleitet, was auf ihre Lebensanschauung und ihr poetisches Empfinden einen dauernden Einfluß ausübte, sie aber dennoch nicht abhielt, „die tiefsten Abgründe des Seins und der eigenen Brust zu erforschen." Bis zu ihrem siebenundzwanzigsten Jahre blieb ihr Umgang fast nur auf die nächste Umgebung beschränkt; selbst Münster besuchte sie höchst selten, und dann auch meist nur, um ein gutes geistliches Konzert zu hören. Erst 1825 trat sie zum erstenmale in städtische Kreise, indem sie ihren Oheim, den Grafen Werner Haxthausen, in Köln besuchte; später verlebte sie fast ein Jahr in Bonn, wo sie mit Simrock und Johanna Schopenhauer bekannt wurde. Nach dem Tode ihres Vaters siedelte sie mit ihrer Mutter nach deren Witwenwohnsitze Rüschhaus bei Münster über und pflegte nun dort einen etwas regeren geselligen Verkehr, besonders mit Freunden und Freundinnen aus Münster, Dr. Schlüter, Levin Schücking, Kathinka Schücking und anderen, doch gingen auch jetzt noch oft genug viele Monate vorüber, ehe ihre Einsamkeit einmal durch einen Besuch unterbrochen wurde. In diesem Stillleben beschäftigte sich sich neben ihren poetischen Arbeiten besonders mit naturwissenschaftlichen Studien und einer Sammlung von Altertümern, oder unternahm weite Spaziergänge in die Heiden und Moorgründe der Umgebung, die sie mit ihrer Melancholie und mit ihrer traumhaften Schönheit fort und fort unwiderstehlich anzogen. In der Mitte der vierziger Jahre begann ihre Kränklichkeit wieder zuzunehmen, was sie veranlaßte, ein milderes Klima aufzusuchen und mit ihrer Mutter zu ihrem Schwager, dem gelehrten Germanisten Freiherrn Joseph von Laßberg, nach dem reizend gelegenen Schlosse Meersburg am Bodensee überzusiedeln. Die frische Gebirgsluft wirkte auch anfangs sehr kräftigend und anregend auf sie, so daß sie sich bereits mit dem Gedanken trug, sich dauernd am Bodensee niederzulassen, als plötzlich am 24. Mai 1848 ein Herzschlag ihrem Leben ein Ende machte. Zu ihren Lebzeiten erschien nur ein Band „Gedichte" (Stuttg. 1844), nach ihrem Tode kamen noch „Das geistliche Jahr" (Stuttg. 1852) und „Letzte Gaben" (Hannover 1860), die auch eine westfälische Dorfgeschichte „Die Judenbuche" enthalten, heraus. Eine Gesamtausgabe ihrer Dichtungen unter dem Titel „Gesammelte Schriften von Annette Freiin von Droste-Hülshoff", herausgegeben

*) Vergl. Lewin Schücking, Annette von Droste-Hülshoff. Ein Lebensbild. Hannover 1862; Johs. Claassen, Anna Elisabeth, Freiin v. Droste-Hülshoff, Leben und ausgewählte Dichtungen. 2. Aufl. Gütersloh 1883, und Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff (gerichtet an Professor Dr. Schlüter und auch von diesem herausgegeben). Münster 1877.

von Levin Schücking (3 Bde., Stuttg. 1880), brachte erst die jüngste Zeit. Der Grundgedanke der Droste-Hülshoffschen Poesie wurzelt in dem Wunsche, alle Vorwärtsstrebenden eindringlich zu ermahnen, von ihrem Beginnen abzulassen und auch fürder an dem Althergebrachten festzuhalten, sich weder vom frommen Glauben, noch von den patriarchalischen Sitten und Einrichtungen abzuwenden. Ein Niederreißen der alten Schranken müsse notwendig große Gefahren für die höchsten Güter der Menschheit bringen (siehe unten „Halt fest"). Diese Welt- und Lebensanschauung ist aber offenbar nur ein Resultat ihrer Erziehung und des Einflusses ihrer nächsten Umgebung; sie selbst sagt von sich, „Mir gab Natur ein kühnes Herz!", sie besaß einen scharfen Verstand — es ist daher nicht anzunehmen, daß sie bei diesen Ansichten auch ferner beharrt haben würde, wäre sie früher und auch mehr in das öffentliche Leben hinausgetreten, hätte sie mehr mit eigenen Augen das Ringen der Zeit beobachten und beurteilen können. In der Form sowohl, wie in der Art der Darstellung, erreicht die Dichterin oft einen sehr hohen Grad der Vollendung, dagegen liebt sie es nicht selten, den Hauptgedanken nur leise anzudeuten, infolgedessen sie dann für viele Leser unverständlich wird. Ihr Frauengemüt offenbart sie nur in wenigen Gedichten; rein-lyrische Poesie ist in den Sammlungen nur äußerst gering vertreten, die mitgeteilten Proben zeugen aber davon, daß die Dichterin sehr tief und warm zu empfinden imstande war (siehe unten „Abschied von der Jugend"). In ihren Balladen herrscht das Herbe, Grauenhafte und Dämonische vor, doch vermeidet sie mit sicherem Takte die schreienden Effekte. Leider haben alle einen so großen Umfang, daß wir von der Wiedergabe einer derselben hier absehen müssen; als die besten nennen wir: „Der Graf von Thal", „Tod des Erzbischofs Engelbert", „Der Geierpfiff" und „Die Vergeltung". Am glänzendsten entfaltete sie aber ihre Dichterkraft in ihren Naturgemälden, den Stimmungsbildern, in denen sie das Leben der Heide schildert, die schwermütige Monotonie, den Nebel, den Moorbrand, den eigenartigen Sommerduft, das melancholische Gekrächz der Raben und das stille Hindämmern der Menschen. Wir teilen unten das Gedicht „Der Heidemann" mit, das als ein Meisterstück gelten darf. Eine größere Verbreitung haben die Gedichte nicht erlangt, wohl hauptsächlich, weil die darin vertretenen Ansichten der Stimmung der Zeit nicht sympathisch waren.

Halt fest.

Halt fest den Freund, den einmal du erworben,
Er läßt dir keine Stätte für das Neue;
Läßt, wie das Haus, in dem ein Leib gestorben,
Unrein das Herz, wo modert eine Treue;
Meinst du, dein sei der Hände Druck, der Strahl
Des eignen Auges arglos und voll Liebe?
Drückst du zum zweitenmal, blickst du zum zweitenmal,
Die Frucht ist fleckig und der Spiegel trübe.

Halt fest dein Wort, o fest wie deine Seele;
So stolz und freudig mag kein Lorbeer ranken,
Daß er das Brandmal auf der Stirne hehle,
Die unterm Druck des Wortes konnte wanken;
Der ärmste Bettler, so ein ehrlich Herz,
Wird wie ein König dir genüber treten,
Und du? du zupfst den Lorbeer niederwärts
Und heimlich mußt du dein „peccavi" beten.

Halt fest den Glauben, laß ihn dir genügen!
Wer möcht' sein Blut mit fremdem Ichor tauschen!
Verstoße nicht den Cherub deiner Wiegen,
Aus jedem Blatt wird dir sein Flügel rauschen!
Und ist dein Geist zu stark, vielleicht zu blind,
In seiner Hand das Flammenschwert zu sehen,
So zweifle nicht, er wird, ein weinend Kind,
An deinem letzten öden Lager stehen.

Und dann die Gabe, gnädig dir verliehen,
Den köstlichen Moment, den gottgesandten,
O feßle, feßle seinen Quell im Fliehen,
Halt jeden Tropfen höher als Demanten;
Noch schläft die Stunde, doch sie wacht dereinst,
Da deinem Willen sich die Kraft entwunden,
Wo du verloren schwere Thränen weinst
In die Charybdis deiner toten Stunden!

Vor allem aber halt das Kind der Schmerzen,
Dein angefochtnes Selbst, von Gott gegeben.
O sauge nicht das Blut aus deinem Herzen,
Um einen Seelenbastard zu beleben,
Daß, wenn dir einstens vor dem Golem graut,
Es zu dir trete nicht mit seinen Klagen:
„So war ich, und so ward ich dir vertraut,
Unsel'ger, warum hast du mich erschlagen!"

Drum fest, nur fest, nur keinen Schritt zur Seite,
Der Himmel hat die Pfade wohl bezeichnet,
Ein reines Aug' erkennt sie aus der Weite,
Und nur der Wille hat den Pfad verleugnet;
Uns allen ward der Kompaß eingedrückt,
Noch keiner hat ihn aus der Brust gerissen,
Die Ehre nennt ihn, wer zur Erde blickt,
Und wer zum Himmel, nennt ihn das — Gewissen.

Abschied von der Jugend.

Wie der zitternde Verbannte
Steht an seiner Heimat Grenzen,
Rückwärts er das Antlitz wendet,
Rückwärts seine Augen glänzen,
Winde, die hinüber streichen,
Vögel in der Luft beneidet,
Schaudernd vor der kleinen Scholle,
Die das Land vom Lande scheidet,

Wie die Gräber seiner Toten,
Seine Lebenden, die süßen,
Alle stehn am Horizonte,
Und er muß sie weinend grüßen;
Alle kleine Lieblingsschätze,
Unerkannt und unempfunden,
Alle ihn wie Sünden brennen
Und wie ewig offne Wunden:

So an seiner Jugend Scheide
Steht ein Herz voll stolzer Träume,
Blickt in ihre Paradiese
Und der Zukunft öde Räume,
Seine Neigungen, verkümmert,
Seine Hoffnungen begraben,
Alle stehn am Horizonte,
Wollen ihre Thränen haben.

Und die Jahre, die sich langsam,
Tückisch reihten aus Minuten,
Alle brechen auf im Herzen,
Alle nun wie Wunden bluten;
Mit der armen kargen Gabe,
Aus so reichem Schacht erbeutet,
Mutlos, ein gebrochner Wandrer,
In das fremde Land er schreitet.

Und doch ist des Sommers Garbe
Nicht geringer, als die Blüten,
Und nur in der feuchten Scholle
Kann der frische Keim sich hüten;
Über Feld und öde Flächen
Muß der Strom, daß er sich breite,
Und es segnet Gottes Rechte
Übermorgen so wie heute.

Der Heidemann.

„Geht, Kinder, nicht zu weit ins Bruch,
Die Sonne sinkt, schon surrt den Flug
Die Biene matter, schlafgehemmt,
Am Grunde schwimmt ein blasses Tuch,
Der Heidemann kömmt! —"

Die Knaben spielen fort am Raine,
Sie rupfen Gräser, schnellen Steine,
Sie plätschern in des Teiches Rinne,
Erhaschen die Phalän' am Ried
Und freu'n sich, wenn die Wasserspinne
Langbeinig in die Binsen flieht.

„Ihr Kinder, legt euch nicht ins Gras —
Seht, wo noch grad' die Biene saß,
Wie weißer Rauch die Glocken füllt.
Scheu aus dem Busche glotzt der Has',
Der Heidemann schwillt! —"

Kaum hebt ihr schweres Haupt die Schmehle
Noch aus dem Dunst, in seine Höhle
Schiebt sich der Käfer, und am Halme
Die träge Motte höher kreucht,
Sich flüchtend vor dem feuchten Qualme,
Der unter ihre Flügel steigt.

„Ihr Kinder, haltet euch bei Haus,
Lauft ja nicht in das Bruch hinaus;
Seht, wie bereits der Dorn ergraut.
Die Drossel ächzt zum Nest hinaus,
Der Heidemann braut! —"

Man sieht des Hirten Pfeife glimmen
Und vor ihm her die Herde schwimmen,
Wie Proteus seine Robbenscharen
Heimschwemmt im grauen Ozean.
Am Dach die Schwalben zwitschernd fahren,
Und melancholisch kräht der Hahn.

„Ihr Kinder, bleibt am Hofe dicht,
Seht, wie die feuchte Nebelschicht
Schon an des Pförtchens Klinke reicht;
Am Grunde schwimmt ein falsches Licht,
Der Heidemann steigt! —"

Nun strecken nur der Föhren Wipfel
Noch aus dem Dunste grüne Gipfel
Wie übern Schnee Wachholderbüsche;
Ein leises Brodeln quillt im Moor,
Ein schwaches Schrillen, ein Gezische
Dringt aus der Niederung hervor.

„Ihr Kinder, kommt, kommt schnell herein,
Das Irrlicht zündet seinen Schein,
Die Kröte schwillt, die Schlang' im Ried;
Jetzt ist's unheimlich draußen sein,
Der Heidemann zieht! —"

Nun sinkt die letzte Nadel, rauchend
Zergeht die Fichte, langsam tauchend
Steigt Nebelschemen aus dem Moore,
Mit Hünenschritten gleitet's fort;
Ein irres Leuchten zuckt im Rohre,
Der Krötenchor beginnt am Bord.

Und plötzlich scheint ein schwaches Glühen
Des Hünen Glieder zu durchziehen;
Es siedet auf, es färbt die Wellen,
Der Nord, der Nord entzündet sich —
Glutpfeile, Feuerspeere schnellen,
Der Horizont ein Lavastrich!

„Gott gnad' uns! wie es zuckt und bräut,
Wie's schwehlet an der Dünenscheid'! —
Ihr Kinder, faltet eure Händ',
Das bringt uns Pest und teure Zeit —
Der Heidemann brennt! —"

Betty Paoly hält sich in weit engeren Grenzen als Annette von Droste-Hülshoff, sie kümmert sich weder um die sozialen, noch um die kirchlichen Be-

strebungen; für die Freiheit zu kämpfen, Ruhm und Ehre zu erjagen, ist nach ihrer Ansicht nur Aufgabe der Männer; das Weib hat all' sein Denken und Sinnen einzig und allein auf die Liebe zu richten, nur in der wahren, treuen Liebe kann es sein höchstes Glück finden — und in dem Verlust derselben widerfährt ihm sein schwerstes Unglück. Sie antwortet daher auch einmal einem „Tadler“:

Du kennst mein tiefstes Wesen nicht
Und kennst den Zweck nicht meiner Sendung,
Verlangest du, daß mein Gedicht
Anstrebe freudige Vollendung?
Nein! Gott hat mich nicht ausgesandt
Und hat die Kraft mir nicht gegeben,
Um glorreich mit geweihter Hand
Des Sieges Palme zu erstreben.

In Marmor prange und in Erz
Der Name des, der sie erstritten;
Ich bin nichts weiter, als ein Herz,
Das viel geliebt und viel gelitten,
Und meine ganze Poesie
Ist nur ein lautes Offenbaren
Von all den stillen Schmerzen, die
Des Weibes Seele kann erfahren.

Und den magischen Bann der Liebe, unter dem das Frauenherz fort und fort steht, dem es sich in allen Lagen des Lebens unterwerfen, dem es alle anderen Wünsche und Neigungen opfern muß, schildert sie in dem „Wandlung“ überschriebenen Gedichte:

Willst du erschaun, wie viel ein Herz kann tragen,
O blick in meins!
So reich an Wunden, vom Geschick geschlagen,
War wohl noch keins.
Doch mitten in den wütendsten Orkanen
Erhob ich mich
Und schritt dahin auf meinen fernen Bahnen —
Wie stark war ich!

Wie ward mir doch nun so mit einemmale
Die Kraft geraubt?
Es trotzte mutig dem Gewitterstrahle
Mein stolzes Haupt;
Doch als du zu mir sprachst mit leisem Grüßen:
„Ich liebe dich!“
Da sank ich still und weinend dir zu Füßen —
Wie schwach bin ich!

Der Dichterin war aber nur ein kurzes Liebesglück beschieden, der Geliebte verriet und verließ sie und riß ihrem Herzen Wunden, die nie wieder vernarbt sind; sie hat daher auch nur wenig Gedichte geschaffen, die das Glück der Liebe feiern, dagegen sehr viele, in denen sie dem Schmerze über den ihr angethanen Verrat in ergreifender und leidenschaftlicher Weise Ausdruck giebt. Dabei sinkt sie jedoch nie zu trivialen Klagen herab, sondern bleibt immer gedankenreich und formschön. Nicht selten überrascht sie durch markige Kraft und hochpoetischen Schwung. In der Wahl ihrer Bilder ist sie dagegen nicht immer glücklich; wenn sie ihr Herz eine Sahara nennt, aus der das Bild des Verlorenen als ewige Pyramide emporragt, so ist das wohl über das Maß des Geschmackvollen hinausgegangen. Betty Paoli, mit ihrem wirklichen Namen Elisabeth Glück, wurde am 30. Dezember 1815 zu Wien geboren, wo ihr Vater als angesehener Arzt in günstigen Verhältnissen lebte. Die Dichterin genoß daher auch eine glückliche Kindheit; allein der Vater starb früh, die Mutter verlor bald darauf in

einem Bankerotte ihr ganzes Vermögen, und so folgte den sonnigen Kindertagen eine um so trübere Jugend voll Not und Kümmernis. Über der Sorge um das tägliche Brot vergaß aber Betty Paoli doch auch ihre geistige Ausbildung nicht; unablässig verwendete sie jede freie Stunde dazu, weitere Kenntnisse einzusammeln, und als ihre Mutter 1843 starb, hatte sie sich ein so umfassendes Wissen angeeignet, daß sie bei der feingebildeten Fürstin Schwarzenberg, der Witwe des bekannten Feldmarschalls, eine Stelle als Gesellschafterin annehmen konnte. Nach dem Tode der Fürstin unternahm sie mehrere große Reisen, behielt aber ihren Wohnsitz in Wien, wo sie noch jetzt, von allen Kreisen hochgeachtet, im engen Anschluß an eine Freundin und deren Familie, lebt. Ihre ersten „Gedichte" erschienen 1841 zu Pest, später gab sie heraus: „Nach dem Gewitter. Zweite Sammlung von Gedichten" (Ebd. 1843), „Romancero" (Lpzg. 1845), „Neue Gedichte" (Pest 1850), „Lyrisches und Episches" (Ebd. 1856), „Neueste Gedichte" (Wien 1869), ferner „Die Welt und mein Auge. Erzählungen" (3 Bde., Pest 1844), „Wiens Gemälde-Galerien in ihrer kunsthistorischen Bedeutung" (Preßburg 1865) und die bereits Seite 171 erwähnte geistvolle Monographie über Grillparzer.

Von allem irdischen Glücke sieht **Luise Hensel** ab; sie richtet den Blick nur zum Himmel empor und erhofft in frommem Glauben alle Seligkeit einzig und allein von dem Leben jenseits des Todes. Sie ist daher bei allem, was sie denkt und thut, auch nur bestrebt, sich durch einen gottseligen Wandel für das himmlische Leben würdig vorzubereiten. Zweifel an den höchsten Lehren der Kirche peinigen sie dabei nicht, nur die Sorge steigt bisweilen in ihr auf, ob sie und ihre Mitmenschen wohl auch die richtigen Mittel zur Erreichung ihres Zieles gewählt haben. Ihre Gedichte sind sämtlich tief gemütvoll und erfüllt von einer kindlichen Demut, dabei schlicht, aber gefällig und melodisch. Nicht selten erinnern sie in ihrer einfachen Herzlichkeit an das Volkslied, wie das bekannte „Nachtgebet": „Müde bin ich, geh' zur Ruh". Sie wurde am 30. März 1798 in Linum in der Mark Brandenburg geboren, wo ihr Vater lutherischer Prediger war, siedelte nach dem Tode desselben 1809 nach Berlin über, wo sie Clemens Brentano kennen lernte (siehe S. 82), wurde 1817 Erzieherin beim preußischen Gesandten am spanischen Hofe, von Werther, trat im nächsten Jahre zur katholischen Kirche über, wirkte sodann längere Zeit als Lehrerin an verschiedenen Schulen und starb zu Paderborn am 18. Dezember 1876.*) Die „Lieder von Luise M. Hensel" erschienen zuerst, mit einer Einleitung von Pro-

*) Vergl. Luise Hensel und ihre Lieder. Dargestellt von Dr. Joseph Hubert Reinkens, katholischer Bischof. Bonn 1877; Ferd. Bartscher, Der innere Lebensgang der Dichterin Luise Hensel, nach den Orig.-Aufzeichngn. in ihren Tagebüchern vorgelegt. Paderb. 1882, und Franz Binder, Luise Hensel. Freib. i. B. 1885.

fessor Schlüter in Münster, 1868 zu Paderborn, zur Zeit liegen sie in vierter Auflage vor.

Ähnlich, wie Luise Hensel, empfindet auch **Meta Heußer-Schweizer** (1797 bis 1876), doch macht sich in deren Gedichten nicht selten eine gewisse Neigung zum Pietismus bemerkbar. Frischer und froher tritt **Luise von Plönnies** (1803 bis 1872) auf, die Glück und Freude hauptsächlich im Kreise der Familie sucht, im munteren Treiben in Haus und Hof; doch wagt sie sich auch hinaus in die Welt und weiß selbst in fremden Landen duftige Blüten zu pflücken. Ihre Übersetzungen aus dem Englischen und Holländischen sind sowohl in Bezug auf treue Wiedergabe des Gedankens, wie auf glatt fließende Sprache musterhaft. Weniger geschickt in der Handhabung der Sprache ist **Adelheid von Stolterfoth**, verehelichte Baronesse von Zwierlein (1800—1876), die mit ihren epischen Dichtungen für die Romantik des Mittelalters begeistern will.

Die Wirkung, welche all' diese Dichterinnen erzielten, war aber nur eine äußerst geringe; die meisten ihrer Poesieen wurden kaum bekannt. Besserer Erfolge hatten sich dagegen zwei Romanschriftstellerinnen zu erfreuen, die, indem sie sich den Verfechterinnen der Frauenemanzipation gegenüberstellten, auch zugleich eine angenehme Unterhaltungslektüre boten. Es waren dies die Berlinerin **Henriette Paalzow**, geb. Wach, und die Schlesierin **Henriette Hanke**, geb. Arndt. Henriette Paalzow trat zuerst anonym mit dem Romane „Godwie-Castle" (3 Bde., Bresl. 1836) auf und ließ demselben dann noch mit der Bezeichnung „von der Verfasserin von ‚Godwie-Castle'" die Romane „Saint-Roche" (3 Bde. Ebd. 1843), „Thomas Thyrnau" (3 Bde. Ebd. 1843) und „Jacob van der Nees" (3 Bde. Ebd. 1845) folgen. Sie ist hauptsächlich dem Drängen und Treiben ihrer emanzipationslustigen Kolleginnen abhold, weil sie den aristokratischen Duft, die gemessene, vornehme Ruhe liebt und vor allem wünscht, daß die Frau eine würdige Repräsentantin des wohl geordneten Hauses sei. In jedem der vier Romane giebt sie der Fabel einen bestimmten historischen Hintergrund, auch führt sie in jedem historische Personen ein, zum Beispiel in „Godwie-Castle" den Prinzen von Wales, nachmaligen König Karl I., in „Thomas Thyrnau" die Kaiserin Maria Theresia, allein nirgends tritt sie den Ideen der betreffenden Zeit näher, niemals kommt sie über die Privatgeschichte hinaus; es fehlt denn auch den Romanen der große Gedanke, die tiefere Begeisterung; dagegen bieten sie viele feinsinnige Einzelschilderungen und manche anmutige Charakteristik. Die Dichterin wurde 1788 zu Berlin geboren, wo ihr Vater den Posten eines Kriegsrates bekleidete und ihr Bruder Wilhelm Wach Maler und Professor der Akademie der Künste war. *) Durch den letzteren wurde sie schon früh in die

*) Vergl. Ein Schriftsteller-Leben. Briefe der Verfasserin von Godwie-Castle an ihren Verleger. Bresl. 1855.

anregenden Kreise der Hauptstadt eingeführt und auch mit der Prinzessin Wilhelm von Preußen bekannt, die ihr ihre Freundschaft schenkte. 1816 ging sie auf Wunsch ihrer Familie eine Ehe mit dem Major Paalzow ein, löste die Verbindung jedoch fünf Jahre später wieder und lebte nun bis zu ihrem am 30. Okt. 1847 erfolgten Tode, fast fortwährend kränklich, nur ihren schriftstellerischen Arbeiten. — Henriette Hanke verfaßte eine lange Reihe — 126 Bände — sogenannter Entsagungsromane, in denen edle Mädchen und Frauen die verschiedenartigsten Prüfungen durchzumachen haben und auch meist des Glückes nicht teilhaftig werden, nach dem sie streben, aber dennoch nicht verzweifeln, nicht untergehen, sondern sich voll Gottvertrauen aufrecht halten und schließlich auch noch einen Wirkungskreis finden, der ihnen Befriedigung gewährt. Henriette Hanke wurde am 24. Juni 1785 zu Jauer in Schlesien geboren, heiratete in ihrem zwanzigsten Lebensjahre den verwitweten Pfarrer Hanke zu Dyherrnfurt bei Breslau, kehrte nach dem Tode desselben aber 1819 nach Jauer zurück und starb dort nach einem Leben voll ununterbrochener Arbeit und nachdem sie ihren fünf Stiefkindern eine treffliche Mutter gewesen, am 5. Juni 1862. Ihre besseren Schriften sind „Die Schwiegermutter" (2 Bde., Hannover 1830), „Die Schwägerin" (2 Bde., Ebd. 1835—36), „Der Schmuck" (3 Bde., Ebd. 1837 bis 38) u. a.

Die Frauen bilden das letzte Fähnlein in der großen Heeresmasse, welche das junge Deutschland mobil machte, um die alte Ordnung der Gesellschaft über den Haufen zu werfen; die jetzt noch für die dreißiger und vierziger Jahre in Betracht zu ziehenden, in jener Zeit wurzelnden Poeten stehen entweder nur in ganz loser äußerlicher Verbindung mit den Bestrebungen der Wortführer, oder wandeln sogar vollständig abseits vom Treiben der Welt. Die ersteren sind Dramatiker, welche das junge Deutschland durch das von ihm neu geweckte Interesse für das Theater zu den verschiedenartigsten Dichtungen für die Bühne anregte, ohne sie jedoch für den Glauben eines Gutzkow und Laube zu gewinnen, die letzteren still ihre eigenen Kreise ziehende Lyriker. Wir wenden uns zunächst den ersteren zu.

Die vornehmsten Dramatiker ohne jungdeutsche Tendenz sind Friedrich Hebbel, Otto Ludwig, Friedrich Halm und Eduard von Bauernfeld. Eine große Anzahl von Stücken dieser Dichter ist geistreich, originell und selbst genial, mit verschiedenen wurde das Repertoire der deutschen Bühne dauernd bereichert, doch ist eine neue Phase der Entwickelung des deutschen Dramas damit nicht herbeigeführt worden.

In **Friedrich Hebbel** besitzt die deutsche Litteratur einen der begabtesten und zugleich von dem edelsten Streben beseelten Dichter, der unablässig und mit bewundernswertem Heroismus nach dem Höchsten strebte, aber trotzdem erst spät sich zu Maß und Schönheit emporrang, da schwere Ketten der Not ihn bis in

Friedrich Hebbel.

sein Mannesalter hinein gefesselt hielten. Kaum hat wohl je ein zweiter deutscher Dichter eine so tieftraurige Jugend verlebt, wie Hebbel*); er wurde am 18. März 1813 zu Wesselburen im Dithmarschen in der armseligen Hütte eines Maurers geboren und lernte schon in seinen ersten Kinderjahren alle Leiden des Mangels und der Entbehrung kennen. Das Handwerk des Vaters vermochte die Familie kaum dürftig zu ernähren, und es fehlte daher im Winter oft am Nötigsten; das machte den Vater, der die große Armut wie einen Fluch empfand, finster und trotzig, eine Grundstimmung, die sich dann auch des Gemütes des Kindes bemächtigte. Dem Mangel daheim entsprach auch der Schulunterricht, der sich nur auf Lesen, Schreiben und Rechnen erstreckte, von jeder weiteren Ausbildung des Geistes aber absah. Dagegen weckten die Lektüre der Bibel und die Märchen des Vaters, die dieser an Winterabenden beim phantastisch flackernden Kaminfeuer erzählte, schon früh die Phantasie des Knaben. Von der ersteren behielt er eine Hinneigung zum Mystischen, von den letzteren die Vorliebe für das Außergewöhnliche, Ungeheuerliche, ja Gräßliche. Denn seltsam waren in der That die Geschichten des Vaters. So berichtete er von einem mächtigen Riesenschiffe, dessen Maste so hoch sind, daß die Matrosen jung hinaufklettern und graubärtig wieder herabkommen, und von einem Verurteilten, dessen letzter Wunsch ist, noch einmal kegeln zu dürfen, was ihm auch gewährt wird; als er sich jedoch an die Bahn stellt und schon die Wurfbewegung probiert, schlägt ihm der Henker den Kopf ab, dieser fällt in die offene Hand, die thut damit den Wurf, sämtliche Kegel fallen und der Kopf ruft „Alle Neun!“ Nach absolvierter Schulzeit wurde Hebbel auf Verwenden des Lehrers, der erklärte, daß der aufgeweckte Knabe „zu Besserem“ befähigt sei, nicht dem Maurerhandwerk zugewiesen, wie der Vater wollte, sondern dem angesehensten Manne von Wesselburen, dem Kirchspielvogt Mohr, als Schreiber übergeben. Allein der Vogt that nicht das Geringste für die weitere Ausbildung des Knaben, sondern nutzte ihn nur aus und ließ ihn eine Reihe von Demütigungen erfahren, die der Dichter dann sein ganzes Leben hindurch nicht verwunden hat. „Woher kommt mein schüchternes, verlegenes Wesen,“ schreibt er später einmal, „woher kommt es, als daß mir, in der Lebensperiode, wo man sich geselliges Benehmen erwerben muß, nicht allein jede Gelegenheit dazu abgeschnitten wurde, sondern daß man mir dadurch, daß man mich mit Kutscher und Stallmagd an einen und denselben Tisch zwang, oft im eigentlichsten Verstande das Blut aus den Wangen heraustrieb.“ Dagegen bot dem werdenden Poeten das Amt selbst reiche Gelegenheit zu Studien, aber leider nur zu solchen, die seine Phantasie in keine günstige Richtung leiteten; seine Hauptthätigkeit bestand darin, Referate über die Aburteilungen von Dieben,

*) Vergl. Emil Kuh, Biographie Friedrich Hebbels. 2 Bde. Wien 1877; Ed. Kulke, Erinnerungen an Friedrich Hebbel. Wien 1878, und A. L. Franke, Zur Biographie Friedrich Hebbels. Wien 1884.

Landstreichern und Trunkenbolden anzufertigen, und diese steten Einblicke in die Nacht der Menschennatur gaben seiner ohnehin bereits zum Düstern sich neigenden Seelenstimmung eine nur noch dunklere Schattierung. Zugleich weckte die lange Knechtschaft in Hebbel einen heißen Drang nach Freiheit und Selbständigkeit, der dann später bei dem Dichter, dem Künstler, in Willkür überschlug.

Vorläufig regte sich der Poet aber nur erst sehr bescheiden, in kleinen Liedern, die im Wochenblatte von Heide erschienen, und in Balladen, welche den Sieg der Dithmarschen über die Dänen bei Hemingstedt feierten und von Amalie Schoppe in den von ihr zu Hamburg herausgegebenen „Pariser Modeblättern" abgedruckt wurden. Die ersten Schritte in die Öffentlichkeit waren aber damit gethan und sollten ihn auch jetzt nach und nach auf seine richtige Spur führen. Amalie Schoppe erkannte, daß der Kirchspielschreiber zu Wesselburen ein ungewöhnliches Talent besaß, und beschloß, sich seiner anzunehmen; sie veranstaltete bei einigen Menschenfreunden eine Geldsammlung für Hebbel, ließ ihn nach Hamburg kommen und veranlaßte ihn, sich dort durch Privatunterricht die nötige Gymnasialbildung anzueignen, damit er dann die Rechte studieren könne. Allein dem nun bereits Zweiundzwanzigjährigen war es nicht mehr möglich, all die Anfangsgründe der verschiedenen Wissenschaften nachzuholen, und als er sich ein Jahr lang geplagt, gab er den Versuch auf und bezog auch ohne das Zeugnis der Reife die Universität Heidelberg. Bald jedoch kam er zu der Überzeugung, daß die Jurisprudenz sich nicht für ihn eigne; er wandte sich daher philosophischen Studien zu und ging nach München, wo das Leben billiger war und er durch das reiche Kunstleben mehr Anregung für poetisches Schaffen zu finden hoffte. Er sah sich denn auch in seinen Erwartungen nicht getäuscht, die Pinakothek zog ihn mächtig an, und die Bibliothek bot ihm viele Werke, die seine Gedankenwelt wesentlich erweiterten und einen dauernden Einfluß auf ihn ausübten; nur zu einer ergiebigen und erfreulichen produktiven Thätigkeit konnte er noch nicht gelangen; er schrieb nur die ziemlich unbedeutenden und wenig anmutenden Novellen „Anna", „Der Schneider auf der Freudenjagd", „Schnock" und „Die beiden Vagabunden", in denen hauptsächlich die niedere Not, der Jammer der Armut, die Qualen des Hungers geschildert wurden. Zu einer sonnigeren Welt vermochte er nicht emporzusteigen, da ihn der bittere Mangel wieder fester denn je umklammerte.

Nach dreijährigem Aufenthalte in München kehrte Hebbel nach Hamburg zurück und beteiligte sich zunächst am „Telegraphen", den Gutzkow dort herausgab, wandte sich jedoch bald wieder rein dichterischen Arbeiten zu und fand nun auch für die in der bayrischen Hauptstadt aufgenommenen Stoffe die einzig für ihn passende Form, die des Dramas. In verhältnismäßig kurzer Zeit entstanden die Tragödien „Judith" (1839) und „Genovefa" (1840—1841) und das Lustspiel „Der Diamant" (Ende 1841). Die Eigenart Hebbels zeigt sich

in diesen Stücken bereits in ihrer ganzen Vollständigkeit mit ihren Vorzügen sowohl, wie mit ihren Fehlern. Alle drei Stücke besitzen einen bestimmten, klar ausgeprägten Grundgedanken, eine aus scharfen Gegensätzen sich entwickelnde Handlung, und die beiden Tragödien eine gewuchtig abschließende Katastrophe. Die Figuren sind sämtlich wirkliche Menschen mit heiß pulsendem Blute, die nur so reden, wie sie reden können, nur so handeln, wie sie handeln müssen; der Dichter steht offenbar mit ihnen auf vertrautestem Fuße und kennt die geheimsten Regungen ihres Herzens. Aber in allen drei Stücken herrscht auch der Hebbelsche charakteristische Hang zum Maßlosen, Ungeheuerlichen und Gräßlichen. Der Dichter will stets das Reinmenschliche in ungeschminkter Wahrheit zeigen, und dabei überschreitet er die Grenzen der Schönheit und der Sitte; er will seine Helden all ihre gewaltige Kraft entfalten lassen, und dadurch verfällt er ins Unnatürliche. Hätte er ehedem unter umsichtigen Lehrern große Muster studiert, so würde er sich mehr beschränkt haben, allein nach dem langen Drucke der Knechtschaft und bei seiner geringen ästhetischen Bildung galt ihm Selbstständigkeit und Wahrheit für das Höchste, was der Dichter erstreben müsse, und so verschmähte er alle Anlehnung und ging mit dem Starrsinn und der Einseitigkeit des Autodidakten seinen eigenen Weg. „Er glaubte steif und fest," versichert Dingelstedt, „wie an das Ideal des Schönen, auch an ein Ideal des Häßlichen, mit dessen geheimnisvollem Reiz er sich psychologisch und metaphysisch gern beschäftigte." Zu der Tragödie „Judith" wurde Hebbel angeregt durch das Gemälde von Giulio Romano „Judith mit dem Haupte des Holofernes" in der Pinakothek zu München; es kam ihm sodann jedoch nicht, wie dem Maler, in erster Linie darauf an, die Nationalheldin zu feiern, sondern die elementare Gewalt der Sinnlichkeit zu schildern, die im entscheidenden Momente stärker ist, als alle Weisheit des Kopfes, und selbst die heiligsten Gefühle des Patriotismus nach kurzem Kampfe überwältigt. Judith tötet daher den Holofernes auch nicht, um ihr Volk vom Unterdrücker zu befreien, sondern aus persönlicher Rache, und das Stück ist infolgedessen auch kein historisches Drama im eigentlichen Sinne, sondern eine soziale Tragödie, in der das uralte und doch ewig neue Thema vom Verhältnis der Geschlechter zu einander zur Verhandlung kommt. Wiederholt erhebt sich der Dichter dabei zu gigantischer, hochpoetischer Höhe, überwiegend verletzt er aber durch krasse Nudität und wirkt daher schließlich abstoßend. — Zur Dramatisierung des alten Volksmärchens von der Genovefa veranlaßte ihn die gleichnamige Dichtung des Malers Müller, die er in der Münchener Bibliothek fand; doch nahm er nicht eigentlich das Schicksal der sanften, wehmutumflossenen Dulderin zum Vorwurfe, sondern die wild auflodernde, unbezähmbare Leidenschaft des ursprünglich edeln Golo zu der seiner Obhut anvertrauten Gattin des Pfalzgrafen Siegfried. Dadurch wurde aber aus der Dichtung nicht eine Apotheose der Gattentreue, wie im Märchen, sondern ein jäher Aufschrei der Sinn-

lichkeit, die an den Ketten der Ehe reißt. Mit dem „Diamant" wagte der Dichter seinen ersten Versuch im Lustspiele, dem er, wie wir hier gleich bemerken wollen, 1849 mit dem „Rubin" auch noch einen zweiten folgen ließ; der leichtflüssige Humor ist jedoch nicht des Dichters Sache, die frohe, sonnige Heiterkeit liegt ihm vollständig fern; er kommt nicht über die barocken Einfälle hinaus, verfällt dagegen wiederholt in Geschmacklosigkeiten und verirrt sich sogar zu widerlichen Scenen. Von Interesse in Bezug auf Hebbel selbst ist in den beiden Stücken der Galgenhumor der verschiedenen Hungerleider, in welchem der Dichter offenbar seiner eigensten Stimmung Ausdruck gab. Viel mehr Anteil erwecken auch die lyrischen Gedichte nicht, die Hebbel in jener Zeit sammelte und herausgab („Gedichte". Hamburg 1842); er reflektiert und grübelt in denselben zu viel, er ist zu sehr gedankenschwerer Dramatiker, als leichtbeschwingter Sänger; dem Wunsche, geistreich zu sein, opfert er nicht selten den poetischen Duft. Zudem beherrscht er die Form zu wenig, legt auch allzugeringe Sorgfalt auf sie und wird infolgedessen schwerfällig und unmelodisch. Bei späteren Ausgaben hat er jedoch manches geändert, gemildert und abgerundet.

Mit der Herausgabe seiner Gedichte schloß Hebbel die erste Periode seines Lebens ab; er hatte mit „Judith" und „Genovefa" gezeigt, daß ein ausgiebiges, urkräftiges, wenn auch noch nicht geläutertes Talent für einen großen dramatischen Dichter in ihm stecke, aber es fand sich jetzt in dem ganzen Deutschland keine einzige Hand, die sich seiner angenommen und ihn auf den rechten Weg geführt hätte. Er wandte sich daher, da auch der Mangel wieder sehr laut an seine Thür klopfte, nach Kopenhagen, wo ihm von einem Gönner, dem schleswigschen Grafen Moltke, eine Professur oder ein Staatsstipendium in Aussicht gestellt wurde. Allein, sei es, daß Hebbel durch seine eckigen Gesellschaftsformen bei den maßgebenden hohen Herren der dänischen Hauptstadt wenig Sympathieen zu erregen wußte, oder daß er überhaupt verfehlte, sich an die rechten Persönlichkeiten zu wenden: keine der Hoffnungen, mit denen er nach Kopenhagen gekommen, wollte sich erfüllen, und trostlos sank er aufs Krankenlager. Da, in der höchsten Not, nahm sich der Nestor der dänischen Dichter, der greise Öhlenschläger, seiner an, gab Mittel zur Pflege des Kranken her und schickte ihn, als er genesen, mit einem Empfehlungsbriefe direkt an den König Christian VIII. „Es war schon lange der Ruhm dänischer Könige," hieß es darin, „deutsche Dichter zu unterstützen, die das große Germanien Not leiden ließ. Klopstock in dem reichen Hamburg, Claudius in Wandsbeck verdankten dänischen Königen ein sorgenfreies Leben, und der große Schiller verdankte dänischen Adeligen die nötige Hilfe in seiner Krankheit. Es wäre jammerschade, wenn ein so schönes Talent wie Hebbel, der ein Landskind ist, bei seinem Fürsten keine Hilfe fände." Dieser Appell wirkte; Hebbel erhielt ein Reisestipendium von jährlich 600 Thalern auf zwei Jahre und breitete nun hoffnungsfreudig aufs neue seine Schwingen aus.

Der Dichter ging nach Paris, wo damals unter Louis Philipp sich ein reiches litterarisches Leben entfaltete, das auch bereits verschiedene Deutsche, wie Heine, Ruge, Gutzkow, Börne u. a., angezogen hatte, doch vermochte er nicht, den reichen Nutzen, wie jene, aus dem dortigen Aufenthalte zu ziehen; er war weder der französischen Sprache mächtig, noch besaß er die nötige Tournüre für den gesellschaftlichen Umgang und mußte daher gerade derjenigen Sphäre fern bleiben, in der er sein Urteil hätte bilden und seinen Geschmack läutern können. Bald saß er wieder einsam für sich, wie ehedem in Hamburg, seinen sozialen Problemen nachgrübelnd. Jetzt ist es die bürgerliche Ehre, die ihn beschäftigt; auf seinem Krankenlager in Kopenhagen war ihm ein Vorfall in seiner Erinnerung aufgetaucht, der sich während seines Münchener Aufenthaltes in der Familie seines Hauswirtes, eines wackeren Schreinermeisters, zugetragen, und er sucht nun in seinem Drama „Maria Magdalena" (1843) nachzuweisen, daß die jetzigen landläufigen Begriffe von Ehre, bei denen der Schein der Außenwelt gegenüber weit höher geschätzt wird, als die Achtung, die wir vor uns selbst im eigenen Herzen tragen, die Menschen unwahr mache und zu Handlungen veranlasse, die in grellem Gegensatze zu ihren Empfindungen stehen. Daraus müsse dann eine Menge der schwersten Konflikte erwachsen, in denen nicht selten das ganze Glück der Menschen zertrümmert, im günstigsten Falle die Ruhe und Zufriedenheit vernichtet werde. Bei der Schärfe, mit der nun aber der Dichter in seinen Beweisen vorgeht, begnügt er sich nicht damit, an einem Beispiele die Richtigkeit seiner Ansicht nachzuweisen, nein, er kommt gleich mit einer ganzen Reihe der verschiedenartigsten, von denen einer immer packender überzeugt, wie der andere. Da ist Leonhard, der seine verführte Braut verläßt, um schneller auf der Staffel der Ehre emporzusteigen, rascher Karriere zu machen, die Braut Klara selbst, die sich ihrem Verlobten zum Beweise ergab, daß sie den Jugendgespielen nicht liebe, und nun den Verlust ihrer Ehre nicht ertragen kann, der Vater der Verführten, der Meister Anton, der in krankhafter Verdüsterung mit peinlichster Sorge auf die Ehre des Hauses hält, der Sohn Karl, dem der Vater grollt, weil er immer „hoch hinaus" will, der Jugendgespiele, der die Ehre durch das Duell wieder herstellen will — wir werden von Entsetzen erfüllt über die Tyrannei, die unser moderner Ehrbegriff auf unser ganzes gesellschaftliches Leben ausübt; das Drama erhebt uns nicht mehr, es schmettert uns nieder, und damit verfehlt es seine poetische Mission. Im übrigen ist es ein Meisterwerk. Der Bau der Handlung ist gefügt und verschränkt, wie das bestgezimmerte Haus; auf die überaus klare Exposition folgt eine bis ins kleinste scharf motivierte Verwickelung, aus der die Katastrophe mit ganz unbezweifelbarer Naturnotwendigkeit hervorgeht. Und die Charakteristik läßt auch nicht einen einzigen Strich von Wichtigkeit vermissen, nur sehen wir oft all zu scharf in die Herzen und Köpfe der Personen hinein, ja, wir durchschauen sie mit verletzender Deut-

lichkeit, und darüber verlieren wir unser Mitgefühl für sie. Dennoch erzielte das Stück bei seinem Erscheinen auf der Bühne einen außerordentlichen Erfolg, besonders in Leipzig, wo die Hauptpartieen in den Händen von Heinrich Marr, Joseph Wagner und Bertha Unzelmann lagen. „Aus dem gesamten Sachsenlande, sogar aus Berlin reisten Zuschauer zu," berichtet Dingelstedt (Litt. Bilderbuch. Berl. 1878. S. 214), „und die Presse loderte in einer Polemik für und wider das Stück auf, an welcher sich Federn wie Vischers und Ruges beteiligten."

Der Ruf Hebbels war nun begründet; seine Dramen konnten wohl noch befehdet, aber nicht mehr totgeschwiegen werden. Der Dichter wandte sich jetzt, im Herbste 1844, von Paris nach Italien; aber wie die Stadt der feinen Bildung und des Esprits, so konnte ihm auch das Land der Kunst nur wenig sein; er besaß weder historischen Sinn, noch Verständnis für die plastischen Meisterwerke der antiken Welt und wandte daher sein Interesse in Rom wie in Neapel vorwiegend den sozialen Mißständen zu, der Camorra und Maffia. Die beiden Dramen, die aus diesem Studium hervorgingen, sind „Ein Trauerspiel in Sizilien" (1846) und „Julia" (1847), wenig anmutende Schöpfungen, die für die Entwickelungsgeschichte des Dichters nicht weiter in Betracht gezogen werden brauchen. Nachdem das Stipendium aufgezehrt war, wandte sich Hebbel über Triest wieder der Heimat zu, nahm aber seinen Rückweg über Wien und blieb nun dort unerwartet erst Wochen, dann Monate und schließlich sein ganzes ferneres Leben hindurch. Denn bald nach seiner Ankunft lernte er die Heldin des Hofburgtheaters, Christine Enghaus, kennen und fühlte sich zu dieser geistvollen Künstlerin der Art hingezogen, daß er sich um ihre Hand bewarb und sie 1846 als seine Gattin heimführte. Damit trat eine große Wendung in seinem Leben ein; Christine besaß einen überaus feinfühligen Geist, hatte außerdem einen ähnlichen Bildungsgang wie er durchgemacht und verstand es infolgedessen besser, als jeder noch so hochgelehrte Professor der Ästhetik, dem Dichter nach und nach in der seinem Naturell und seiner Bildung entsprechenden Weise das rechte Gefühl für Maß und Schönheit einzuflößen und ihn dadurch der vollendeten Meisterschaft zuzuführen. Die günstige Wirkung zeigte sich bereits bei seinem nächsten Werke, „Herodes und Marianne" (1847—48), einer Tragödie der Eifersucht, die nur leider an einem schweren Kompositionsfehler krankt, der Tragödie „Agnes Bernauer" (1851), der es jedoch an einem wirkungsvollen Schlusse mangelt, und der Tragödie „Gyges und sein Ring" (1854), einer Glorifizierung des weiblichen Schamgefühls, in der aber die rein orientalische Grundanschauung, von der das Stück getragen wird, nicht das tiefe Interesse erwecken kann, welches das Trauerspiel verlangt; ganz voll und schön trat der günstige Einfluß aber erst in der Trilogie „Die Nibelungen" (1856—1862) in die Erscheinung, die leider das letzte Werk des Dichters geblieben ist.

Der Hauptzweck bei der Bearbeitung des gigantischen Stoffes war dem Dichter der, „den dramatischen Schatz des Nibelungenliedes für die reale Bühne flüssig zu machen, nicht aber den poetisch-mystischen Gehalt des altnordischen Sagenkreises, dem es angehört, zu ergründen, oder gar irgend ein modernes Lebensproblem zu illustrieren". Infolgedessen unternahm er es, die ganze lange Kette der Handlung des gewaltigen Epos zur Darstellung zu bringen und entfaltete dabei ein Geschick, das uns mit der größten Bewunderung für seine dramatische Begabung erfüllt. Keine einzige wesentliche Begebenheit ist in Wegfall gekommen, einzelne Scenen, zwischen denen im Heldengedichte mehrere Jahre liegen, wie z. B. zwischen der Trauung Kriemhilds und ihrem Streite mit Brunhild, sind mit sicherer Hand zusammengerückt, und diejenigen Vorgänge, welche, wenn auf der Bühne dargestellt, das Publikum verletzen würden, wie z. B. die Bändigung Brunhilds, taktvoll abgeändert, ohne daß die Dichtung eine Einbuße erlitten hätte. Der Schluß endlich baut sich auf wie ein gewaltiges Weltgericht, unter dem die düstere Heidenzeit für immer versinkt, während das Morgenrot einer neuen Kulturepoche bereits am Horizonte emporsteigt. Aus der Menge der Figuren treten Kriemhild und Hagen am weitesten in den Vordergrund und haben sich auch offenbar der größten Liebe und Sorgfalt des Dichters zu erfreuen gehabt. Die Wandelung der beim Beginn der Trilogie mit allen Reizen jungfräulicher Anmut angethanen burgundischen Königstochter zum selbstbewußten Weibe und schließlich zur rasenden Furie erfolgt mit innerer Notwendigkeit, und das Emporwachsen ihres Gegners, des Recken Hagen, der anfangs nicht viel mehr als ein schlauer, neidischer Ränkeschmied ist, zum gewaltigen dämonischen Riesen vollzieht sich mit der ganzen Wahrheit einer echt poetischen Schöpfung. Wir teilen unten die fünfte bis siebente Scene aus dem ersten Akte der dritten Abteilung mit und fügen zum besseren Verständnis derselben hinzu, daß Markgraf Rüdeger an den Königshof von Worms gekommen ist, um im Auftrage seines Herrn, des Königs Etzel, um die Hand Kriemhilds zu werben. Die Brüder sind denn auch dafür, daß sich die Schwester wieder vermähle, und schicken die greise Mutter Ute zu ihr, damit diese ihre Tochter für das Projekt gewinne. Ute wagt sich jedoch vor der noch immer leidenschaftlich um Siegfried Trauernden nicht mit der Sprache heraus, und so müssen die Brüder, als sie kommen, um sich Antwort zu holen, Kriemhild erst selbst von der Werbung in Kenntnis setzen. Damit beginnt die siebente Scene. Kriemhild weigert sich nun zunächst, der Werbung Gehör zu schenken, willigt aber schließlich doch in dieselbe ein, um dann an dem Mörder Siegfrieds sowohl, wie an allen, die mit an dem Tode des geliebten Mannes schuld sind, furchtbar Rache nehmen zu können.

Den Weg zu den Bühnen fand die Trilogie nur sehr schwer, kam sie doch selbst in Wien erst im September 1871 zur ersten vollständigen Aufführung; dagegen wurde ihr bereits 1863 der große Schillerpreis zu teil. Leider lag

der Dichter, als die frohe Kunde davon bei ihm eintraf, bereits auf dem Sterbebette; die großen Entbehrungen seiner Kindheit und Jugend hatten eine Knochenerweichung nach sich gezogen, der er am 13. Dezember 1863 erlag. Und so müssen wir mit Dingelstedt klagen: „Während so mancher Dichter sich überlebt, hat Hebbel sich nicht ausgelebt. Ein drittes Jahrzehnt ruhigen, reifen, reinen Schaffens, o wie sehr wäre es dem Dichter zu gönnen gewesen, dem Theater zu statten gekommen!“ Die „Sämtlichen Werke“ Hebbels, herausgegeben von Emil Kuh, erschienen in 12 Bänden zu Hamburg 1865 bis 1868; und neuerdings wurden von Felix Bamberg noch „Friedrich Hebbels Tagebücher“ (Berl. 1884) veröffentlicht, die eine große Menge von charakteristischen Aussprüchen des Dichters enthalten.

Aus „Die Nibelungen.“

Dritte Abteilung. Kriemhilds Rache. Trauerspiel in fünf Akten.

Erster Akt. Fünfte Scene. Kriemhilds Kemenate.

(Kriemhild und Ute im Gespräch; Giselher und Gerenot treten ein.)

Gerenot: Nun, Mutter, nun?
Ute: Ich sprach noch nicht davon.
Giselher: So sprechen wir.
Kriemhild: Was ist denn für ein Tag,
Daß alle meine Sippen sich so sammeln?
Treibt Ihr den Tod aus?
Ger.: Das ist längst geschehn!
Man spart ja schon auf das Johannisfeuer
Und steckt den Lauch mit nächstem an den Balken:
Entfiel dir der Kalender denn so ganz?
Kr.: Seit mir die Kuchen nicht so viel mehr sind,
Vergess' ich jedes Fest. Seid Ihr dafür
Nur um so fröhlicher.
Ger.: Das sind wir nicht,
So lange du die schwarzen Kleider trägst,
Auch kommen wir, um sie dir abzureißen,
Denn —

(Zu Ute.)

Mutter, nein, es ist doch besser, du!
Kr: Was giebt's, daß dieser sich so plötzlich wendet?
U.: Mein Kind, wenn du noch einmal so, wie einst,
An meiner Brust dein Haupt verbergen wolltest —
Kr.: Gott spare dir und mir den bitt'ren Tag,
An welchem das noch einmal nötig wird!
Vergaßest du?
Ger.: Ach davon heute nichts!
U.: Ich dachte an die Kinderzeit.
Gis.: Ihr könnt
Nicht fertig werden. Nun, ich half Euch oft
Und will Euch wieder helfen, ob Ihr mich
Nun tadelt oder lobt.

(Zu Kriemhild.)

Vernahmst du nicht
Die schallenden Trompeten und den Lärm
Der Waffen und der Pferde? Das bedeutet:
Ein edler König wirbt um deine Hand.
U.: So ist's.
Kr.: Und meine Mutter hält für nötig,
Es mir zu melden? Hätt' ich doch gedacht,
Die stumpfste Magd, die uns im Stalle dient,
Wär' Weib genug, das Nein für mich zu sagen:
Wie ist es möglich, daß du fragen kannst!
U.: Sie bieten's dir.
Kr.: Zum Hohn.
U.: Ich werde doch
Nicht ihres Hohnes Botin sein?
Kr.: Dich kann
Ich eben nicht versteh'n.

(Zu den Brüdern.)
Ihr seid zu jung,
Ihr wißt nicht, was ihr thut, euch will ich mahnen,
Wenn eure Stunde auch geschlagen hat.
(Zu Ute.)
Doch du — ich sollte meinen edlen Siegfried
Im Tode noch verleugnen? Diese Hand,
Die er durch seinen letzten Druck geheiligt,
In eine and're legen? Diese Lippen,
Die, seit er hin ist, nur den Sarg noch küßten,
In dem er ruht, beflecken? Nicht genug,
Daß ich ihm keine Sühne schaffen kann,
Sollt' ich ihn auch noch um sein Recht verkürzen
Und sein Gedächtnis trüben? Denn man mißt
Die Toten nach dem Schmerz der Lebenden,
Und wenn die Witwe freit, so denkt die Welt:
Sie ist das letzte unter allen Weibern,
Oder sie hat den letzten Mann gehabt.
Wie kannst du's glauben!

U.: Ob du's nun verschmähst,
Ob du es annimmst! immer zeigt es dir,
Daß deine Brüder dir's von Herzen gönnen,
Wenn du noch irgend Freude finden kannst.

Gis.: Ja, Schwester, das ist wahr. Auch gilt's so gut
Vom König, wie von uns. Hätt'st du gehört,
Wie er den Tronjer schalt, als dieser sich
Dagegen stemmte, und wie unbekümmert
Um seinen Rat er that, was ihm gefiel,
Du würdest ihm von Herzen jetzt verzeih'n,
Wie du ihm mit dem Munde längst verziehst.

Kr.: So riet der Tronjer ab?

Gis.: Wohl riet er ab.

Kr.: Er fürchtet sich.

U.: Er thut es wirklich, Kind.

Ger.: Er glaubt, du könnest Etzel, denn kein and'rer,
Als Etzel ist's, mit allen seinen Hunnen
Auf die Burgunder hetzen.

U.: Denke dir!

Kr.: Er weiß, was er verdient.

Ger.: Doch weiß er nicht,
Daß er in unsr'er Mitte sicher ist,
Wie einer von uns selbst!

Kr.: Er mag sich wohl
Erinnern, wie es einem Bessern ging,
Der auch in eurer Mitte war.

U.: O Gott,
Hätt' ich's geahnt!

Ger.: Und wären wir nicht alle
So jung gewesen!

Kr.: Ja, ihr wart zu jung,
Um mich zu schützen, aber alt genug,
Den Mörder zu beschirmen, als ihn Himmel
Und Erde zugleich verklagten.

U.: Sprich nicht so.
Du hast den Tronjer ganz wie sie geehrt
Und auch geliebt! Wenn dich als Kind im Traum
Das wilde Einhorn jagte oder auch
Der Vogel Greif erschreckte, war es nicht
Dein Vater, der das Ungetüm erlegte!
Du sprangst dem Ohm des Morgens an den Hals
Und dankteſt ihm für Thaten, die er selbst
Nicht kannte, durch den ersten Kuß.

Gis.: Ja, ja!
Und wenn die alten Knechte uns im Stall
Vom Donn'rer Thor erzählten, daß wir glaubten,
Er bräue selbst beim falben Schein der Blitze
Durchs Bodenloch hinein, so sah er aus,
Wie Hagen, wenn er seine Lanze wirft.

Ger.: Laß, ich beschwör' dich, was vergangen ist,
Doch endlich auch einmal vergessen sein.
Du hast genug geklagt um deinen Helden,
Und hätt'st du dir im ersten Schmerz gelobt,
Jedweder seiner edlen Eigenschaften
Ein ganzes volles Thränenjahr zu widmen,
Du wärst herum und deines Eides quitt.
Nun trockne dir denn auch die Augen ab
Und brauche sie zum Sehen, statt zum Weinen.
Herr Etzel ist des ersten Blicks schon wert!
Den Toten kann dir keiner wiedergeben,
Hier ist der Beste aller Lebenden.

Kr.: Ihr wißt, ich will nur eins noch auf der Welt,
Und nimmer laß ich ab, es zu verlangen,
Bis ich den letzten Odemzug gethan.

Sechste Scene.

(Gunther tritt ein.)

Gunther: (Zu den Brüdern.) Wie steht's?

Kr.: (Kniet vor ihm nieder.) Mein Herr, mein Bruder und mein König,
Ich bitte dich in Demut um Gehör.

G.: Was soll das heißen?

Kr.: Wenn du wirklich heut',
Wie man mir sagte, dich zum erstenmal
Als Herrn erwiesen hast —

G.: Zum erstenmal!

Kr.. Wenn du die Krone und den Purpur nicht
Zum bloßen Staat mehr trägst, und Schwert und Scepter
Zum Spott —

G.: Du redest scharf.

Kr.: Das wollt' ich nicht,
Doch wenn's so ist, und wenn auf deine Krönung
Die Thronbesteigung endlich folgen soll —

G.: Nimm's immer an.

Kr.: Dann ist ein großer Tag
Für die gekommen, welche schweres Unrecht
Erlitten haben und als Königin
Von allen, welche Leid im Lande tragen,
Bin ich die erste, die vor dir erscheint
Und Klage über Hagen Tronje ruft.

G. (stampft): Noch immer fort!

Kr. (erhebt sich langsam): Der Rabe, der im Wald
Den öden Platz umflattert, wo's geschah,
Hört nimmer auf zu kreisen und zu krächzen,
Bis er den Rächer aus dem Schlaf geweckt.
Wenn er das Blut der Unschuld fließen sah,
So findet er die Ruh' nicht eher wieder,
Bis das des Mörders auch geflossen ist.
Soll mich ein Tier beschämen, das nicht weiß,
Warum es schreit, und dennoch lieber hungert,
Als seine Pflicht versäumt? Mein Herr und König,
Ich rufe Klage über Hagen Tronje,
Und Klage werd' ich rufen bis zum Tod.

G.: Das ist umsonst!

Kr.: Entscheide nicht so rasch!
Wenn du denn auch mit deiner armen Schwester
Und ihrem Jammer schneller fertig wirst,
Wie sie in bess'rer Zeit mit deiner Hand,
Als sie der wüt'ge Hirsch dir aufgeschlitzt;
Wenn du dem Schmerz, der ruhig sagen kann:
Ist meinesgleichen irgend noch auf Erden,
So will ich lachen und mich selbst verspotten
Und alle segnen, die ich sonst verflucht!
Wenn du ihm kalt den kleinsten Trost verweigerst
Und ihn von hinnen schreckst mit finstern Brauen!
Erwäg' es doch und nimm dein Wort zurück.
Ich bin's ja nicht allein, die Klage ruft,
Es ruft das ganze Land mit mir, das Kind
Braucht seinen ersten Odemzug dazu,
Der Greis den letzten, Bräutigam und Braut
Den köstlichsten, du wirst es schaudernd seh'n,
Wenn dir's gefällt, sie vor den Thron zu laden,
Daß jedes Alter, jeder Stand erscheint,
Denn, wie die brechend schwere Donnerwolke,
Hängt diese Blutschuld über ihnen allen
Und dräut mit jedem Augenblicke mehr.
Die schwangern Weiber zittern, zu gebären,
Weil sie nicht wissen, ob kein Ungeheuer
In ihrem Mutterschoß herangereift,
Und daß uns Sonn' und Mond noch immer leuchten,
Gilt manchem schon als Wunder der Natur,
Wenn du dein königliches Amt versäumst,
So könnten sie zur Eigenhilfe greifen,
Wie's nicht geschah, bevor's noch Kön'ge gab,

Und wenn sich alle wild zusammen rotten,
So dürften sie, da du nun einmal fürchtest,
Noch fürchterlicher als der Tronjer sein!
G.: Sie mögen's thun!
Kr.: Du sprichst, als zeigt' ich dir
Einen Rock mit trock'nem Blut, als hättest du
Den Helden nie gesehn, in dessen Adern
Es kreiste, seine Stimme nie gehört,
Noch seiner Hände warmen Druck gefühlt.
Kann das denn sein? So färbe du, o Erde,
Dich überall, wie dich der grause Mord
Bei den Burgundern färbte! Tauche dich
In dunkles Rot! Wirf's ab, das grüne Kleid
Der Hoffnung und der Freude! Mahne alles,
Was lebt, an diese namenlose That,
Und bringe, da man mir die Sühne weigert,
Sie vor das ganze menschliche Geschlecht.
G.: Genug! Ich kam in einer Absicht her,
Die Dank verdient.
(Zu Ute.)
Hast du mit ihr gesprochen?
(Auf ein bejahendes Zeichen Utes.)
Gut! Gut! — Ich will dich nicht um Antwort fragen,
Der Bote mag sie selbst entgegen nehmen,
Damit er sieht, daß du dich frei bestimmst.
Ich hoffe, du gestattest ihm Gehör,
Es ist der alte Markgraf Rüdeger,
Die Sitte will es, und er bittet drum.
Kr.: Der Markgraf Rüdeger ist mir willkommen.
G.: So send' ich ihn.
(Zu Ute und den Brüdern.)
Laßt ihr sie auch allein!
(Alle ab.)

Siebente Scene.

Kr.: Er fürchtet sich! Er fürchtet Hagen Tronje,
Und Hagen Tronje, hör' ich, fürchtet mich! —
Du könntest Grund erhalten! Mag die Welt
Mich anfangs schmähn, sie soll mich wieder loben,
Wenn sie das Ende dieser Dinge sieht!

Eine ähnliche urkräftige Genialität, wie in Hebbel, offenbart sich auch in Friedrich Roeber und Robert Griepenkerl; beide Dramatiker drangen aber über das litterarische Publikum nicht weit hinaus, der erstere, weil er es meist verschmähte, seine Stücke bühnengerecht aufzubauen, der letztere, weil es ihm an tieferem Ernst, an strengem Fleiß mangelte. **Friedrich Roeber** (geb. 1819) trat zuerst mit einem Bande „Dramatische Werke" (Elberfeld 1851) hervor, welcher die Tragödien „Kaiser Heinrich IV.", „Tristan und Isolde" und „Appius Claudius" enthielt, sodann gab er die Dramen „Sophonisbe" (1862 in der D. Schaubühne), „Das Märchen von König Drosselbart" (Iserl. 1881) und „Kaiser Friedrich der Zweite" (Ebd. 1883), sowie Neubearbeitungen von „Sophonisbe" (Ebd. 1884) und Tristan und Isolde" (Ebd. 1885) heraus. Gleich in seinen Erstlingswerken bekundete Roeber ein außerordentliches Talent für die scharfe und lebensvolle Zeichnung der Charaktere, während er die Erfordernisse der Bühne meist ganz außer acht ließ; später strebte er nach einer abgerundeteren Form und festeren Geschlossenheit und erreichte diese hauptsächlich in der Hohenstaufentragödie „Kaiser Friedrich der Zweite". Das Drama wird von einem großen Gedanken getragen, der geniale Kaiser steht mit seinem Kanzler Pier delle Vigne fort und

fort kunstgerecht im Mittelpunkte einer energisch fortschreitenden Handlung, das bunte und effektvolle Detail ist sorgfältig abgestuft und dient überall nur dazu, dem Helden das nötige Relief und dem ganzen Stücke das charakteristische Kolorit zu geben, und der Ton des Dramas erhält sich mit seiner Frische und seiner schlagenden Kraft bis zum Schluß auf der Höhe. Neben diesen Dramen gab Roeber noch unter dem Titel „Marionetten" (Iserl. 1884) eine im Tieckschen Geschmacke geschriebene, in hohem Grade geistvolle Novelle und einen Band lyrischer und epischer Gedichte (Berl. 1878) heraus. Bei **Robert Griepenkerl** (1810—1868) ist es zu einer Klärung des brausenden Mostes nicht gekommen, und daher ist seine erste Tragödie, „Maximilian Robespierre" (Bremen 1851), auch seine beste geblieben. Die eminente Begabung des Dichters zeigt sich besonders in der Charakteristik von Robespierre und Danton und in dem gigantischen Kampfe, der sich zwischen diesen beiden Haupthelden der Revolution entspinnt; im übrigen fehlt es dem Drama an Einheit. Die weiteren Stücke Griepenkerls sind „Die Girondisten", „Ideal und Welt", „Anna von Walseck", „Auf der hohen Rast" und „Auf St. Helena" *).

Noch härter als mit Hebbel verfuhr das Schicksal mit **Otto Ludwig**; es fesselte ihn über 25 Jahre auf das Siechbett und hinderte infolgedessen die Entfaltung seines reichen Talentes fast gänzlich. Wir besitzen daher außer einigen Fragmenten und einigen Erzählungen nur zwei Dramen von ihm, den „Erbförster" und die „Makkabäer". Wie in der Hebbelschen Tragödie „Maria Magdalena", ist auch im „Erbförster" die treibende Kraft das Ehr- und Rechtsgefühl. Der Förster Ulrich entzweit sich mit seinem Herrn, dem Gutsbesitzer Stein, nachdem er Jahrzehnte hindurch mit demselben in enger Freundschaft gelebt, weil er das von Stein befohlene „Durchforsten" des Waldes für schädlich hält und nicht ausführen will. Darauf entsetzt ihn Stein seines Amtes. Das ist aber die größte Schande, die dem pflichttreuen Ulrich widerfahren kann; bereits Vater, Großvater, Urgroßvater haben den Försterposten inne gehabt; man nennt ihn sogar den Erbförster, weil man allgemein die Ansicht hegt, nur *seine* Familie habe, durch alte Sitte geheiligt, ein Recht auf diese Stelle. Er weigert sich daher zurückzutreten. Er sagt sich, wenn er Staatsdiener wäre, würde er nicht so ohne weiteres entlassen werden können; es könne aber doch nicht zweierlei Recht geben; was für den Staatsdiener, müsse doch auch für den Privatdiener entscheidend sein. Rechtsfreunde erklären ihm jedoch, daß er kein Recht mehr auf die Försterstelle habe, sobald sie ihm der Herr kündige. Das verwirrt sein ruhiges Urteil; er meint, es könne unmöglich durch die Willkür eines Einzelnen die Ehre eines Mannes vernichtet werden; daß der Versuch hierzu von seinem ehemaligen Freunde gemacht wird, versetzt ihn in noch tiefere Aufregung

*) Vergl. Otto Sievers, Robert Griepenkerl. Wolfenb. 1879.

und verdüstert ihm seinen freien Blick noch mehr. Er beschließt, alles daranzusetzen, die Schande von sich abzuwälzen und, da ihm die Welt das Recht verweigert, sein eigener Richter zu sein, nach den Worten der Schrift, die da Zahn um Zahn, Auge um Auge fordert. Dadurch verläßt er aber den Rechtsboden nun vollständig, und die Leidenschaft wird zur blinden Halsstarrigkeit, in der er zu Grunde geht. Leider ist dem Dichter der Aufbau der zweiten Hälfte des Dramas nicht so wohl gelungen, wie der des ersten; während er in den ersten Akten meisterhaft entwickelt, wie mit Hilfe des öffentlichen Rechtes einem ehrenhaften Manne aufs bitterste unrecht gethan wird, vermag er in den letzten nicht überzeugend genug darzulegen, daß trotz des Unrechts, welches der einzelnen Person unter Umständen durch das öffentliche Recht zugefügt werden kann, diese nicht befugt sei, sich gegen die Schranken, welche die menschliche Gesellschaft gezogen, aufzulehnen. Der Dichter bedarf des Irrtums und des Zufalls, um zur Katastrophe zu kommen, und der Zuschauer vermag zuletzt die Grundidee des Dichters gar nicht mehr zu erkennen, sondern wird nur von Grausen und Entsetzen erfüllt. Das Drama ist infolgedessen kein wirklich vollendetes Kunstwerk, aber dennoch eine Dichtung mit vielen hochpoetischen Schönheiten. Verschiedene Situationsgemälde und Schilderungen von Seelenstimmungen sind mit genialer Meisterschaft entworfen, der Seelenkampf der Tochter, in welchem die Liebe zum Vater und die Liebe zum Verlobten mit einander ringen, bis die erstere den Sieg davonträgt, wirkt tief erschütternd, und die Gewitteratmosphäre der beiden letzten Akte ist mit der ganzen Kunst eines echten Dramatikers zur Anschauung gebracht. Ganz anders würden freilich die poetischen Schönheiten noch zur Geltung kommen, stünden sie unter dem magischen Zauber einer künstlerisch komponierten Handlung. Noch mangelhafter ist die Handlung in den „Makkabäern" aufgebaut, bei denen es vollständig an Einheit und dramatischer Steigerung fehlt. Das Hauptinteresse wendet sich bald Judah, dem Feldherrn der Juden, bald Lea, seiner Mutter, zu, und die einzelnen Begebenheiten des langen Freiheitskampfes reihen sich aneinander, ohne auf eine den Regeln der dramatischen Kunst entsprechende Katastrophe abzuzielen. Dagegen ist der Ton der Tragödie weit gewaltiger, als im „Erbförster", und der Opfermut der Juden in erschütternder Großartigkeit zur Anschauung gebracht. Freilich ist dabei auch manche Scene von wüster Gräßlichkeit verwendet worden. Die beiden Tragödien erschienen zuerst unter dem Titel „Dramatische Werke" in 2 Bänden zu Leipzig 1853—54. Von den Erzählungen Ludwigs ist besonders „Zwischen Himmel und Erde" (Frankf. 1856, 5. Aufl. Berl. 1881) hervorzuheben, ein Seelengemälde von feinster Ausführung, über dem jedoch die beklemmende Luft krankhafter Verstimmung liegt. Das Leben Otto Ludwigs verlief außerordentlich einfach. Er wurde am 11. Februar 1813 zu Eisfeld im Herzogtum Sachsen-Meiningen geboren, wuchs in seiner Begabung wenig günstigen Familienverhält-

nissen auf, ging, da er viel Talent für Musik besaß, 1839 mit einer Geldunterstützung des Herzogs zu weiterer Ausbildung nach Leipzig, mußte aber bald wegen nervöser Überreiztheit das Studium der Musik aufgeben und lebte nun, fortwährend krank und bloß auf den Umgang weniger Freunde, vornehmlich Auerbachs, Freytags und Waldmüllers, angewiesen, nur noch litterarischen Arbeiten, zuerst in Meißen, von 1852 ab in Dresden, wo er am 25. Februar 1865 starb. Die „Gesammelten Werke" des Dichters kamen 1870 zu Berlin in 4 Bänden heraus, eine neue Ausgabe mit einer Einleitung von Gustav Freytag erschien 1883; außerdem wurden noch von Mor. Heydrich zwei Bände „Nachlaßschriften" (Halle 1873) veröffentlicht, von denen der erstere Skizzen und Fragmente, der andere wertvolle Shakespeare-Studien enthält.

Weit glücklicher in jeder Hinsicht, als Hebbel und Ludwig, war **Friedrich Halm** (Freiherr von Münch-Bellinghausen) *), der, in wohlgeordneten Familienverhältnissen aufgewachsen und von einem geistvollen Lehrer, Michael Enk von der Burg, umsichtig ausgebildet, bereits mit seinem Erstlingswerke „Griseldis" einen großen Erfolg errang, sich durch weitere Schöpfungen den Beifall zu erhalten wußte und dadurch auch zu Lebensstellungen gelangte, die seinen Wünschen und Bestrebungen entsprachen. Er wurde am 2. April 1806 zu Krakau geboren, studierte in Wien die Rechtswissenschaft, trat sodann in die Beamtenlaufbahn ein, erhielt 1845 die Stelle eines ersten Kustos an der Hofbibliothek, einen Posten, um den sich Grillparzer vergebens beworben hatte, und wurde 1867 mit dem Titel eines Generalintendanten zum Oberleiter der beiden Wiener kaiserlichen Theater ernannt, was Laube veranlaßte, vom Direktorium des Hofburgtheaters zurückzutreten. Bereits 1870 resignierte er jedoch auf seine neue Stelle, da sie ihm nichts als bittere Stunden eingebracht, und starb am 22. Mai 1871.

In „Griseldis" (Wien 1837) will der Dichter eine Verherrlichung der weiblichen Liebe geben, will zeigen, daß das liebende Weib zu allen, auch den schwersten Opfern fähig ist, nur darf dabei nicht an die heiligsten Gefühle selbst getastet werden. Griseldis läßt sich, weil ihr Gemahl Percival es so verlangt, von ihrem Kinde trennen; sie trägt es in Ergebung, daß sie Percival verstößt, ja sie nimmt diesen liebevoll auf, als er, von Feinden verfolgt, zu ihr in den Wald flieht, und ist sogar bereit, ihr Leben für ihn zu lassen, wendet sich aber für immer von ihm ab, als sie erfährt, daß er mit ihrer Liebe nur ein herzloses Spiel getrieben, daß sie alle Prüfungen und Herzensqualen nur einer frivolen Wette wegen bestehen mußte. Der Gesamteindruck des Dramas kann daher kein erquickender sein; das liebende Weib leidet um eines Unwürdigen willen und erregt infolgedessen nur unser tiefes Mitleid. Und die

*) Vergl. K. Tomaschek, Friedrich Halm und Franz Grillparzer. Zwei Nekrologe, Wien 1872, und J. Simani, Gedenkblätter an Friedrich Halm. Prag 1873.

Frauenwelt kann in Griseldis kein Vorbild zur Nacheiferung erblicken, sondern weit eher eine Warnung. Das Motiv für die Prüfungen der Griseldis ist also vom Dichter für seinen Zweck falsch gewählt worden. Dennoch erzielt das Stück stets einen günstigen Erfolg, weil die Handlung musterhaft aufgebaut ist und durch eine glänzende und gedankenreiche Sprache belebt wird.

Von den übrigen Dramen Halms machten besonders „Der Sohn der Wildnis" (Wien 1842), „Der Fechter von Ravenna" (Wien 1857) und „Wildfeuer" (Wien 1864) Glück. „Der Fechter von Ravenna" ist davon das gehaltreichste, ja es ist überhaupt das bedeutendste Werk, welches Halm geschaffen. Der Dichter stellt darin, indem er uns in die Zeit des Kaisers Caligula zurückführt, das bereits durch alle Laster sich entnervende Romanentum dem, wenn auch noch vielfach gehemmten, aber durch seine kernige Gesundheit an Leib und Seele alle Garantieen für eine große Zukunft in sich tragenden, Germanentum gegenüber. Doch führt er seine Grundidee nicht nach allen Seiten hin konsequent durch, denn den Thumelicus, den Sohn des Hermann und der Thusnelda, den Fechter von Ravenna, zeigt er uns so vollständig romanisiert, daß ihn selbst die Aussicht, unter seinem Volke ein mächtiger Fürst zu werden, nicht veranlassen kann, aus der Knechtschaft in die Heimat zu fliehen, daß es ihn verlockender dünkt, in der Arena als Gladiator um den Beifall der Menge zu werben, als mit dem Schwerte des Vaters an Weser und Main den Feinden Germaniens die Wege zu weisen. Ein solcher Abtrünniger und Verlorener kann kein Interesse mehr erwecken, er kann nur verletzen, und der Dichter stört mit ihm die Harmonie seines Dramas. Das ist um so mehr zu bedauern, als die übrigen Personen den Grundgedanken in vorzüglicher Weise illustrieren, zunächst Thusnelda, die eigentliche Trägerin des Stücks, eine Germanenfürstin voll Hoheit und Vaterlandsliebe, die selbst eine lange Gefangenschaft nicht zu beugen vermochte, und dann der halb wahnsinnige Cäsar Caligula, der, von Gewissensbissen gefoltert und abgestumpft gegen alle edleren Regungen des Herzens, nur noch in den blutigen Schauspielen des Zirkus eine leichte Zerstreuung findet. Der Bau des Stückes ist wieder vortrefflich, alle Scenen entwickeln sich klar und bühnengerecht, und die Spannung wächst bis zur Mitte des 4. Aktes ununterbrochen. Die verdienten Lorbeeren wurden dem Dichter lange Zeit vorenthalten; ein bayrischer Schullehrer, Franz Bacherl, behauptete, das Stück sei ein Plagiat, eine Umarbeitung seines Dramas „Die Cherusker in Rom", das er seiner Zeit zu einer Konkurrenz an Laube nach Wien geschickt, und wo Halm nun wahrscheinlich Einsicht in dasselbe genommen habe. Als jedoch endlich die Bacherlsche Arbeit 1856 erschien, zeigte es sich, daß die edle Dichtung Halms nichts weiter mit ihr gemein hatte, als den Stoff. „Der Sohn der Wildnis" ist eine neue Variation über das alte Thema, daß die Wilden oft bessere Menschen sind, als die kultivierten, daß die feine Bildung allein noch nicht gut und edel macht;

aber sie wird mit vielem Geschmack und lyrischem Schwunge vorgetragen und ist daher zu einem beliebten Repertoirestücke geworden. Dem „Wildfeuer" liegt der barocke Einfall zu Grunde, in einem als Knaben erzogenen Mädchen das Erwachen der jungfräulichen Liebe zu schildern, ein für die große Menge schon deshalb interessanter Vorwurf, weil dabei einer gewandten Schauspielerin Gelegenheit geboten ist, in der Darstellung der Zwitternatur des wilden jungen Grafen René ihr ganzes schauspielerisches Geschick zu entfalten. Das Stück erzielte daher an allen bessern Theatern sehr günstige Resultate; irgend welchen höheren Kunstwert besitzt es nicht. Von Halms „Werken" erschienen Band 1—8 zu Wien 1856—64, Band 9—12, als Nachlaß herausgegeben von Faust Pachler und Emil Kuh, ebenda 1872.

Hebbel, Ludwig und Halm waren fast ausschließlich bemüht, die Tragödie und das Schauspiel zu pflegen, **Eduard von Bauernfeld**, den wir jetzt noch, als den letzten der bedeutenderen Dramatiker dieses Abschnitts, zu betrachten haben, unternahm es, das Lustspiel zu fördern. Die heitere Muse hat sich den deutschen Bühnenschriftstellern von jeher nur selten gewogen gezeigt; den meisten, die um ihre Gunst warben, fehlte es an der nötigen Beweglichkeit, an der geschickten Art, sich zu benehmen. Aber bei keiner andern Gattung des Dramas spielt die äußere Form eine so wichtige Rolle, wie bei der Komödie; selbst die originellste Fabel erzielt keine Wirkung, wenn es am richtigen sceniſchen Aufbau mangelt, selbst der geistreichste Witz verpufft ohne Effekt, wenn er nicht zur rechten Zeit an der rechten Stelle erscheint. Das erkannten am sichersten die Franzosen, und darum haben sie sich auch zu Meistern des Lustspiels herausgebildet. Bei uns Deutschen kam diese Erkenntnis erst weit später; erst nachdem wir in Paris die großen Erfolge eines Collin d'Harleville, Picard, Delavigne, Scribe u. a. sahen, wurden wir der Wichtigkeit des sceniſchen Arrangements inne. Allein wir verschmähten es dann, denselben Entwicklungsgang, wie unsere Nachbarn, durchzumachen, sondern gingen einfach zu ihnen hinüber, um ihnen ihre Kunst abzusehen und ihre Geheimnisse abzulauschen. Wir haben dabei viel gelernt, all das äußerliche Drum und Dran, aber hinter das eigentliche Wesen des deutschen Lustspiels, das, da es der Individualität des deutschen Volkes zu entsprechen hat, einen ganz anderen Grundcharakter als das französische tragen, wie es anders als das englische, spanische, italienische sein muß, sind wir dabei nicht gekommen. Es hat sich ein modernes Lustspiel bei uns herausgebildet, das sich französisch bewegt und deutsch denkt und empfindet, das, da es sich nicht organisch, aus dem Volkscharakter heraus, entwickelt hat, unter einer Zwitternatur leidet, die bei den Produkten des einen Dichters etwas mehr verdeckt ist, als bei denen des anderen, aber doch bei jedem nachgewiesen werden kann. Am wenigsten verletzend ist sie bei Bauernfeld, da dieser die französische Form mit dem deutschen Inhalte verhältnismäßig am glücklichsten in Einklang

Eduard von Bauernfeld.

zu bringen wußte. Bauernfeld ist offenbar mit vielem Fleiße bei den Franzosen in die Schule gegangen und versteht es nun, unterstützt durch ein feines Gefühl für Harmonie und ein scharfes Auge für alles, was auf der Bühne wirkt, seine Stücke leicht und gefällig zu konstruieren. Zudem besitzt er ein großes Talent, den Dialog in raschem Flusse zu erhalten, ihm immer neue überraschende Wendungen zu geben und ihn mit einer Fülle von geistreichen Pointen auszustatten. Besonders weiß er den Gesellschaftston der höheren Kreise zu treffen, das graziöse Geplauder des Boudoirs, die gewandte Konversation des Salons, und versteht es dabei nicht selten, selbst über die einfachste Scene ein rosiges Licht zu werfen. Leider geht ihm aber die Fähigkeit ab, das allgemein Lächerliche der Zeit zu erfassen und dem Spotte preiszugeben, gerade diejenige Eigenschaft, welche erst den Lustspieldichter von dauernder Bedeutung macht. Es handelt sich in seinen Stücken immer nur um die Launen von Sonderlingen, die Kapricen von Frauen mit sogenannten „unverstandenen Seelen", um blasierte, wenn auch im übrigen höchst liebenswürdige, vornehme Junggesellen, die nicht aus Neigung heiraten, und bei denen es dann in der Ehe bald zu „Krisen" kommt, im großen und ganzen um kleinen Salonkrimskrams, der nur ganz leicht, ganz oben hin, mit der Farbe der Zeit angehaucht ist, und um Menschen, die uns nicht tiefer interessieren können, da sie über ihre eigensten Interessen nicht hinaus kommen. Es werden uns immer nur die Verkehrtheiten und Thorheiten Einzelner, nicht aber der ganzen Zeit geschildert, wir schauen immer nur ein Salonbild, kein Zeitbild. Die Lustspiele Bauernfelds unterhalten daher wohl angenehm, aber sie üben keine tiefere Wirkung aus. Wir nennen von den vielen Stücken des Dichters nur „Das Liebesprotokoll", „Großjährig", „Die Bekenntnisse", „Das Tagebuch" und „Bürgerlich und romantisch", das beste, was Bauernfeld geschrieben hat. Neben diesen Lustspielen verfaßte Bauernfeld auch noch mehrere ernste Dramen, von denen sich aber nur das Schauspiel „Aus der Gesellschaft" einige Zeit auf dem Repertoire erhalten hat, den Roman „Die Freigelassenen" (2 Bde., Berl. 1875), in welchem er österreichische Zustände schildert und bei aller Liebe für die Heimat für ein großes Deutschland, zu dem auch Österreich gehöre, eintritt, gemüt- und humorvolle „Gedichte" (Lpzg. 1852) und jüngst eine Reihe von „zahmen Xenien", witzigen Einfällen, Spottgedichten ꝛc., die er mit Märchen, Legenden und Sagen unter dem Titel „Aus der Mappe des alten Fabulisten" (Wien 1879) herausgab. Seine „Gesammelten Schriften" erschienen in 12 Bänden zu Wien 1871 bis 1873. Bauernfeld hat ununterbrochen in Wien gelebt; er wurde daselbst am 13. Januar 1802 geboren, studierte die Rechte und bekleidete sodann verschiedene kleine Stellen, von 1843 ab die eines Konzipisten bei der Lottodirektion; später ward er Direktor des Lottogefälles. Im Jahre 1848 wurde er mächtig von der allgemeinen politischen Bewegung ergriffen; mit seinem Freunde Anastasius Grün drang er bis zum Erzherzog-

Paladin vor und legte diesem die Notwendigkeit einer Konstitution dar; die großen Aufregungen erschütterten seine Gesundheit jedoch derart, daß er sich sehr bald aus dem politischen Leben zurückziehen mußte und auch die Wahl zum Deputierten in das Frankfurter Parlament nicht annehmen konnte. Zu gleicher Zeit schied er aus dem Staatsdienste und widmete sich fortan nur einzig und allein seinen dichterischen Arbeiten, denen er auch jetzt noch im hohen Alter rastlos obliegt.

Als drei Jünger Bauernfelds sind die Lustspieldichter Leopold Feldmann, M. A. Grandjean und Alexander Baumann zu betrachten, die sich besonders in den dreißiger und vierziger Jahren großer Beliebtheit zu erfreuen hatten. Feldmann wurde am 22. Mai 1802 zu München geboren, bildete sich durch größere Reisen und ließ sich sodann in Wien nieder, wo er bis zu seinem am 26. März 1882 erfolgten Tode lebte. Seine Lustspiele zeichnen sich durch eine frische Laune und lebendige Situationskomik aus, leiden aber an zu großer Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit. Der Dialog fließt immer leicht dahin und ist stets mit vielen Pointen, Wortspielen, Bildern und Gleichnissen ausgestaltet; doch geht der Dichter nicht selten zuweit und wird dann geschmacklos. Seine beste Leistung ist das Lustspiel „Das Porträt der Geliebten", in dem er sehr amüsant durchführt, wie ein zaghafter Liebhaber, der sich dem Mädchen seines Herzens nicht mündlich zu erklären wagt und infolgedessen auf den Einfall kommt, ihm einen kleinen Spiegel mit der Aufschrift „Porträt der Geliebten" in die Hände zu spielen, durch verschiedene Mißverständnisse — denn der Spiegel gerät natürlich in falsche Hände — in die mannigfachsten Konflikte verwickelt wird, bevor er endlich zu seinem Ziele gelangt. Von den übrigen Stücken des Dichters wurden noch freundlich aufgenommen „Der Sohn auf Reisen", „Mit Speck fängt man Mäuse" und „Ein höflicher Mann". Eine Gesamtausgabe seiner Stücke erschien unter dem Titel „Deutsche Original-Lustspiele" (8 Bde., Wien 1845—1857). Grandjeans (1821—1885) Lustspiele, „Das hohe C", „Rote Haare", „Ein Hut" (nach dem Französischen) ꝛc., sind leichte, harmlose Stückchen, in denen sich der kleine Konflikt immer graziös abwickelt. Von Baumanns (1814—1857) Produkten hat sich nur ein kleines anmutiges Singspiel in oberösterreichischem Dialekte, „Das Versprechen hinterm Herd", dauernd die Bühnen erobert, die Lustspiele des Dichters sind dagegen schnell wieder vergessen worden.

An den übrigen Dichtern, welche noch durch das junge Deutschland mittelbar oder unmittelbar zu dramatischen Schöpfungen angeregt wurden, können wir rasch vorübergehen, da ihre Dramen teils allzuwenig bühnengerecht, teils nicht original waren. Wir nennen nur J. L. Klein (1810—1876), der in seinen Dramen „Maria von Medici", „Heliodora", „Zenobia" ꝛc. zu bizarr, verworren und unklar ist, Friedrich von Üchtritz (1800—1875), dessen Tra-

gödien „Alexander und Darius“, „Rosamunde“, „Die Babylonier in Jerusalem“ 2c. zwar eine geistreiche Charakterzeichnung aufweisen, aber eine künstlerische Steigerung in der Handlung vermissen lassen, Hans Koester (geb. 1818), dem in seinen vielen patriotischen Stücken der dramatische Nerv fehlt, Eduard Devrient (1801—1877), dessen beste Schauspiele, wie „Der Fabrikant“, nur Bearbeitungen französischer Originale sind, Otto Prechtler (1813 bis 1881), der mit keinem einzigen seiner vielen Dramen einen nachhaltigen Erfolg erzielte, da es ihm an der Fähigkeit zu individualisieren gebrach, und Amalie, Herzogin zu Sachsen (1794—1870), die in ihren Schau- und Lustspielen wohl viel Liebenswürdigkeit und Anmut zeigt, aber uns doch das bürgerliche Leben nicht so schildert, wie es ist, weil sie es aus eigener Anschauung nicht kennen gelernt hat.

Der reinen Liebes-Lyrik widmete sich mitten in der gärenden, kämpfenden und mit Problemen für die Weltverbesserung sich abmühenden Zeit des jungen Deutschland nur ein einziger Lyriker von Bedeutung, **Emanuel Geibel**. Es gehörte eine ganz eigenartige Organisation dazu, sich bei dem lauten Wogenschlage der Tagesströmungen eine unbeeinträchtigte Welt des Herzens zu erhalten — Geibel besaß sie. Der Kampf der Parteien berührt ihn wenig, sangesfreudig schreitet er dahin, niemals von Zorn und Haß durchschüttert, ja wohl dem Lärme geflissentlich aus dem Wege gehend, immer nach süßer Melodie, nach schöner Form, nach Grazie und Anmut trachtend. „Gebt mir vom Becher nur den Schaum!“ singt er (s. unten) und versichert dann, daß er stets dem „ewigen Lenze“ entgegen wandern müsse und den vollen Zug gern andern gönne. Dadurch mußten viele seiner Lieder den Charakter des schwärmerischen und weichen annehmen, und eine mißgünstige Kritik hat ihn daher auch nur „einen Dichter für Backfische“ genannt. Ein solches Urteil kann aber nur aus einer vollständigen Verkennung Geibels entspringen. Wohl trägt er, besonders in seinen ersten Gedichten, keinen tiefer ausgeprägten Charakter, auch reißt er nicht fort durch eine stürmische Begeisterung, er ist überhaupt nicht genial, aber dennoch ein echter Poet von tiefer Innigkeit und bezauberndem Wohllaute, — man lese nur unten „So halt' ich endlich dich umfangen“, „Spielmannslied“ und „Gondoliera“ — und außerdem auch ein Dichter, der unablässig an seiner weiteren Durchbildung arbeitete und infolgedessen mit jeder neuen Sammlung seiner Gedichte Vollkommeneres zu bieten vermochte, bis er in seiner glanzvollen Kriegslyrik von 1870 in seinen herrlichen, volltönenden Sieges- und Weihegesängen sich als der bedeutendste Lyriker der Gegenwart erwies. Mit Recht darf er daher auch seinen Beurteilern in den „Spätherbstblättern“ zurufen:

„Noch keinem ist, was Dauer hat, gelungen,
Der nicht das Pfund gemehrt, das ihm gegeben.
So hab' auch ich beharrlich fortgerungen

Und schritt im Lernen wachsend durch das Leben;
Drum seid mir endlich unbefang'ne Richter,
Und wägt ihr mich, so wägt den ganzen Dichter."

Emanuel Geibel*) wurde am 17. (nicht 18.) Oktober 1815 als das siebente Kind des Predigers Johannes Geibel zu Lübeck geboren und verlebte in der altehrwürdigen Reichsstadt eine fröhliche Jugendzeit. Den ersten Unterricht empfing er vom Vater, später besuchte er das städtische Gymnasium und verließ dasselbe 1835 als Primus der Prima, um in Bonn Theologie zu studieren. Schon auf der Schule hatte er sich viel mit Poesie beschäftigt und u. a. auch bereits das Lied „Der Zigeunerbube im Norden" gedichtet, auf der Universität trat die Neigung zur Dichtkunst bald noch lebhafter hervor, so daß er alsbald das Studium der Theologie aufgab und sich den humanistischen Wissenschaften zuwendete. Ein Jahr später ging er nach Berlin und wurde hier von Hitzig in die „Litterarische Gesellschaft" eingeführt, in der er mit Chamisso, Wilibald Alexis, Gaudy, Eichendorff, Holtei, Franz Kugler u. a. bekannt wurde. Zugleich öffnete sich ihm dort das Haus Bettinas, was für seine fernere Entwickelung von großer Wichtigkeit sein sollte, denn er lernte in demselben Johanna Mathieux, die nachherige Frau Kinkel, kennen und erhielt durch Vermittlung derselben 1838 eine Hauslehrerstelle bei dem russischen Gesandten, Fürsten Katakazi, in Athen.

Der Aufenthalt in Griechenland bildete seinen Schönheitssinn sehr wesentlich weiter aus, bereicherte seine Menschenkenntnis und regte ihn zu erneuertem Studium der Alten an, dagegen brachte ihm seine amtliche Stellung viel Verdruß, weil seine Zöglinge sich seinen Kulturbestrebungen sehr abgeneigt zeigten, und er auch bei den Eltern nicht die genügende Unterstützung fand. Er kehrte daher schon 1840 wieder in die Heimat zurück und veröffentlichte nun seine beiden Erstlinge, ein Heft Übersetzungen aus griechischen Dichtern (in Gemeinschaft mit Ernst Curtius) unter dem Titel „Klassische Studien" (Bonn 1840) und einen Band „Gedichte" (Berl. 1840). Beide Gaben wurden aber kaum beachtet, denn Herweghs, Hoffmanns, Dingelstedts Lieder beschäftigten und erfüllten alle. Einige fanden aber dennoch Zeit und Stimmung, sie zu durchblättern, und unter diesen befand sich der Freiherr von Rumohr, ein gediegener Kenner von Kunst und Poesie, der das neue Talent sofort erkannte. Er empfahl Geibel dem Könige Friedrich Wilhelm IV., und dieser setzte dem Dichter 1842 bedingungslos, nur damit er unbehindert seinen poetischen Studien leben könne, einen Jahrgehalt von 300 Thalern aus. Dadurch wurde auch die große Menge auf den Dichter

*) Vergl. Karl Goedeke, Emanuel Geibel. 1. Tl. (Reicht bis 1852.) Stuttg. 1869; Karl L. Leimbach, Emanuel Geibel. Des Dichters Leben, Werke und Bedeutung. f. das deutsche Volk. Goslar 1877; Heinr. Löbner, Emanuel Geibel. Eine litterar. Studie. Brandenb. 1884, und Albert Duncker, Emanuel Geibels Briefe an Karl Freiherrn von der Malsburg. Berl. 1885.

Emanuel Geibel.

aufmerksam, besonders der konservativgesinnte Teil und die Frauenwelt, die nichts von Politik und politischer Poesie wissen wollte, und hauptsächlich diese letztere fand in dem unscheinbaren Bande überrascht und entzückt alles, was sie von einem Lieblingsdichter wünschte. Schnell wurde eine Auflage nach der andern nötig, und jetzt hat die Sammlung bereits über hundert Auflagen erlebt. Die Kritik verhielt sich diesem großen Beifalle gegenüber weit kühler; sie hob hervor, daß fast alle Gedichte der Sammlung nur der Ausdruck unmittelbarer subjektiver Gefühle seien, daß der Dichter, indem er von seiner Liebessehnsucht und seinem Liebesglück singe, immer nur einzig und allein seinen eigensten Empfindungen Ausdruck verleihe, ohne doch dabei auch die Gefühle, die allen gemein sind, auszusprechen; ferner tadelte sie, daß der Dichter nur selten tiefer in den Born der Gedanken hinabsteige, sondern sich am liebsten auf der Oberfläche bewege, und endlich rügte sie, daß seine Sangesweisen der Eigenart entbehrten, daß sie hier an diejenigen Goethes und Uhlands, dort an die Heines und Platens anklängen. Sie sagte damit viel Wahres, aber sie unterließ es dabei, neben den Mängeln und Schwächen auch die Vorzüge zu würdigen, die große Zartheit und Innigkeit, sowie den süßen Wohllaut der Verse, und wenn sie die große Ähnlichkeit mit den Gedichten von Goethe, Uhland, Heine und Platen hervorhob, so war es auch ihre Pflicht zu bemerken, daß sich Geibel trotz seiner Anlehnung an diese Meister immer noch Selbständigkeit genug bewahrte, um nicht als Nachahmer gelten zu müssen. Lieder, wie „Und bist du fern und bist du weit", „Wo still ein Herz in Liebe glüht", „Viel tausend, tausend Küsse gieb", „Spielmannslied", „Minnelied" und andere sind daher mit Recht Gemeingut der ganzen Nation geworden.

Bald nach der Herausgabe seiner Gedichte folgte Geibel der Einladung eines Freundes seines Vaters, des Barons Karl von der Malsburg, und verlebte ein Jahr auf dessen Schlosse Escheberg unweit Kassel, wo sich ihm u. a. auch Gelegenheit bot, eine vorzügliche Bibliothek spanischer Klassiker zu benutzen. Eine Frucht seiner Studien war die Übersetzung der „Volkslieder und Romanzen der Spanier" (Berl. 1843). Zugleich zahlte er der Politik seinen Tribut durch ein Heftchen Tendenzdichtungen, die er unter dem Titel „Zeitstimmen" (Lübeck 1841) herausgab, und denen er einige Jahre später „Zwölf Sonette. Für Schleswig-Holstein" (Lübeck 1846) folgen ließ. Der Sache des Vaterlandes haben die Publikationen nichts genützt, und auch für die Geschichte der Poesie sind sie ohne Bedeutung; sie zeigen nur, daß der Dichter über die allgemeinen Ziele und Bestrebungen noch ebenso unklar war, wie das ganze Volk, und mit seinen Vertröstungen, nur geduldig auszuharren, dann werde sich noch alles zum Besten wenden, eher der Klärung der politischen Ansichten hinderlich als förderlich war. An den freundlichen Aufenthalt in Escheberg schloß sich ein buntes Wanderleben; der Dichter wollte sich noch nicht an ein Amt binden,

damit sich sein Talent ganz frei und unbehindert entfalten könne, und besuchte daher 1843 Freiligrath zu St. Goar am Rhein, wo er Kinkel, Schücking, Zedlitz u. a. kennen lernte, sodann Justinus Kerner in Weinsberg, hierauf Freunde in Stuttgart, wo er auch in Cotta einen neuen Verleger fand. Den Winter verbrachte er wieder in seiner Vaterstadt, den Sommer 1844 dagegen zum großen Teile bei dem Dichter Moritz Grafen Strachwitz auf dessen Schlosse Peterwitz und in Breslau, den Sommer 1845 im Harz, den Winter 1845 auf 1846 in litterarischen Kreisen Berlins, den Sommer 1846 in Böhmen, den Winter von 1846 auf 1847 abermals in Berlin. Im Sommer 1847 durchwanderte er mit Franz Kugler Thüringen, Bayern und Württemberg und lernte dann bei seiner Rückkehr nach Berlin den jungen Paul Heyse kennen, mit dem er bald innige Freundschaft schloß. Der Sommer 1849 fand ihn in dem Seebade Häringsdorf und der Sommer 1850 in Wildbad, wo er dem ihm befreundeten Fürsten Calorath Gesellschaft leistete.

Im Sommer 1851 verlobte sich Geibel mit Amanda Trummer, der Tochter eines Doktor der Rechte in Lübeck, und nun galt es, sich eine feste Lebensstellung zu erwerben; doch bevor er noch die nötigen Schritte dazu that, erhielt er im Februar 1852 von dem kunstsinnigen Könige Maximilian von Bayern einen Ruf nach München als Honorarprofessor der Ästhetik, dem er sodann, nachdem er seine Braut heimgeführt, im Herbste desselben Jahres Folge leistete. Bald darauf wurde er noch durch Ernennung zum Kapitular des Maximiliansordens in den Adelsstand erhoben. Mit der Übersiedelung nach München fanden die Wanderjahre des Dichters naturgemäß ihren Abschluß; aus dem sorglosen fahrenden Sänger wurde jetzt ein ernst bauender Mann. Doch war auch in der Zeit des heitern Genießens nie eine größere Pause in dem poetischen Schaffen Geibels eingetreten; im Herbst 1847 war ein neuer Band Gedichte unter dem Titel „Juniuslieder“ (Stuttg. 1848) erschienen, und außerdem hatten ungefähr um dieselbe Zeit zwei dramatische Versuche, das Trauerspiel „König Roderich“ und das Lustspiel „Die Seelenwanderung“, ersteres in Weimar, letzteres auf der Privatbühne des Prinzen von Preußen, das Licht der Lampen erblickt. Die Gedichte weisen aber nur einen geringen Fortschritt auf; sie schlagen zwar hie und da einen etwas männlicheren Ton an, sprechen auch, ohne jedoch eine bestimmtere Parteifarbe anzunehmen, wärmere Sympathieen für die freiheitlichen Bestrebungen der Zeit aus, tragen aber im großen und ganzen trotzdem kein individuelleres Gepräge. Die Dramen zeigen den Dichter allerdings von einer neuen Seite, allein sie bekunden auch zugleich, daß Geibel nicht zum Dramatiker berufen ist; dem „König Roderich“ (Stuttg. 1844) fehlt es an Einheit sowohl, wie an dramatischer Kraft, und dem Lustspiele „Die Seelenwanderung“, das später nach mehrfacher Überarbeitung unter dem Titel „Meister Andrea“ (Stuttg. 1855) im Druck erschien, an psychologischer Wahrheit. Es ist nicht anzunehmen,

daß sich ein Mann bei Verstande von seinen Freunden, die sich an ihm in toller Laune rächen wollen, einreden läßt, er sei gar nicht der, für den er sich halte, der Meister Andrea, sondern ein ganz anderer, der Kapellmeister Matteo, und wenn der Dichter dennoch ein solches psychologisches Experiment wagt, so muß er wenigstens das scharfe Licht der Bühne meiden.

In München steckte sich Geibel alsbald höhere Ziele; er suchte seinen Gedichten einen bedeutenderen Inhalt zu geben und unternahm es sogar, historische Dramen im großen Stile zu schaffen. Die nächsten Früchte waren die „Neuen Gedichte" (Stuttg. 1856) und die Tragödie „Brunhild", der dann später noch die Tragödie „Sophonisbe" folgte. Auch in den „Neuen Gedichten" herrscht das rein lyrische Element vor, aber der Ton ist ruhiger und ernster, und die Empfindungen und Stimmungen werden von einer klar abkristallisierten Weltanschauung getragen. Besonders ist das in dem Cyklus „Ada" der Fall, der sich auch durch große Innigkeit auszeichnet. Noch bestimmter und entschiedener treten die Grundansichten des Dichters dort hervor, wo er historische Stoffe behandelt und dabei die ringende Gegenwart auf die Lehren der Geschichte aufmerksam macht, wie in den Gedichten „Der Tod des Tiberius", „Judas Ischariot", „Der Bildhauer des Hadrian" u. a. Er warnt vor dem unruhigen Vorwärtsdrängen, sieht nur in der stillen aber steten Entwickelung das Heil der Menschheit und empfiehlt für die Momente düsterer Hoffnungslosigkeit ein festes Gottvertrauen. Den rapiden Fortschritten der Industrie steht er infolgedessen auch mit einem gewissen Grausen gegenüber, dem er in dem meisterhaften „Mythus vom Dampf" (s. unten) beredten Ausdruck gegeben hat. Auf die Tragödie „Brunhild" (Stuttg. 1857) verwandte Geibel außerordentlichen Fleiß und schuf denn auch ein in hohem Grade formschönes und gedankenreiches Werk, aber trotzdem kein Drama, das uns den betreffenden Konflikt aus der Nibelungensage lebendig und treu vorführt. Denn er entkleidete die Recken ihres Nimbus, nahm Siegfried seine zauberkräftige Tarnkappe, Brunhild ihren dämonischen Walkürenzorn und drückte damit sämtliche Personen zu ganz modernen Menschen herab; aber dennoch ließ er diese Menschen die Thaten jener Helden der Sage ausführen. Das mußte ein schreiendes Mißverhältnis ergeben, welches kein auch noch so kunstreicher Aufbau der Handlung verdecken, keine auch noch so glänzende Sprache überstrahlen kann. Dasselbe Verfahren schlug Geibel auch bei „Sophonisbe" (Stuttg. 1868) ein, die mit dem Schillerpreise gekrönt wurde; hier versuchte er es, uns Menschen der antiken Welt in modernem Gewande näher zu bringen; ein solches Beginnen muß aber noch weit sonderbarer anmuten, ja es klingt bisweilen fast wie eine Parodie, hören wir auf der einen Seite die berühmte Karthagerin und den Helden des zweiten punischen Krieges mit romantischer Zartheit für einander schwärmen, während auf der andern notwendigerweise von barbarischen Menschenopfern und rohem Kriegsbrauche die Rede sein muß.

Die Sprache ist auch hier wieder klangvoll und leichtflüssig, und verschiedene Schilderungen, in denen sich das Talent des Lyrikers frei entfalten kann, wie die Hirams von dem Brande der Königsburg und dem Tode der Priesterin Thamar, sind von edelster Schönheit.

Die sonstige litterarische Thätigkeit Geibels während seines sechzehnjährigen Aufenthaltes in München beschränkte sich, abgesehen von der Herausgabe einiger Bände metrischer Übersetzungen im Vereine mit Paul Heyse, Heinrich Leuthold, und A. F. von Schack und des „Münchener Dichterbuches" (Stuttg. 1862), in welchem er verschiedenen bis dahin unbekannten Poeten den Weg in die Öffentlichkeit bahnte, nur noch auf die Liedersammlung „Gedichte und Gedenkblätter" (Stuttg. 1864), in denen er hauptsächlich, und oft in überaus inniger und wehmütiger Weise, entschwundenes Glück und teuere Erinnerungen mit dem Zauber der Poesie verklärt. Infolge der großen politischen Umwälzungen des Jahres 1866 wurde Geibel nach und nach von einem regeren Interesse für die staatliche Entwickelung Deutschlands erfüllt, wenigstens trat er mit seinen politischen Ansichten freier hervor; wiederholt forderte er die deutschen Stämme auf, den alten Hader zu lassen und sich wieder zu einem geeinigten deutschen Kaiserreiche zusammen zu schließen, wie in dem Gedichte „Am Jahresschlusse 1866" und in dem „Rufe über den Main", und als im Herbste 1868 der König Wilhelm von Preußen Lübeck besuchte, entbot er dem Monarchen einen schwungvollen Willkommsgruß, in welchem er rückhaltslos aussprach, daß es Preußens Mission sei, die deutschen Einheitsbestrebungen zu verwirklichen, und mit dem Wunsche schloß:

„Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht."

Diese damals noch sehr kühnen Worte erfuhren aber in Süddeutschland, besonders in Bayern, die heftigsten Angriffe, und der König Ludwig II. entzog dem Dichter den Ehrensold, der ihm bei seiner Berufung zugesichert worden war. Darauf legte Geibel auch sein Amt als Kapitular des Maximiliansordens nieder und siedelte nach seiner Vaterstadt über, die ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannte; zugleich erhöhte der König von Preußen seine Jahrespension auf 1000 Thaler. Vor diesen Ehren- und Gunstbezeugungen, zu denen sich noch verschiedene andere gesellten, trat die Mißstimmung, die sich des Dichters ob der kurzsichtigen Verblendung bemächtigt hatte, bald wieder zurück und verschwand dann rasch ganz vollständig, als der gewaltige Kampf von 1870 hereinbrach, alle deutschen Stämme schnell zu einem einzigen mächtigen Volke zusammenschmolzen, und der König Ludwig von Bayern nun selbst aufstand und die deutschen Fürsten aufforderte, den König von Preußen zum Kaiser von Deutschland zu wählen. In dieser Zeit der glorreichen Siege und der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches

schlug der Dichter seine tiefsten und mächtigsten Töne an. Wir werden auf diese von wahrhaft triumphatorischem Schwunge getragenen Gesänge in dem Abschnitte „Die Kriegs-Lyrik von 1870/71" genauer eingehen und auch dort einige Proben mitteilen; hier bemerken wir nur, daß sie gesammelt und noch um eine Reihe älterer politischer Gedichte, die Geibel bisher in seinem Pulte verschlossen gehalten, vermehrt, unter dem Titel „Heroldsrufe. Ältere und neuere Zeitgedichte" (Stuttg. 1871) erschienen sind. Schließlich gab Geibel noch eine Gedichtsammlung unter dem Titel „Spätherbstblätter" (Stuttg. 1877) und ein einaktiges Schauspiel „Echtes Gold wird klar im Feuer" (Schwerin 1881) heraus. In den Gedichten lieh er den Stimmungen des Alters Ausdruck, doch nicht solchen, in denen ein zitternder Greis über die Flucht des Lebens klagt, sondern jenen, in denen der Weise voll Ruhe und mit Befriedigung auf seine Laufbahn zurückschaut; eines der innigsten dieser Gedichte ist „Im Spätherbstlaube", das wir auch unten zum Abdruck bringen. In dem kleinen Drama bietet er eine feine, graziöse psychologische Studie nach Art der französischen Proverbes. Seine letzten Kräfte widmete sodann der Dichter, der seit Jahren an einer schweren Nervenkrankheit litt, der Herausgabe seiner „Gesammelten Werke" (8 Bde., Stuttg. 1883), worauf er am 6. April 1884 zu Lübeck verschied. — Nach all dem Gesagten ergiebt sich, daß Geibel allerdings kein Poet ist, der neue Bahnen eröffnet hat, wohl aber ein Dichter, der auf den Fundamenten der modernen Lyrik, die Goethe, Uhland, Heine und Platen gelegt haben, mit großem Erfolge weiter baute und besonders dem Liede einen bisher ungeahnten Wohllaut zu geben wußte.

Gebt mir vom Becher nur den Schaum.

Gebt mir vom Becher nur den Schaum,
Den leichten Schaum der Reben;
Gebt einen flüchtigen Liebestraum
Mir für dies flüchtige Leben.

Den vollen Zug, das sichre Gut,
Ich gönn' es jedem andern,
Der fest am eigenen Herde ruht;
Ich aber muß schweifen und wandern.

Muß schweifen und wandern hin und her
Auf allen Pfaden und Wegen,
Wohl über die Lande, wohl über das Meer,
Dem ewigen Lenz entgegen.

Und wo ein Blick mir freundlich glänzt,
Und wo auf meiner Reise
Ein Gastfreund mir den Wein kredenzt,
Da sing' ich alte Weise:

Gebt mir vom Becher nur den Schaum,
Den leichten Schaum der Reben;
Gebt nur einen flüchtigen Liebestraum
Mir für dies flüchtige Leben.

So halt' ich endlich dich umfangen.

So halt' ich endlich dich umfangen,
In süßes Schweigen starb das Wort,
Und meine trunknen Lippen hangen
An deinen Lippen fort und fort.

Was nur das Glück vermag zu geben,
In sel'ger Fülle ist es mein;
Ich habe dich, geliebtes Leben,
Was braucht es mehr, als dich allein!

O, decke jetzt des Schicksals Wille
Mit Nacht die Welt und ihre Zier,
Und nur dein Auge schwebe stille,
Ein blauer Himmel, über mir.

Spielmanns Lied.

Und legt ihr zwischen mich und sie
Auch Strom und Thal und Hügel,
Gestrenge Herrn, ihr trennt uns nie,
Das Lied, das Lied hat Flügel.
Ich bin ein Spielmann wohlbekannt,
Ich mache mich auf die Reise
Und sing' hinfort durchs weite Land
Nur noch die eine Weise:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tausend, tausendmal!

Durch Stadt und Dorf, durch Wies' und Korn
Spiel ich's auf meinen Zügen,
Da singen's bald zu Nacht am Born
Die Mägde mit den Krügen;
Der Jäger summt es vor sich her,
Spürt er im Buchenhage;
Der Fischer wirft sein Netz ins Meer
Und singt's zum Ruderschlage:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tausend, tausendmal!

Und wandr' ich durch den laub'gen Wald,
Wo Fink und Amsel schweifen:
Mein Lied erlauscht das Völkchen bald
Und hebt es an zu pfeifen.
Und auf der Heide hört's der Wind,
Der spannt die Flügel heiter
Und trägt es über den Strom geschwind,
Und über den Berg, und weiter:
Ich habe dich lieb du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tausend, tausendmal!

Und frischer Wind und Waldvöglein,
Und Fischer, Mägd' und Jäger,
Die müssen alle Boten sein
Und meiner Liebe Träger.
So kommt's im Ernst, so kommt's im Scherz
Zu deinem Ohr am Ende,
Und wenn du's hörst, da pocht dein Herz,
Du spürst es, wer es sende:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tausend, tausendmal!

Gondoliera.

O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann schwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel übers Meer.
Die Luft ist weich wie Liebesscherz,
Sanft spielt der goldne Schein,
Die Zither klingt und zieht dein Herz
Mit in die Luft hinein.
O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann schwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel übers Meer.

Das ist für Liebende die Stund,
Liebchen, wie ich und du;
So friedlich blaut des Himmels Rund,
Es schläft das Meer in Ruh.
Und wie es schläft, da sagt der Blick,
Was nie die Zunge spricht,
Die Lippe zieht sich nicht zurück
Und wehrt dem Kusse nicht.
O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann schwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel übers Meer.

Mythus vom Dampf.

Es ruht auf klarem Perlenthrone
Die Meerfey im Kristallpalast,
Der Feuergeist mit güldner Krone
Durchschweift die Lüfte sonder Rast;
Sie meiden sich mit finsterm Grollen,
Sie stören, was des andern ist;
So lang' des Erdballs Achsen rollen,
Währt unversöhnt ihr grimm'ger Zwist.

Da fängt in erzgetriebnen Schranken
Der Mensch, der Schöpfung Herr, die zwei,
Daß dienstbar seines Haupts Gedanken
Ihr ungestümes Walten sei.
Er bändigt ihren Grimm gelassen,
Er giebt dem dumpfen Trieb das Ziel;
Ins Brautbett zwingt er, die sich hassen,
Zu unerhörtem Minnespiel.

Und sieh, aus ihrem dunkeln Bunde,
Aus Lieb und Abscheu, Brunst und Kampf
Erwächst in mitternächt'ger Stunde
Das starke Riesenkind, der Dampf.
Mit wildem Tosen, hochgestaltig
Entspringt er aus der Wiege Hast,
Durch all sein Wesen gärt gewaltig
Des Vaters Zorn, der Mutter Kraft.

Er fühlt's in seinen Adern sieden,
Ihn dünkt kein Werk zu schwer, zu groß.
Doch ach, es ward ihm nicht beschieden
Ein Feld des Ruhms, ein Heldenlos.
Nicht darf er in die Wolken greifen,
Nicht spielen mit des Blitzes Loh'n,
In Lüften nicht die Welt durchschweifen,
Ein freigeborner Königssohn.

Nein, wo der Mensch von Eisenschienen
Sein unabsehbar Netz gespannt,
Da muß in hartem Fron er dienen,
Ein Herkules im Knechtsgewand;
Da muß er mit des Windes Flügel
Wettlaufen in erglühter Hast,
Und über Heide, Strom und Hügel
Dahinziehn die getürmte Last.

Des Mühlrads ungeheure Speichen
Muß er im Schwunge rastlos drehn,
Ans Schiff geschmiedet muß er keichen
Als Ruderknecht bei Sturmeswehn;
Er muß den Riesenhammer führen
Zu ewig wiederholtem Schlag,
Des Webstuhls Spulen sausend rühren;
Ein neues Werk bringt jeder Tag.

Seit Jahren trägt er's; doch im stillen
Gedenkt er seines Stammes noch,
Und feindlich allem Menschenwillen,
Ingrimmig knirscht er in sein Joch.
O wenn von seiner Kraft getrieben
Ihr nachts durchflogt ein weit Gebiet,
Vernahmt ihr bei der Funken Stieben,
Vernahmt ihr nie sein dräuend Lied?

„Frohlocket nur, ihr Herrn der Erde!
Ihr Staubgebilde bläht euch nur,
Daß ihr uns herzwangt zur Beschwerde,
Die alten Götter der Natur!
Ein schnöder Raub ist eure Krone,
Ein Hochverrat ist euer Ruhm;
Denn uns verstießet ihr vom Throne
Und teiltet unser Fürstentum.

„Wohl dienen wir euch nun als Knechte
Und dulden eurer Geißel Schlag;
Doch murren wir im Schoß der Nächte
Und harren auf der Sühnung Tag.
Es bleibt des Glückes Sonnenwende
Für kein Geschlecht von Herrschern aus;
Auch *euer* Reich hat einst ein Ende,
Auch *euer* Bau zerfällt in Graus.

„Wenn ihr dereinst in Eisenbande
Des letzten Eilands Wildnis schlugt,
Wenn prunkend ihr durch alle Lande
Die Fackel stolzer Weisheit trugt;
Wenn dann von euren Königssesseln
Ihr greifet nach des Himmels Schein:
Dann springen jählings unsre Fesseln,
Dann bricht der Tag des Zorns herein.

„Dann wird des Vaters Krone blitzen,
Und jeder Blitz ist Weltenbrand;
Dann wird bis zu der Berge Spitzen
Die Mutter ziehn ihr Schaumgewand;
Dann will ich selbst auf freier Schwinge
Durchs All, Zerstörung brausend, wehn,
Und überm Trümmersturz der Dinge
Aufjauchzen und ins Nichts vergehn."

Im Spätherbstlaube.

Im Spätherbstlaube steht mein Leben,
Zu Ende ging das frohe Spiel,
Die Sonn' erblaßt, die Nebel weben,
Und bald, ich fühl's, bin ich am Ziel.

Doch nicht in klagenden Akkorden
Hinsterben soll mein Harfenschlag,
Zwei Freuden sind mir noch geworden,
Drum ich beglückt mich preisen mag:

Ich sah mit Augen noch die Siege
Des deutschen Volks und sah das Reich
Und legt' auf eines Enkels Wiege
Den frisch erkämpften Eichenzweig.

Die Namen der übrigen Dichter, welche in den dreißiger und vierziger Jahren noch in der Geibelschen Weise die lyrische Poesie, und besonders das Lied, pflegten, sind heute bereits fast ganz vergessen, denn keiner erreichte den Wohllaut und die Glätte des berühmten Genossen, wenn ihm auch gar mancher in Bezug auf Innigkeit und Anmut ziemlich nahe kam; so Eduard Ferrand, (Pseud. f. Eduard Schulz, 1813—1842), der in seinen Liedern ein tiefes Gemüt offenbart, Fr. Brunold (Pf. f. August Ferdinand Meyer, geb. 1181), der in seinen lyrischen Gedichten meist ernst, in seinen Balladen und Romanzen schwungvoll und packend ist, Hermann Jäger (geb. 1815), der besonders die Reize des Wanderlebens von ehedem mit vieler Wärme und Anschaulichkeit zu schildern weiß, der Kunsthistoriker Franz Kugler (1808—1858), der ebenfalls hauptsächlich die frohe Wanderlust besingt und unter anderem auch der Verfasser des bekannten Liedes „An der Saale grünem Strande" ist, Gustav Pfarrius (1800—1884), der die Naturschönheiten des Nahethals poetisch verherrlicht, Adolf Bube (1802—1873), der sowohl im farbenreichen Naturbilde, wie in der schwungvollen Ballade und Romanze Anerkennenswertes leistet, der Elsäßer August Stöber (1808—1884), der sehr glücklich den Ton für das Trink- und Gesellschaftslied findet, und Franz von Schober (1796—1882), der sich in seinen Sonetten mit vieler Feinsinnigkeit besonders der Kunstbetrachtung widmet. Die sonnige Lust und das gemütliche Behagen des Lebens feierten die Humoristen Robert Reinick (1805—1852), August Kopisch (1799 bis 1853) und Franz Freiherr von Gaudy (1800—1840), der erstere meist

mit neckischer Schalkhaftigkeit und liebenswürdiger Naivetät, wie in der „Kurioſen Geſchichte“ und im „Blauen Montag“, Kopiſch mit köſtlicher Zecherlaune und behaglicher Freude am volkstümlichen Schwanke, wie in der bekannten „Hiſtorie von Noah“, („Als Noah aus dem Kaſten war“ ꝛc.) und dem drolligen „Heinzelmännchen“, und Gaudy in ſeinen oft vom übermütigſten Witze ſprudelnden Balladen und Romanzen. Doch hat ſich Gaudy auch im ernſten Gedichte verſucht, mit beſonderem Glück in dem Romanzencyklus „Kaiſerlieder“ (Lpz. 1835), wo er Thaten und Schickſale Napoleons I. poetiſch behandelte. Für die Erbauung und Förderung des religiöſen Sinnes dichtete der bekannte Baſeler Kirchenhiſtoriker Karl Rudolf Hagenbach (1801—1874), der Pater Gall Morel (1803—1872) und vor allem der tief gemütvolle und formgewandte Karl Johann Philipp Spitta (1801—1859), deſſen „Pſalter und Harfe“ (Pirna 1833, 50. Aufl. Bremen 1884) eine außerordentliche Verbreitung gewann.

Auch die ſtillſten Poeten der Epoche des jungen Deutſchland ſind damit erwähnt worden, und wir können nun endlich unſern langen Rundgang beſchließen. Ein buntes Bild zeigt ſich uns, blicken wir Abſchied nehmend noch einmal zurück. In der Mitte des weiten Plans, den wir überſchauen, ſtehen gleichſam wie Kerntruppen, die Mannen des jungen Deutſchland ſelbſt; um Hauptslänge ragt Gutzkow aus ihnen hervor. Sie ſind zwar nicht durch Bundesſatzungen und Handſchlag miteinander verbrüdert, aber ſie drängen ſich trotzdem eng zuſammen, denn das unſichtbare Band der Tendenz ſchlingt ſich um alle. Ihnen zur Rechten zeigen ſich die Verfaſſer der ſozialen Romane und der Dorfgeſchichten mit den Charakterköpfen eines Heinrich König, Sealsfield und Auerbach, ihnen zur Linken die Verfechterinnen der Frauenemanzipation, in vorderſter Reihe Fanny Lewald, Ida Hahn-Hahn und Ida von Düringsfeld, hinter ihnen die Dramatiker Hebbel, Ludwig, Halm und Bauernfeld und noch etwas weiter zurück und auch etwas abſeits vom Lärm der Menge unter Blütenbüſchen Emanuel Geibel.

In den Mitgliedern des jungen Deutſchland trat der Charakter der Zeit am klarſten zu Tage, alle Beſtrebungen fanden durch ſie ihren beredteſten Ausdruck; als ſich jedoch die erweckten Hoffnungen nicht erfüllten, ging man mit einer Geringſchätzung über ſie hinweg, die ſie nicht verdienten. Man vergaß, daß das junge Deutſchland nur leiſten konnte, was unter den obwaltenden Umſtänden im Bereiche der Möglichkeit lag; jedenfalls war es vom redlichſten Streben beſeelt und befand ſich auch auf dem rechten Wege, als es ſich in erſter Linie bemühte, die Litteratur wieder mit dem Leben zu verknüpfen, ſie wieder zu einer treibenden Kraft in unſerem Volks- und Staatsleben zu machen. Daß ihm dies nur bis zu einem gewiſſen Grade gelang, lag zwar einesteils in ſeiner nicht vollſtändig ausreichenden Befähigung, es war zu kritiſch-nüchtern, nicht genial genug, um in gewaltiger Begeiſterung das ganze Volk mit ſich

fortzureißen, anderenteils aber, und zwar zum größeren Teile, an dem schweren Drucke, mit dem die Regierungen in kurzsichtiger Verblendung jede Förderung des politischen Lebens zu hemmen, jede Verbesserung der staatlichen Einrichtung zu vereiteln suchten. Das junge Deutschland mußte daher schließlich ermattet die Hände sinken lassen und neuen Poeten das Feld räumen, die nun nicht mehr von Reformen sprachen, sondern in schwungvollen, alle Herzen packenden Liedern nur noch einfach der allgemeinen Mißstimmung und Unzufriedenheit, dem Groll und Haß Ausdruck verliehen und, die nahe Katastrophe verkündend, gleichsam wie Sturmvögel der Revolution vorausflogen.

Die Sturmvögel der Revolution.

Wir haben in der Einleitung des vorigen Abschnitts darzulegen versucht, daß aus den durch die Julirevolution in Deutschland hervorgerufenen Stimmungen nach und nach eine Überzeugung und schließlich eine öffentliche Meinung entstand; allein dieser öffentlichen Meinung fehlte es an jeder Klarheit, sie war überaus unreif, unbestimmt und verschwommen. Hatten doch die Regierungen seither nach Kräften dahin gewirkt, das Volk in politischer Unmündigkeit zu erhalten. Die allgemeine Ansicht in der großen Menge ging daher zunächst nur dahin, daß die Verhältnisse überhaupt geändert werden müßten, und daß dies — nach den gemachten Erfahrungen — so weit als thunlich ohne Mithilfe der Regierungen zu geschehen habe. Mit welchen Mitteln aber vorgegangen werden müsse, und welche neuen staatlichen Einrichtungen an die Stelle der alten zu setzen seien, wußte niemand anzugeben. Unterdessen wuchs die allgemeine Mißstimmung mehr und mehr, bald kam es hier, bald dort zu Konflikten, so in Leipzig, wo man die Abhaltung öffentlicher Versammlungen zur Besprechung der durch Wislicenus und Uhlich angeregten Fragen untersagte, in München, wo das schamlose Treiben der von dem Könige zur Gräfin Landsfeld erhobenen spanischen Tänzerin Lola Montez den allgemeinen Unwillen hervorrief, und als plötzlich am 24. Februar in Paris der Thron der Orleans umgestürzt und die Republik proklamiert wurde, ergriff ganz Deutschland eine tiefe, fieberhafte Aufregung. In allen Städten wurden Versammlungen abgehalten, allerwärts entstanden politische Klubs, und jeder, mochte er sich bisher auch noch so wenig um Politik gekümmert haben, formulierte jetzt die Wünsche der Nation. Eine allgemeine Verwirrung entstand. Hier wurde in erster Linie Aufhebung der Karlsbader und Wiener Beschlüsse verlangt, dort Volksvertretung und allgemeine Volksbewaffnung; dieser wollte zunächst Preßfreiheit und Aufhebung des Feudalwesens, jener Wiederaufrichtung des deutschen Reiches in seiner alten Herrlichkeit und daneben die Einführung einer progressiven Vermögens- und

Einkommensteuer — ein buntes, ungestümes Durcheinander, das aber die Regierungen in den größten Schrecken versetzte. In die sonst so lässige und langsame Bundesversammlung zu Frankfurt kam auf einmal eine erstaunliche Beweglichkeit und Einsicht; bereits am 1. März erließ sie eine Ansprache an das deutsche Volk, in welcher sie hervorhob, daß Deutschland auf die Stufe gehoben werden müsse, welche ihm unter den Nationen gebühre, am 3. März stellte sie es durch Beschluß jedem deutschen Bundesstaate frei, die Zensur aufzuheben und Preßfreiheit einzuführen, am 9. erkannte sie die einst so bitter gehaßten Farben Schwarz-Rot-Gold als deutsche Reichsfarben an, und am 10. forderte sie die Regierungen auf, „Männer des öffentlichen Vertrauens nach Frankfurt zu senden, um bei der alsbaldigen Beratung über die Revision der Bundesverfassung auf wahrhaft zeitgemäßer und nationaler Grundlage mitzuwirken." Allein schon war der Sturm über die zitternde Bundesversammlung hinweggegangen, ihre Stimme wurde kaum noch gehört; bereits am 5. März trat zu Heidelberg eine Anzahl von liberalen Koryphäen zusammen, darunter Heinrich von Gagern, Itzstein, Welcker u. a., die die Hauptzwecke für die Realisierung des deutschen Einheitsgedankens — ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern, Staatenhaus, Volkshaus, Gemeinsamkeit des Heeres, gemeinsames Zivil- und Strafgesetzbuch u. a. — zu formulieren suchte, und in den mittleren und kleineren Staaten bewirkten tumultuarische Versammlungen bereits Wunderdinge. In Bayern erschien eine von allen Prinzen des Hauses Wittelsbach unterzeichnete Proklamation, in welcher Preßfreiheit, Einheit Deutschlands, Vertretung des Volkes am Bunde u. a. versprochen wurde, und bald darauf dankte König Ludwig zu gunsten seines Sohnes Maximilian II. ab, der sofort ein liberales Ministerium bildete. In Württemberg berief der König die hervorragendsten Männer der bisher liberalen Opposition in das Ministerium; Ähnliches geschah in Sachsen, Hannover, Baden und Hessen. Die beiden Großmächte Österreich und Preußen widerstanden der Bewegung etwas länger, doch handelte es sich auch bei ihnen nur um Tage. In Wien kam es am 13. März zu Konflikten, welche den Kaiser zwangen, Metternich zu entlassen und in die liberalen Bahnen einzulenken, und in Berlin schlugen die Wogen am 18. März über der Regierung zusammen. Es würde nun die Aufgabe Preußens gewesen sein, sich an die Spitze der allgemeinen Bewegung zu stellen und durch seine Initiative ein einiges Deutschland zu schaffen, und der König Friedrich Wilhelm IV. sprach auch anfangs wiederholt in schwungvoller Rede von dergleichen; allein der Lärm des Aufstandes, in dem natürlich auch viele unreine Elemente zu Tage traten, verwirrte und verletzte ihn und raubte ihm alsbald alles Urteil, allen Mut und alles Selbstvertrauen; durch Halbheit und Unsicherheit, falsch angebrachte nationale Demonstrationen, zu denen er sich verleiten, und wiederholte Demütigungen, die er sich zufügen ließ, büßte er schnell auch den letzten Rest seiner Popularität

ein. Damit brach sich in der Nation mehr und mehr die Ansicht Bahn, daß man sich selbst helfen müsse. Schon Ende März wurden daher aus dem Volke heraus Schritte zur Wahl für ein sogenanntes Vorparlament gethan, aus dem sodann die „deutsche Nationalversammlung" hervorging, welche am 18. Mai zu Frankfurt eröffnet wurde. Aber auch hier zeigte sich sehr bald der Mangel an aller politischen Erziehung; es wurden viele tief gelehrte Reden gehalten, aber keine praktischen Vorschläge gemacht; infolgedessen verging die Zeit, ohne daß man zu Resultaten kam. Dadurch verlor aber die Versammlung beim Volke sowohl, wie bei den Fürsten, von Tag zu Tag an Ansehen, und als sie sich endlich unter heftigen Debatten für ein Erbkaisertum entschieden hatte und am 28. März 1849 Friedrich Wilhelm IV. zum Kaiser wählte, lehnte dieser die ihm angetragene Würde ab. Damit war zugleich das Schicksal der ganzen Erhebung entschieden; bald darauf sprach Österreich der Nationalversammlung jedes Recht auf fernere Thätigkeit ab, das Parlament wurde in Stuttgart, wohin es von Frankfurt aus übergesiedelt war, gesprengt, und schnell starb alle Hoffnung auf eine Neugestaltung Deutschlands dahin.

Bis zu diesem kläglichen Ende begleitete jedoch die Sturmeslyrik die politischen Ereignisse keineswegs; bereits beim Ausbruche des Aufstandes verstummte sie. Ihre Mission war es nur, von Beginn der vierziger Jahre an auf das Kommende, auf die bevorstehenden „großen Ereignisse", den heranziehenden Sturm aufmerksam zu machen. Sie that es mit aller Glut der Begeisterung, hier in schwungvollen Rhythmen, dort unter schmetternden Trompetenstößen, und erreichte ihren Zweck in erstaunlich kurzer Zeit. Bereits in der Mitte der vierziger Jahre war ganz Deutschland tief erfüllt von den Liedern eines Hoffmann von Fallersleben, Herwegh, Dingelstedt, Freiligrath, Prutz, Anastasius Grün, Lenau, Beck, Meißner u. a. und empfing jedes neue mit beispiellosem Beifall; als dann aber das Vorausgesagte eintrat, die Revolution begann, schwiegen nun ganz naturgemäß alle diese Sturmvögel — weil es eben jetzt nichts mehr anzukündigen gab. Die gesamte in Rede stehende Lyrik trägt denn auch, wie Robert Prutz sehr richtig in seiner „Litteratur der Gegenwart" (Lpzg. 1859. Bd. I. S. 74) bemerkt, vorwiegend den Charakter einer Prophetie, doch nur einer solchen, die auf eine noch ziemlich nebelhafte Zukunft, auf ein noch sehr unbestimmtes Ziel hinweist.

Der populärste dieser Poeten war **Hoffmann von Fallersleben**; seine Lieder drangen in alle Schichten des Volkes; unter allen Wirtshauszeichen, in allen Werkstätten, auf allen Landstraßen wurden sie gesungen und in allen Stuben und Kämmerlein gelesen. Sie trafen besonders den herzlichen Volkston sehr glücklich und gaben dem allgemeinen Wunsche der Nation nach Einheit und bürgerlicher Freiheit in der verständlichsten Weise Ausdruck, wie in den innigen und kräftigen Strophen „Mein Lieben" (s. unten), dem volltönenden Hymnus „Deutsch-

land, Deutschland über alles!" und dem frischen Burschengesange „Auf der Wanderung" (s. unten). Doch ballt der Dichter auch nicht selten ingrimmig die Faust, wie in „Knüppel aus dem Sack" (s. unten), wo er sich die Mittel und Kräfte eines Zauberers wünscht, um all das „Lumpenpack", das in niederem Egoismus die deutschen Einheitsbestrebungen am liebsten gänzlich vernichten möchte, für immer unschädlich zu machen, oder er schwingt die Geißel des Spottes, wie in der Satire auf die deutschen Preßverhältnisse (s. unten), in der er mit bitterm Hohne darauf hinweist, wie sich die Zeitungen mit jeder Lappalie beschäftigen, nur nicht mit dem wichtigsten, mit dem Jammer des Vaterlandes. Ja er unterläßt es auch nicht, seinen eigenen lieben Gesinnungsgenossen recht wacker die Wahrheit zu sagen, wie in dem köstlichen „Auf der Bierbank" (s. unten). Bei der großen Fruchtbarkeit des Dichters entstanden natürlich auch gar manche Gelegenheitspoeme, Stachelreime und Spottverse, die auf poetischen Gehalt keinen Anspruch machen können; aber auch diese flüchtigen Schöpfungen sind noch immer beredte und schöne Zeugnisse seines warmen Patriotismus.

August Heinrich Hoffmann wurde am 2. April 1798 zu Fallersleben, einem Städtchen im Hannöverschen, geboren und sollte nach dem Wunsche seines Vaters Theologie studieren, wandte sich jedoch, da er hierzu wenig Lust verspürte, schon in Göttingen, wohin er zunächst ging, der Philologie, besonders der germanischen Sprachforschung zu und hat dann auch, was wir hier gleich kurz bemerken wollen, in den Werken „Bonner Bruchstücke von Otfried und andern" (Bonn 1821), „Willirams Übersetzung und Auslegung des hohen Liedes" (Bresl. 1827), „Handschriftenkunde für Deutschland" (Ebd. 1831), „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit" (Ebd. 1831), „Horae Belgicae. Holländische Volkslieder, erläutert" (12 Bde., Bresl., Lpzg. und Hannover 1833—62) u. a. Hervorragendes geleistet. Von Göttingen wandte er sich nach Bonn und Berlin und erhielt dann 1823 eine Kustosstelle an der Universität Breslau. Sein burschikoses Auftreten war jedoch einer akademischen Laufbahn wenig günstig, die Zopfgelehrten schüttelten über sein ungebundenes Leben und seinen frischen Humor sehr oft die Köpfe, und als er sich nach einiger Zeit um einen erledigten Lehrstuhl bewarb, ward ihm dieser rundweg abgeschlagen. Erst 1830, nachdem er hinlänglich bewiesen, daß er über umfassendes Wissen verfüge, wurde er zum außerordentlichen, und 1835 mit 200 Thalern Gehalt zum ordentlichen Professor der deutschen Sprache und Litteratur ernannt. Er sollte sich dieser Würde jedoch nur wenige Jahre freuen; der Dichter wuchs dem Professor über den Kopf und gab, nachdem er bereits mehrere unbedeutende kleine Gedichtsammlungen veröffentlicht, 1840—41 bei Hoffmann und Campe in Hamburg zwei Bändchen „Unpolitischer Lieder" heraus, die nichts weniger als unpolitisch waren, vielmehr die staatlichen Einrichtungen mit ihrer beißenden Satire und ihrem stachligen Humor auf das heftigste angriffen und sofort großes

Hoffmann von Fallersleben.

Aufsehen erregten. Eine solche Kühnheit durfte aber der Kultusminister Eichhorn nicht ungestraft lassen, und der Professor mußte für den Dichter büßen. Hoffmann wurde zunächst von seinem Amte suspendiert und einige Monate später, im Dezember 1842, ohne Pension aus seiner Stelle entlassen.

Aus dem dozierenden Gelehrten ward nun ein fahrender Poet, der mit Lied und Spruch durch alle deutschen Lande zog und überall, wo er erschien, ob seines Schicksals und seiner frohen Launen freundlich aufgenommen wurde. Den Regierungen blieb er jedoch nach wie vor ein gefährlicher „politischer Krakehler", den sie aufs sorgfältigste beobachten und wiederholt ausweisen ließen. Infolgedessen gab es für den Dichter auch viele bittere Stunden, aber sie hielten ihn nicht ab, auch fürder seine Stimme für die deutsche Sache ertönen zu lassen, und so entstand nach und nach bis zum Jahre 1848 noch eine ganze Reihe von Bändchen patriotischer Gedichte und scharf zugespitzter Schelmenlieder, die oft die sonderbarsten Titel, wie „Hoffmannsche Tropfen", „Maitrank" 2c. trugen und zum großen Teil eine weite Verbreitung fanden. Als die Revolution ausbrach, hielt er seine Hauptlebensaufgabe für erfüllt, gründete sich einen eigenen Herd und lebte dann zunächst am Rhein, von 1854 ab in Weimar, von 1860 ab bis zu seinem am 19. Januar 1874 erfolgten Tode auf Schloß Corvey bei Höxter, wo er die dem Herzoge von Ratibor gehörige berühmte Kloster-Bibliothek verwaltete. Sein Liedermund verstummte aber darum mit 1848 noch keineswegs, nur waren es andere Weisen, die er jetzt ertönen ließ, weiche, tiefinnige Liebeslieder, wie man sie dem derben, satirischen Volkssänger kaum zugetraut hatte, und eine Reihe überaus anmutiger Kinderlieder, in denen er sich allerdings auch schon früher versucht hatte. Eine Auswahl seiner „Gedichte" erschien 1875 zu Berlin; eine vollständige Ausgabe seiner „Kinderlieder" gab L. v. Donop 1877 zu Berlin heraus; eine Auswahl unter dem Titel „Alte und neue Kinderlieder. Mit Klavierbegleitung von L. Erk" erschien zu Berlin 1873. Am Abend seines Lebens verfaßte Hoffmann noch seine Selbstbiographie „Mein Leben, Aufzeichnungen und Erinnerungen" (6 Bde. Hannover 1868), die zwar nur für seine Partei und seine Freunde geschrieben sein sollte, aber auch lesenswert für alle ist, welche sich ein anschauliches Bild von dem buntfarbigen Lebensgange des eben so scharf angefeindeten als hochgefeierten Mannes machen wollen.

Mein Lieben.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
Wenn auch die Welt ihr Liebstes
Und Bestes bald vergißt.
Ich sing' es hell und ruf' es laut:
Mein Vaterland ist meine Braut!
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich allezeit;
Ich bin mit dir verbunden,
Mit dir in Freud' und Leid.
Ich will für dich im Kampfe stehn
Und, soll es sein, mit dir vergehn.
Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich allezeit.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
So lang' ein Hauch von Liebe
Und Leben in mir ist.

Ich suche nichts als dich allein,
Als deiner Liebe wert zu sein.
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist.

Auf der Wanderung.

Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald
Da wachsen unsre Reben.
Grüß' mein Liebchen am grünen Rhein,
Grüß' mir meinen kühlen Wein!
Nur in Deutschland,
Da will ich ewig leben.

Fern in fremden Landen war ich auch,
Bald bin ich heimgegangen,
Heiße Luft und Durst dabei,
Qual und Sorgen mancherlei —
Nur nach Deutschland
Thät mein Herz verlangen.

's ist ein Land, es heißt Italien,
Blühn Orangen und Zitronen.
Singe! sprach die Römerin,
Und ich sang zum Norden hin:|
Nur in Deutschland,
Da muß mein Schätzlein wohnen.

Als ich sah die Alpen wieder glühn
Hell in der Morgensonne:
Grüß' mein Liebchen, goldner Schein!
Grüß' mir meinen grünen Rhein!
Nur in Deutschland
Da wohnet Freud' und Wonne.

Knüppel aus dem Sack.

Von allen Wünschen in der Welt
Nur einer mir anjetzt gefällt,
Nur: Knüppel aus dem Sack!
Und gäbe Gott mir Wunschesmacht,
Ich dächte nur bei Tag und Nacht,
Nur: Knüppel aus dem Sack!

Dann braucht' ich weder Gut noch Gold,
Ich machte mir die Welt schon hold
Mit: Knüppel aus dem Sack!
Ich wär' ein Sieger, wär' ein Held,
Der erst' und beste Mann der Welt
Mit: Knüppel aus dem Sack!

Ich schaffte Freiheit, Recht und Ruh
Und frohes Leben noch dazu
Beim: Knüppel aus dem Sack!
Und wollt' ich selbst recht lustig sein,
So ließ' ich tanzen Groß und Klein
Beim: Knüppel aus dem Sack!

O Märchen, würdest du doch wahr
Nur einen einz'gen Tag im Jahr,
O Knüppel aus dem Sack!
Ich gäbe drum, ich weiß nicht was,
Und schlüge drein ohn' Unterlaß:
Frisch: Knüppel aus dem Sack
Aufs Lumpenpack!
Aufs Hundepack!

Wie ist doch die Zeitung interessant!

Wie ist doch die Zeitung interessant
Für unser liebes Vaterland!
Was haben wir heute nicht alles vernommen!
Die Fürstin ist gestern niedergekommen,
Und morgen wird der Herzog kommen,

Hier ist der König heimgekommen,
Dort ist der Kaiser durchgekommen,
Bald werden sie alle zusammenkommen —
Wie interessant! wie interessant!
Gott segne das liebe Vaterland!

Wie ist doch die Zeitung interessant
Für unser liebes Vaterland!
Was ist uns nicht alles berichtet worden!
Ein Portepeefähnrich ist Lieutenant geworden,
Ein Oberhofprediger erhielt einen Orden,
Die Lakaien erhielten silberne Borden,
Die höchsten Herrschaften gehen nach Norden,
Und zeitig ist es Frühling geworden —
Wie interessant, wie interessant!
Gott segne das liebe Vaterland!

Auf der Bierbank.

Welch ein Leben, welch ein Streiten
Für die Wahrheit und das Recht!
Auf der Bierbank —
Unsre Sitten, unsre Zeiten,
Nein, sie sind fürwahr nicht schlecht!
Auf der Bierbank.

Weg mit Gilde, Zunft und Innung,
Weg mit allem Rang und Stand!
Auf der Bierbank —
Hier gilt nur allein Gesinnung,
Hier gilt nur das Vaterland!
Auf der Bierbank.

Alle Lauheit geht zu nichte,
Und der Feinsinn wird gestählt
Auf der Bierbank —
Und dem Gang der Weltgeschichte
Fühlen wir uns mitvermählt
Auf der Bierbank.

O wie sind wir treu verbunden,
Guten Muts und gleichgesinnt!
Auf der Bierbank —
O die süßen lieben Stunden,
Warum fliehn sie so geschwind!
Auf der Bierbank.

Deutschland ist noch nicht verloren!
Deutschland strotzt von Kraft und Geist
Auf der Bierbank —
Allem sei der Tod geschworen,
Was nur welsch und undeutsch heißt,
Auf der Bierbank.

Dem derb-satirischen Hoffmann von Fallersleben steht diametral **Georg Herwegh** gegenüber, denn während die Gedichte jenes vornehmlich die Wünsche und Hoffnungen des gesetzten Bürgers zum Ausdruck brachten, liehen die glänzenden Verse dieses dem Trachten und Verlangen der schwärmerischen Jugend Worte. Ist daher den meisten Hoffmannschen Liedern ein gewisser philiströser Zug und bei allem Humor nicht selten eine gewisse spießbürgerliche Ärgerlichkeit eigen, so belebt die Rhythmen Herweghs ein stolzer Schwung und ungestüme Begeisterung; und richtet Hoffmann seinen Spott zumeist gegen all die kleinen Leiden seiner Zeit, den Polizeiplack, die Zensur ꝛc., so schwingt sich Herwegh gleich zu den höchsten Forderungen empor, verlangt nach großen Völkerkriegen, die alle Feinde der Freiheit zerschmettern sollen, und nach freiheitlichen Institutionen, die kein Tyrann mehr zertrümmern könne. Aber dabei bleibt er auch stehen; welche Kriege, welche freiheitlichen Institutionen er nun eigentlich meint, welche bestimmteren staatlichen Einrichtungen er nun eigentlich verlangt, sagt er nirgends — seine ganze Poesie ist nur eine gegenstandslose, unklare

Schwärmerei, ein stolzes Phrasengetöse, das mit seinen Schlagwörtern, Pointen, Refrains, wie „Der Freiheit eine Gasse!“, „Raum, ihr Herrn, dem Flügelschlag einer freien Seele!“, anfangs mächtig packte und dem Dichter ungemessenen Beifall eintrug, aber schon nach wenigen Jahren seinen Zauber verlor. Bereits in der Mitte der vierziger Jahre war beim größten Teile des Publikums der Enthusiasmus für Herwegh verschwunden, und heute kennt man in weiteren Kreisen nur noch zwei Gedichte von ihm, das schwungvolle Rheinweinlied „Wo solch ein Feuer noch gedeiht“ ꝛc. und den süß-melancholischen zweiten Satz der „Strophen aus der Fremde“: „Ich möchte hingehn wie das Abendrot“ ꝛc. Wir teilen unten zwei für die Charakteristik Herweghs geeignetere Proben mit, „Das Lied vom Hasse“ und „Jacta alea est!“ — Herwegh wurde am 31. Mai 1817 zu Stuttgart geboren, wollte Theologie studieren, vollendete aber seine Studien nicht, sondern widmete sich der journalistischen Karriere und wurde hauptsächlich ein eifriger Mitarbeiter an Lewalds „Europa“. Doch schon sehr bald mußte er diese Thätigkeit unterbrechen; während er seiner Militärpflicht genügte, geriet er mit einem Offizier in Konflikt und floh, um einer Haftstrafe zu entgehen, nach der Schweiz. Hier beteiligte er sich zunächst an der von dem Publizisten Wirth herausgegebenen „Volkshalle“, wandte sich dann aber ganz dem poetischen Schaffen zu und trat bereits 1841 in Zürich mit den „Gedichten eines Lebendigen“ hervor, die ihn mit einem Schlage berühmt machten. Ganz Deutschland, besonders aber die Jugend, war wie elektrisiert von diesen Liedern, und als im nächstfolgenden Jahre der Dichter eine Reise nach Königsberg in Preußen unternahm, gestaltete sich dieselbe zu einem wahren Triumphzuge. In Berlin widerfuhr ihm sogar die Auszeichnung, vom Leibarzt Schönlein dem Könige Friedrich Wilhelm IV. vorgestellt zu werden, der in dieser Audienz äußerte: „Ich achte eine gesinnungsvolle Opposition“ und dem Dichter zum Abschiede mit den Worten „Wir wollen ehrliche Feinde sein!“ die Hand reichte. Herwegh zeigte sich aber dieses Wohlwollens keineswegs würdig; als er bald darauf erfuhr, daß das preußische Ministerium eine Zeitschrift, die er herauszugeben beabsichtigte, verboten habe, schrieb er an den König persönlich einen im höchsten Grade beleidigenden Brief, und da dieser durch irgend wen in die Zeitungen gelangte, so erfolgte seine polizeiliche Ausweisung aus Preußen. Er ging nach der Schweiz zurück, dann nach Paris und veröffentlichte von dort aus einen zweiten Band „Gedichte eines Lebendigen“ (Zürich 1844), der aber nur wenig bemerkt wurde; sein Auftreten gegen Friedrich Wilhelm IV. hatte ihm bei dem größten Teile des Publikums alle Sympathieen geraubt. Bei dem Ausbruche des Badischen Aufstandes machte er noch ein letztesmal von sich reden; er fiel im April 1849 mit einer Schar deutscher und französischer Insurgenten in Baden ein, wurde aber von einer Abteilung Württemberger geschlagen und floh eiligst nach Frankreich zurück. Seitdem lebte er bald in Paris, bald in Genf und Zürich, bis

er 1866 nach Baden-Baden übersiedelte, wo er am 7. April 1875 starb. Nach seinem Tode wurde noch ein Band „Neue Gedichte" (Zürich 1877) herausgegeben, der aber ohne allen Wert ist, denn er enthält meist nur Hohnverse auf die blutigen Kämpfe, die nun endlich Deutschland geeinigt, und Pasquille auf jene Männer, die uns das Reich wieder aufgerichtet haben; außerdem beweisen diese Gedichte endgültig, daß Herwegh wohl über ein glänzendes rhetorisches Talent verfügte, einen rhythmischen Schwung wie kaum ein anderer seiner Zeitgenossen zu entfalten vermochte, aber trotzdem den echten Adel des Poeten nicht besaß.

Das Lied vom Hasse.

Wohlauf, wohlauf, über Berg und Fluß
Dem Morgenrot entgegen,
Dem treuen Weib den letzten Kuß,
Und dann zum treuen Degen!
Bis uns're Hand in Asche stiebt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen;
Wir haben lang' genug geliebt
Und wollen endlich hassen!

Die Liebe kann uns helfen nicht,
Die Liebe nicht erretten;
Halt' du, o Haß, dein jüngst Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten!
Und wo es noch Tyrannen giebt,
Die laßt uns keck erfassen;
Wir haben lang' genug geliebt
Und wollen endlich hassen!

Wer noch ein Herz besitzt, dem soll's
Im Hasse nur sich rühren;
Allüberall ist dürres Holz,
Um uns're Glut zu schüren.
Die ihr der Freiheit noch verbliebt,
Singt durch die deutschen Straßen:
„Ihr habet lang' genug geliebt,
O lernet endlich hassen!"

Bekämpfet sie ohn' Unterlaß,
Die Tyrannei auf Erden,
Und heiliger wird unser Haß,
Als uns're Liebe werden.
Bis uns're Hand in Asche stiebt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen;
Wir haben lang' genug geliebt
Und wollen endlich hassen!

Jacta alea est!

Ich hab's gewagt! und meine Fehde,
Sie währe fort;
Ich hab's gewagt! so seh' ich Rede
Für Manneswort.
Und vor des Thrones Stufen,
Wenn Ihr nach meinem Rechte fragt,
Will ich mit Hutten rufen:
Ich hab's gewagt!

Von gestern ist mein Brief und Siegel
Mein Pergament;
Ich weiß, daß außer meinem Spiegel
Mich niemand kennt.
Ihr laßt die Dämm'rung gelten,
Bevor der helle Morgen tagt —
Wohlan — wer will mich schelten?
Ich hab's gewagt!

Ja, giebt der greise Knecht die Zölle
Dem Laster frei,
Dann sei der Jugend Glut die Hölle
Der Tyrannei!
Schaut her, die ihr am Alten
Euch euer Leben müde tragt,
Werft euer Haupt in Falten:
Ich hab's gewagt!

Ich sah in manch gepries'nem Tempel
Die Unnatur,
Auf manch erlauchter Stirn den Stempel
Des Kain nur;
Und ich ward ungeduldig,
Daß alles zagt und niemand klagt,
Ich donnerte ein „Schuldig!"
Ich hab's gewagt!

Ich sah viel feige Riesen strecken
Zu Boden sich,
Manch übermütig Zwerglein recken
Sich fürchterlich;
Ich lacht' und sprach: O Zwerge,
Ob ihr auch aus dem Kote ragt,
Ihr seid drum keine Berge!
Ich hab's gewagt!

Ich sah im Hohenpriesterkleide
Die Unvernunft,
Gleich Rohr zerbrechen ihre Eide
Die Henkerzunft;
Ich sah von schnöden Hunden
Der Freiheit Edelwild gejagt
Und wusch ihm still die Wunden:
Ich hab's gewagt!

Dürft' ich an einer Marmorsäule
Ein Simson stehn,
In meiner Faust Herakles' Keule
Zum Schwunge drehn,
Wenn die Paläste brechen —
O Gott, was hast du mir's versagt? —
Zu den Despoten sprechen:
Ich hab's gewagt!

Hoffmann und Herwegh waren beide Optimisten; sie hofften zuversichtlich, daß die „großen Ereignisse" der nächsten Zukunft nur von den segensreichsten Folgen, und der lyrische Enthusiasmus, der frohe Mut, welchen ihre Gesänge erweckt, die mächtigsten Hebel bei der bevorstehenden politischen Neubildung sein würden. Nicht so **Franz Dingelstedt**, der, von trostlosem Pessimismus ergriffen, an eine baldige Änderung der Verhältnisse nicht glauben mochte und auch von der Revolution kein Heil erwartete. Zwar sang er:

Jedweder Zeit wird ihre eigne Sendung,
Sie kann nicht drüber, kann nicht drunter
schreiten,
Die unsre heißt nun einmal nicht Vollendung,
Sie heißt: Zerstörung, Kämpfen, Vorbereiten.
Ob auch die beste Kraft sich dran vergeude,
Ob hohe, tiefe Häupter sich erschöpfen:
Es hält nicht mehr, das alternde Gebäude,
Zusammen fällt es über unsern Köpfen.

Doch war er dabei der Ansicht, daß es trotz alledem mit dem Zusammensturze noch gute Weile haben werde, daß erst „das siegreiche Geschlecht von unsern Buben" über den Schutt der gestürzten Kerkermauern zur Freiheit emporklettern werde. Als den Hauptfehler seiner Zeit sah er das „faule, hohle, abgeschmackte", alles Idealismus bare Einerlei des Alltagslebens an, die leere Konvenienz, die den Menschen die Spannkraft raube, sie unfähig mache, nach höheren Zielen zu streben, und sie zur Genußsucht und stumpfen Blasiertheit führe.

„Verdammtes Einerlei, von Reu' vergällt!
Was bin ich Bessres, als der matte Funken,
Der ziellos just von jedem Sterne fällt?"

ruft er einmal in finsterer Verstimmung aus. Den Hauptsitz der „großen Krankheit" sah er in der vornehmen Gesellschaft,

„Wo bei dem Sonnenglanz von tausend Lüstern
Nächtliche Wünsche durcheinander flüstern,
Wo unter Samt und Seide, Flor und Spitzen
Des Grames offne Eiterbeulen sitzen,
Wo Haß und Mordlust mit Harpyenkrallen
Auf die entblößten Weiberbrüste fallen,
Wo Lug und Trug auf glatten Schlangenbäuchen
Sacht über einen Türkenteppich schleichen."

Dennoch sucht er diese Kreise mit Vorliebe auf, zeigt eine ausgesprochene Neigung für Eleganz und aristokratisches Wohlleben, bedauert einen alten Freund, der Landpastor in Kurhessen geworden ist, und, setzt alles daran, sich in den höheren Kreisen heimisch zu machen und Geltung zu verschaffen. Der so rasche Ausbruch der Revolution kann ihm daher auch keine Sympathie abgewinnen, er sieht in dem ganzen nach seiner Ansicht übereilten Aufstande keine Abhilfe des Grundübels, sondern nur die „Leben tötende Verneinung" und warnt vor dem „Wahn, der nichts Gesundes schafft." Und über das Frankfurter Parlament spottet er in seinen „Fresken aus der Paulskirche":

„Zentralgewalt, Zentralgewalt:
Wie mächtig das, wie prächtig schallt!
Zum Unglück aber fehlt ihr halt
Bis jetzt noch Zentrum und Gewalt."

und weiter:

„Gründlich ergründen sie drin des Volks zu begründendes Grundrecht,
Draußen indessen grundschlecht wird es dem Volke zu Mut."

Als sich aber dennoch nach und nach Früchte der Erhebung zeigen, nach der allgemeinen Erschöpfung der deutsche Einheitsgedanke nur um so kräftiger wieder hervortritt und mit den Ereignissen von 1866 sich als unbesiegbar dokumentiert, da wirft auch er endlich seinen Pessimismus von sich und fordert sogar, wenn auch noch unter dem Schleier der Anonymität, den König von Preußen auf:

„Wag's, um den letzten Preis zu werben
Und mit der Zeit, dem Volk zu gehn:
König von Preußen, du mußt sterben,
Als deutscher Kaiser aufzustehn!"

Dingelstedt begründete seinen Ruf durch die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" (Hamb. 1840); zwar hatte er bereits „Gedichte" (Kassel 1838), „Licht und Schatten in der Liebe. Novellen" (Ebd. 1838), „Die neuen Argonauten. Komischer Roman" (Fulda 1839) und den Roman „Unter der Erde. Ein Denkmal für die Lebendigen" (2 Bde. Lpzg. 1840) herausgegeben, allein erst diese teils kecken und trotzigen, teils sarkastischen und nicht selten mit einer starken Dosis Weltschmerz durchsetzten Lieder machten ihn in allen Kreisen bekannt.

Leider beschritt der Dichter den ihm von seinem Talente zugewiesenen Weg nur noch eine sehr kurze Strecke weiter, so daß seine dichterischen Leistungen schließlich hinter den Erwartungen, zu denen er berechtigte, bedeutend zurückgeblieben sind. Wir erwähnen von seinen ferneren Publikationen die Gesamtausgabe seiner „Gedichte" (Stuttg. 1845), die er um eine Reihe tief gemütvoller und zartsinniger, doch oft auch allzu subjektiver Lieder vermehrte, die Tragödie „Das Haus der Barneveldt" (1850), die seine Begabung für das Drama glänzend bekundet, und seine Novellen, von denen wir aber nur „Die Amazone" (2 Bde. Stuttg. 1868), in der der Verfasser eine liebenswürdige weltmännische Bonhomie entwickelt, besonders hervorheben. Später hat er noch ein „Litterarisches Bilderbuch" (Berlin 1878), ein Sammelsurium von litterarischen Aufsätzen, und „Münchener Bilderbogen" (Berl. 1879), in denen er in geistreicher Weise und oft mit köstlichem Humor über seine Wirksamkeit als Intendant des Münchener Hoftheaters berichtet, herausgegeben. Außerdem veranstaltete er eine Gesamtausgabe seiner „Sämtlichen Werke" (12 Bde. Berl. 1877), in der jedoch eine größere Anzahl charakteristischer politischer Gedichte fehlt, so daß man, um den Dichter vollständig kennen zu lernen, zu den ersten Ausgaben, besonders der „Lieder des kosmopolitischen Nachtwächters", zurückgreifen muß.

Von allen Dichtern der Gegenwart hat Dingelstedt die glänzendste Karrière gemacht *); er wurde am 30. Juni 1814 zu Halsdorf bei Marburg in Hessen als der Sohn eines Beamten geboren, studierte Theologie und Philologie, war sodann in Kassel und Fulda als Gymnasiallehrer thätig, quittierte aber den Staatsdienst bereits 1841 und unternahm größere Reisen nach Frankreich und England. 1843 ward er vom Könige von Württemberg mit dem Titel eines Hofrats zu dessen Vorleser ernannt; 1851 berief ihn König Maximilian II. von Bayern nach München und betraute ihn mit der Intendantur des Hof- und Nationaltheaters, auf welchem er sodann 1854 die bekannten Muster-Aufführungen veranstaltete, die einen sehr fördernden und anregenden Einfluß auf die deutsche Schauspielkunst ausübten. Doch bereits 1857 mußte er Kabalen weichen und ging nun als Generalintendant des Hoftheaters nach Weimar, wo er die historischen Dramen Shakespeares zum erstenmale in bühnengerechter Bearbeitung zur Aufführung brachte. 1867 übernahm er die Stelle eines artistischen Direktors des Hofoperntheaters zu Wien, 1870 wurde er Direktor des Burgtheaters und zugleich in den Freiherrenstand erhoben, und 1875 Generaldirektor der beiden Wiener Hoftheater, als welcher er bis zu seinem am 15. Mai 1881 erfolgten Tode mit vielem Erfolge thätig war.

Mehr durch edle Gesinnungstüchtigkeit, als durch poetische Kraft wirkte

*) Vergl. Jul. Rodenberg, Heimaterinnerungen an Franz Dingelstedt und Frdr. Ötker. Berl. 1882.

Robert Prutz. Er trat für die Ansicht ein, daß nur erst dann eine allgemeine segensreiche bürgerliche Freiheit sich herausbilden könne, wenn das Wort freigegeben und das Volk in den Stand gesetzt worden sei, den Fürsten seine Wünsche offen und direkt vorzutragen; nur so werde eine allgemeine Verständigung herbeigeführt werden können. Er forderte daher, besonders in seinem Lied „Der Rhein", das einen tiefen Eindruck machte, die Fürsten auf, der Presse die Fesseln zu lösen und auf die Weisen und Dichter des Volkes zu hören. Mit einem freien Volke würden sie dann auch zugleich ein kräftiges und wehrhaftes erziehen, das in der Stunde der Not mannhaft das Vaterland gegen alle Feinde verteidigen werde. In seinen Liebesliedern bekundet der Dichter ein feinfühliges Gemüt; mehrere von ihnen, wie „O Herz, du mußt dich fassen", „Es soll kein Tag sich enden", „In dieser Stunde denkt sie mein", „O frage nicht" u. a., sind von hervorragender poetischer Schönheit; gesammelt erschienen sie, mit den politischen vereinigt, unter den Titeln „Gedichte" (Lpzg. 1841) und „Gedichte. Neue Sammlung" (Zürich 1843); die rein lyrischen Gedichte sind sodann, um manches wertvolle neuere vermehrt, noch einmal unter dem Titel „Buch der Liebe" (Lpzg. 1869) herausgekommen. Zugleich mit der Lyrik suchte Prutz auch das Drama zu pflegen, doch fehlte ihm hierzu die tiefere Leidenschaft; seine Stücke sind wohl verständig und nach den Regeln der Kunst aufgebaut, aber sie reißen nicht fort durch die Macht der Begeisterung. Seine relativ besten Stücke sind das Trauerspiel „Moritz von Sachsen" und das Schauspiel „Erich der Bauernkönig". Seine „Dramatischen Werke" erschienen zu Leipzig 1847 bis 1849 in 4 Bänden. Später versuchte sich Prutz auch im Roman und schrieb „Das Engelchen" (3 Bde. Lpzg. 1851), „Felix" (2 Bde. Ebenda 1851), „Der Musikantenturm" (3 Bde. Ebenda 1855) u. a., in denen er die politischen und sozialen Verhältnisse der Gegenwart schilderte, vermochte aber mit keinem dieser Werke einen durchgreifenden Erfolg zu erzielen. Einen sehr geachteten Namen erwarb sich Prutz als Litterarhistoriker; wir heben die Werke „Der Göttinger Dichterbund" (Lpzg. 1841), „Geschichte des deutschen Journalismus" (1. [einziger] Band. Hannover 1845), „Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien" (Stuttg. 1857) und „Die deutsche Litteratur der Gegenwart, 1848—1858" (2 Bde. Lpzg. 1860) hervor. Das Leben von Robert Prutz war eine Kette von Leiden und Enttäuschungen.

Er wurde am 20. Mai 1816 zu Stettin geboren, studierte in Berlin, Breslau und Halle Philologie und beteiligte sich sodann mit verschiedenen freisinnigen Aufsätzen an den „Halleschen Jahrbüchern". Dadurch geriet er schon bald mit Zensor und Polizei in Konflikt, sah sich vielfach gehemmt und wurde wiederholt in Anklagen verwickelt. Erst die Revolution von 1848, in der er sich als ein besonnener und umsichtiger Patriot erwies, brachte ihm etwas erträglichere Verhältnisse; er wurde im Herbst 1849 als außerordentlicher Professor der

Litteraturgeschichte an die Universität Halle berufen und gründete mit Wolfsohn die Wochenschrift „Deutsches Museum", die er sodann über ein Jahrzehnt lang herausgab. In der Reaktionszeit bereitete man ihm jedoch abermals alle möglichen Schwierigkeiten, und da er auch, weil seine Vorlesungen großen Beifall fanden, viel unter dem Neide seiner Kollegen zu leiden hatte, so legte er 1859 seine Professur freiwillig nieder und kehrte nach seiner Vaterstadt zurück, wo er am 21. Juni 1872 nach längerer Kränklichkeit starb.

Reicher begabt als Prutz war **Julius Mosen**, allein es gelang diesem nicht, sich zu größerer Klarheit und Selbständigkeit emporzuringen; er blieb Zeit seines Lebens in einer gewissen romantischen Schwärmerei befangen, zudem verwandte er seine Hauptkraft auf das Drama, für das ihn sein Talent offenbar am geringsten befähigte, wie seine Tragödien „Kaiser Otto III.", „Cola Rienzi", „Herzog Bernhard von Weimar", „Der Sohn des Fürsten" u. a. beweisen. Er schuf daher nur wenig, was sich bis in die heutigen Tage erhalten hat. Am glücklichsten war er im Liede, besonders im politischen, durch das er sich denn auch einzig das Andenken sicherte. Das ernst-getragene, würdevolle „Andreas Hofer" (Zu Mantua in Banden ꝛc.) und das von heißer Leidenschaft durchbebte „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" (Zu Warschau schwuren tausend auf den Knieen ꝛc.) drangen in alle Kreise des Volkes. Eine Sammlung der Gedichte erschien zuerst 1836 zu Leipzig. Von den Zeitgenossen wurden auch die beiden größeren epischen Dichtungen Mosens, „Das Lied vom Ritter Wahn" (Lpzg. 1831) und „Ahasver" (Dresden 1838) sehr geschätzt. In der ersteren Dichtung, der eine italienische Sage zu Grunde liegt, suchte der Dichter „die zur Vereinigung mit Gott in der Unsterblichkeit ringende Seele zur poetischen Anschauung zu bringen." Der Ritter Wahn begiebt sich auf eine Weltwanderung, um denjenigen aufzusuchen, der ihn für immer vor dem Tode sichert; er besteht dabei eine große Menge von Abenteuern, gerät sogar in den Himmel, kehrt aber, von Sehnsucht getrieben, wieder auf die Erde zurück und fällt nun hier, trotz eines Schutzmittels, alsbald dem bereits seiner harrenden Sensenmann in die Hände. In dem zweiten Epos handelt es sich um das gerade Gegenteil; hier durchirrt Ahasver die ganze Welt, um den Tod zu finden, gelangt aber nicht zum Ziele, weil ihn Christus verdammt hat, bis zum Weltgerichte ruhelos umherzuschweifen. Der Dichter beabsichtigte dabei „die im irdischen Dasein befangene Menschennatur, gleichsam den in einem Engelwesen verleiblichten Geist der Weltgeschichte, erst in bewußtem Trotze, dann endlich mit deutlichem Bewußtsein, dem Gott des Christentums schroff gegenüberzustellen". Beide Dichtungen sind reich an lebendigen Schilderungen, zeichnen sich aber durch keine besondere Eigenart aus und wurden daher ebenso schnell wie die Dramen des Dichters vergessen. Demselben Schicksale verfielen auch die Romane und Novellen Mosens. Die „Sämtlichen Werke" des Dichters erschienen in 8 Bänden zu

Oldenburg 1863; eine neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Auflage kam 1880 in Leipzig heraus. Mosen wurde am 8. Juli 1803 zu Marieney im Voigtlande als der Sohn eines Schullehrers geboren, studierte die Rechte und war sodann längere Zeit Sachwalter in Dresden. 1844 folgte er einem Rufe des Großherzogs von Oldenburg als Dramaturg an das Hoftheater zu Oldenburg, konnte aber seinem neuen Amte nur wenige Jahre vorstehen, denn 1846 befiel ihn eine heimtückische Rückenmarkskrankheit, von der ihn erst am 10. Oktober 1867 der Tod erlöste.

In freiere Höhen, als Mosen, stieg **Friedrich von Sallet** empor; leider war es dem Dichter nicht vergönnt, sein Talent zur vollständigen Entfaltung zu bringen. Sallet wurde am 20. April 1812 zu Neisse geboren, für die Offizierskarriere bestimmt und dem entsprechend erzogen. 1829 wurde er als Sekonde-Lieutenant in Mainz eingestellt, stand sodann längere Zeit in Trier, besuchte auch einige Jahre die Kriegsschule zu Berlin, konnte sich aber mit dem Militärdienste nicht befreunden und nahm daher 1838 seinen Abschied. Er siedelte nun nach Breslau über und wandte sich ganz der Litteratur zu, wurde aber mitten im eifrigen Schaffen von einem Lungenleiden befallen und starb bereits am 21. Februar 1843 in Reichau bei Nimptsch. In den ersten Dichtungen Sallets macht sich noch der Einfluß Tiecks bemerkbar, sehr bald verschwindet derselbe aber, und der Dichter entwickelt sich ganz aus sich selbst heraus. Seine Grundansicht ist, daß die Menschheit hauptsächlich durch eine edle Bildung, durch eine freie Weltanschauung und erst in zweiter Linie durch weise Gesetze zu einem vollkommeneren Leben geführt werden könne. Er legt daher bei seinen Bestrebungen den Schwerpunkt auf eine umsichtige, aufklärende und unterweisende Belehrung und eine läuternde Erbauung, fordert jedoch auch mit aller Energie eine Reform der staatlichen Verhältnisse, weil die bestehenden die gesunde geistige Entwickelung des Volkes in jeder Weise hemmen. Er fordert die Volksmänner auf, die Fesseln zu brechen, und ist empört darüber, daß sie sich wohl als Männer der Freiheit aufspielen, aber zu keinen Thaten emporraffen. Zürnend ruft er aus:

„Doch wenn keine Hand es waget,
Bleibt sie unverwüstlich stehn,
Und wenn ihr sie nicht zerschlaget,
Wird die Knechtschaft nie vergehn.

Einzeln muß der Mann sich stellen,
Wo Gefahr sein Haupt umkreist,
Und muß Henker und Gesellen
Vor dem Volk entlarven dreist.

Stürzt er von den ersten Schlägen,
Weil er wehrlos steht und vorn,
Bleibt sein Wort im Volk ein Segen,
Schwellend wie das Samenkorn.

Schmach euch Feigen, die nichts wagen!
Kein Verdienst ist's um die Zeit,
Einem Freund ins Ohr zu sagen,
Daß ihr Liberale seid."

Der Form ist Sallet nicht immer vollständig mächtig; da er das Hauptgewicht

stets auf den klaren Ausdruck legt, so sind seine Verse oft hart und unmelodisch. Seinen Ruf begründete er durch seine „Gedichte“ (Berl. 1835) und befestigte ihn durch das „Laienevangelium“ (Berl. 1842). In den Gedichten spiegelt sich sein Ringen nach Erkenntnis, giebt er seiner Begeisterung für Wahrheit und Recht Ausdruck, und im „Laienevangelium“ bietet er, hauptsächlich angeregt durch die Hegelsche Philosophie, erbauliche, dem Geiste der Zeit entsprechende, Betrachtungen über die Evangelien. Sallets „Sämtliche Werke“ kamen in 5 Bänden 1845 bis 1846 zu Breslau heraus; 1844 erschien ebenda „Leben und Wirken Friedrichs von Sallets“, eine Biographie, der auch noch verschiedene Gedichte beigegeben sind.

Mehr durch seine Beteiligung an der Erhebung von 1848 und seine Schicksale in den Gefängnissen von Naugardt und Spandau, als durch seine poetischen Schöpfungen ist **Gottfried Kinkel** *) bekannt geworden. Er wurde am 11. August 1815 zu Oberkassel bei Bonn geboren, studierte Theologie, wirkte mehrere Jahre als Privatdozent und Prediger im Sinne Hengstenbergs, entsagte aber, nachdem er durch Johanna Matthieux, seine nachherige Gattin (1810—1858), freisinnigeren Anschauungen zugewendet worden, der Theologie und trat zur philosophischen Fakultät über, in der er 1846 zum Professor der Kunst- und Kulturgeschichte ernannt wurde. Seine akademische Thätigkeit sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein; die revolutionäre Bewegung erfaßte ihn bald so gewaltig, daß er sich der republikanischen Partei anschloß, an der Erstürmung des Zeughauses in Siegburg und an dem badisch-pfälzischen Aufstande beteiligte, in diesem aber verwundet, gefangen genommen und zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt wurde. Zur Verbüßung derselben brachte man ihn nach Naugardt in Pommern, dann nach Spandau, wo er in der Zwangsjacke mit gemeinen Dieben und Mördern Wolle spinnen mußte, bis ihn in einer Novembernacht 1850 Karl Schurz befreite und nach England führte. Darauf ließ sich Kinkel in London nieder, wo er an verschiedenen Lehranstalten als Professor der deutschen Sprache und Litteratur wirkte, folgte aber 1866 einem Rufe als Professor der Kunstgeschichte an das Polytechnikum in Zürich, wo er bis zu seinem Tode wirkte. Er starb am 14. November 1882. Die erste Sammlung seiner „Gedichte“ erschien 1843 zu Stuttgart, fand aber wenig Beachtung; erst nachdem der Verfasser als politischer Märtyrer die Augen aller auf sich gezogen, griff man nun auch nach seinen Poesieen. Sie sind anmutig, voll Wärme, allein ohne tiefer ausgeprägte Originalität. Politische Lieder finden sich in ihnen noch nicht, da solche erst kurz vor und während der Revolution vom Dichter ge-

*) Vergl. Ad. Strodtmann, Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung. Biographisches Skizzenbuch (2 Bde. Hamb. 1850), und Henne am Rhyn, Gottfried Kinkel. Ein Lebensbild. Zürich 1883.

schaffen wurden und in Buchform erst in den „Gedichten. Zweite Sammlung" (Stuttg. 1868) erschienen sind. Das politische Lied Kinkels ist schwung- und kraftvoll, doch überschreitet der Dichter in seinem Grimm nicht selten die Grenze der Poesie. Einen sehr großen Leserkreis erwarb sich Kinkel durch ein kleines freundliches Epos „Otto der Schütz" (Stuttg. 1846), in welchem er in glatt fließenden Versen die bekannte Sage von Otto von Thüringen und der schönen Elsbeth erzählt. Später ließ er noch ein zweites Epos „Der Grobschmied von Antwerpen" (Stuttg. 1872) und die kleine Idylle „Tanagra" (Braunsch. 1883) erscheinen, auch versuchte er sich mit der Tragödie „Nimrod" (Hannover 1857) im Drama, ohne damit jedoch einen nachhaltigeren Erfolg zu erzielen. Einen sehr geachteten Namen machte er sich als Kunsthistoriker durch seine „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern", von der aber nur der erste Teil erschienen ist.

Eine abgesonderte Stelle neben den Hoffmann, Herwegh, Dingelstedt, Prutz, Mosen, Sallet und Kinkel nimmt **Ferdinand Freiligrath** ein; er wandert erst hinaus in die Pracht der Tropenwelt, durchschweift erst auf Beduinenrossen die Wüste, ehe er sich „ans Herz der Heimat" wirft. In kleinbürgerlichen und kleinstädtischen Verhältnissen aufgewachsen, besaß er lange kein genügendes Urteil über den Jammer der politischen Verhältnisse; nur das dumpfe Gefühl des allgemeinen Druckes empfand er. So entwickelte sich in ihm mehr und mehr eine heiße Sehnsucht, aus der schlaffen, thatenarmen Zeit herauszukommen, und einer alten Vorliebe für den Orient folgend, die er schon als Knabe aus einer Bilderbibel und später aus Reisebeschreibungen gewonnen, flüchtete er aus der Enge der Gegenwart mit seiner glühenden Phantasie nach den Palmenhainen Arabiens und in die endlosen Sandfelder von Afrika. Hier, bei den kühnen Wüstensöhnen, in der großartigen Natur, suchte er seinem Drange nach freier Lebensbethätigung zu genügen. Nach und nach trat dann aber naturgemäß eine Wendung ein. Mehr und mehr erkannte er die schweren Schäden, unter denen das ganze Volk litt, und so erweiterte sich langsam bei ihm die Sehnsucht des eigenen Herzens, die er bisher in der Ferne der Wüsten und Meere gesucht hatte, zur Sehnsucht des ganzen Volkes. Mit Recht verwahrt er sich denn auch später einmal von London aus in einem Briefe an Brockhaus gegen die Behauptung, daß Hoffmann von Fallersleben ihn in einer Champagnernacht zu Koblenz im Riesen „bekehrt" habe. „Eine Entwicklung ist keine Bekehrung", schreibt er, „eine Entwicklung geht auch nicht in einer Nacht vor sich; zumal nicht bei mir. Wer mich näher kennt, wird wissen, daß ich gegen äußere Einflüsse mich eher spröde verhalte, daß ich bei allem, was ich angreife, langsam und gründlich und gewissenhaft zu Werke gehe. Was ich bin, bin ich durch mich selbst und durch die Zeit geworden. Ich habe gearbeitet, gedacht und innere Kämpfe bestanden, ehe ich Hoffmann kennen lernte . . . . Ich begreife eigentlich nicht, wie man sich nur

wundern mag, daß ich ein Dichter der Revolution geworden bin; wie man meinen ganzen Gang, statt von innen heraus, von außen herein konstruieren mag. Meine erste Phase, die Wüsten- und Löwenpoesie, war im Grunde auch nur revolutionär; es war die allerentschiedenste Opposition gegen die zahme Dichtung, wie gegen die zahme Sozietät."

Freiligrath *) wurde am 17. Juni 1810 zu Detmold geboren, wo sein Vater Lehrer an der Bürgerschule war, besuchte bis zu seinem 15. Jahre das Gymnasium seiner Vaterstadt und trat dann bei einem ihm verwandten Kaufmann in Soest in die Lehre, weil ein reicher kinderloser Oheim in Edinburg, der dort ein großes Geschäft besaß, den Knaben dermaleinst als Adoptivsohn anzunehmen wünschte. Die Lehrjahre gewährten dem jungen Manne noch manche Mußestunde, die er dazu benutzte, die neueren Sprachen gründlich zu erlernen und seine ersten poetischen Versuche zu machen. Einer von diesen, der bereits die ganze reiche Phantasie und die ganze gewuchtige Kraft des künftigen Poeten ahnen läßt, das Gedicht „Moosthee", ist erhalten geblieben und eröffnet jetzt die Gedichtsammlung Freiligraths. 1831 hatte der junge Dichter seine Lehrzeit beendet und trat jetzt in ein Wechselgeschäft zu Amsterdam ein, in welchem er vier und ein halbes Jahr blieb. Der großartige Weltverkehr, welcher sich ihm hier darbot, machte auf ihn einen gewaltigen Eindruck; an dem lauten Hafen, wo tagtäglich von Afrikas und Asiens Küsten Schiffe mit allen Schätzen des Südens ankamen, empfing er sofort eine Fülle von bunten Bildern, und schnell entfaltete sich seine ganze Dichterkraft. Rasch nacheinander entstand eine Reihe von Gedichten, die in glühenden Farben, schwungvollen, melodischen Versen und fremdartigen Klängen im Reime den Orient mit all seiner Pracht und Üppigkeit, all seinem Glanz und Zauber feiern, so der „Löwenritt", „Das Gesicht des Reisenden", das wir unten mitteilen, „Der Mohrenfürst", „Unter den Palmen", „Der Scheik am Sinai", „Der Schwertfeger von Damaskus", „Wär' ich im Bann von Mekkas Thoren", „Mirage" u. s. w. Die Gedichte traten zunächst einzeln im Chamisso-Schwabschen „Musen-Almanach", im „Morgenblatte" und in anderen Zeitungen an die Öffentlichkeit und machten sofort allerwärts einen tiefen Eindruck; Chamisso war in hohem Grade erfreut über diese neuen Töne, und Schwab rühmte Cotta die Gedichte so nachdrücklich, daß dieser bereits Ende 1835 dem jungen Poeten den Verlag anbot. Freiligrath fand jedoch noch so viel zu feilen und zu bessern, daß er, um den Band mit ganzer Sammlung druckfertig machen zu können, im Mai 1836 seine Stellung in Amsterdam aufgab und wieder ein Jahr nach Soest ging, wo er nun das Manuskript zum

*) Vergl. Wilh. Buchner, Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. 2 Bde. Lahr 1882, und Schmidt-Weißenfels, Ferdinand Freiligrath. Ein biographisches Denkmal. Stuttg. 1876.

Ferdinand Freiligrath.

Abschluß brachte. Im Jahre 1838 erschien sodann das Buch zu Stuttgart unter dem einfachen Titel „Gedichte". Der Erfolg war ein ganzer und voller, ein außerordentlicher. Man war entzückt von dem funkelnden Glanze der Sprache, welchen vordem weder Schiller, noch Rückert, noch Heine zu entfalten vermocht hatten, erstaunt über die märchenhafte Pracht, die gespenstische Herrlichkeit, mit der die Bilder und Scenen ausgestattet waren, und auch zugleich gerührt von der tiefgemütvollen Innigkeit, die aus einzelnen stilleren Gedichten sprach, so aus den „Auswanderern" und den Erinnerungen an die entschwundene Jugendzeit. Schnell folgte eine Auflage auf die andere. Der Dichter hatte mittlerweile im Mai 1837 eine neue Stelle in Barmen angenommen, da sein Oheim in Edinburg, zu dem er nun wohl hätte übersiedeln sollen, fallit geworden war; der große Beifall, den seine Dichtungen fanden, bestimmten ihn jedoch, nach zwei Jahren seine kaufmännische Thätigkeit ganz aufzugeben und nur noch seiner Muse zu leben. Er wandte sich zunächst nach dem reizend gelegenen Örtchen Unkel am Rhein, wo er seine nachherige Gattin, die geistvolle Tochter des Professors Melos in Weimar, kennen lernte, ein „Roland-Album", von dessen Ertrage er den durch einen Sturm schwer beschädigten Rolandsbogen auf Rolandseck wieder herstellen ließ, und im Verein mit Matzerath und Simrock das „Rheinische Jahrbuch für Kunst und Poesie" herausgab. Ein touristisches Werk, „Das malerische und romantische Westfalen", welches er außerdem noch zu schreiben unternahm, gedieh nicht über die erste Lieferung hinaus, so daß es schließlich sein Freund Levin Schücking fertigzustellen übernehmen mußte. Im Jahre 1841 ging sodann der Dichter, nachdem er seine Braut heimgeführt, nach Darmstadt, wo er ein Blatt, das sich hauptsächlich mit dem Leben und der Litteratur der Engländer beschäftigen sollte, zu gründen gedachte. Das Projekt scheiterte jedoch an der Lauheit des Verlegers, und Freiligrath siedelte nach St. Goar über, wo er nun, oft besucht von Dichtern aller Lande, selbst von Amerikas großem Poeten Longfellow, und von dem Könige Friedrich Wilhelm IV. durch ein Jahrgehalt von 300 Thalern geehrt, seine angeregteste Dichterzeit verlebte. Leider sollte sie nicht lange währen; immer nachdrücklicher drängte sich ihm die Überzeugung auf, daß alle Hoffnungen, welche man auf die Einsicht und das Geschick des jungen genialen Königs von Preußen gesetzt, sich nicht erfüllen würden, daß die kirchliche und politische Reaktion alle die frischen Blüten schon wieder zerstöre, die eben erst emporgesprossen, und an sich selber mußte er erfahren, wie die Zensur Gedichte von ihm mit brutalen Strichen verstümmelte. Sein Mißmut und seine Verbitterung steigerten sich mehr und mehr, aber trotzdem war es ihm nicht möglich, mit in den allgemeinen Ton der egoistischen Phrasenhelden einzustimmen. „Der Dichter steht auf einer höhern Warte, als auf den Zinnen der Partei!" rief er in edlem Stolze. Dagegen verlieh er seinem tiefen Hasse gegen die Unterdrücker der Freiheit rückhaltslos in einer Reihe von Gedichten

Ausdruck, in denen er in ergreifender Weise die traurige Lage des Vaterlandes beklagt, so in dem geistreichen Gedichte „Hamlet", das wir unten mitteilen, und in dem rührenden, tief wehmütigen „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte", wo er schließlich ausruft:

„Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allem dieses Deutschland sein!"

ferner in „Vom Harz", „Aus dem schlesischen Gebirge" 2c., wo er in genialer Darstellung bestimmte Vorfälle behandelt. Mit seiner markigen Wucht übertraf er hier alle Freiheitssänger, die bisher ihre Stimme erhoben hatten. Des großen Eindrucks, welchen die Gedichte machen würden, war er sich im voraus bewußt; schon vor der Veröffentlichung derselben entsagte er seinem Jahrgehalte, und als das schmale Bändchen dann im Sommer 1844 unter dem Titel „Mein Glaubensbekenntnis" zu Mainz erschien, ging er zunächst nach Ostende, dann nach Brüssel und schließlich nach der Schweiz, wo er teils in Meyenberg, teils in Hottingen am Züricher See lebte. Seine Hauptthätigkeit verwandte er hier auf die Verdeutschung ausgewählter Dichtungen von Viktor Hugo, Felizia Hemans u. a., in der er eine meisterhafte Virtuosität entwickelte, doch warf er auch ein neues Heftchen politischer Lieder unter dem Titel „Ça ira" (Herisau 1846) nach Deutschland hinüber, das allerdings wenig des Erfreulichen enthält. Freiligrath ist hier ganz unter die rote Fahne getreten; oft hört man, wie ihm vor Erregung die Stimme heiser wird und zittert, und wiederholt schweigt über dem Wutgeschrei des Revolutionärs der Dichter vollständig; so in „Wie man's macht", wo er das Volk auffordert, die Zeughäuser zu plündern und die Hauptstadt zu stürmen, und in der „Freien Presse", wo er verlangt, man solle die Buchdrucklettern in Kugeln umgießen, und ausruft:

„Wohl soll der Gedanke siegen, nicht des Stoffes rohe Kraft!
Doch man band ihn, man zertrat ihn, doch man warf ihn schnöd' in Haft!
Sei es denn! In die Muskete mit dem Ladstock laßt euch rammen!
Auch in solchem Winkelhaken steht als Kämpfer treu beisammen!
Auch aus ihm bis in die Hofburg flieht und schwingt euch, trotz'ge Schriften!
Jauchzt ein rauhes Lied der Freiheit, jauchzt und pfeift es hoch in Lüften ...."

Und doch quellen auch mitten zwischen dieser „nach Pulver riechenden Lyrik" einmal die tiefen Töne des echten Poeten von Gottes Gnaden hervor in dem prächtigen Gedichte „Von unten auf" (s. unten), in welchem die Stimmung des Volkes mit all ihrem bittern Grimm und ihrer Hoffnung auf die Selbsthilfe in anschaulichster Weise zum Ausdruck kommt. Nach der Veröffentlichung des Heftchens „Ça ira" machte die Schweiz Miene, dem Dichter das Asylrecht aufzukündigen; er wandte sich daher nach London und nahm dort wieder eine kauf-

männische Stelle an. Allein die stille Arbeit des Komptoirs dauerte nicht lange, in Paris brach die Februar-Revolution aus, bald darauf griff auch in Deutschland das Volk zu den Waffen, und nun litt es den Dichter nicht länger in der Fremde.

„Wir treten in die Reiseschuh,
Wir brechen auf noch heute!
Nun, heil'ge Freiheit, tröste du
Die Mütter und die Bräute!"

sang er und wandte sich nach Düsseldorf, um dort als einer der Führer der Volkspartei thätig zu sein. Bald darauf erschien sein berühmtes Gedicht „Die Toten an die Lebenden", in welchem er mit hinreißender Beredsamkeit seinem ganzen unbändigen Zorne Worte lieh. „Der Gruß der ‚Toten an die Lebenden' mag in politischem Betracht sehr verschiedenartigen Beurteilungen unterliegen", sagt Robert Prutz (Litt. d. Gegenw. Bd. I. S. 108), „aber in poetischer Hinsicht ist es ein Meisterstück, dem die Litteratur aller Zeiten nur wenig an die Seite setzen kann. Selten oder nie hat der glühendste Zorn, der inbrünstigste Haß, die zähnefletschende Verachtung sich in so wahrhaft großartiger, so erschütternder Weise ausgesprochen, noch ist es viel anderen Dichtern gelungen, die an sich widerwärtigsten und grausigsten Scenen noch in einer so edeln poetischen Beleuchtung zu zeigen." Die Wirkung war eine ganz außerordentliche, und infolgedessen wurde Freiligrath am 29. August 1848 verhaftet, jedoch am 3. Oktober von den Geschworenen freigesprochen. Er ging jetzt nach Köln, beteiligte sich an der Redaktion der „Neuen Rheinischen Zeitung" und gab die Gedichtsammlung „Zwischen den Garben" (Stuttg. 1849) heraus, eine Reihe unpolitischer Lieder, unter denen sich auch zwei warm empfundene aus seinem Liebesfrühling befanden, „Ruhe in der Geliebten" und „Mit Unkraut", und das rührende, tief-innige „O lieb', so lang du lieben kannst", das dem Dichter wohl die meisten Freunde erwarb, und das wir unten zum Abdruck bringen; zugleich ließ er zwei Heftchen „Neuere politische und soziale Zeitgedichte" (Heft 1: Köln 1849, Heft 2: Braunschweig 1850) erscheinen. Unterdessen wurde der Aufstand allerwärts niedergeschlagen, die Reaktion trat ein, und Freiligrath begann sich bald trotz seiner Freisprechung nicht mehr sicher zu fühlen; er siedelte darum nach einem nochmaligen Aufenthalte in Düsseldorf im Frühlinge 1851 abermals nach London über, und kurz darauf sandten ihm sowohl die Regierung von Köln, wie die von Düsseldorf, Steckbriefe nach, die nun freilich wirkungslos blieben.

In England gestalteten sich die Verhältnisse des Dichters anfangs wenig günstig, er konnte keine passende Stelle finden, bis er endlich 1857 den Posten eines Vorstehers der Filiale der Allgemeinen Schweizer Bank erhielt, der ihm ein einigermaßen auskömmliches Gehalt brachte, und den er bis zum Jahre

1867 bekleidete. Sein Liedermund verstummte unter der schweren Tagesarbeit fast ganz; nur einige wenige Gedichte entstanden in der langen Zeit, die herrliche Elegie auf Johanna Kinkel, das auf Wunsch der Deutschen in Amerika gedichtete Festlied zu Schillers hundertjährigem Geburtstage u. a.; dagegen lieferte er manche meisterhafte Übersetzung, so die von Longfellows „Song of Hiawatha“ (Stuttg. 1857) und die der Lieder von Robert Burns, Coleridge, Campbell u. a. Da brach plötzlich infolge einer Krisis die Bank zusammen, und die Gefahr lag nahe, daß der Dichter am Abend seines Lebens in Not versinken könne. Das durfte aber nicht geschehen, und der Gedanke tauchte auf, dem Sänger durch einen Nationaldank ein ruhiges Greisenalter zu schaffen; Emil Rittershaus gab ihm lauten und begeisterten Ausdruck, und bald waren gegen 60,000 Thaler zusammen, die vollständig genügten, den Dichter über jede Sorge hinwegzuheben.

Bewegten Herzens kehrte nun Freiligrath 1868, da mittlerweile auch allgemeine Amnestie erlassen worden war, nach Deutschland zurück, überall mit Enthusiasmus empfangen; und dankerfüllt antwortete er auf all die Huldigungen:

„Geliebt zu sein von seinem Volke,
O herrliches Poetenziel!
Los, das aus dunkler Wetterwolke
Herab auf meine Stirne fiel!
Ob ich's verdient? Ich darf nicht rechten!
Ihr wollt nun einmal Kränze flechten!
Ich halte stolz ihn in der Rechten,
Den mir zu flechten euch gefiel.

Wohlan, ich greife froh zum Becher
Und gieße voll ihn bis zum Rand
Und heb' ihn, ein bewegter Zecher,
Und halt' ihn hoch mit fester Hand
Und ruf' hinaus in alle Gauen,
So weit ich deutsches Land mag schauen,
Laut ruf' ich's von des Berges Brauen:
Ich danke dir, mein Vaterland!“

Er wandte sich nach Süddeutschland, zunächst nach Stuttgart, dann nach dem stilleren freundlichen Cannstatt und begann eine echte Altersarbeit, die Sichtung und Zusammenstellung seiner sämtlichen poetischen Schöpfungen. Doch ehe er noch zu Ende gekommen war, brach ein neuer Sturm los, der gewaltige Kampf von 1870, und noch einmal ließ er begeistert, wie in seinen Jugendtagen, seine mächtige Stimme erschallen in den herrlichen Gesängen „Hurrah Germania!“, „So wird es geschehen!“ u. a., auf die wir in dem Abschnitte über die Kriegslyrik von 1870/71 zurückkommen werden. Gegen Ende des Jahres brachte er sodann dem Vaterlande auch seine „Gesammelten Dichtungen“ (6 Bde., Stuttgart 1870) dar, die neben den Originalgedichten auch die Übersetzungen enthalten, während verschiedene Lieder aus der aufgeregtesten Zeit der Revolution mit Recht weggelassen worden sind. Einige Jahre später mußte er leider den großen Schmerz erfahren, einen geliebten Sohn von 22 Jahren zu verlieren; seitdem war seine frühere Lebensfreudigkeit dahin, er begann zu kränkeln und starb nach kurzem Kranksein unerwartet in den Armen seiner Gattin am Morgen des 18. März 1876.

Freiligraths Verdienste sind oft verkleinert, ja selbst geleugnet worden; man hat behauptet, seine Kunst bestehe bloß in der Schilderung des Äußerlichen, im Kolorit, im übrigen suche er hauptsächlich durch die Ausmalung des Gräßlichen, durch schreiende Farben und wunderliche Reime zu wirken und sinke daher oft bis zur Geschmacklosigkeit hinab. Aus diesem Urteil kann aber nur der Parteihaß sprechen. Wohl hat Freiligrath in einigen seiner Gedichte, in der „Seidenen Schnur", in „Anno Domini . . . ?", den „Toten im Meer" und einigen andern die Grenze der Ästhetik überschritten, allein in der großen Mehrzahl derselben hat er uns eine reiche Fülle zauberischer Schönheit entfaltet, hat er dem Verse den holdesten Wohlklang entlockt und dabei der Poesie ein ganz neues, weites, prächtiges Land, das farbenreiche Tropengefilde, erschlossen und dem politischen Liede einen energischen Gedankenflug, eine hinreißende Gewalt verliehen. Und endlich hat er auch die Übersetzungskunst auf eine neue Stufe gehoben. Das sind Verdienste, mag er sich auch Zeit seines Lebens einzig nur auf das Gebiet der Lyrik beschränkt haben, die ihn für immer unter die ersten deutschen Poeten des neunzehnten Jahrhunderts stellen.

Das Gesicht des Reisenden.

Mitten in der Wüste war es, wo wir nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen schliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen;
Rings im Flugsand umgekomm'ner Dromedare weiße Knochen.

Schlaflos lag ich; statt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterschob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Brust und Füße;
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

Tiefe Stille; nur zuweilen knistert das gesunk'ne Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier;
Nur zuweilen stampft im Schlafe eins der angebund'nen Rosse;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse.

Da auf einmal bebt die Erde; auf den Mondschein folgen trüber
Dämm'rung Schatten; Wüstentiere jagen aufgeschreckt vorüber.
Schnaubend bäumen sich die Pferde; unser Führer greift zur Fahne;
Sie entsinkt ihm, und er murmelt: Herr, die Geisterkarawane! —

Ja, sie kommt, vor den Kamelen schweben die gespenst'schen Treiber;
Üppig in den hohen Sätteln lehnen schleierlose Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend wie Rebekka
Einst am Brunnen; Reiter folgen — sausend sprengen sie nach Mekka.

Mehr noch! — nimmt der Zug kein Ende? — immer mehr? wer kann sie zählen?
Weh', auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu Kamelen,

Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunklen Massen
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Tiere Zügel fassen.

Denn dies ist die Nacht, wo alle, die das Sandmeer schon verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut' vielleicht an unsern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Rosse Huf zertreten,
Sich erheben und sich scharen, in der heil'gen Stadt zu beten.

Immer mehr! noch sind die letzten nicht an uns vorbeigezogen,
Und schon kommen dort die ersten schlaffen Zaums zurückgeflogen.
Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandeb-Enge
Sausten sie, eh' noch mein Reitpferd lösen konnte seine Stränge.

Haltet aus, die Rosse schlagen! jeder Mann zu seinem Pferde!
Zittert nicht, wie vor dem Löwen die verirrte Widderherde!
Laßt sie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: Allah! — und vorüber ziehn sie mit den Dromedaren.

Harret, bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröte werden ihnen zu Bestattern.
Mit dem Tage wieder Asche werden diese nächt'gen Zieher! —
Seht, es dämmert schon! ermut'gend grüßt ihn meines Tiers Gewieher.

Hamlet.

Deutschland ist Hamlet! — Ernst und stumm
In seinen Thoren jede Nacht
Geht die begrabne Freiheit um
Und winkt den Männern auf der Wacht.
Da steht die Hohe, blankbewehrt,
Und sagt dem Zaudrer, der noch zweifelt:
„Sei mir ein Rächer, zieh dein Schwert!
Man hat mir Gift ins Ohr geträufelt!"

Er horcht mit zitterndem Gebein,
Bis ihm die Wahrheit schrecklich tagt;
Von Stund an will er Rächer sein —
Ob er es wirklich endlich wagt?
Er sinnt und träumt und weiß nicht Rat;
Kein Mittel, das die Brust ihm stähle!
Zu einer frischen, mut'gen That
Fehlt ihm die frische, mut'ge Seele!

Das macht, er hat zu viel gehockt;
Er lag und las zu viel im Bett.
Er wurde, weil das Blut ihm stockt,
Zu kurz von Atem und zu fett.

Er spann zu viel gelehrten Werg,
Sein bestes Thun ist eben Denken;
Er stak zu lang' in Wittenberg,
Im Hörsaal oder in den Schenken.

Drum fehlt ihm die Entschlossenheit;
Kommt Zeit, kommt Rat — er stellt sich toll,
Hält Monologe lang und breit
Und bringt in Verse seinen Groll,
Stutzt ihn zur Pantomime zu;
Und fällt's ihm einmal ein zu fechten,
So muß Polonius Kotzebue
Den Stich empfangen statt des Rechten.

So trägt er träumerisch sein Weh,
Versöhnt sich selber insgeheim,
Läßt sich verschicken über See
Und kehrt mit Stichelreden heim;
Verschießt ein Arsenal von Spott,
Spricht von gestickten Lumpenkön'gen —
Doch eine That? Behüte Gott!
Nie hat er eine zu beschön'gen!

Bis endlich er die Klinge packt,
Ernst zu erfüllen seinen Schwur;
Doch ach — das ist im letzten Akt,
Und streckt ihn selbst zu Boden nur!
Bei den Erschlag'nen, die sein Haß
Preis gab der Schmach und dem Verderben,
Liegt er entseelt, und Fortinbras
Rückt klirrend ein, das Reich zu erben. —

Gottlob, noch sind wir nicht so weit!
Vier Akte sahn wir spielen erst!
Hab' acht, Held, daß die Ähnlichkeit
Nicht auch im fünften du bewährst!
Wir hoffen früh, wir hoffen spät:
O, raff' dich auf, und komm' zu Streiche,
Und hilf entschlossen, weil es geht,
Zu ihrem Recht der fleh'nden Leiche!

Mach' den Moment zu nutze dir!
Noch ist es Zeit, drein mit dem Schwert,
Eh' mit französischem Rapier
Dich schnöd' vergiftet ein Laert!
Eh' rasselnd naht ein nordisch Heer,
Daß es für sich die Erbschaft nehme!
O, sieh dich vor — ich zweifle sehr,
Ob diesmal es aus Norweg' käme!

Nur ein Entschluß! Auf steht die Bahn —
Tritt in die Schranken kühn und dreist!
Denk' an den Schwur, den du gethan,
Und räche deines Vaters Geist!
Wozu dies Grübeln für und für?
Doch — darf ich schelten, alter Träumer?
Bin ich nicht selbst ein Stück von dir,
Du ew'ger Zauderer und Säumer!

Von unten auf.

Ein Dämpfer kam von Biberich! — stolz war die Furche, die er zog!
Er qualmt' und räderte zu Thal, daß rechts und links die Brandung flog!
Von Wimpeln und von Flaggen voll, schoß er hinab keck und erfreut:
Den König, der in Preußen herrscht, nach seiner Rheinburg trug er heut'!

Die Sonne schien wie lauter Gold! Auftauchte schimmernd Stadt um Stadt!
Der Rhein war wie ein Spiegel schier, und das Verdeck war blank und glatt!
Die Dielen blitzten, frisch gebohnt, und auf den schmalen her und hin
Vergnügten Auges wandelten der König und die Königin!

Nach allen Seiten schaut' umher und winkte das erhab'ne Paar;
Des Rheingaus Reben grüßten sie und auch dein Nußlaub, Sankt Goar!
Sie sahn zu Rhein, sie sahn zu Berg: — Wie war das Schifflein doch so nett,
Es ging sich auf den Dielen fast, als wie auf Sanssoucis Parkett!

Doch unter all der Nettigkeit und unter all der schwimmenden Pracht,
Da frißt und flammt das Element, das sie von dannen schießen macht;
Da schafft in Ruß und Feuerglut, der dieses Glanzes Seele ist,
Da steht und schürt und ordnet er — der Proletarier-Maschinist!

Da draußen lacht und grünt die Welt, da draußen blitzt und rauscht der Rhein —
Er stiert den lieben langen Tag in seine Flamme nur hinein;
Im woll'nen Hemde, halber nackt vor seiner Esse muß er stehn,
Derweil ein König über ihm einschlürft der Berge freies Wehn!

Jetzt ist der Ofen zugekeilt, und alles geht und alles paßt;
So gönnt er auf Minuten denn sich eine kurze Sklavenrast.
Mit halbem Leibe taucht er auf aus seinem lodernden Versteck,
In seiner Fallthür steht er da und überschaut sich das Verdeck.

Das glüh'nde Eisen in der Hand, Antlitz und Arme rot erhitzt,
Mit der gewölbten haar'gen Brust auf das Geländer breit gestützt —
So läßt er schweifen seinen Blick; so murrt er leis' dem Fürsten zu:
„Wie mahnt dies Boot mich an den Staat; leicht auf den Höhen wandelst du!

„Tief unten aber in der Nacht und in der Arbeit dunklem Schoß,
Tief unten, von der Not gespornt, da schür' und schmied' ich mir mein Los!
Nicht meines nur, auch deines, Herr! Wer hält die Räder dir im Takt,
Wenn nicht mit schwielenharter Faust der Heizer seine Eisen packt?

„Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
Beherrsch' ich nicht, auf dem du gehst, den allzeit kochenden Vulkan?
Es liegt an mir: — ein Ruck von mir, ein Schlag von mir zu dieser Frist,
Und siehe, das Gebäude stürzt, von welchem du die Spitze bist!

„Der Boden birst, aufschlägt die Glut und sprengt dich krachend in die Luft!
Wir aber steigen feuerfest aufwärts ans Licht aus unsrer Gruft!
Wir sind die Kraft! Wir hämmern jung das alte morsche Ding, den Staat,
Die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat!

„Dann schreit' ich jauchzend durch die Welt! Auf meinen Schultern stark und breit,
Ein neuer Sankt Christophorus, trag' ich den Christ der neuen Zeit!
Ich bin der Riese, der nicht wankt! Ich bin's, durch den zum Siegesfest
Über den tosenden Strom der Zeit der Heiland Geist sich tragen läßt!"

So hat in seinen grausen Bart der grollende Cyklop gemurrt;
Dann geht er wieder an sein Werk, nimmt sein Geschirr und stocht und purrt.
Die Hebel knirschen auf und ab, die Flamme strahlt ihm ins Gesicht.
Der Dampf rumort; — er aber sagt: „Heut', zornig Element, noch nicht!"

Der bunte Dämpfer unterdes legt vor Kapellen zischend an;
Sechsspännig fährt die Majestät den jungen Stolzenfels hinan.
Der Heizer auch blickt auf zur Burg; von seinen Flammen nur behorcht,
Lacht er: „Ei wie man immer noch für künftige Ruinen sorgt!"

O lieb', so lang' du lieben kannst.

O lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang' du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang' ihm noch ein and'res Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zulieb',
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb.

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt;
O Gott, es war nicht bös' gemeint, —
Der and're aber geht und klagt.

O lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang' du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Dann kniest du nieder an der Gruft —
Und birgst die Augen trüb' und naß
— Sie sehn den andern nimmermehr —
Ins lange, feuchte Kirchhofsgras.

Und sprichst: O schau auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint;
Vergieb, daß ich gekränkt dich hab';
O Gott, es war nicht bös' gemeint!

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh empfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: Ich vergab dir längst.

Er that's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein derbes Wort —
Doch still — er ruht, er ist am Ziel!

O lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang' du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Die bis jetzt besprochenen politischen Lyriker traten in Nord-, West- und Süddeutschland auf, doch auch in dem bisher so stillen Südosten, in Österreich, begann es sich zu regen, trotz des Metternichschen „Systems", das mit allen Mitteln das gesamte geistige Leben niederzudrücken suchte, und so erklang bald hier, bald dort, bald diesseits, bald jenseits der Donau ein heller Weckruf, ein frischer Freiheitsgesang. Ehe es sich die Herren in der Hofburg versahen, schmetterte und trillerte ein ganzer Chor von Sängern in das freudig lauschende Volk hinein und senkte in alle Herzen neue Hoffnungen. Diese erquickende und erfrischende Eigenschaft war im hervorragendsten Maße den Poesieen von **Anastasius Grün** eigen. Grün ist kein Talent von intensiver Leuchtkraft, er ist kein Dichter, der fortreißt durch die Gewalt seiner Leidenschaft, der blendet durch den Glanz einer schwungvollen Sprache; er ist nicht einmal geistreich, hie und da sogar ermüdend durch zu üppige Bilderfülle und zu große Länge seiner Gedichte, ja bisweilen selbst geschmacklos. Wir erinnern nur an den letzten Vers des sonst so wohl gelungenen Gedichtes „Unsere Zeit", wo es heißt:

„Zeit ist eine stumme Harfe; — prüft ein Stümper ihre Kraft,
Heulen jammernd Hund und Kater in der ganzen Nachbarschaft!"

Dagegen zeichnet er sich aus durch stets klare Gedankenführung, Innigkeit, warme Liebe zum Vaterlande, heiße Sehnsucht nach Freiheit und Licht, sodann durch Lauterkeit des Charakters, Unerschrockenheit und Freimut. Das gerade war es, was seinen „Spaziergängen eines Wiener Poeten" den großen Erfolg verschaffte, den wir heute nur noch schwer begreifen können. Er war der erste, der es wagte, die dumpfe Luft, welche über Österreich lagerte, auseinanderzufegen, und so schreitet er mit Recht an der Spitze der österreichischen Lyriker der dreißiger und vierziger Jahre. Grün, mit seinem wirklichen Namen Anton Alexander Graf von Auersperg *), wurde am 11. April 1806 zu Laibach in Krain geboren, standesgemäß erzogen und widmete sich dann in Graz und Wien einige

*) Vergl. P. v. Radics, Anastasius Grün und seine Heimat. Stuttg. 1876, und von demselben: Anastasius Grün. Verschollenes und Vergilbtes aus dessen Leben und Wirken. Lpzg. 1879.

Jahre der Rechtswissenschaft. Zugleich machte er seine ersten poetischen Versuche, die er zunächst in Journalen und dann unter dem Titel „Blätter der Liebe" (Stuttg. 1830) erscheinen ließ. Das schmale Bändchen fand wenig Beachtung und konnte auch keine beanspruchen, denn die Gedichte, welche es enthielt, bewegten sich nur im gewöhnlichen Geleise, wenn auch einige, wie das unten mitgeteilte „Mannesthräne", einen etwas tieferen Ton anschlagen. Später gab Grün die „Blätter der Liebe" noch einmal mit einer größeren Anzahl neuer und weit reiferer Lieder, Romanzen ꝛc. unter dem Titel „Gedichte".(Lpzg. 1837) heraus, die viele Auflagen erlebten, und aus dem wir „Die Brücke", „Der Unbeständige", „Der Liederquell", „Das Blatt im Buche", „Der Deserteur", „Der alte Komödiant" ꝛc. hervorheben. Eine freundlichere Aufnahme wurde dem Romanzen-Cyklus „Der letzte Ritter" (Stuttg. 1830) zu teil, welcher den Kaiser Maximilian verherrlicht. Der Dichter entwickelt hier viel Geschicklichkeit für plastische, gemüt- und humorvolle Schilderung und zeigt überall eine warme Liebe sowohl für seinen Helden, als auch für sein schönes Österreich; es ist darum nur zu bedauern, daß er den Stoff nicht zu einem einheitlich sich entfaltenden Epos herausarbeitete. Wir bringen aus diesem Cyklus unten „Max und Dürer" zum Abdruck. Allgemeines und gerechtes Aufsehen erregte Grün jedoch erst durch seine „Spaziergänge eines Wiener Poeten" (Hamb. 1831), die zwar zunächst anonym erschienen, deren Verfasser aber bald von allen gekannt war. Hier klangen Lieder, wie sie bisher in Österreich noch niemand zu singen gewagt hatte, hier fielen Keulenhiebe rechts und links auf Zensoren und Spione, Blutsauger und Dunkelmänner; ja selbst auf Seine Durchlaucht den allmächtigen Fürsten Metternich schwirrten spitze Pfeile ab, die empfindlich trafen (s. u. „Salonscene"), und durch die ganze Poesie ging der Grundton:

„Freiheit ist die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt!"

Aber die Freiheit war dem Dichter nicht schrankenloser Genuß, sondern „der heitere Sieg des Lichtes", und nicht durch gewaltsame Umwälzungen, durch Revolution, wünschte er zum Ziele zu gelangen, sondern durch verständige Reformen, auf die er hinwies. Fünf Jahre später veröffentlichte Grün seine vollendetsten Dichtungen, die er unter dem Titel „Schutt" (Lpzg. 1836) zusammenfaßte. Er erhebt hier den Blick über Österreich hinaus und überschaut den ganzen Erdkreis, wendet sich von der Trübsal seines Volkes zu den Leiden der gesamten Menschheit. Doch verliert er sich dabei nicht in phantastische Träumereien, sondern knüpft stets an bestimmte, fest gezeichnete Bilder an. In der letzten Dichtung „Fünf Ostern" sieht er in die Zukunft und schaut den vollen Sieg des Lichts, vor dem alle Glaubensunterschiede verschwinden, unter dem das Christentum sich zur Religion der reinsten Menschenliebe verwandelt:

„Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr."

Anton Alexander Graf von Auersperg (Anastasius Grün).

Auf diese ernstesten Dichtungen Grüns folgten noch ein Capriccio aus der Rokokozeit „Die Nibelungen im Frack“ (Lpzg. 1843) und „Der Pfaffe vom Kahlenberg. Ein ländliches Gedicht“ (Stuttg. 1850), ein humorvolles prächtiges Stück Natur- und Wanderpoesie, in der die Herrlichkeit der Alpenwelt mit den glänzendsten Farben geschildert wird, ferner „Volkslieder aus Krain“ (Stuttg. 1850) und „Robin Hood. Ein Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern“ (Stuttg. 1864). Das Jahr 1848 riß auch Auersperg mitten in die Bewegung hinein, er wurde sowohl in das Vorparlament, wie in die Nationalversammlung selbst gewählt, ergriff indes niemals das Wort und verließ im September, als die Unklarheit und Uneinigkeit zunahm, Frankfurt wieder. 1860 wurde er in den „Verstärkten Reichsrat“ berufen, und 1863 erhielt er die Geheimratswürde mit dem Prädikat Excellenz. Diese Ehrenbezeigungen hielten ihn jedoch nicht ab, nach wie vor, überall, wo es galt, für Licht und Freiheit einzutreten, ohne Unterlaß gegen das Konkordat und die Sistierungspolitik, für die Trennung der Schule von der Kirche, die Zivilehe ꝛc. zu kämpfen; und seinen Gegnern, dem Grafen Thun und dem Kardinal Rauscher, erwiderte er: „Man kann die Freiheit nicht vom Rechtsbegriff trennen, und man kann die Freiheit lieben, ohne mit seinem Adel oder mit der Religion in Widerspruch zu kommen.“ Für all dieses segensreiche, mannhafte Wirken erwarb er sich die wärmste Liebe und Verehrung Österreichs, die allgemeine Hochachtung Deutschlands, und als am 11. April 1876 sein siebzigster Geburtstag erschien, gestaltete sich dieser zu einem großartigen Huldigungsfeste. Leider mutete sich der Greis dabei solche Anstrengungen zu, daß er seitdem an nervöser Überreizung litt, die am 4. September in Graz einen Schlaganfall zur Folge hatte, dem er am 12. Sept. 1876 erlag. Nach seinem Tode erschien noch „In der Veranda“ (Berl. 1876), eine dichterische Nachlese, die Älteres, aber auch wehmütig-ernste Gedichte enthält, welche noch in den letzten Monden des Dahingeschiedenen entstanden sind. Seine „Gesammelten Werke“ gab Ludw. Aug. Frankl 1877 zu Berlin in 5 Bänden heraus.

Mannesthräne.

Mädchen, sahst du jüngst mich weinen? —
Sieh, des Weibes Thräne dünkt
Mir der klare Tau des Himmels,
Der in Blumenkelchen blinkt.

Ob die trübe Nacht ihn weinet,
Ob der Morgen lächelnd bringt,
Stets doch labt der Tau die Blume,
Und ihr Haupt hebt sich verjüngt.

Doch es gleicht des Mannes Thräne
Edlem Harz auf Ostens Flur,
Tief ins Herz des Baums verschlossen,
Quillt's freiwillig selten nur.

Schneiden mußt du in die Rinde
Bis zum Kern des Marks hinein,
Und das edle Naß entträufelt
Dann so golden, hell und rein.

Bald zwar mag der Born versiegen,
Und der Baum grünt fort und treibt,
Und er grüßt noch manchen Frühling,
Doch der Schnitt, die Wunde — bleibt.

Mädchen, denk des wunden Baumes
Auf des Orients fernen Höhn;
Mädchen, denke jenes Mannes,
Den du weinen einst gesehn.

Max und Dürer.

Fürst, Troßbub', Ritter, Gauner, durchwimmelnd Augsburgs Gassen,
Im Saal die Ratsherrn zankend, und zankend Volk auf den Straßen,
Hier doppelt volle Schenken, doch Armut rings im Land;
Wie mögt ihr solches heißen? — Reichstag war's deutsch genannt.

Max sah vom Fenster düster ins tolle Gewühl hinein,
Da trat im schlichten Wamse ein Mann gar schüchtern ein;
„Gott grüß dich, Meister Dürer!" rief Max so freudig schnell,
„Wie kommt die Kunst zum Reichstag? nach Babel mein Apell?"

„„Nur eine Gnade wollt' ich, o Herr, von Euch erflehn,""
Erwidert drauf der Meister, „„laßt freundlich es geschehn!
Ach, gerne malt' ich einmal noch Euer Konterfei,
Hell strahlend wie sein Urbild, doch auch so wahr und treu!""

Der Kaiser faßt wehmütig des Künstlers Hand und spricht:
„Bei mir will's Abend werden; drum, eh' die Nacht anbricht,
Willst du die Landschaft zeichnen, vom Spätlicht karg verklärt!
Gelt, Freund, so magst du's meinen? wohlan, gern sei's gewährt."

Der Maler nimmt den Pinsel, Leinwand und Farbenschrein:
„„Noch bitt' ich eins, mein Kaiser, seht nicht so finster drein.""
Starr auf die graue Leinwand ist Maxens Blick gebannt:
„Ich denk' an Staub und Asche, auch grau wie diese Wand."

Der Maler zeichnet weiter, Mund, Wange, Nas' und Blick,
Der Kaiser sinkt vor Lachen jetzt in den Stuhl zurück;
„Ho, ho, da droht sie wieder, als ob sie der Spiegel wies',
Die ungeheure Nase, die sich so oft schon stieß!" —

Und Farb' auf Farb' entlodert, wie Frühlingsblütenglanz,
Und Leben, Frühlingsleben, durchschwillt den Farbenkranz,
Aufblüht die Farb', umkosend als Lächeln hier den Mund,
Als Ernst gar finster thronend dort auf dem Stirnenrund. —

— „Seht da den ganzen Menschen, dies alte, treue Haus,
Schmerz sieht zum einen Fenster wehmüt'gen Blicks heraus,
Die Freude steht am andern und nickt und lächelt mild,
Nur hängt an diesem Hause die Kron' als Aushängschild!

„Leb' wohl nun, Bruder Albrecht! Ja, Bruder nenn' ich dich,
Ein König heiß' ich, König bist du so gut als ich;

Ein Stückchen Gold mein Zepter, mein Reich ein Stück grün Land,
Dein Zepter Stift und Kohle, dein Reich die Leinewand.

„Die Heere bunter Farben sind Unterthanen dir,
Wohl treuer dir ergeben, traun, als die meinen mir!
Und Leben ist das Endziel, dem unsre Kraft geweiht,
Und beider Müh' und Arbeit gilt der Unsterblichkeit.

„Und doch, ist's einst gelungen, und glauben wir's vollbracht,
Wornach wir treu gerungen tagsüber und bei Nacht,
Kommt, unser Werk besehend, manch nüchterner Gesell
Und meint: das Bild sei leidlich, der Thron steh' schief zur Stell'!

„Behüt' dich Gott, mein Albrecht! Kehrst du nach Nürnberg heim,
So grüß' mir den Hans Sachse, den Mann mit Pfriem und Reim;
Macht er ein Liedlein wieder, so sei's ein Leichenlied,
Bald hört ihr, daß ein König, der lieb euch war, verschied."

So sprach der Fürst. Ins Auge schaut er dem schlichten Mann
Und sieht ihn milden Blickes wohl lang' und schweigend an,
Blickt dann aufs eigne Bildnis, geschmückt mit Kron' und Gold,
Und lächelt still, wie einer, der lieber weinen wollt'!

Salonscene.

Abend ist's, die Girandolen flammen im geschmückten Saal,
Im Kristall der hohen Spiegel quillt vertausendfacht ihr Strahl,
In dem Glanzmeer sich bewegen, schwebend fast und feierlich,
Altehrwürdige Matronen, junge, schöne Damen sich.

Und dazwischen ziehn gemessen, schmuck im Glanze des Ornats,
Hier des Krieges rauhe Söhne, Friedensdiener dort des Staats;
Aber einen seh' ich wandeln, jeder Blick folgt seiner Bahn,
Doch nur wenig der Erkornen sind's, die's wagen, ihm zu nahn.

Er ist's, der das rüst'ge Prachtschiff Austria am Steuer lenkt;
Er, der im Kongreß der Fürsten für sie handelt, für sie denkt;
Doch seht jetzt ihn! wie bescheiden, wie so artig, wie so fein!
Wie manierlich gegen alle, höflich gegen groß und klein!

Seines Kleides Sterne funkeln karg und lässig fast im Licht,
Aber freundlich mildes Lächeln schwebt stets um sein Angesicht,
Wenn von einem schönen Busen Rosenblätter jetzt er pflückt,
Oder wenn, wie welke Blumen, Königreiche er zerstückt.

Gleich bezaubernd klingt's, wenn zierlich goldne Locken jetzt er preist,
Oder wenn er Königskronen von gesalbten Häuptern reißt;
Ja fast dünkt's mich Himmelswonne, die den sel'gen Mann beglückt,
Den sein Wort auf Elbas Felsen, den's in Munkacs Kerker schickt!

Könnt' Europa jetzt ihn sehen, so verbindlich, so galant,
Wie der Kirche frommer Priester, wie der Mann im Kriegsgewand,
Wie des Staats besternter Diener ganz von seiner Huld beglückt,
Und die Damen, alt' und junge, er bezaubert und entzückt!

Mann des Staates, Mann des Rates! da du just bei Laune bist,
Da du gegen alle gnädig überaus zu dieser Frist,
Sieh', vor deiner Thüre draußen harrt ein dürftiger Klient,
Der durch Winke deiner Gnade hochbeglückt zu werden brennt.

Brauchst dich nicht vor ihm zu fürchten; er ist artig und gescheit,
Trägt auch keinen Dolch verborgen unter seinem schlichten Kleid;
Östreichs Volk ist's, ehrlich, offen, wohlerzogen auch und fein,
Sieh, es fleht ganz artig: dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?

Sehen wir in Anastasius Grün den Freiheitssänger, der immer festen Fußes daherschreitet und sein „rosenfarben Panier" alle Zeit unerschrocken hochhält, so treten wir bei **Nikolaus Lenau**, dem Freunde Grüns, zu einem Dichter, der, trotz seiner heißen Liebe für Freiheit und Licht, sich nie ganz und voll der Bewegung anschließt, immer unklar und schwankend bleibt, nie zur Beständigkeit, zu festen Entschlüssen gelangen kann und schließlich von den Dämonen des Zweifels bis in die Nacht des Wahnsinns getrieben wird. Dennoch ist Lenau eine weit bedeutendere Dichternatur als Grün; er ist ursprünglicher, phantasiereicher, lebhafter, von frischerer Naivetät, tieferer Leidenschaftlichkeit und verfügt über einen größeren zum Teil mit ganz neuen Lichtern ausgestatteten Farbenreichtum. Zudem sind seine Verse flüssiger und melodischer. Dagegen fehlt seinen Gedichten die sonnige Klarheit Grüns; es herrscht in ihnen eine krankhafte Stimmung, eine trübe Melancholie, die seinen Genius nur in den seltensten Fällen ganz unverschleiert zeigt, wie in der unten mitgeteilten süß-wehmütigen, überaus reizvollen „Bitte" und den berühmten Schilfliedern, von denen wir Nr. 5 unten zum Abdruck bringen. Auch entwickeln sich bei ihm die Gedanken meist sprunghaft und sind nicht selten verworren; oft bleiben sie ohne Abschluß, oder klingen disharmonisch aus. Infolge dieses undisziplinierten Denkens gelangte Lenau auch zu keiner höheren Weltanschauung, und darum mangelt seinen Dichtungen auch die tiefere Idee.

Diese Fehler erwuchsen zum großen Teile aus den ungünstigen Verhältnissen, unter denen der Dichter aufwuchs. Lenau, oder wie er mit seinem wirklichen Namen heißt: Nikolaus Niembsch, Edler von Strehlenau*), wurde am

*) Die Niembsch stammten aus Schlesien, wo sie schon im 16. Jahrhundert zum Patriziat der Stadt Strehlen gezählt wurden, waren also keine Ungarn. Auch die Mutter des Dichters war keine Ungarin, sondern eine Deutsche, eine geborene Maigraber. Lenau war mithin durch und durch ein Deutscher, der es auch nie dazu brachte, die ungarische

13. August 1802 zu Csatad unweit Temesvar in Ungarn geboren; sein Vater bekleidete damals dort, nachdem er längere Zeit in der Armee gedient, eine Amtsschreiberstelle, führte aber ein sehr ungebundenes Leben und starb bereits, als Nikolaus erst fünf Jahre alt war. Darauf begann eine bittere Zeit der Not. Obgleich die Mutter alles daran setzte und sich vor keiner Arbeit scheute, um ihre Kinder, die sie aufs zärtlichste, ja mit einer gewissen elementaren Leidenschaft, liebte, vor Mangel zu schützen, so wollte ihr das doch nicht gelingen, und sie ging daher 1811 eine zweite Ehe mit einem Arzte namens Vogel in Alt-Ofen ein. Nikolaus kam darauf 1812 auf das Gymnasium zu Pest und zeichnete sich bald vor allen durch große Fortschritte aus, mußte aber die Anstalt bereits 1815 wieder verlassen, da der Vater mit der Familie nach dem weinberühmten Tokai übersiedelte, und die Mutter sich nicht auf längere Zeit, wie das nun nötig gewesen wäre, von dem vergötterten Sohne trennen wollte. Hier in der weiten ungarischen Ebene wurde der Knabe nun bald von dem ganzen Zauber der Pußta erfaßt; er mischte sich unter die braunen Zigeuner und lauschte ihren wilden und wehmütigen Weisen, jagte mit den Roßhirten über die endlosen Weideflächen und lag oft halbe Tage lang an den Böschungen der Theiß und blickte in die gespenstischen Nebel der Niederungen und nach den seltsamen Lichtern des Horizontes. Später hat er diese Jugendeindrücke in vielen Liedern und erzählenden Gedichten meisterhaft geschildert, so in „Die Heideschenke", „Die Werbung", „Mischka an der Marosch" u. a., die jedoch zu umfangreich sind, als daß wir sie hier mitteilen könnten; wir begnügen uns daher mit der Wiedergabe des kleinen Genrebildchens „Die drei Zigeuner". Dieses ungebundene Leben des Knaben durfte jedoch nicht allzulange dauern, sollte nicht eine vollständige Verwahrlosung eintreten; er mußte also nach Pest zurückgebracht werden, und da die schwärmerische Mutter den Herzenssohn nicht lassen konnte, so zog sie mit ihren übrigen Kindern ebenfalls wieder nach der ungarischen Hauptstadt und ließ ihren Mann allein in Tokai. In dem heranwachsenden Jünglinge machte sich jedoch bald mehr und mehr die Überzeugung geltend, daß er bei der überschwenglichen Liebe der Mutter sich nur schwer werde zu einem selbständigen Manne entwickeln können; er folgte daher, nachdem er endlich die mütterliche Einwilligung erhalten, der Einladung seines Großvaters Joseph von Niembsch in Stockerau, verbrachte bei diesem aber nur ein Jahr und ging dann zu seiner weiteren Ausbildung nach Wien. Schon jetzt erkannte er die Dämonen in seiner Brust, die Unruhe, die Unbeständigkeit, die ihn von einer Neigung zur anderen schwanken ließ, das Ungestüm des Herzens, das Erbe von der Mutter, das ihn

Sprache geläufig zu sprechen. — Im übrigen vergl. Anton Schurz, Lenaus Leben. Großenteils aus des Dichters eigenen Briefen. 2 Bde. Stuttg. 1855, Emma Niendorf, Lenau in Schwaben, Lpzg. 1855, und G. Emil Barthels Lenau-Biographie, welche den von diesem herausgegebenen „Sämtlichen Werken" Lenaus (2. Aufl. Lpzg. o. J.) vorgestellt ist.

in grellen Kontrasten oft in kürzester Zeit durch die ganze Skala der Empfindungen trieb; aber noch hoffte er sie zu bannen durch strenge Energie, durch gewissenhafte Zucht des Geistes.

Er wandte sich zuerst dem Studium der Philosophie zu, ging jedoch bereits nach wenigen Monaten zu dem der Jurisprudenz über; die lange Studienzeit machte ihn aber bald ungeduldig; um rascher zum Ziele zu gelangen, wandte er sich nach Preßburg, wo das Studium des ungarischen Rechtes schneller zu absolvieren war. Allein bald war ihm die Rechtswissenschaft vollständig zuwider, er sehnte sich hinaus aus der Studierstube und widmete sich jetzt in Ungarisch-Altenburg der Landwirtschaft. Ein Jahr später, 1823, kehrte er nach Wien zurück und nahm seine Rechtsstudien wieder auf, konnte sich aber auch bei dem erneuten Versuche nicht mit ihnen befreunden und trat zur medizinischen Fakultät über. Man darf wohl annehmen, daß er anfangs die feste Absicht hatte, sich zum Arzte auszubilden, er ging darum sogar von Wien nach Heidelberg, allein seine Studien rückten nicht vorwärts; zudem unterbrach er sie fortwährend durch Reisen. Bei seiner Übersiedelung nach Heidelberg hatte er in Württemberg die schwäbischen Dichter kennen gelernt und besuchte nun bald Schwab in Stuttgart, bald den Grafen Alexander von Württemberg auf Schloß Serach, bald Kerner in Weinsberg, um durch solche Zerstreuungen den Dämon Unruhe, der ihn schon jetzt oft bis zur Unleidlichkeit plagte, zu beschwichtigen. Die Besuche bei diesen Freunden änderten jedoch nichts bei ihm, geradezu nachteilig wirkte Kerner auf ihn, der ihn in seine mystischen Zauberkreise zog und dadurch den Hang zur Schwermut nur beförderte. Da fiel dem Dichter durch Erbschaft von seinen Großeltern ein kleines Vermögen zu, und plötzlich erwachte nun in ihm der Wunsch, das alternde Europa zu verlassen und nach Amerika, dem Lande der Freiheit, auszuwandern. Dort, in einem noch von keiner Kultur entweihten Urwalde, wollte er sein Erbteil nutzbar anlegen, eine Farm gründen, ein rühriges Leben führen — und dabei hoffte er wieder frisch und fröhlich zu werden. Bevor er jedoch Europa verließ, sammelte er noch seine bisher in Zeitschriften und Almanachen erschienenen Gedichte und gab sie bei Cotta heraus (Stuttg. 1832).

Es war vorauszusehen, daß die auf die neue Welt gesetzten Hoffnungen sich nicht erfüllen würden; und in der That fühlte sich der Dichter sehr bald von dem amerikanischen Leben und Treiben abgestoßen, wurde außerdem bei einem Länderkauf erheblich von einem deutschen Landsmanne betrogen und kehrte daher, nachdem er noch den Niagarafall besucht, bereits im Frühjahre 1833 nach Deutschland zurück. Gleichsam als eine Entschädigung für die in Amerika erfahrenen Enttäuschungen erwartete ihn hier die Nachricht, daß sich seine Gedichte mittlerweile den allgemeinen Beifall erworben hatten, was ihn hoch beglückte. Seine Unruhe wurde jedoch keineswegs gemindert, sie quälte ihn fort und fort, steigerte sich sogar noch durch Wirrnisse des Herzens — er wurde von einer verzehrenden

Liebe zu einer Frau Sophie Löwenthal ergriffen —, trieb ihn von Stadt zu Stadt und verurteilte ihn, von jetzt ab fast die Hälfte seines Lebens im Postwagen zu verbringen. Bald war er in Wien, wo er mit Anastasius Grün, Grillparzer, Bauernfeld, Deinhardstein, Raimund, Feuchtersleben, Frank und anderen, bald in Stuttgart, Weinsberg, wo er mit einer ganzen Reihe von litterarischen Freunden und Bekannten, bald am Rhein, wo er mit Auerbach verkehrte, und immer begleitet von seiner geliebten Geige, die er meisterhaft spielte, und mit der er selbst im Reisewagen seine Schwermut zu bannen suchte. Doch entsproß diesem unruhigen Reiseleben auch manche schöne Blüte duftiger Reisepoesie, wie das unten mitgeteilte Gedicht „Der Postillon". Im übrigen beschäftigte sich Lenau jetzt mit größeren Dichtungen, in denen er näher an die Kämpfe der Zeit herantrat, mit einem „Faust" (Stuttg. 1836) und den für Gedanken- und Glaubensfreiheit eintretenden lyrisch-epischen Dichtungen „Savonarola" (Stuttg. 1837) und „Die Albigenser" (Stuttg. 1842). Der Lenausche Faust ist ein ziemlich unerquickliches Gegenstück zum Goetheschen; während der Held des Altmeisters sich nach und nach zu der Erkenntnis hindurchringt, daß der Mensch nur durch ernste nützliche Arbeit und treue Pflichterfüllung die wahre innerliche Befriedigung erlangen kann, läd der Lenausche in seinem Suchen nach Wahrheit Schuld auf Schuld auf sich, bis er zuletzt verzweifelt durch Selbstmord endet. Erfreulicher sind die beiden anderen Dichtungen. Die glühende Begeisterung des italienischen Reformators Girolamo Savonarola für kirchliche und politische Freiheit wird vom Dichter mit großartigem Schwunge geschildert, und der Glaube, daß jeder Streiter für die höchsten Güter der Menschheit, mag er für seine Person auch in Mißerfolgen untergehen, dennoch nicht vergeblich kämpfe, leuchtet überall glänzend hervor. Savonarola unterliegt zwar seinen Feinden und wird verbrannt, aber trotzdem tönt die Dichtung aus:

Doch kann der Feuertod nicht bannen
Das Wort Girolamos, es fliegt
Aus Flamm' und Rauch gestärkt von dannen,
Tönt mächtig fort und fort — und siegt.

Nicht also treulos wird erfunden
Die Menschheit je, so kümmerlich,
Daß allen Herzen unempfunden
Ein Gotteshauch vorüberstrich.

Vergebens hat er nicht gestritten
Den harten, ruhelosen Streit,
Und nicht umsonst hat er gelitten
Und sich dem Martyrtod geweiht.

Die Wahrheit siegt, die Feinde wanken,
Herein der Frühling Gottes bricht;
Der Kirche weht, der müden, kranken,
Genesungsluft ins Angesicht.

In den „Albigensern" nimmt der Dichter noch einen höheren Gedankenflug, er erhebt sich über die Sphären der konfessionellen Fragen, in denen sich „Savonarola" noch bewegt, und tritt für eine vollständige Erneuerung der Religion ein. Zwar gehen die Albigenser, die diese anstreben, unter der barbarischen Faust der Gegner bis auf den letzten Mann zu Grunde, dennoch bleibt der Nachwelt ihre Geschichte, und diese weckt in der Menschheit immer aufs neue wieder den

heißen Drang, die Fesseln des geknechteten Geistes zu sprengen; immer aufs neue erstehen mutige Kämpfer, und endlich — so hofft der Dichter — erringt die Fahne der Freiheit trotz aller Macht der Despoten den Sieg. Die Dichtung schließt daher mit der Zuversicht:

„Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunkeln Kutten:
Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille, und so weiter."

Leider fehlt es der Dichtung an einem künstlerischen Aufbau der Handlung, so daß sie trotz ihres edlen Gehaltes, trotz ihrer farbenprächtigen und kraftvollen Einzelschilderungen kein vollendetes Kunstwerk genannt werden kann.

„Die Albigenser" waren das letzte volle Aufleuchten von Lenaus Genius; er versank nun mehr und mehr in Schwermut, wurde von immer aufregenderer Unruhe erfaßt, und plötzlich brach im Oktober 1844 zu Stuttgart, nachdem er sich wenige Monate vorher noch an die Liebe eines jungen Mädchens anzuklammern versucht hatte, die Nacht des Wahnsinns über ihn herein. Erst am 23. August 1850 starb er nach qualvollen Leiden in der Irrenanstalt zu Oberdöbling bei Wien. Anastasius Grün gab zunächst seinen „Dichterischen Nachlaß" (Stuttg. 1851) und später auch seine „Sämtlichen Werke" (4 Bde. Stuttg. 1855) heraus. In neuerer Zeit ist eine ganze Anzahl von Ausgaben der „Werke" erschienen, darunter eine in ihrer zweiten Auflage mustergültige in einem Bande von G. Emil Barthel (Lpzg. o. J.).

Bitte.

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht.

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

Schilflied.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet.

Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch die sandige Heide.

Hielt der eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der dritte behaglich schlief,
Und sein Cymbal am Baum hing,
Über die Saiten der Windhauch lief,
Über sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang' noch schaun
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

Der Postillon.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölkchen flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüten Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Über Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden:
Und vorbei, wie Traumesflug
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's Euch nicht gefährden;
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade!

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!"

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der tote Postillon
Stimmt' in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag,
Mit verhängtem Zügel;
Lang' mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Wenn auch nicht über ganz so volle und tiefe Töne, wie Lenau, so doch ebenfalls über echt poetische und glutvolle verfügte **Karl Beck**. Leider kam der Dichter über eine gewisse unklare Freiheitsschwärmerei nicht hinaus; sein originelles Talent gelangte infolgedessen nicht zur ganzen Entfaltung und verkümmerte schließlich unter einem unkritischen Schaffen, nachdem die jugendliche Begeisterung, die stets unbewußt das Rechte getroffen, verflogen war. Wie bei Lenau, so lag auch hier der Grund zum großen Teil in den ungünstigen Lebensverhältnissen des Dichters, besonders in der mangelhaften Schulbildung. Beck wurde am 1. Mai 1817 in dem Städtchen Baja in Ungarn als der Sohn jüdischer Eltern geboren, trat jedoch schon früh zur evangelischen Kirche über. Da er mitten unter Magyaren aufwuchs, so lernte er erst in seinem neunten Jahre Deutsch sprechen, besuchte darauf die Schulen von seiner Vaterstadt und Pest und wandte sich dann, erst sechzehn Jahre alt, nach Wien, um Medizin zu studieren. Nach Verlauf von zwei Jahren stand er jedoch davon ab, arbeitete eine Zeitlang in einem Kontor in Pest und ging dann, da er sich durch ein Freiheitslied bei der Metternichschen Polizei mißliebig gemacht hatte, und ihm nun die Wahl gelassen wurde, entweder für alle Zukunft zu schweigen, oder zu fliehen, nach Leipzig, um sich fortan ganz der Dichtkunst zu widmen. Das that er denn auch, da er aber der Ansicht huldigte, ein Poet dürfe kein Gelehrter sein, die Wissenschaft kränkele die Produktionskraft an, ein Dichter müsse nur träumen und sinnen, aber nicht studieren, so schuf er eine große Menge von Gedichten, aus denen wohl überall das Talent hervorblitzte, die aber zum großen Teil unklar und inkorrekt waren, und in denen er auch nicht einmal eine bestimmte Stellung zu den freiheitlichen Bestrebungen der Zeit nahm, weil er im grunde wohl selbst nicht wußte, ob er Ungar, oder Österreicher, oder Deutscher, ob er Verschwörer, oder Patriot sein sollte. Er konnte daher zunächst auch keinen Verleger für seine Gedichte finden und wäre nun vielleicht unbeachtet unter-

gegangen, hätte er nicht 1838 bei der Eröffnung der Leipzig-Dresdener Eisenbahn einen überaus glücklichen Wurf durch ein schwungvolles Gelegenheitsgedicht „Die Eisenbahn“ (s. unten) gethan, in welchem er mit Prophetengeist den großartigen Umschwung voraussagte, den die neue Erfindung nicht nur auf dem Gebiete des Verkehrs und Handels, sondern auch auf dem der Politik hervorbringen werde. Das Gedicht machte sofort die Runde durch alle Zeitungen; besonders der Vers, „Eisen, du bist zahm geworden!“ zündete überall, und der Verfasser wurde über Nacht ein berühmter Mann. Nun fand er auch sofort einen Verleger für seine übrigen Gedichte und ließ sie noch im selben Jahre unter dem Titel „Nächte. Gepanzerte Lieder“ (Lpzg. 1838) erscheinen. Es offenbart sich in diesen Gedichten eine üppige Phantasie, ein großer Gedankenreichtum und eine edle Warmherzigkeit, aber in fast allen fehlt die Ordnung, die Klarheit, die Reife. Bei der großen Menge machte jedoch die Masse von bunten Bildern, der frische Ton, sowie die fremdartige Schwerfälligkeit, mit der der Verfasser die deutsche Sprache handhabte, viel Effekt, und die Sammlung fand schnellen Absatz. Zugleich erwarb sie dem Verfasser die Freundschaft der Ottilie von Goethe, die den Dichter einlud, eine Zeitlang in ihrem Hause in Weimar zu verleben. Beck folgte der Einladung und verlebte nun in dem Umgange mit der geistvollen Frau und ihren beiden Söhnen Wolfgang und Walter seine schönste Zeit. Das litterarische Ergebnis war „Der fahrende Poet“ (Lpzg. 1838), ein Bändchen Dichtungen, in denen bereits ein etwas geläuterter Geschmack waltet. Seine vollendetsten Schöpfungen bot er jedoch erst einige Jahre später in den „Stillen Liedern“ (Lpzg. 1840), die einzelne Gedichte von bezaubernder Schönheit enthalten (wir teilen unten das stimmungsvolle „Geh zur Ruh“ mit), und dem Epos „Janko, der ungarische Roßhirt“ (Lpz. 1841), in welchem er das Magyarentum, das Leben der Pußta, die Schönheit und Melancholie der Heide mit ganz außerordentlicher Virtuosität schildert. Wir können unten leider nur eine kleine Probe zum Abdruck bringen, die aber die Eigenart des Dichters, besonders seine kecke Behandlung des Reims bei der Schilderung wilder Scenen, wohl schon genügend charakterisiert. Von den weiteren Publikationen Becks machten nur noch die „Lieder vom armen Mann“ (Lpzg. 1846) von sich reden, weil der Dichter in diesen mit leidenschaftlicher Heftigkeit sozialistische Tendenzen vertrat; „Aus der Heimat“ (Dresd. 1852), der Roman „Mater dolorosa“ (Lpzg. 1853), das erzählende Gedicht „Jadwiga“ (Ebd. 1853) und die Gedichtsammlung „Still und bewegt“ (Berl. 1870) wurden nur noch von einer kleinen Gemeinde bemerkt. Das Leben des Dichters gestaltete sich nach seinem Weggange von Weimar noch sehr wechselvoll, 1843 wandte er sich nach Wien, 1844 nach Berlin, später nach Pest, wo er journalistisch thätig war, dann abermals nach Wien und zuletzt nach Währing bei Wien, wo er, fast ganz vergessen, am 10. April 1879 in Dürftigkeit starb.

Die Eisenbahn.

Gleich ist's den Philistern allen,
Was zu Markt die Zeiten bringen,
An die Ohren muß es schallen,
In die Augen muß es springen.
Ihres Mundes Thor ist offen;
Dort in bangen Mutterwehen
Schleicht die Neugier, schleicht das Hoffen
Rings umher auf tausend Zehen.

Wie sie rechnen, wie sie sinnen!
Unsre Gelder — in Papieren —,
Freunde, werden wir gewinnen?
Freunde, werden wir verlieren?
Fluch den Neuerungen! eifert
Jener mit erhitzter Wange.
Grade meine Flur bezeichnet,
Meine Saat, die Eisenschlange.

Tobt ihr nun im tollen Fieber?
Möcht' es euch darnieder raffen!
Kleine Münzen sind euch lieber
Als des Geistes höchstes Schaffen.
Regen ist euch eben Regen,
Kiese sind euch eben Kiese;
Doch im Regen träumt der Segen
Und im Kies des Feuers Riese.

Nur der Dichter steht im Bunde
Mit den Geistern, kann sie hören,
Kann, ein Faust, aus jedem Hunde
Einen Geist heraufbeschwören.
Und nach neuen Welten tastet
Er mit jedem Herzensschlage;
Baut, zerstört und baut — und rastet
Nicht wie Gott am letzten Tage.

Die Papiere — feilgeboten —
Steigen — fallen — o Gemeinheit!
Mir sind die Papiere Noten,
Ausgestellt auf Deutschlands Einheit,
Diese Schienen Hochzeitsbänder,
Trauungsringe, blankgegossen;
Liebend tauschen sie die Länder,
Und die Ehe wird geschlossen.

Eisen! du bist zahm geworden!
Sonst gewohnt, mit wildem Dröhnen
Hinzuwettern, hinzumorden,
Ließest endlich dich versöhnen!
Magst nicht mehr dem Tode dienen,
Liebst, am Leben fest zu hangen,
Und auf deinen spröden Schienen
Wird ein Hochzeitsfest begangen.

Hört ihr brausen die Karossen?
Deutsche Länder sitzen drinnen,
Halten brünstig sich umschlossen.
Wie sie kosen! Wie sie minnen!
Und des Glöckleins helles Klingen
Sagt uns, daß die Paare kamen,
Und die Wolkenpfaffen singen
Drauf ein donnernd dumpfes Amen.

Rasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch sausend;
Tief im innersten Geäder
Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend.
Stemmen Steine sich entgegen,
Reibt er sie zu Sand zusammen;
Seinen Fluch und seinen Segen
Speit er aus in Rauch und Flammen.

Geh' zur Ruh.

Sorgenvolle, wetterschwüle
Mädchenstirne, geh' zur Ruh!
Lieblich weht des Abends Kühle;
Werde kühl auch du!
Träume, daß der Hauch der Nacht
Dir ein Palmenblatt gebracht.
Geh' zur Ruh!

Laß dein Hangen, laß dein Bangen;
Irrend Auge, schließ dich zu!
Sieh, der Tag ist schlafen gangen;
Schlafen geh' auch du!
Ach, das süß erlebte Glück
Spiegelt dir der Traum zurück.
Geh' zur Ruh!

Aus „Janko, der ungarische Roßhirt".

(Der Schloßherr besucht das Hochzeitsfest Jankos.)

Hei, geht's in der Schenke — sausend und brausend zu! — Die Gläser und die Gelenke — haben keine Ruh'.

Herein mit stolzem Schritt — der Schloßherr tritt. — Die Kunde irrt — von Mund zu Munde. — Drob blickt so stolz der Wirt — in die Runde. — Kein Cymbal summt, — kein Dudelsack brummt, — die Fidel verstummt! — In der Rechten schwebend — hält den Becher — der glühende Zecher — und starrt; — nur leise die heißen Sohlen hebend — der Tänzer harrt.

Die Bauern langen erschrocken — von den struppigen Locken — mit knechtischem Gemüte — die breitgekrämpten Hüte. — Sonst, beim Wasserkruge — hinter dem Pfluge, — schweißbenetzt, — mattgehetzt; — sonst, lagernd auf der Erden — bei den mähnenwerfenden Pferden, — vom Sturm gerüttelt, — geschüttelt, — von der Sonne beschossen, — begossen; — sonst, wenn Weib und Kind um Brot — zum Himmel geschrieen in bittrer Not, — indes der Schloßherr die Flaschen entpfropft, — aufs werdende Bäuchlein klopft, — mit duftendem Kraute die Pfeife stopft, — auf wonniglich zerküßten — Lippen und Brüsten — trunken, versunken ruht! — kampflustig rücken sie da den Hut, — sehn finster und wild, — daß die Taube mild, — die harmlos sonst und unverzagt — aus ihren Händen das Futter pickt, — zusammenschrickt — und nicht zu nahen wagt: — da brüten sie Fluch und Verderben, — und sterben soll er, sterben, sterben! — Und jetzt, wo er mit stolzem Schritt — in ihre Reihen tritt, — jetzt stehn sie entnervt, erblaßt, — als wollten sie fast — dem Götzen zu Füßen fallen, — die feigen Vasallen!

Mit freudigem Gemüte, — den heißen Wein im Geblüte, — umhalsend die zitternde Braut, — der Roßhirt jubelt laut: — das Leid hat ein Ende, — bin geboren neu, — hab' ein Roß behende, — Gefährten treu; — hab' Hof und Hund, — hab' Gelder und Felder, — ein Weibchen mit süßem Mund, — und mein Herr mir gnädig ist. — Gelobt sei Jesus Christ!

An das erste Triumvirat österreichischer Freiheitsdichter: Grün, Lenau, Beck schloß sich sehr bald ein zweites: Rollett, Hartmann, Meißner, das zwar an Originalität und Frische dem ersteren nicht gleich kommt, sich aber auch mit seinen bescheideneren Mitteln in den weitesten Kreisen Sympathieen verschaffte. **Hermann Rollett** trat zuerst mit „Liederkränzen" (Wien 1842) und „Frühlingsboten aus Österreich" (Jena 1845) hervor und ließ dann das „Wanderbuch eines Wiener Poeten" (Frankf. 1846), „Frische Lieder" (Ulm 1847), „Kampflieder" (Lpzg. 1848), „Das Lied von Robert Blum" (Jena 1848) u. a. erscheinen. Was ihn vorteilhaft auszeichnet, ist Klarheit und Bestimmtheit; er weiß stets, was er will, und spricht das auch immer ohne Umschweif aus, wodurch seine Lieder einen kraftvollen, energischen Charakter erhalten. Später gab er einen Band „Ausgewählte Gedichte" (Lpzg. 1865) heraus, in denen auch „Liebesklänge", „Naturstimmen" 2c. enthalten sind, die ein feinsinniges Gemüt bekunden. Die Dramen des Dichters erzielten keinen Erfolg. Rollett hat unter dem vormärzlichen Drucke viel zu leiden gehabt. Er wurde am 20. August 1819 zu Baden bei Wien geboren, widmete sich in Wien pharmazeutischen Studien

und begann von 1845 ab, da ihm die politischen Verhältnisse daheim ganz unleidlich waren, ein Wanderleben, hielt sich in Jena, Weinsberg bei Kerner, München, Leipzig, wieder in Jena, wo er auf Requisition der preußischen Regierung längere Zeit hinter Schloß und Riegel gesetzt wurde, Rudolstadt, Hildburghausen und der Schweiz auf, bis er 1854 nach Baden bei Wien zurückkehrte, wo er noch jetzt in geachteter Stellung lebt. **Moritz Hartmann** begründete seinen Ruf durch seine Gedichtsammlung „Kelch und Schwert" (Lpzg. 1845) und seine „Neueren Gedichte" (Ebd. 1846). In „Kelch und Schwert" feierte er den Heldensinn und Heldenmut der böhmischen Freiheitskämpfer vergangener Jahrhunderte, besonders Huß und seiner Scharen, stellte sich dabei aber keineswegs auf den Standpunkt der heutigen Czechen, sondern sah in seinen Heroen nur die kühnen Verteidiger ihres Glaubens und ihres Vaterlandes, wie er denn auch später den fanatischen Czechen gegenüber stets die Interessen der deutschen Partei vertrat. Die Verse sind leichtflüssig und gedankenreich. Die „Neueren Gedichte" enthalten auch eine Anzahl anmutiger und gemütvoller Liebeslieder, über die meist ein Hauch von Schwermut gebreitet liegt. Später veröffentlichte er „Die Reimchronik des Pfaffen Mauritius" (Frankf. 1849), in welcher er seinem Zorne über die Wankelmütigen und Feigen des Frankfurter Parlaments Luft machte, das etwas blasse Idyll in Hexametern „Adam und Eva" (Lpzg. 1851), poetische Erzählungen („Schatten." Darmstadt 1851) und eine Reihe von Novellen, die er unter den Titeln „Erzählungen eines Unstäten" (2 Bde., Berl. 1858), „Von Frühling zu Frühling" (Berl. 1861), „Nach der Natur" (3 Bde. Stuttg. 1866) ꝛc. zusammenfaßte, sowie die Romane „Der Krieg um den Wald" (Frankf. 1850), „Die letzten Tage eines Königs" (Stuttg. 1866) und „Die Diamanten der Baronin" (2 Bde., Berl. 1868). Die Novellen sind freundlich, lebendig und graziös, doch ohne eine ausgeprägtere Eigenart; von den Romanen verdienen „Die letzten Tage eines Königs" hervorgehoben zu werden, in denen das tragische Ende Murats überaus packend geschildert wird. Die „Gesammelten Werke" Hartmanns erschienen in 10 Bänden zu Stuttgart 1873—75. Außerdem sei noch erwähnt, daß Hartmann mit Fr. Szarvady Petöfis Gedichte (Darmstadt 1851) und mit L. Pfau bretonische Volkslieder (Köln 1859) übersetzte und ein geistvolles, interessantes „Tagebuch aus Languedoc und Provence" (2 Bde., Darmstadt 1853) herausgab. Das Leben des Dichters gestaltete sich infolge der traurigen politischen Verhältnisse noch bunter, als das Rolletts. Er wurde am 15. Oktober 1821 zu Duschnik bei Przibram in Böhmen als der Sohn israelitischer Eltern geboren, studierte in Prag und Wien Philosophie, ging 1844 auf Veranlassung Lenaus, der ihm riet, die schwüle, dumpfe Luft Österreichs zu meiden, nach Berlin und Leipzig, zog sich, da er es gewagt hatte, seine Gedichte „Kelch und Schwert" im Auslande drucken zu lassen, ohne sie vorher der österreichischen Zensur vorgelegt zu haben, von seiten der österreichischen

Regierung viele Verfolgungen zu, die ihn zu einem langen Wanderleben zwangen, nahm sodann lebhaften Anteil an der Revolution, vertrat die Stadt Leitmeritz im Frankfurter Parlamente, mußte nach der Niederwerfung des Aufstandes abermals den Wanderstab ergreifen, durchstreifte England, Schottland, Irland, Frankreich, Italien, die Schweiz, übernahm darauf 1863 zu Stuttgart die Redaktion der „Freya", 1868 zu Wien die Redaktion des Feuilletons der „Neuen Freien Presse", starb aber bereits am 13. Mai 1872 zu Oberdöbling bei Wien. **Alfred Meißner** zeigt sich bei seinem ersten Auftreten als ein Schüler Lenaus; in seinen Gedichten (Lpzg. 1845) waltet zum großen Teil die träumerische, düstere Melancholie des Sängers der Schilflieder, doch finden sich auch Anklänge an Heine, Grün, Byron, Shelley, George Sand u. a. Hartmann gegenüber entwickelt er mehr Schwung und Glanz, auch verficht er seinen freisinnigen politischen und religiösen Standpunkt, bei dem er sich aber nicht immer ganz klar ist, mit mehr Leidenschaft, ja nicht selten mit einer gewissen nervösen Gereiztheit. Reifer und selbständiger ist er bereits in seinem nächsten Werke, dem Epos „Ziska" (Lpzg. 1846, 10. Aufl. 1867), in welchem er in oft großartigen und farbensatten Bildern die Verirrungen des religiösen Fanatismus schildert und mit der ganzen Macht seiner Begeisterung für religiöse Freiheit eintritt. Nachdem er noch einige durch die Zeitereignisse hervorgerufene Schriften veröffentlicht, suchte er sich die Bühne zu erobern und schrieb die Tragödien „Das Weib des Urias" (Lpzg. 1851), „Reginald Armstrong" (Ebd. 1853) und „Der Prätendent von York" (Ebd. 1857), ohne daß er seinen Zweck erreichte, worauf er sich dem Zeitromane zuwandte. Seine Hauptwerke auf diesem Gebiete sind „Sansara" (4 Bde., Lpzg. 1858), „Zur Ehre Gottes. Eine Jesuitengeschichte" (2 Bde., Ebd. 1860—62), „Neuer Adel" (3 Bde., Lpzg. 1861), „Schwarz-gelb. Roman aus Österreichs letzten zwölf Jahren" (4 Abteilungen, Berl. 1862—64), „Lemberger und Sohn" (Berl. 1865), „Babel. Roman aus Österreichs neuester Geschichte" (4 Bde., Berl. 1867), und „Die Kinder Roms" (4 Bde., Berl. 1870). In allen führt er nach Österreich und schildert die dortigen politischen, gesellschaftlichen und kirchlichen Verhältnisse mit großer Meisterschaft, die vielen Schäden stets rücksichtslos bloß legend. Die Handlung ist immer geschickt und kunstreich aufgebaut, die Darstellung gewandt und die Charakteristik der Personen scharf und geistreich. Mit Vorliebe wendet sich der Verfasser düsteren Scenen zu; wiederholt handelt es sich um die Enthüllung schwerer Verbrechen, und dann thut er auch wohl einmal einen Tritt in das Gebiet des Sensationsromanes hinüber, aber sein guter Geschmack bewahrt ihn vor dem Weiterwandeln auf diesem Abwege. Alle seine Romane sind daher tüchtige Leistungen, die auf der Höhe der modernen Bildung stehen, und treue Zeitbilder, in denen die Bestrebungen der Gegenwart klar zum Ausdruck kommen. Die „Gesammelten Schriften" des Dichters erschienen in 30 Lieferungen zu Leipzig 1871—75, die „Dich-

tungen“ in 4 Bänden zu Berlin 1881. Auch das Leben Meißners war infolge der politischen Verhältnisse ein viel bewegtes; er wurde am 15. Oktober 1822 zu Teplitz geboren, studierte in Prag Medizin, war auch eine Zeitlang daselbst als Arzt thätig, verließ aber 1846 Böhmen, weil er sich von der Zensur nicht fesseln lassen wollte, und ging erst nach Leipzig und dann nach Dresden. Nach der Herausgabe seines „Ziska“ war er jedoch auch dort nicht mehr sicher; er wandte sich daher nach Paris, wo er mit Heine verkehrte (dessen Persönlichkeit er sodann in „Heinrich Heine. Erinnerungen“ [Hamb. 1856] getreu geschildert hat) und durch diesen auch mit Dumas, Balzac, Alfred de Vigny u. a. bekannt wurde. Bei dem Ausbruche der Revolution kehrte er nach Deutschland zurück, ohne jedoch hervorragenden Anteil an der Bewegung zu nehmen. Während der Reaktionszeit hielt er sich wieder in Paris und zum Teil auch in London auf. 1869 siedelte er sich, nachdem er abermals einige Zeit in Prag zugebracht, in Bregenz am Bodensee an, wo er am 29. Mai 1885 starb. Noch kurz vorher gab er seine Selbstbiographie unter dem Titel „Geschichte meines Lebens“ (2 Bde. Teschen 1884) heraus, die eine Reihe fein gezeichneter Kulturbilder enthält, aber leider bereits mit dem Jahre 1856 abschließt.

An diese kühnen und kecken Vorwärtsstürmer reihte sich schnell, sowohl in Deutschland, wie in Österreich, ein langes Gefolge, das bald in Hoffmannschen Stachelversen, bald in Herweghschen Dithyramben, bald in Klängen Anastasius Grüns, bald in der Art der melancholischen Lieder Lenaus dem Freiheitsgedanken weitere Verbreitung zu verschaffen suchte. Wir müssen uns bescheiden, hier nur mit wenigen kurzen Bemerkungen ihre Namen zu nennen. Von denen, die in Deutschland auftraten, führen wir an: den genialen, leider zu früh verstorbenen Georg Büchner (1813—1837), der mit seiner Erstlingsarbeit, der Tragödie „Dantons Tod“, außerordentlich viel versprach, Titus Ullrich (geb. 1813), der eine schwungvolle und gedankentiefe Dichtung „Das hohe Lied“ herausgab, Moritz Graf Strachwitz (1822—1847), der sich in seinen glänzenden und schwungvollen „Liedern eines Erwachenden“ (Bresl. 1842) mit glühender Begeisterung, mit einer gewissen ritterlichen Schwärmerei der neuen Bewegung anschloß, dann aber, als die revolutionären Ideen bestimmter hervortraten, wieder zurückwich und sich in seinen „Neuen Gedichten“ (Ebd. 1848) den freiheitlichen Bestrebungen sogar feindlich gegenüberstellte, Adolf Glasbrenner (1810 bis 1876), der mit schlagendem Witz in einer Reihe von Spottliedern und Humoresken, besonders aber in seinem satirischen Epos „Der neue Reinecke Fuchs“ (Lpzg. 1845) Bundestag und Regierungen lächerlich machte, Adolf Strodtmann (1829—1879), Theodor Creizenach (1818—1877), Ernst Ortlepp (1800—1864) und Heinrich Zeise (geb. 1822). Von den Österreichern heben wir hervor: Ludwig August Frankl (geb. 1810), der, durch Anastasius Grüns „Letzten Ritter“ angeregt, ein „Habsburgslied“ schrieb

und in weiteren Dichtungen hauptsächlich für Besserung der Lage der Juden zu wirken suchte, Joseph Christian Freiherr von Zedlitz (1790—1862), der sich jedoch bereits Ende der zwanziger Jahre durch seine echt poetischen „Totenkränze“ (Wien 1827) einen geachteten Namen machte, Johannes Nordmann (geb. 1820), der in sehr kräftigen Strophen gegen das Metternichsche Regiment zu Felde zog, Hieronymus Lorm (Pseudonym für Heinrich Landesmann, geb. 1821), der auch neuerdings wieder durch geistreiche Poesie die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, Adolf Pichler (geb. 1819), Ernst Freiherr von Feuchtersleben (1806—1849), den jedoch weit mehr als seine Dichtungen seine geistvolle „Diätetik der Seele“ (Wien 1838) bekannt machte, Karl Ferdinand Dräxler-Manfred (1806—1879), Hermann von Gilm (1812 bis 1864) Carlopago (Pseudonym für Karl Ziegler, 1812—1877), Karl Gottfried Ritter von Leitner (geb. 1800), Adolf Ignaz Ritter von Tschabuschnigg (1809—1877), Karl Adam Kaltenbrunner (1804—1867), Heinrich Ritter von Levitschnigg (1810—1862) und Moriz Rappaport (1808—1880).

Die Ruhmeskränze, welche das begeisterte Volk freigebig und in reicher Fülle all diesen Freiheitssängern der vierziger Jahre zuwarf, wurden aber schon sehr bald von denselben Händen, die sie gespendet hatten, wieder zerpflückt. Als der kurze wilde Freiheitsrausch vorüber war, und die Reaktion nun mit brutaler Faust jede Hoffnung auf ein freiheitliches Staatsleben wieder zu zertrümmern suchte, fragte man sich naturgemäß, wie es denn nur zu diesem jämmerlichen Ende, zu diesem schmachvollen Resultate habe kommen können, und da man sich selbst, seiner eigenen Unklarheit, seinem eigenen Ungeschick, seinem eigenen Mangel an jeder staatsmännischen Einsicht die Schuld nicht beimessen wollte, so schob man sie auf die Dichter, die die Begeisterung und die Hoffnungen geweckt hatten. Man vergaß, daß diese doch nur ausgesprochen, was alle beseelt, doch nur das besungen, was alle durchglüht hatte. Daß dabei auch viel hohler Enthusiasmus, manch großsprecherisches Phrasengeklingel, manch überschwengliche Phantasterei mit untergelaufen war, konnte bei der allgemeinen Unbestimmtheit der politischen Ansichten nicht wunder nehmen. Man that daher den Freiheitssängern bitter unrecht, als man sie jetzt eben so tief herabsetzte, wie man sie ehedem gefeiert hatte. Die politische Lyrik der vierziger Jahre hat ihre Mission vollständig erfüllt, sie hat die Begeisterung für staatliche Freiheit, die hier sich erst langsam zu regen begann, dort noch schlummerte, zu heller, gewaltiger Flamme angefacht. Das Weitere lag sodann dem staatsmännischen Geschicke der Führer des Volkes ob; daß es diesen nicht gelang, die Flamme zu fassen und zu einer wohlthätigen zu machen, kann nicht Schuld der Dichter sein. Daß es überhaupt ein Frevel war, den Freiheitsgedanken zu wecken, wird wohl heute niemand mehr zu behaupten wagen.

Die Reaktion.

Mit dem Beginn des Jahres 1849 hatten die Regierungen von Preußen und Österreich die Zügel der Herrschaft wieder fest in der Hand; im Laufe des Frühjahrs stellten die preußischen Waffen auch in Baden, wo es abermals zu Kämpfen gekommen war, die Ruhe wieder her — bald verschwand ein liberales Ministerium nach dem andern, und nicht lange, so war von all den Märzerrungenschaften auch nicht ein Restchen mehr übrig geblieben. Dennoch hatte es mit der Rekonstruktion der vormärzlichen Einrichtungen und Verhältnisse noch seine Schwierigkeiten, ja es trat bei derselben sogar eine Machtverschiebung ein, die dann aber später, als der nationale Einheitsgedanke sich abermals zu regen begann, für denjenigen Staat, welcher dieselbe in kurzsichtiger Rivalität herbeigeführt, für den Kaiserstaat Österreich, verhängnisvoll werden sollte.

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., hatte die deutsche Kaiserkrone abgelehnt, weil er sie nicht „aus der Hand der Revolution" hatte nehmen wollen; dem Gedanken, das geeinigte Deutschland unter die Oberhoheit Preußens zu stellen, war er dabei durchaus nicht abhold gewesen, und jetzt nun, nachdem die Revolution niedergeworfen und die Fürsten sich auf ihren Thronen wieder sicher fühlten, trug er sich mit der seltsamen Hoffnung, das Reich mit der freien Zustimmung der deutschen Regierungen, selbst mit der Österreichs, aufrichten zu können. Zu diesem Zwecke schloß er zunächst mit Hannover und Sachsen im Mai 1849 das sogenannte Dreikönigsbündnis, welchem die Kontrahenten den gemeinsamen Entwurf einer deutschen Verfassung zu Grunde legten. Die Hauptpunkte bestanden in folgendem: Die Würde des Reichsvorstandes ist der Krone Preußen vorbehalten, daneben besteht ein Fürstenkollegium mit sechs Stimmen, ein Reichstag in zwei Kammern; die beiden Kammern üben mit dem Reichsvorstande und dem Fürstenkollegium die gesetzgebende Gewalt aus. Diesem Bündnisse traten alsbald noch weitere deutsche Staaten bei, doch gelang es nicht, die Hauptstaaten Süddeutschlands, Bayern und Württemberg, für dasselbe zu

gewinnen, noch weniger Österreich. Infolgedessen schieden Sachsen und Hannover aus dem Bündnisse, dem mittlerweile der Name „Union" beigelegt worden war, wieder aus und bildeten im Februar 1850 mit Bayern und Württemberg ein „Vierkönigsbündnis", durch das eine Reichsverfassung mit einem von Österreich, Preußen, den vier Königreichen und beiden Hessen gebildeten Direktorium und einer durch die Landstände gewählten Nationalversammlung ins Leben gerufen werden sollte. Diesem Projekte stimmte auch Österreich zu, jedoch nur unter der Bedingung, daß es ihm möglich gemacht werde, mit dem ganzen Umfange seiner Staaten, also auch mit der Lombardei und Venetien, mit Ungarn, Kroatien, der Militärgrenze ꝛc., dem Bunde beizutreten. Diesem Ansinnen, hinter dem der deutsche Einheitsgedanke vollständig versank, konnte natürlich nicht die geringste Berücksichtigung widerfahren, und Preußen beeilte sich daher um so mehr, die von ihm ins Leben gerufene Union zu festigen. Es berief ein „Unions-Parlament" auf den 20. März 1850 nach Erfurt ein, legte diesem die von dem „Dreikönigsbündnisse" aufgestellte Reichsverfassung vor, und die Versammlung nahm die ganze Vorlage, um schnell zu einem Resultat zu kommen, ohne jede Einzelberatung sofort an. Mittlerweile pfiff aber der kalte Wind der Reaktion immer stärker über die deutschen Lande; was noch im Mai 1849, zur Zeit der Gründung der „Union", als sehr wünschenswert erschien, galt jetzt, im April 1850, während des „Unions-Parlaments", bereits für viel zu liberal; selbst in der Umgebung Friedrich Wilhelms wuchs die Zahl der Gegner der Unionspolitik von Tag zu Tag, und der König, ohne alle Energie, unsicher und unklar, ließ sich gar bald von der reaktionären Partei vollständig gefangen nehmen. Am 29. April 1850 ward plötzlich das Parlament vertagt, um nie wieder zusammen berufen zu werden.

Die Reaktion hatte jetzt auf der ganzen Linie gesiegt, und daher ward auch allerwärts der Ruf nach der Wiederherstellung des Status quo laut; besonders verlangte Österreich dieselbe mit allem Nachdruck, weil es hoffte, dabei die Leitung der deutschen Angelegenheiten wieder in die Hände zu bekommen; Preußen widersetzte sich derselben jedoch. Dadurch entstand ein lebhafter Notenwechsel zwischen Wien und Berlin, bei dem es aber zu keiner Einigung kam, während die Schroffheit zwischen Österreich und Preußen wuchs. Um einen ernsten Konflikt zu vermeiden, rief Preußen die Vermittelung Rußlands an, allein der Kaiser Nikolaus, der seinem königlichen Schwager längst zürnte, daß er freisinnige Männer ans Steuer des Staates gerufen, erklärte sich aufs bestimmteste für die Aufrechterhaltung der Verträge von 1815 und damit auch zugleich für die Wiederherstellung des Bundestages. Das bedeutete aber nichts mehr und nichts weniger als die vollständige Unterwerfung Preußens unter Österreich; Radowitz, der Minister des Äußern, beantragte sofort, die preußische Armee auf den Kriegsfuß zu stellen, allein Friedrich Wilhelm schreckte vor dem

energischen Schritte zurück; er konnte sich nicht entscheiden. Es zeigte sich grell, daß er nicht der Mann war, dessen Preußen in diesem kritischen Momente bedurfte, in welchem es rücksichtslos und furchtlos alles hätte daransetzen müssen, die ihm durch die Entwickelung Deutschlands zugewiesene erste Stelle zu behaupten. Darauf nahm Radowitz seine Entlassung, und Otto von Manteuffel trat an seine Stelle, der sich nun eiligst anschickte, den Konflikt auf gütlichem Wege beizulegen, dabei aber auch Preußen zu tiefster Erniedrigung herabdrückte. Am 29. November 1850 unterzeichnete er die schmachvollen „Olmützer Punktationen", laut deren sich Preußen alles leitenden Einflusses auf die Ordnung der deutschen Angelegenheiten begab, die Union auflöste und zur Wiederherstellung des Bundestages seine Zustimmung gab. Am 30. Mai 1851 hielt derselbe wieder seine erste von allen Staaten beschickte Sitzung.

Mit geschäftiger Hand wurden nun alle Spuren der Revolution sorgsam verwischt; hastig kehrte man, vor allem in den mittleren und kleineren Staaten, zur alten Ordnung der Dinge bis zur letzten Armseligkeit des Hof- und Herrendienstes zurück. „Eine über alle Maßen kleinliche polizeiliche Überwachung lebte wieder auf," schreibt Oskar Jäger in seiner „Geschichte der neuesten Zeit" (Berl. 1879. 18. Auflage 2. Band S. 82), „und überall reichte sich, in dieser nichtswürdigen Form allein die deutsche Einheit verwirklichend, die Tyrannei die Hand: wehe dem Reisenden, dem nicht mit sieben Siegeln auf tadellosem Passe von Station zu Station seine politische Ungefährlichkeit bescheinigt war. Die Bureaukratie rächte sich überall mit verdoppelter Grobheit für die Angst, die sie ausgestanden, für die Schwäche, die sie gezeigt, und mit der politischen Reaktion verband sich die kirchliche, d. h. ein widerliches Heuchelchristentum, welches namentlich die protestantischen Kirchengemeinschaften und ihre Organe eine Zeitlang zu Polizeiinstituten herabwürdigte. Es war nicht mehr die naive bornierte Selbstgefälligkeit des alten Beamtenstaates gegenüber dem beschränkten Unterthanenverstande, welche jetzt das Ruder führte; vielmehr kehrte ein bewußter Geist der Rache, der kleinlichen Bosheit, der Schadenfreude bei den Regierenden ein; man hatte die Macht der populären Bewegung erfahren und behandelte demnach alles, was als Volkswunsch sich darstellte, mit furchtsamem Hasse, oder mit cynischer Verachtung."

Ein so vollständiges Fiasko hatte niemand erwartet. Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich des gesamten Volkes. Auch diejenigen, welche noch bis in das Jahr 1850 hinein vertrauensvoll auf Preußen geblickt hatten, starrten jetzt trostlos in die Zukunft. Für immer schien die Hoffnung auf ein Gesamtdeutschland vernichtet zu sein. Alle Patrioten traten aus dem öffentlichen Leben zurück, viele Tausende — im Jahre 1851 über 113,000 Personen — verließen die Heimat und wanderten nach dem freien Amerika aus; die große Menge aber versank in Kleinmütigkeit und Stumpfheit. Gleichzeitig

wandte sie sich von all den Freiheitssängern ab, die sie noch vor einem Jahre gefeiert, ja sie grollte ihnen, da sie es gewesen seien, die mit ihrem „abgeschmackten Idealismus", ihrer Schönrednerei und ihren Träumen von Deutschlands Einigkeit und Herrlichkeit nun diesen ganzen Jammer herbeigeführt hätten. Niemand wollte mehr etwas von politischer Lyrik wissen, jeder hatte den Tumult, die Trompetenstöße und das Kriegsgeschrei herzlich satt und suchte den Gedanken über Staatsangelegenheiten so weit als möglich aus dem Wege zu gehen. Alles Aufregende, Bedeutende, Großartige wurde vermieden; eine Zeit der Mittelmäßigkeit erstand, in der das Anspruchslose, Zarte, Niedliche gefiel, und in der man sich in bescheidenem Genusse, in vergnüglichem Behagen, mit etwas Demut und etwas Frömmigkeit, über die Misère der Zeit zu trösten suchte.

Diese Stimmung verlangte nun aber naturgemäß auch nach einer Poesie, die ebenfalls anspruchslos, zart und niedlich, und hie und da auch mit etwas Demut und etwas Frömmigkeit verbrämt war. Und diese Poesie ließ nicht lange auf sich warten. Himmelweit verschieden von der vormärzlichen, kam sie dahergeschritten mit einem heiteren Jünglingsantlitze, sang von Lenz, Liebe und Wein, den Blümlein am Bachesrand, den Vöglein im Walde, dem lieben Gott im blauen Himmel, der die Menschen leitet wie eine Henne ihre Küchlein; und machte sie ja einmal ein ernstes Gesicht, so kam es doch nie zu einem leidenschaftlichen Aufschrei, sondern es blieb bei der stillen Trauer, der süßen Melancholie. So anmutig und sinnig, so zierlich und naiv klangen alle diese Weisen, Abenteuerchen und Geschichtchen, als hätte es nie einen unglücklichen blutigen Kampf um die Einheit und Freiheit des Vaterlandes gegeben, als herrsche allerwärts nur Freude und Wohlbehagen.

Der erste dieser „neuen Menschen", wie man sie nannte, war **Gustav zu Putlitz**, mit seinem vollen Namen Gustav Heinrich Gans, Edler, Herr zu Putlitz; er bot einen Märchenstrauß „Was sich der Wald erzählt" (Berl. 1850), die Arabeske „Vergißmeinnicht" (Ebd. 1853) und die Träumerei „Luna" (Ebd. 1855), harmlose Dichtungen, denen zwar keine tiefere Idee zu Grunde liegt, die aber ob ihrer hübschen Schilderungen, ihres treuherzigen Geplauders vielen Beifall fanden. Einer besonderen Gunst hatten sich die erstgenannten Märchen zu erfreuen, in denen sich die Blumen des Waldes einander erzählen, wie sie entstanden sind, der alte Tannenbaum von den Stürmen des kalten Winters berichtet, der murmelnde Waldbach seine Lebensgeschichte mitteilt ꝛc. Das kleine Büchlein erlebte über vierzig Auflagen. Später hat sich der Dichter hauptsächlich dem Lustspiele zugewendet und eine Reihe meist einaktiger, oft sehr artiger Scherze verfaßt. Zu einer schärferen Charakteristik kommt es darin natürlich nicht, auch wird die Verwickelung immer nur durch einen komischen Zufall oder ein ergötzliches Mißverständnis herbeigeführt, dennoch unterhalten die kleinen Stückchen stets aufs angenehmste, besonders durch ihren graziösen Dialog und ihre natür-

liche Liebenswürdigkeit. Wir führen als die gelungensten und beliebtesten „Ein Hausmittel", „Badekuren", „Das Herz vergessen", „Seine Frau", „Nur keine Liebe", „Das Schwert des Damokles" und „Spielt nicht mit dem Feuer" an. Die Versuche Putlitz', auch das große historische Drama zu pflegen, sind nur von geringem Erfolge gewesen, der Dichter kann sich nicht über die Atmosphäre der Reaktionszeit erheben, es fehlt seinen Schauspielen und Tragödien („Das Testament des großen Kurfürsten", „Waldemar", „Don Juan de Austria", „Wilhelm von Oranien in Whitehall", „Um die Krone" 2c.) die Gewalt und Wucht der Leidenschaft, die energische, straffe Entwickelung der Handlung. In neuester Zeit bot der Dichter zwei bürgerliche Schauspiele, „Rolf Berndt" (1879) und „Die Idealisten" (1881), von denen besonders das erstere an allen größeren Bühnen sehr beifällig aufgenommen wurde; trotzdem krankt auch dieses Stück an ganz denselben Mängeln, wie die übrigen; auch ihm fehlt es an einem kräftigen allgemeinen Grundgedanken und an einer durchgreifenden, das ganze Stück beherrschenden Leidenschaft. In der Hauptsache handelt es sich ja wohl um den Satz, daß Neid, Mißgunst und Klatschsucht einen ehrlichen Mann, der nach außergewöhnlichen Erfolgen sich nun das Leben behaglich machen will, unter Umständen um sein ganzes Glück bringen können, allein dieser Satz gelangt nicht klar zum Ausdruck; der Graf Eberhard greift sehr hervorragend in die Handlung ein, nicht aus Neid, sondern weil er Rolf Berndt irrtümlich für dessen verkommenen Bruder hält. Statt eines einzigen, die ganze Handlung bewegenden Konfliktes entwickeln sich mehrere, zunächst der zwischen Rolf und seiner Mutter, welche Gelder, die ihr der Sohn sandte, unterschlug, dann ein zweiter, der durch unbegründeten Verdacht hervorgerufen wird, und schließlich ein dritter infolge der Eifersucht, welche die Mutter in Rolf entzündet. Dagegen spricht das Stück durch seine tiefe Innerlichkeit und wohlthuende Natürlichkeit an. Sehr bald schon gewinnt Rolf Berndt durch seinen Edelsinn, seine wahre Herzensgüte und seine gesunde Lebensanschauung, nicht minder Gertrud vermöge ihrer Liebenswürdigkeit und Seelenschönheit, und diese Vorzüge sind es denn auch wohl hauptsächlich, welche dem Schauspiel allerwärts eine so freundliche Aufnahme bereiteten. Die Lustspiele des Dichters kamen in Berlin zunächst in 4 Bänden 1850—1855, sodann noch in einer „Neuen Folge" ebenda 1869—1872 in 4 Bänden heraus; von einer Ausgabe seiner „Ausgewählten Werke", der auch eine Anzahl freundlicher Novellen, wie „Die Halben", „Funken unter der Asche" 2c., beigegeben sind, erschienen, ebenfalls zu Berlin, 1872—1878, bis jetzt 6 Bände. Putlitz wurde am 21. März 1821 auf dem väterlichen Gute Retzien in der Westpriegnitz geboren, studierte in Berlin und Heidelberg die Rechte, arbeitete nach bestandener Staatsprüfung einige Jahre bei der Regierung in Magdeburg, verließ aber 1848 den Staatsdienst wieder, lebte teils auf seinem Gute Retzien, teils auf Reisen, bis er 1863 die Leitung des Hoftheaters in Schwerin übernahm,

bei der er sich hauptsächlich die Pflege des feineren Lustspiels angelegen sein ließ. Im Jahre 1867 wurde er zum Hofmarschall des Kronprinzen von Preußen ernannt, trat aber von dieser Stellung bald wieder zurück. Seit 1873 wirkt er erfolgreich als Generalintendant des großherzoglichen Hoftheaters in Karlsruhe.

Putlitz auf dem Fuße folgte **Otto Roquette** mit einem Rhein-, Wein- und Wander-Märchen „Waldmeisters Brautfahrt" (Stuttg. 1851), das mit noch größerem Beifall empfangen wurde, als der Märchenstrauß „Was sich der Wald erzählt". Und auch mit Recht, denn die Roquettesche Dichtung ist in jeder Beziehung ursprünglicher und frischer und wird durch eine weit reichere Handlung belebt, als die Putlitzsche. Der Inhalt ist kurz folgender: Prinz Waldmeister begiebt sich mit seinem ganzen Hofstaate, all den duftigen Wald- und Frühlingskräutern, auf die Brautfahrt zur schönen Prinzessin Rebenblüte, der lieblichen Tochter des Königs Feuerwein, der mit seinen Edeln, den Rhein-, Neckar- und Moselweinen, zu Rüdesheim glänzend Residenz hält. Unterwegs jedoch wird der Prinz von einem Professor, der mit seinem Freunde, einem Kaplan, spazieren geht, aufgegriffen und in die Botanisierbüchse gesteckt. Darüber gerät die Begleitung des Prinzen in die größte Bestürzung, sie dringt in der Nacht in das Schlafzimmer des Professors, wo auch die Botanisierbüchse liegt, in der der Prinz gefangen schmachtet, und quält den Professor derart, daß er endlich den Gefangenen freigiebt, d. h. alle die gesammelten zu stark duftenden Kräuter zum Fenster hinauswirft. Frohlockend eilt nun der Prinz zu seiner Braut und feiert eine glänzende Hochzeit, bei der sämtliche Weine erscheinen und dem jungen Paare ihre Glückwünsche darbringen. Diese heitere Märchenwelt ist außerdem sehr glücklich mit der wirklichen verknüpft; eine lustige auf einer Wanderung begriffene Studentengesellschaft und ein Jäger, der sich eine Winzerin zum Schatz erkor, wirken bestimmend auf den Gang der Handlung ein, wodurch die ganze Dichtung einen festeren, bestimmteren Charakter bekommt. Der Ton des Gedichtes ist durchweg ein ungesuchter, natürlicher; eine sorglose Freude spiegelt sich in den anmutigen Schilderungen der rheinischen Landschaft und des rheinischen Lebens, und eine frohe Jugendlust spricht aus den eingestreuten Liedern. Ein tieferer Gedanke liegt dem Märchen jedoch nicht zu Grunde; es will weiter nichts, als heiter stimmen, und diesen Zweck hat es auch seiner Zeit vollkommen erreicht.

Für seine weiteren epischen Dichtungen wählte Roquette bedeutendere Vorwürfe, allein nun machte sich ein großer Mangel an Erfindungsgabe bemerkbar; der Dichter wußte wohl recht hübsche Naturbilder und freundliche Scenen, aber keine fesselnde Handlung zu bieten, und infolgedessen erzielte auch kein einziges von all den ferneren Epen („Der Tag von St. Jakob" [Stuttg. 1852], „Herr Heinrich" [Ebd. 1854], „Hans Haidekuckuk" [Berl. 1855] ꝛc.) nur annähernd den Erfolg von „Waldmeisters Brautfahrt". Auch die zum großen Teil in

antiken Vorstellungen und Gedanken sich bewegenden „Idyllen, Elegien und Monologe“ (Stuttg. 1882) fanden kein größeres Publikum. Ebenso erfolglos blieben seine Versuche auf dem dramatischen Gebiete. Die Dramen „Das Reich der Träume“ (1853), „Jakob von Artevelde“ (1856), „Rudolf von Habsburg“ (1856), „Der deutsche Festkalender“ (1865) ꝛc., gingen vollständig spurlos vorüber; etwas mehr Aufmerksamkeit erregte die Tragödie „Der Feind im Hause“ (1874), in der besonders der dritte und vierte Akt verschiedene glänzende und packende Scenen aufweisen; doch fehlt es dem Stücke an einer tragischen Schuld. Ascanio Contarini, der Held, ersticht seinen Gegner nur, weil er sich in der äußersten Notwehr befindet, trotzdem muß er diese That mit dem Tode büßen, was unser Rechtsgefühl verletzt. Glücklicher war der Dichter im Liede und in der Novelle. Sein „Liederbuch“ (Stuttg. 1852, 3. Aufl. unter dem Titel „Gedichte“, 1880) enthält manchen frohen und zum Herzen sprechenden Sang, und seine „Erzählungen“ (Frankf. 1859), „Neuen Erzählungen“ (Stuttg. 1862), die Novellensammlung „Luginsland“ (Ebd. 1867), die „Novellen“ (Berl. 1870), die Novellensammlung „Welt und Haus“ (2 Bde., Braunschw. 1871—1875) und das „Neue Novellenbuch“ (Bresl. 1884) bieten verschiedene überaus feinsinnige und reizvolle Gaben, wie „Loreley“, „Rumpelstilzchen“, „Einer von beiden“, „Das Eulenzeichen“ und die allerliebste Humoreske „Ich und meine Kompagnie“. In seinen Romanen („Das Buchstabierbuch der Leidenschaft“, „Im Hause der Väter“, „Die Prophetenschule“ ꝛc.) läßt er meist die energische Entwicklung der Handlung vermissen. Auf wissenschaftlichem Gebiete erwarb sich Roquette Verdienste durch die Monographie „Leben und Dichten J. Chr. Günthers“ (Stuttg. 1860) und eine „Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Denkmälern bis auf die neueste Zeit“ (2 Bde. Ebd. 1862—1863).

Otto Roquette wurde am 19. April 1824 zu Krotoschin in der preußischen Provinz Posen geboren, studierte in Berlin, Heidelberg und Halle Philosophie, Geschichte und neuere Sprachen, lebte nach einer längeren Reise durch Süddeutschland und Oberitalien teils in Berlin, teils in Meißen, bekleidete von 1853—1856 eine Lehrerstelle im Blochmannschen Institute in Dresden, widmete sich dann abermals nur litterarischen Arbeiten, wirkte hierauf von 1862 ab als Professor der allgemeinen Litteraturgeschichte an der Kriegsakademie zu Berlin, gab diese Stellung aber bald wieder auf, da sie ihm wenig zusagte, wurde 1867 Lehrer der deutschen Sprache und Litteraturgeschichte an der Gewerbe-Akademie zu Berlin und 1869 für dieselben Fächer Professor am Polytechnikum in Darmstadt, wo er noch jetzt lebt.

Dieselbe Begeisterung für den rebenumkränzten Rhein, von der „Waldmeisters Brautfahrt“ getragen wird, erfüllt auch die Epen, Lieder, Balladen und Erzählungen von **Wolfgang Müller von Königswinter**, ja dieser machte sich die Verherrlichung seines schönen heimatlichen Stromes sogar zur Lebens-

ufgabe und ist darum so recht eigentlich der Dichter und poetische Chronist es Rheins geworden. Mit welcher enthusiastischen Verehrung singt er:

„Mein Herz ist am Rheine, im heimischen Land!
Mein Herz ist am Rhein, wo die Wiege mir stand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebste mein denket mit wonnigem Glühn.
O, wie ich geschwelget in Liedern und Sein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!"

Wolfgang Müller trat zwar bereits in den vierziger Jahren mit einigen Dichtungen hervor, mit „Jungen Liedern" (Düsseldorf 1841), „Balladen und Romanzen" (Ebd. 1842), einem epischen Gedichte „Rheinfahrt" (Frankf. 1846) und „Gedichten" (Ebd. 1847), verfaßte Ende der vierziger Jahre auch schon eine große Anzahl von Balladen und Romanzen, in denen er alte Sagen, Legenden, historische Ereignisse, Schwänke ꝛc., die das Stromgebiet des Rheins zum Schauplatze haben, behandelte, und die dann unter dem Titel „Lorelei. Rheinsagen-Buch" (Köln 1851) erschienen. Seinen Ruf begründete er jedoch erst, als er mit seinen epischen Dichtungen „Die Maikönigin" (Stuttg. 1852), „Prinz Minnewin" (Köln 1854) und „Der Rattenfänger von St. Goar" (Ebd. 1855) unter die „Neuen Menschen" trat. Die „Maikönigin" ist ein Idyll, in welchem das ländliche Leben im Siebengebirge mit seinen Arbeiten in den Weinbergen und Feldern und seinen frohen Festen mit vieler Anschaulichkeit geschildert wird. Die Fabel der Dichtung ist dagegen nur dürftig. Eine buntere Handlung entfaltet sich in dem zweiten kleinen Epos, in welchem mit vielem Humor von all den wunderbaren Abenteuern berichtet wird, die Prinz Minnewin zu bestehen hat, bevor es ihm gelingt, die schöne Jungfrau zu erringen, zu der es ihn sehnsüchtig treibt. In dem „Rattenfänger von St. Goar" behandelt der Dichter das rheinische behagliche und gemütliche Kleinstädterleben und bietet hier besonders ganz köstliche Genrebilder. Die Dichtungen „Johann von Werth" (Köln 1858), „Aschenbrödel" (Frankf. 1863) und „Der Zauberer Merlin" (Berl. 1871), die Müller nun noch folgen ließ, sind weniger gelungen. Von den übrigen Schöpfungen des Dichters verdienen noch die „Erzählungen eines rheinischen Chronisten" (2 Bde., Lpzg. 1860—61), in denen Nachrichten über Beethovens Jugend, Erinnerungen an Immermann ꝛc. verwertet sind, und die Künstlergeschichten „Zum stillen Vergnügen" (2 Bde. Ebd. 1865), welche die Biographieen von Ernst Fröhlich, Klemens Heil, Theodor Barkhofen und Wilhelm Heiden enthalten, sowie das kleine reizende Lustspiel „Sie hat ihr Herz entdeckt" (Berl. 1865), hervorgehoben zu werden. Die Gedichte und Epen erschienen in einer Gesamtausgabe unter dem Titel „Dichtungen eines rheinischen Poeten" (6 Bde. Lpzg. 1871—76). Das Leben Wolfgang Müllers verlief außerordentlich schlicht; er wurde am 5. Mai 1816 zu Königswinter am Fuße des Siebengebirges ge-

Gewerbeschule Bibliothek

boren, studierte in Bonn Medizin, war darauf lange Jahre in Düsseldorf als Arzt thätig, bis er 1853 nach Köln übersiedelte, um nur noch der Wissenschaft, Poesie und Kunst zu leben. Er starb während einer Kur in Bad Neuenahr am 29. Juni 1873.

Ähnlich wie Roquette und Wolfgang Müller führte sich auch **Julius Rodenberg** ein. Nachdem er in zwei Heftchen patriotischer Sonette „Für Schleswig-Holstein" (Hamb. 1850—51) seine Schwingen erprobt, schuf er die epischen Dichtungen „Dornröschen" (Bremen 1851), „König Haralds Totenfeier" (Marb. 1852) und „Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie" (Hann. 1853), strebte dann aber bald über das abstrakte jugendliche Wonnegefühl hinaus, suchte einen kräftigeren, männlicheren Ton anzuschlagen und seinen Horizont zu erweitern. Infolgedessen gestaltete sich auch sein Lebensgang anders, als der seiner Genossen. Rodenberg wurde am 26. Juni 1831 als der Sohn des angesehenen jüdischen Kaufmanns Levy zu Rodenberg im ehemaligen Kurfürstentum Hessen geboren, nannte sich aber schon bald nach seinem ersten litterarischen Auftreten, mit Genehmigung seines Landesherrn, nach seinem Geburtsorte. Er absolvierte zunächst das Gymnasium zu Rinteln, beschloß dann, die Rechte zu studieren, und bezog nach einander die Universitäten Heidelberg, Göttingen, Marburg und Berlin, konnte aber dem corpus juris und den Pandekten wenig Geschmack abgewinnen und wandelte daher schon sehr bald mitten im Garten der Poesie. Bereits von Heidelberg aus veröffentlichte er das „Dornröschen", dem sodann die beiden anderen oben genannten Epen schnell folgten. Schon diese Jugendarbeiten zeugen von feinem Sinn für Schönheit und Anmut, doch fehlt es dem Dichter sichtlich noch an Selbständigkeit; die Muster, an die er sich anlehnte, sind leicht zu erkennen. Fester auf den eigenen Füßen tritt er dagegen schon in den „Liedern" (Hann. 1853) und den „Musikalischen Sonetten" (Ebd. 1854) auf, und in den „Gedichten" (Berl. 1864, 4. Aufl. 1880) zeigt er sodann eine bestimmte, klar ausgeprägte Physiognomie. Zwar herrscht auch bei ihm, wie in den Liedern der übrigen „Neuen Menschen", die Freude an der Jugendlust vor,

„So lange noch die Rosen blühn
In der fröhlichen, seligen Maienzeit:
So lange wollen wir singen kühn
Von unsrer Jugend Ewigkeit!"

ruft er aus, aber er schwingt den Becher der Freude doch niemals einzig und allein nur um der Freude willen, sondern ist auch immer von einem tieferen Gedanken erfüllt; er verliert sich also niemals in wesenlose Schwärmerei. In der Schilderung der Natur verfügt er über alle Farben, hauptsächlich sind seine Marinebilder von großer Schönheit; der Cyklus „Herbst auf Helgoland" verdient besonders hervorgehoben zu werden. Den Reim behandelt er mit vielem

Julius Rodenberg.

Geschmack; alle seine Gedichte sind außerordentlich wohllautend. Rodenberg ist mithin ein Lyriker, der sich über die rosenrote Laune der Jugendseligkeit erhebt, der bei aller Freude am Genuß auch einen Inhalt in das Leben und mithin auch in seine Poesie zu legen bestrebt ist, und der endlich die Form mit völliger Sicherheit beherrscht.

Die juristischen Studien waren durch diese poetischen Bestrebungen bald so in den Hintergrund gedrängt worden, daß der Dichter sie gegen 1855 vollständig aufgab und damit aus seinen Lehrjahren nun in seine Wanderjahre einrat. Sein erster Ausflug galt Paris, und das Ergebnis desselben waren die hübschen Plaudereien, die bald nach seiner Heimkehr unter dem Titel „Pariser Bilderbuch" (Braunschw. 1855) erschienen. Dann ging er nach England und widmete sich dort den eingehendsten Studien über englische Geschichte, englisches Volk und Land. Die reifsten Früchte waren die drei historischen Romane „Die Straßensängerin von London" (Berl. 1863), „Die neue Sündflut" (4 Bde. Ebd. 1865) und „Von Gottes Gnaden" (Ebd. 1870). Was diesen Werken zunächst nachgerühmt werden muß, ist die klare Zeichnung der Charaktere und die treue Lokalschilderung. Kaum ist wohl das Denken und Fühlen der Engländer von einem deutschen Autor mit so richtigem Verständnis und so sicher gezeichnet worden, wie hier, und kein anderer Dichter hat uns das gewaltige London mit seinen stolzen Palästen und meilenlangen Straßen, und wieder mit seinen schmalen düsteren Häusern und engen, winkligen Gassen so plastisch vor Augen führen können, wie Rodenberg. Freilich geht er hierin auch bisweilen zu weit; in seiner Vorliebe für eine altehrwürdige Kirche schildert er uns jede Glocke, die hoch oben im Turme hängt, und berichtet er uns von jedem Toten, der einst unter dem Altar feierlich beigesetzt wurde, wodurch der Gang der Handlung, so interessant auch diese Abschweifungen sein mögen, trotzdem unliebsam unterbrochen wird. Ferner ist als ein Vorzug dieser Romane die geklärte Lebensanschauung hervorzuheben, die allen Urteilen zu Grunde liegt. Der Dichter verdammt nie voreilig in ungezügeltem Zorn, vergöttert nie maßlos in schnell aufwallender Bewunderung, sondern wägt stets bedachtsam ab und übt dann weit lieber das Recht des Poeten, zu versöhnen, als das des Richters, zu verurteilen. Einigen Katastrophen wäre allerdings eine tiefere Leidenschaft, eine markigere Kraft zu wünschen; wenn man aber bedenkt, in welcher Kultur- und Litteraturperiode der Dichter fußt, so darf man mehr als den getragenen, ruhigen Ton nicht beanspruchen. Endlich ist die Glätte des Stils, der gefällige Periodenbau, der klangvolle Rhythmus der Sprache zu loben. Weitere Ergebnisse des Aufenthalts in England waren die touristischen Schriften „Alltagsleben in London" (Berl. 1860), „Tag und Nacht in London" (Berl. 1862), „Ein Herbst in Wales" (Hann. 1858), „Die Insel der Heiligen. Eine Pilgerfahrt durch Irlands Städte, Dörfer und Ruinen" (2 Bde., Berl. 1860) ꝛc., in denen sich der Autor

als ein ausgezeichneter Schilderer von Land und Leuten erweist. Später durchwanderte Rodenberg auch die Heimat und gab dann „In deutschen Landen. Skizzen und Ferienreisen" (Lpzg. 1873), „Wiener Sommertage" (Ebd. 1875) und das reizende, stimmungsvolle Büchlein „Still-Leben auf Sylt" (Berl., 3. vermehrte Auflage 1876) heraus.

Nach dem Abschluß seiner Wanderjahre nahm Rodenberg 1862 seinen festen Wohnsitz in Berlin, redigierte eine Zeitlang das belletristische Beiblatt zur Modenzeitung „Bazar", von 1867 ab mehrere Jahre den „Salon für Litteratur, Kunst und Gesellschaft" und gründete 1874 die „Deutsche Rundschau", eine Monatsschrift für die gesamten geistigen Interessen, die er noch jetzt herausgiebt. Der Wiederaufrichtung des deutschen Reichs brachte er den wärmsten Patriotismus entgegen, feierte die Heldenthaten der Armee sowohl im frischen Liede, wie im schwungvollen Festspiele und ließ schließlich die ganze gewaltige Zeit mit allen ihren tiefen Aufregungen in einem großen, kunstvoll komponierten Familiengemälde reflektieren, dem Romane „Die Grandidiers" (3 Bde., Stuttg. 1879), in welchem er auch zugleich seine vollendetste Schöpfung bot. Der Verfasser zeigt sich hier in jeder Hinsicht als Meister. Der Roman beginnt in heiterem leichtem Tone und mit engem Horizonte, allmählich steigert sich das Interesse, der Blick erweitert sich, und aus leisen Anfängen bildet sich ein Konflikt heraus, der mit jedem Schritte, den die Handlung weiter vorwärts thut, tiefer und tiefer geht, bis er endlich eine Kluft zwischen Vater und Sohn reißt, die für alle Zeiten unüberbrückbar zu sein scheint. Zu gleicher Zeit entwickelt sich aus dem kleinen politischen Stimmungsbildchen nach und nach ein großartiges, tiefernstes historisches Gemälde: der Krieg mit Frankreich bricht herein, und was bisher unmöglich war, vollbringt jetzt die siegreiche Germania; sie eint nicht nur die deutschen Stämme, sondern sie führt auch die Grandidiers wieder zusammen. Doch nicht nur der Aufbau der Handlung, auch die Charakteristik der einzelnen Personen ist überaus glücklich, vorab die des alten würdigen Herrn Grandidier mit seiner rührenden dankbaren Verehrung für den großen Kurfürsten, den Wohlthäter der französischen Kolonie in Berlin und speziell der Grandidiers, des träumerischen Sohnes Eduard, der heitern Bärbel, des originellen „Obersten" Scharf ꝛc. Und endlich sind auch die Lokalschilderungen von großem Reize; die engen dämmerigen Straßen des geschäftigen und arbeitsamen Berlin, die trägen Kähne an den Schleusen, die modrigen Trödlerläden am Mühlendamm, die Rumpelkammern hoch oben im Grandidierschen Hause — sie alle weiß uns der Dichter mit dem Griffel eines Dickens zu zeichnen, daß es uns nicht selten ist, als sähen wir mit unseren eigenen Augen das Treiben und Wogen der Menge, hörten wir mit unseren eigenen Ohren das Stoßen und Stöhnen, Surren und Schlagen der Maschinen in den Fabriken. Seit Ende der siebziger Jahre ist Rodenberg leider noch nicht wieder mit einer neuen Dichtung hervorgetreten,

nur eine geistreiche Studie über Belgien und die Belgier (Berl. 1881), ein Band „Bilder aus dem Berliner Leben“ (Ebd. 1885) und freundliche, pietätvolle „Heimaterinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Ötker“ (Ebd. 1882) sind in diesem Lustrum von ihm erschienen.

Den Roquette, Wolfgang Müller und Rodenberg ganz entgegengesetzt verfährt **Theodor Storm**; dieser feiert Jugend und Liebe nicht, indem er sie, fröhlich mitten in der Gegenwart stehend, sorglos genießt, sondern indem er, zurückschauend in die Vergangenheit, sich voll Wehmut erinnert, welch süßen Genuß sie ihm einst, vor langen, langen Jahren gewährten. Seine Schöpfungen sind daher vorwiegend Stimmungspoesie, in der er alles Gewaltsame, alles Harte sorgsam vermeidet, alles schärfere Licht abdämpft, so daß es nicht selten unentschieden bleibt, ob das, was er da, halb in Träumen verloren, berichtet, eine That war, oder nur ein Ereignis. Infolgedessen haben seine Scenen oft etwas Unbestimmtes, Verschwommenes, entbehren verschiedene seiner Helden der Thatkraft. Sie weichen vor dem entscheidenden Schritte zurück und versinken dann in schmerzliche Resignation. Doch verfallen sie niemals in krankhaften Pessimismus. In der Technik, in der Art und Weise, wie er die Seelenzustände seiner Personen anzudeuten weiß, in der leichten und doch stets so überaus charakteristischen Skizzierung der Scenerie entfaltet Storm eine große Kunst. Kein anderer neuerer Dichter weiß mit so wenigen Mitteln die stille Wehmut, den gefaßten Schmerz, das bittersüße Gefühl der Einsamkeit so überzeugend zu schildern, wie er; kein anderer, selbst Stifter nicht, weiß uns die duftige Waldesdämmerung, den sommerlichen Glanz der Halde so reizvoll vorzuzaubern, wie der Verfasser von „Immensee“. Seit 1870, seit der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches, pulst der Herzschlag in den Stormschen Novellen erfreulicherweise etwas kräftiger; an die Stelle der trüben Melancholie tritt bisweilen ein männlicher, selbst wilder Schmerz, wie in »Aquis submersus«, außerdem ist der Dichter nicht mehr ausschließlich ernst, sondern es tauchen jetzt auch froh ins Leben blickende Menschen bei ihm auf, wie in der Geschichte „Beim Vetter Christian“, oder es leuchtet am Schlusse ein beseligender Friede, wie in der Novelle“ »Viola tricolor«, in der das Problem der „zweiten Frau“ meisterhaft behandelt wird. Leider ist der Dichter über die kleine Novelle nie hinausgekommen, und so hat sich denn notwendigerweise bei ihm in der Art und Weise zu schildern und zu charakterisieren nach und nach eine gewisse Manier herausgebildet, die auf die Dauer ermüdet. Auch in seiner Lyrik ist er bei der Kleinmalerei stehen geblieben; seine Lieder sind oft von epigrammatischer Kürze, aber dennoch stets harmonisch abgerundet und zudem von außerordentlicher Zartheit und Innigkeit. Gedichte wie:

„Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen;
Und müßt' er sterben, fern allein,
Er fühlte noch die sel'ge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde,
Und noch im Tode ist sie sein.“,

wie das elegische „Frauenhand“ betitelte:

„Ich weiß es wohl, kein klagend Wort
Wird über deine Lippe gehen;
Doch was so sanft dein Mund verschweigt,
Muß deine blasse Hand gestehen.
Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen,
Und daß in schlummerloser Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen.",

das überaus reizvolle Miniaturbildnis „einer Fremden":

„Sie saß in unserm Mädchenkreise,
Ein Stern am Frauen-Firmament;
Sie sprach in uns'res Volkes Weise
Nur leis' mit klagendem Accent.
Du hörtest niemals heim verlangen
Den stolzen Mund der schönen Frau;
Nur auf den südlich blassen Wangen
Und über der gewölbten Brau
Lag noch Granadas Mondenschimmer,
Den sie vertauscht um unsern Strand;
Und ihre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimatland."

und noch manches andere, müssen zu dem Feinsinnigsten und Graziösesten gezählt werden, was die neuere deutsche Lyrik besitzt. Die „Gedichte" kamen zuerst in Kiel 1853 heraus und liegen jetzt in sechster Auflage vor. Von den zahlreichen Novellen des Dichters, die sämtlich in Miniaturformat erschienen, heben wir außer den schon genannten „Immensee" (Berl. 1852), die den Ruf Storms begründete und über 20 Auflagen erlebte, »Aquis submersus« (Berl. 1879), »Viola tricolor« und „Beim Vetter Christian" (beide enthalten in den „Novellen und Gedenkblättern". Braunschw. 1874) noch „Auf der Universität" (Münster 1863), „Im Schloß" (Ebd. 1863), „In St. Jürgen" (Berl. 1868), „Waldwinkel" (Braunschw. 1876) und „Eekenhof" (enthalten in „Drei neue Novellen". Berl. 1880) hervor*). Von einer Gesamtausgabe der „Sämtlichen Schriften", die von 1868 ab zu Braunschweig zu erscheinen begann, liegen bis jetzt 14 Bände vor. Storm wurde am 14. Oktober 1817 zu Husum in Schleswig geboren, studierte in Kiel und Berlin die Rechte, ließ sich sodann nach abgelegter Staatsprüfung 1842 in seiner Vaterstadt als Advokat nieder, beteiligte sich 1848 mit an dem Freiheitskampfe und mußte infolgedessen nach dem Siege der Dänen die Heimat verlassen. Er ging nach Preußen, arbeitete von 1853 ab in Potsdam als Assessor, wurde 1856 als Kreisrichter nach Heiligenstadt versetzt und verlebte dort sieben still-glückliche Jahre. Nach der Befreiung Schleswig-Holsteins vom dänischen Joch kehrte er nach Husum zurück, wirkte dort viele Jahre als Richter, zuletzt als Amtsgerichtsrat, und trat 1880 in den Ruhestand. Darauf siedelte er nach Hademarschen über, wo er noch jetzt in behaglichen Verhältnissen lebt.

Schließlich muß hier unter den die Jugend und den Genuß feiernden Dichtern auch noch ein religiöser Sänger eine Stelle finden, weil er mit seiner frohen, gesunden Frömmigkeit ebensowohl der Zeitstimmung entgegenkam, wie die Roquette und Genossen: **Julius Sturm.** Sturm ist außerordentlich produktiv

*) Vergl. Tempeltey, Theodor Storms Dichtungen. Kiel 1867.

gewesen; es erschienen von ihm „Gedichte“ (Lpzg. 1850), „Fromme Lieder“ (Ebd. 1852), „Neue Gedichte“ (Ebd. 1856), „Neue fromme Lieder und Gedichte“ (Ebd. 1858), „Israelitische Lieder“ (Halle 1867), „Lieder und Bilder. Neue Dichtungen“ (Lpzg. 1870), „Spiegel der Zeit in Fabeln“ (Ebd. 1872), „Gott grüße dich! Religiöse Gedichte“ (Ebd. 1876), „Das Buch für meine Kinder. Märchen und Lieder“ (Ebd. 1877) ꝛc.; auch hat er das Hohelied Salomonis poetisch bearbeitet und von 1870—1877 ein „Jahrbuch religiöser Poesie“ herausgegeben. Trotz dieser großen Fruchtbarkeit ist er nie zur Trivialität herabgesunken; seine Gedichte überraschen zwar nicht durch tiefe Gedanken, aber sie sind immer ursprünglich und frisch und erinnern sehr oft mit ihrer Leichtflüssigkeit, ihrem neckischen Humor und ihrer warmen Herzlichkeit an das Volkslied. Infolgedessen sind sie auch frei von jedem engherzigen und kurzsichtigen Pietismus; ihre Frömmigkeit ist eine wahre, echte, ungekünstelte, von Herzen kommende und zum Herzen gehende. Der Dichter liebt überhaupt weit mehr den heiteren Genuß, als die düstere Askese und singt daher auch:

„Nicht tadl' ich euch, ihr düsteren Asketen,
Die ihr den Frieden suchet im Entsagen
Und gern euch übt im Dulden und Ertragen
Und eure Zeit verbringet mit Gebeten.
Ich mag ja auch die Straßen nicht betreten,
Auf der die Thoren wetten, ringen, wagen
Und, um ein Schattenbild sich zu erjagen,
Von Neid getrieben, ruhlos sich befehden.

Doch teilen kann ich auch nicht eure Lose,
Da ich mich gern im Strom der Freude bade
Und gern dem Glücke ruhen mag im Schoße.
Drum wandl' ich singend stille Lebenspfade
Und lausch' der Nachtigall und pflück' die Rose
Und preise fröhlich meines Gottes Gnade.“

Doch fehlt ihm zur rechten Zeit auch der Ernst nicht. Die Revolution hat ihn tief erschüttert, und in stillen Stunden zittert der Schmerz jener Tage in ihm nach; er bittet dann Gott, daß er das zerrissene und zerspaltene Vaterland schützen möge, und fordert die Machthaber auf, klug und milde vorzugehen und nicht etwa den Frieden zu schaffen „durch blutiges Vernichten“; das Volk aber ermahnt er, Buße zu thun und alle Hoffart, allen Egoismus abzustreifen, denn nur *der* sei der wahre Held, der „aus Liebe für sein Vaterland — den eignen stolzen Willen überwand.“ Und er hegt auch das Vertrauen, daß das deutsche Volk dereinst wieder zu Macht und Herrlichkeit emporsteigen werde. Er singt daher:

„Drum hoff', mein Herz, nur unverzagt,
Wie heiß der Kampf entbrannt,
Daß noch ein Frühlingsmorgen tagt
Dem deutschen Vaterland.“

Durch diesen Nachklang aus der politisch bewegten Zeit erhält das litterarische Bild Sturms einen besonders charakteristischen Zug.

Sturm wurde am 21. Juli 1816 zu Köstritz im Fürstentum Reuß geboren, studierte Theologie, lebte eine Zeitlang in Heilbronn, wo er Lenau, Justinus Kerner und andere schwäbische Dichter kennen lernte, ward sodann Erzieher des jetzt regierenden Fürsten Reuß j. L., bekleidete darauf von 1850 ab die Stelle eines Pfarrers zu Göschwitz bei Schleiz und von 1857 ab die eines solchen in seinem Geburtsorte, bis er im Oktober 1885, mit dem Titel eines Geheimen Kirchenrates ausgezeichnet, in den Ruhestand trat.

Das Beispiel dieser Lieblinge der Reaktionszeit weckte rasch in ganz Deutschland lebhafte Nacheiferung; bald gab es keinen Gau mehr, in dem nicht irgend so ein zierlicher Dichter, oder eine schwärmerische Dichterin, saß und mit den Nixen und Elfen des Baches, den Blumen der Wiese, den Bäumen des Waldes süße Zwiesprache hielt. Wir nennen hier nur den auch als Übersetzer bekannten Adolf Böttger (1815—1870), der in leichtflüssigen, anmutigen Versen „Die Pilgerfahrt der Blumengeister" (Lpzg. 1851), „Habana" (Ebd. 1853), „Cameen" (Ebd. 1856) ꝛc. schrieb, Moritz Horn (1814—1874), der „Die Pilgerfahrt der Rose" (Lpzg. 1852), „Die Lilie vom See" (Ebd. 1853) ꝛc. dichtete, Alexander Kaufmann (geb. 1821), der in seinen „Gedichten" (Düsseldorf 1851) besonders ansprechende heitere Trink- und Liebeslieder bot, Pauline Schanz (geb. 1828), die ein „Rosenmärchen" (Berl. 1854) und Marie Petersen (gest. 1859), die „Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge" (Berl. 1850) und „Die Irrlichter" (Ebd. 1854) verfaßte.

Jedoch nicht alle, die nach dem Lärme in den Klubs und auf den Straßen wieder nach Ruhe und friedlichem Genuß verlangten, ließen sich in die Märchenwelt führen; gar mancher begnügte sich schon mit einem behaglichen Plätzchen am häuslichen Herde, und daher traten neben den Märchendichtern auch Schilderer des stillen, friedlichen und freundlichen Familienlebens auf. Wir nennen den gemütvollen **Adolf Schults** (1820—1858) mit seinen von warmer Innigkeit durchdrungenen lyrischen Cyklen „Zu Hause" (Elberf. 1851) und „Der Harfner am Herd" (Ebd. 1856), den liebenswürdigen **Rudolf Reichenau** (1817—1879), der überaus anmutige und mit feinem Humor ausgestattete Bilder aus dem Jugend- und Familienleben unter den Titeln „Aus unsern vier Wänden" (3 Teile, Lpzg. 1859—64), „Liebesgeschichten. Neues aus den alten vier Wänden" (Ebd. 1868) „Am eignen Herde" (Ebd. 1873) und „die Alten" (Ebd. 1877) herausgab, und die schlicht-herzliche **Ottilie Wildermuth** (1817—1877), die es geradezu einmal in einer Vorrede offen ausspricht, daß sie Geschichten, wie „Ein sonnenloses Leben", „Die Verschmähte", „Unabhängigkeit" ꝛc., geschrieben habe, um mit denselben auch ihrerseits einen Beitrag zur „Mission der Zufriedenheit" zu liefern. Sie bewegt sich in ihren von gesunder Heiterkeit belebten, freilich bisweilen auch etwas gar zu hausbacken-verständigen Erzählungen immer in ihrer Heimat Schwaben, zumeist in schwäbischen Pfarrhäusern, und weiß das Leben

in denselben mit vieler Anschaulichkeit zu schildern. Ihre Hauptschriften sind „Bilder und Geschichten aus dem schwäbischen Leben“ (Stuttg. 1852), „Neue Bilder und Geschichten aus Schwaben“ (Ebd. 1854) und „Aus dem Frauenleben. Fünf Erzählungen“ (2 Bde., Ebd. 1855—57).

Nach dem kläglichen Ende des Aufstandes mußte sich neben der Niedergeschlagenheit aber auch noch eine andere Stimmung bemerkbar machen, ein Gefühl der Genugthuung und stolzen Befriedigung bei allen denjenigen, die während der Revolution bang gezittert hatten, denen der gewaltsame Umsturz ein Greuel gewesen war, und die sich nun nach der Rückkehr zur alten Ordnung mit völliger Sicherheit wieder in ihre alten bequemen Sitze niederlassen konnten. Aus dieser Stimmung heraus mußte sich ebenfalls eine Poesie entwickeln, die aber mit den lebenslustigen Märchenepen nichts gemein haben konnte. Sie kam denn auch ganz anders daher, mit lautem Schritt und der weithin pomphaft leuchtenden Devise „Für Thron und Altar“, vermochte sich aber auf die Dauer im Volke nicht einzubürgern. Die ersten Beiträge zu dieser reaktionären Dichtung lieferte **Christian Friedrich Scherenberg**, der „preußische Tyrtäus“, welcher die Gedichte „Waterloo“ (Berl. 1849), „Ligny“ (Ebd. 1850), „Leuthen“ (Ebd. 1852) und „Hohenfriedberg“ (Ebd. 1869) schrieb und in denselben die preußische Armee verherrlichte. Doch war es dem Dichter hierbei in Wahrheit nur um die Schilderung der glänzenden Waffenthaten einer längst vergangenen großen Zeit, nicht aber um eine tendenziöse Verherrlichung des Militarismus zu thun, der soeben triumphiert hatte. Allein der allgemeinen Stimmung kamen die Epen so außerordentlich entgegen, daß ihnen sofort ein reaktionärer Charakter beigelegt wurde. Dem heutigen Auge erscheinen sie vollständig tendenzlos, nur erfüllt von einer gewissen patriotischen Freude über die glorreichen Siege, die geschildert werden. Der künstlerische Wert der Epen ist nur ein geringer. Scherenberg schildert uns zwar das tumultuarische Treiben des Soldatenlebens, den Lärm der Schlachten, die Bravour der Regimenter oft mit großem Geschick; seine Bilder sind nicht selten von packender Lebendigkeit, allein in jedem Gedichte läßt der Verfasser die harmonische Anordnung des Stoffes vermissen; nirgends ist auch nur ein leiser Versuch zu einem künstlerischen Aufbau der Handlung gemacht. Zudem fehlt Scherenberg die tiefere Auffassung; ihn beschäftigen einzig nur die kämpfenden Massen, niemals auch die Ideen, für welche diese mit ihren Kämpfen eintreten. Infolgedessen sind die Scherenbergschen Dichtungen auch keine wirklichen Epen, sondern nur epische Fragmente. — Der Dichter wurde am 5. Mai 1798 zu Stettin geboren und lebte viele Jahrzehnte als Handlungsdiener in drückenden Verhältnissen, bis er durch sein „Waterloo“ die Aufmerksamkeit des Königs Friedrich Wilhelm IV. auf sich zog, der ihm nun 1855 die Stelle eines Bibliothekars im Kriegsministerium verlieh. Er starb am 9. September 1881 zu Zehlendorf

bei Berlin.*) Eine tiefere Bildung als Scherenberg besaß **Georg Hesekiel**, der, nachdem er bereits in den vierziger Jahren mehrere soziale Romane geschrieben, 1849 mit verschiedenen das preußische Königshaus und das preußische Militär feiernden Liedern und Festgedichten hervortrat und sodann eine lange Reihe vaterländischer Romane verfaßte, in denen die konservativen Grundsätze sehr nachdrücklich und mit schriftstellerischer Gewandtheit betont werden. Wir führen nur „Vor Jena" (2 Bde., Berl. 1859), „Von Jena bis Königsberg" (3 Bde. Ebd. 1860), „Bis nach Hohenzieritz" (3 Bde. Ebd. 1861) und „Stille vor dem Sturm" (3 Bde. Ebd. 1862) an. Über die konservativen Kreise hinaus machte sich Hesekiel durch sein in humorvollem Plaudertone geschriebenes „Buch vom Grafen Bismarck" (Bielefeld 1868) bekannt. Der Dichter wurde am 12. August 1819 zu Halle geboren, studierte Geschichte und Philosophie und trat 1849 in die Redaktion der „Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung", der er sodann bis zu seinem am 26. Februar 1874 erfolgten Tode angehörte. Einen ähnlichen Ton, wie Hesekiel, schlug auch **Theodor Fontane** in seinen „Männern und Helden. Acht Preußenlieder" (Berl. 1850) an; einen Namen machte sich der Dichter aber erst durch seine vortrefflichen Natur- und Kulturstudien, die er in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" (4 Bde., Berl. 1862—1882) bot, sowie durch verschiedene andere touristische Schriften. Neuerdings hat er sich auch in einem großen patriotischen Romane „Vor dem Sturme" (4 Bde., Berl. 1878) versucht, dem es aber an einer einheitlichen Handlung fehlt, während die politische Stimmung — der Roman spielt in den Wintermonaten vor dem Ausbruche der Befreiungskriege — mit vieler Kunst und ohne jede tendenziöse Aufdringlichkeit geschildert ist. — Fontane wurde am 30. Dezember 1819 zu Neu-Ruppin geboren, widmete sich anfangs dem Apothekerstande, wandte sich aber bald der Dichtkunst zu, war eine Zeitlang in der Redaktion der „Neuen Preußischen Zeitung" thätig und lebt jetzt nur litterarischen Arbeiten in Berlin. Zu den Hesekiel und Fontane zählen wir schließlich auch noch Friedrich Adami (geb. 1816), der kleinere vaterländische Erzählungen und loyale Festspiele verfaßte, und Feodor von Köppen (geb. 1830). Im Sinne der pietistisch-reaktionären Richtung schrieb Marie Nathusius (1817—1857) die Erzählungen „Tagebuch eines armen Fräuleins" (Halle 1853), „Die alte Jungfer" (Ebd. 1857), „Elisabeth. Eine Geschichte, die nicht mit der Heirat schließt" (Ebd. 1858) u. a.

In den Dichtungen der Hesekiel, Fontane, Adami ꝛc. kamen jedoch nur die Ansichten, Wünsche und Hoffnungen des konservativen protestantischen Nordens zum Ausdruck, im katholischen Süden, wo man des Aufblicks zu einem großen

*) Vergl. Th. Fontane, Christian Friedrich Scherenberg und das litterarische Berlin von 1840 bis 1860. Berl. 1885.

festgefügten Staate entbehrte, sah man in den konservativen Kreisen das Heil der Zukunft in einem engen Anschluß an die Kirche, in der Wiederherstellung der Hierarchie des Mittelalters. Als der Sprecher für diese ultramontan-reaktionäre Partei stand **Oskar von Redwitz** mit seinem „Amaranth" auf. Redwitz wurde am 28. Juni 1823 zu Lichtenau in Mittelfranken geboren, verlebte aber seine Kinderjahre in Speier, wohin sein Vater 1825 als Direktor des Zentralgefängnisses berufen wurde. Von 1844 ab studierte er zu München und Erlangen die Rechtswissenschaft, war sodann eine Zeitlang als Rechtspraktikant thätig, gab aber bereits 1849 die juristische Laufbahn auf und widmete sich nur noch litterarischen Arbeiten; zu gleicher Zeit veröffentlichte er sein „Amaranth" (Mainz 1849), das er zum großen Teile auf dem Gute Schellenberg bei Kaiserslautern an der Seite seiner Braut Marie von Holscher geschrieben hatte.

Der Erfolg dieser Dichtung war sofort ein außerordentlicher, selbst die pietistisch-protestantischen Kreise des Nordens, die Anhänger eines Gerlach und Stahl, begrüßten sie mit Beifall — und sie war auch allen diesen Rückschrittlern wie aus der Seele geschrieben. „Umkehr der Wissenschaft!" hieß die Losung dieser Feinde aller humanistischen Bildung, und Oskar von Redwitz predigte diese Umkehr mit einem Fanatismus, wie er bisher noch niemals mit solcher Heftigkeit bei einem deutschen Dichter in die Erscheinung getreten war. Als müsse eine Reinigung mit Feuer und Schwert und auf dem ganzen Erdenrunde vorgenommen werden, läßt er seinen Helden Walter ausrufen:

„Ja, durch der Erde weite Lande
Möcht' ich mit Schwert und Fackelbrande,
Ein gottgesandter Rächer, schreiten!
Und möcht' die Lügen all' erdolchen,
Und möcht' auf den erschlag'nen Molchen
Dem Herrn den Opferbrand bereiten!
Ich möcht' das ries'ge Erdenrad,
Dem Herrn entrollt vom Lügenschwarm,
Mit milliardenfachem Arm
Zurückziehn in des Glaubens Pfad!"

Die Fabel der Dichtung ist sehr einfach. Zwei Ritter, Waffengefährten, die seiner Zeit im heiligen Lande zusammen für den Glauben fochten, kamen, um ihren Freundschaftsbund noch fester zu knüpfen, dort überein, daß ihre Kinder sich dermaleinst heiraten möchten. Infolgedessen zieht beim Beginne der Dichtung der junge Walter aus seiner Heimat Deutschland nach Italien, um die daselbst lebende reiche Ghismonda, die er noch nicht von Angesicht gesehen, als seine Gattin heimzuführen. Unterwegs, im Schwarzwalde, lernt er die holde Amaranth kennen, und schnell entbrennt sein Herz in Liebe für sie, ja er küßt sie sogar; dann zieht er aber gen Italien weiter und trifft in Ghismonda eine mit allen Reizen angethane Jungfrau. Allein sie hat sich der Freigeisterei ergeben, ist ein der modernen Bildung huldigendes emanzipiertes Weib, und Walter verläßt sie daher wieder, nachdem verschiedene Bekehrungsversuche sich als vergeblich erwiesen haben. Er kehrt nach dem Schwarzwalde, zur frommen Amaranth, zurück und führt sodann diese als seine Gattin auf sein Schloß. Zunächst muß

der Mangel einer folgerichtig sich entwickelnden Handlung auffallen; die Dichtung beginnt mit der langen Schilderung einer Reise, als hätten wir es mit einem Wald- und Wandermärchen zu thun, der Held zeigt sich sogar als ein sehr weitherziges Weltkind, das noch auf der Brautfahrt der Verlobten die Treue bricht, und dann plötzlich entwickelt sich ein Konflikt, der nach dem Bisherigen gar nicht zu erwarten war, und in welchem sich der leichtlebige junge Rittersmann in einen eifrigen, wohlbelesenen Streiter für die römischen Dogmen verwandelt. Ein weiterer sehr empfindlicher Fehler ist der, daß die Handlung nirgends gleichmäßig fortschreitet; alle Regeln des Epos sind bei Seite geschoben; wir erhalten eine ganze Musterkarte von lyrischen Dichtungsarten; jetzt kommt ein Waldlied, jetzt ein Sonett, jetzt eine Romanze, jetzt ein kanzonenartiges Gedicht mit Rede und Gegenlied, und aus all diesen Gedichten, von denen keines sich direkt an das andere anschließt, muß sich zuletzt die Fabel ergeben. Die meisten Gedichte sind unnatürlich süßlich und geziert, doch finden sich auch einige Lieder und Naturschilderungen von echt poetischer Schönheit. Der Charakter des Mittelalters, in dem ja wohl die Handlung spielt, ist nicht im geringsten getroffen; alle Personen, die in der Dichtung auftreten, denken und sprechen wie die Menschen des 19. Jahrhunderts, ja wie die des Jahres 1849, und der Pantheismus der Ghismonda endlich ist ganz jene Ausgeburt ruchloser Selbstüberhebung und Herzlosigkeit, als welche ihn die Zeloten der strengen Kirchlichkeit hinzustellen belieben. Eine solche unkünstlerische und unwahre Dichtung konnte nur zu einer Zeit Anklang finden, in der man ihrer zur Erreichung sehr selbstischer, sehr prosaischer Zwecke dringend bedurfte. Als diese Zeit vorüber war — und das trat schon nach wenigen Jahren ein — verstummte auch schnell all der ungemessene Beifall. Der junge Dichter hatte aber mittlerweile naturgemäß eine sehr hohe Meinung von seinem Talente bekommen und fühlte sich zur lebhaftesten poetischen Thätigkeit angeregt; er gab in schneller Folge „Ein Märchen vom Waldbächlein und Tannenbaum“ (Ebd. 1850), „Gedichte“ (Ebd. 1852), „Sieglinde. Eine Tragödie“ (Ebd. 1853) und „Thomas Morus. Historische Tragödie“ (Ebd. 1856) heraus, allein sämtliche Schöpfungen fanden nur eine sehr kühle Aufnahme. Die heilsame Folge davon war Selbstprüfung und Umkehr. Redwitz schwieg eine Zeitlang, begann das unwahre, süßliche und gezierte Gebahren abzulegen, suchte sich durch philosophische Studien einen freieren Blick zu verschaffen und trat dann ganz aus der bisher verfolgten Bahn heraus. Hatten früher seine Augen an Rom gehangen, so ruhten sie nun auf Deutschland, und deutsches Denken und Fühlen, deutsche Sitte und Art war es jetzt, was er zu schildern unternahm.

Die ersten Werke in dieser neuen Phase des Dichters waren die historischen Schauspiele „Philippine Welser“ (Mainz 1859) und „Der Zunftmeister von Nürnberg“ (Ebd. 1860). Das erstere gilt der Verherrlichung der deutschen

Frauenliebe; in dem zweiten feiert der Dichter den kernhaften deutschen Bürgersinn. Hier wie dort befleißigt er sich einer volkstümlichen Sprache, zeigt er eine gesunde Lebensanschauung, die frei ist von aller fanatischen Schwärmerei, doch fehlt es beiden Stücken an dramatischer Kraft. Sie wurden daher wohl allerwärts freundlich aufgenommen, verschwanden aber bald wieder von den Bühnen. Ähnlich verhält es sich mit dem in der Gegenwart spielenden Romane „Hermann Stark" (3 Bde. Stuttg. 1869), den der Dichter sodann folgen ließ. Auch hier wohlthuende Bilder aus dem deutschen Leben, doch kein tiefer packender Konflikt. Der Krieg gegen Frankreich begeisterte Redwitz zu dem „Liede vom neuen deutschen Reiche" (Berl. 1871), das aus mehr denn fünfhundert Sonetten zusammengesetzt ist und dem Patriotismus des Dichters sowohl, wie seinem Hasse gegen alle welsche Praktik, beredten Ausdruck giebt. Für einen offenen Gegner Roms bekannte sich Redwitz aber erst in der poetischen Erzählung „Odilo" (Stuttg. 1878), die als eine Art Glaubensbekenntnis zu betrachten ist. Die Handlung führt uns mitten in die religiösen Konflikte der Gegenwart hinein. Odilo, der Held, beschließt, nachdem er den echt humanen Abt Johannes des Klosters Mariagnaden kennen und schätzen gelernt hat, ein Mönch zu werden. Er tritt daher als Novize in Mariagnaden ein, und der Abt trägt auch Sorge, daß der Jüngling den rechten Weg einschlage und sich nicht zu kopfhängerischer Askese verirre.

„Was nützen strengste Glaubensnormen,
Was alle regelrechten Formen,
Und aller Kultus, tief symbolisch,
Wenn *Liebe* nicht, echt apostolisch,
Des Christentums fruchtbarer Kern?
Nur *sie* bringt uns dem Himmel nah'!"

ruft er aus. Diese edle Denkweise ist aber dem fanatischen Eiferer Innocenz ein Greuel; er schwärzt den Abt beim Provinzial an, dieser kommt zur Visitation ins Kloster, und als der Abt erfährt, wie schwer und von wem er verleumdet worden, stürzt er vom Schlage getroffen tot zu Boden. Darauf wird Innocenz sein Nachfolger, und der Geist des Hochmuts, des Hasses, des Fanatismus zieht ins Kloster ein. Doch für Odilo bleibt diese Wandlung vollständig ohne Wirkung, er ist bereits zur Erkenntnis der großen Wahrheit hindurchgedrungen: der Buchstabe tötet, nur der Geist macht lebendig, und als das Kloster durch einen Blitz in Asche gelegt wird, folgt er dem Abte nicht zur Gründung eines neuen, sondern sagt dem Mönchsorden Valet. Er will wieder Mensch unter Menschen sein und wandert hinaus in die Welt. Nach Jahren kehrt er in die Heimat zurück, er hat Medizin studiert und will sich nun als Arzt der Menschheit nützlich machen. Da sieht er, daß auf den Trümmern von Mariagnaden ein Irrenhaus erbaut worden ist und ein Jugendfreund seines Vaters der Anstalt vorsteht. Schnell entschließt er sich und tritt als Hilfsarzt ein. Der Umgang mit den armen Irren befestigt seine im Leben gewonnene Ansicht, daß die Menschen nicht bereits von der Geburt an böse sind,

sondern daß sie es erst nach und nach werden, und daß nicht der Wille vorherrschend zum Bösen verleitet, sondern der Wahn, der Größenwahn, der religiöse Wahn, die Habsucht, die maßlose Liebe ꝛc. Neben dieser Erkenntnis über die höchsten Fragen der Menschheit wird Odilo in der Anstalt auch noch des höchsten Glückes teilhaftig, er lernt die Tochter seines Vorgesetzten kennen und lieben und verlobt sich mit ihr. Allein nun tritt die Prüfung an ihn heran; es machen sich bei ihm die ersten Anzeichen eines alten Familienübels, der Schwindsucht, bemerkbar, und er sieht sich der schweren Frage gegenüber: welches Verhalten ist jetzt zu beobachten. Geklärt und geläutert, weiß er jedoch das Rechte bald zu finden. Er hat die ganze Bedeutung des Satzes „Der Menschheit Höchstes ist die Liebe" erkannt; er ist darum auch nicht lange darüber in Zweifel, daß er der höchsten Liebe, der Liebe zur Menschheit, sein persönliches Glück opfern muß. Um nicht das schleichende Gift der Schwindsucht, wenigstens so viel dabei an seiner Person liegt, auch auf künftige Generationen zu übertragen, entsagt er seiner Braut und siedelt nach einem kleinen Städtchen über, wo er nun als Armenarzt unermüdlich für das Wohl der leidenden Menschheit thätig ist, bis er an einem lichten Frühlingssonntage seine edle Seele aushaucht. Ein erhebender Ernst geht durch das ganze Werk; man fühlt, der Dichter steht auf der höchsten Warte der Menschheit, und seine Weltanschauung, seine Lebensweisheit ist das Resultat des gewissenhaftesten und angestrengtesten Forschens. Leider läßt die äußere künstlerische Gestaltung des Gedichtes wiederholt zu wünschen übrig; die Verse sind oft hart und steif, nicht selten stören ungebräuchliche Wortbildungen und Wortstellungen, auch finden sich verschiedene Stellen, die eher Prosa als Poesie genannt werden müssen. Trotz dieser Mängel ist die Dichtung ein hochbedeutsames und wertvolles Werk. In jüngster Zeit hat Redwitz noch unter dem Titel „Ein deutsches Hausbuch" (Stuttg. 1883) einen Cyklus von lyrischen und didaktischen Gedichten, in denen er die Geschicke einer vortrefflichen Familie in schlichter, gemütvoller Weise schildert, und einen zweiten Familienroman, „Haus Wartenberg" (Berl. 1884), in welchem er darlegt, daß der Adel des Geistes den Adel der Geburt überragt, veröffentlicht. Das Leben Redwitz' verlief, auch nachdem er ein hochgefeierter Dichter geworden war, sehr einfach; eine Professur, die er 1851 in Wien übernahm, bekleidete er nur wenige Monate, worauf er das durch Heirat in seinen Besitz gelangte Gut Schellenberg zum Wohnsitz nahm, bis er 1871 nach Meran übersiedelte, wo er noch jetzt in glücklichen Verhältnissen lebt.

Von den sonstigen Sängern der streng kirchlich-konservativen Partei führen wir hier nur noch Viktor von Strauß (geb. 1809) an, der den ganz entgegengesetzten Entwicklungsgang wie Redwitz durchmachte, in seinen Liedern zunächst freisinnige Ansichten bekundete und dann erst sich zu den Grundsätzen der Rückschrittspartei bekannte.

Die jugendfrohen, den heiteren Genuß feiernden Märchen, wie „Was sich der Wald erzählt", „Waldmeisters Brautfahrt", „Prinz Minnewin", „Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie", die stillen Geschichten, wie „Immensee", die „Frommen Lieder" und sodann die Schlachtengesänge „Waterloo", „Ligny", „Leuthen", die loyalen vaterländischen Romane, wie „Vor Jena", das „Tagebuch eines armen Fräuleins" und „Amaranth" geben die Hauptmelodieen des poetischen Konzertes der Reaktionszeit ab, und damit wäre eigentlich der Musik genug aus dieser wenig erfreulichen Zeit; wir müssen aber noch einer Anzahl Nebenmelodieen gedenken, die bei der großen Menge zum Teil noch lebhafteren Beifall fanden, als die Grundakkorde.

Zunächst sind es Theaterstücke, die unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Das junge Deutschland, besonders Gutzkow, hatte das Interesse für die Bühne wieder neu belebt, und dieser Umstand veranlaßte jetzt eine Anzahl praktischer Dramatiker, dem Publikum die leichte Unterhaltung, nach der es verlangte, in Form angenehmer Theaterabende zu bieten. Besonders thätig waren bei diesem Vorhaben Benedix und die Birch-Pfeiffer; der erstere schrieb gegen neunzig, die letztere über hundert Stücke. **Roderich Benedix** befand sich bereits in reiferem Alter, als die Zeit der Reaktion erschien. Er hatte vordem schon mancherlei unternommen und versucht, war aber niemals über bescheidene Erfolge hinausgekommen, erst in den nachmärzlichen Jahren erstand für ihn das Publikum, dessen Wünschen er ganz und voll entsprechen konnte. Er wurde am 21. Januar 1811 zu Leipzig geboren, ging nach absolvierter Gymnasialzeit zur Bühne über und war dann zehn Jahre hindurch an mittleren Theatern, ohne sich jedoch besonders hervorthun zu können, teils als Sänger, teils als Schauspieler thätig. 1841 übernahm er in Wesel die Redaktion eines Volksblattes, wandte sich dann aber wieder dem Theater zu, war mehrere Jahre in Elberfeld und Köln als technischer Direktor thätig, bekleidete auch eine Zeitlang die Stelle eines Lehrers an der von Ferdinand Hiller in Köln gegründeten Musikschule, folgte 1855 einem Rufe als Intendant des Stadttheaters in Frankfurt a. M., trat aber 1858 von diesem Posten wieder zurück und widmete sich nun, da sich seine Lustspiele mittlerweile alle deutschen Bühnen erobert hatten, einzig und allein litterarischen Arbeiten. Er wandte sich zunächst nach Köln und dann 1861 nach Leipzig, wo er am 26. September 1873 starb. Seinen ersten Erfolg errang er 1841 mit dem Schauspiele „Das bemooste Haupt", zu dem er noch erhebliche Dosen Rührseligkeit und Sentimentalität verwendete; einen weit natürlicheren Ton traf er bereits in dem Lustspiel „Dr. Wespe", in welchem er einen eitlen Journalisten lächerlich macht; in sein eigentliches Fahrwasser kam er aber erst mit den Lustspielen „Der Vetter", „Die Hochzeitsreise", „Das Gefängnis", „Das Lügen", „Die Dienstboten" ꝛc., die rasch den allgemeinsten Beifall fanden und, nun einmal in der Gunst des Publikums,

sich auch weit über die Reaktionszeit hinaus, ja bis heute auf dem Repertoire erhielten. Von der großen Menge der Stücke, die der Dichter vom Ende der fünfziger Jahre bis in die siebziger hinein schrieb, gingen die meisten spurlos vorüber, heute werden von diesen hauptsächlich nur noch „Der Störenfried", „Die zärtlichen Verwandten", „Aschenbrödel" und „Die relegierten Studenten" gegeben. Die Hauptcharakterzüge der Benedixschen Stücke sind liebenswürdige Anspruchslosigkeit, behagliche Gemütlichkeit und tadellose Wohlanständigkeit. Niemals stampft der Pegasus des Dichters wutschnaubend den Boden, noch viel weniger schlägt er jemals über die Schnur. Der Schauplatz der Stücke befindet sich fast immer in den Stuben des Mittelstandes, wo man sich im altgewohnten Kreise bewegt. Der Konflikt wird meist aus dem Charakterfehler eines einzelnen entwickelt, oft aber auch durch Mißverständnisse und Versehen herbeigeführt. Nur in den seltensten Fällen wagt sich der Dichter einmal daran, eine Thorheit der Zeit lächerlich zu machen, und dann ist er meist nicht glücklich. Der Aufbau der Stücke ist stets geschickt, der Dialog fließend, aber gewöhnlich, ohne alle Grazie, ohne allen Esprit. Das meiste Talent entwickelt der Dichter in der Situationskomik, mit Hilfe deren er nicht selten die drolligsten Scenen herbeizuführen weiß. Doch auch in der humoristischen Charakterisierung zeigt er sich gewandt und als ein guter Beobachter. Seine Hauptpersonen, seine Räte, Gelehrten, Ärzte, Schwiegermütter, Bäschen, Mühmchen und jungen Laffen sind getreu nach der Natur gezeichnet; sie sind ganz solche Leute, wie sie uns auf Schritt und Tritt in allen Gassen begegnen — aber auch um keine Linie mehr; sie sind sämtlich nur Alltagsmenschen. Die Benedixschen Lustspiele schwingen mithin weder die Geißel des Spottes, noch beschämen sie, indem sie allgemeine Verkehrtheiten und Albernheiten offenlegen, sie bieten nur ein harmloses Amüsement; just das war es aber auch bloß, was man in der abgespannten Reaktionszeit wollte; daher der große, allgemeine Erfolg der Stücke. Neben seinen Lustspielen verfaßte der Dichter auch mehrere ernste Dramen, denen es aber gänzlich an Kraft und Schwung mangelt, und verschiedene Romane, die weitschweifig und ohne tieferen Gehalt sind. Ganz verfehlt ist sein letztes Werk „Die Shakespearomanie" (Stuttg. 1873). Seine „Gesammelten dramatischen Werke" erschienen in 27 Bänden zu Leipzig 1846—74.

Während Benedix für das Lustspielrepertoire sorgte, schrieb **Charlotte Birch-Pfeiffer** die entsprechenden Schau- und Trauerspiele, Stücke, in denen in erster Linie dem Bedürfnisse nach Rührung Rechnung getragen und sodann der Schaulust ein reicher Tribut gezahlt wurde. Auf poetische Wahrheit, Wahrscheinlichkeit, scharfe Charakteristik der Personen kam es dabei weniger an, wenn nur der gewünschte Effekt erzielt wurde. Da es Frau Birch-Pfeiffer gänzlich an Erfindungsgabe gebrach, so griff sie nach Novellen und Romanen, nach deutschen von Auerbach, Ludwig Storch, Friederike Bremer, Spindler, Immer-

mann, Levin Schücking, nach französischen von Viktor Hugo, George Sand, nach englischen von Boz, Bulwer, Currer Bell, Elliot, Collins ꝛc., und schnitt diese mit anerkennenswertem Geschick und großer Leichtigkeit, doch ohne sich dabei viel um die Gesetze des Dramas zu kümmern, für die Aufführung zurecht. Wiederholt traf sie eine sehr glückliche Wahl, und dann gab es ein packendes Stück mit dankbaren Rollen; oft freilich täuschte sie sich auch, aber dann war ja nicht viel verloren. Wie Benedix schrieb auch sie bereits in der vormärzlichen Zeit eine Reihe von Stücken, doch, wie bei ihm, brach auch bei ihr die Glanzperiode erst mit den fünfziger Jahren an. Ihre gelungensten Arbeiten, die auch noch heute gegeben werden, sind „Die Marquise von Villette", „Der Goldbauer", „Die Waise von Lowood", „Die Grille" und „Dorf und Stadt"; von ihren „Gesammelten dramatischen Werken" erschienen zu Leipzig seit 1863 bis jetzt 23 Bände. Charlotte Birch-Pfeiffer wurde am 23. Juni 1800 zu Stuttgart geboren, widmete sich bereits in ihrem 13. Jahre der Bühne und wirkte dann lange Zeit als beliebte Schauspielerin an verschiedenen großen Theatern. 1825 vermählte sie sich mit dem Schriftsteller Dr. Birch, ohne jedoch der Bühne zu entsagen; 1844 wurde sie am königlichen Theater in Berlin engagiert und verblieb in diesem Engagement bis zu ihrem am 25. August 1868 erfolgten Tode.

Den Bestrebungen Benedix' und der Birch-Pfeiffer, dem Publikum der Reaktionszeit ein Repertoire nach seinem Geschmacke zu schaffen, schlossen sich noch die jungen Dramatiker Wehl, Görner, Schneider, Genée, Wilhelmi u. a. an, am bewußtesten wohl der erstere, der seine Stücke selbst „Lustspiele der Reaktion, Lustspiele für das kleine Vergnügen eines verschüchterten Volkes, das zunächst zu seinen alten Gewohnheiten und Neigungen zurückkehrt", nannte. Feodor Wehl (geb. 1821) besitzt viel Grazie und feinen Witz; seine meist einaktigen Scherze und Soloscenen, wie „Kaprice aus Liebe, Liebe aus Kaprice", „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen", „Die Tante aus Schwaben", „Romeo auf dem Büreau" u. a., entwickeln sich immer leicht und natürlich und werden von einem ansprechenden Humor belebt. Seine „Lustspiele und Dramen" erschienen in 5 Bänden zu Leipzig 1864—69. Außerdem verfaßte Wehl eine Anzahl kleinerer Novellen und die wertvolle Studie „Hamburgs Litteraturleben im 18. Jahrhundert" (Lpzg. 1856). Derber als Wehl ist Karl August Görner (1806—1884), der eine sehr große Menge von Einaktern und Sololustspielen schrieb, so „Das Salz der Ehe", „Schwarzer Peter", „Nichte und Tante", „Englisch", „Sperling und Sperber" ꝛc., die sämtlich gefällig aufgebaut sind. Seine meisten Stücke erschienen im „Almanach dramatischer Bühnenspiele" (11 Bde., Bresl., Hamb. und Altona 1851—68). Louis Schneider (1805—1878) lieferte hauptsächlich Übersetzungen, die er nicht selten für den deutschen Geschmack umarbeitete; doch verfaßte er auch einige

Originalstücke, wie „Der Kapellmeister von Venedig", „Der Heiratsantrag auf Helgoland", „Der reisende Student", „Der Kurmärker und die Picarde" 2c. Nach seinem Tode erschienen seine Memoiren unter dem Titel „Aus meinem Leben" (3 Bde., Berl. 1879—80), die, da er lange Jahre Vorleser des Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Kaisers Wilhelm war, viel Interessantes enthalten. Die Blüetten und Schwänke Rudolf Genées (geb. 1824), „Ehestandsexerzitien", „Durch!" „Benjamin, der seinen Vater sucht", sind nur sehr flüchtige Arbeiten. Ein Verdienst erwarb sich Genée durch seine „Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland" (Lpzg. 1870). Ebenfalls nur leicht hingeworfen sind die kleinen Scherze von Alexander Wilhelmi (Pseud. f. A. V. Zechmeister. 1817—77): „Einer muß heiraten", „Fest im Entschluß", „Er hat Recht" 2c.

Die Zerstreuungen, welche das Theater bot, konnten aber für die große Menge bei weitem nicht ausreichen, es mußte also auch eine Romanlitteratur im Geschmacke der Zeit geschaffen werden, und diesem Bedürfnisse suchten hauptsächlich Frauen zu entsprechen, in umfassendster Weise **Luise Mühlbach.** Diese Schriftstellerin wandte sich zwar bei ihrem ersten Auftreten, das bereits in die vierziger Jahre fiel, zunächst den Emanzipationsideen zu und verfaßte mehrere Romane, in denen sie überaus keck für eine schrankenlose Freiheit des Weibes eintrat; nach der Revolution machte sie aber schnell eine vollständige Wandlung durch; mit sicherem Blick erkannte sie, daß jetzt vor allem dem Verlangen nach einer behaglichen, das Wohlleben, die Eleganz schildernden Lektüre zu entsprechen sei, und mit bewundernswerter Geschwindigkeit und mit „souveräner Verachtung der Kritik und des guten Geschmacks", wie Robert Prutz sagt, warf sie nun jahraus jahrein eine ganze Flut solcher dem Zeitgeschmacke angepaßter Romane auf den Büchermarkt. Der Erfolg war ein großartiger; in Schloß und Hütte wurden diese Erzeugnisse gelesen, und die Verlagsbuchhändler und Leihbibliotheken machten glänzende Geschäfte, nur die deutsche Poesie ging leer dabei aus. Die ersten Triumphe feierte die Mühlbach mit dem dreizehnbändigen Romane „Friedrich der Große und sein Hof", der von 1853 ab zu erscheinen begann; in ähnlicher Weise wurden dann die Lebensgeschichten von Joseph II., der Königin Hortense, der Kaiserin Josephine, dem Erzherzog Johann, dem Prinzen Eugen, dem großen Kurfürsten 2c. 2c. ausgebeutet. Sehr oft schildert die Verfasserin überaus gewandt und anschaulich, nicht selten malt sie ihre Porträts mit den frischesten Farben, aber immer, wie sie sie gerade braucht. Der historischen Wahrheit wird stets aufs grausamste mitgespielt. Luise Mühlbach (Pseudonym für Klara Mundt) wurde am 5. Januar 1814 als die Tochter des Oberbürgermeisters Müller zu Neubrandenburg geboren, verheiratete sich 1839 mit dem Schriftsteller Theodor Mundt und lebte nun ununterbrochen bis zu ihrem am 26. September 1873 erfolgten Tode in Berlin. Dieselben Zwecke,

wie die Mühlbachschen, verfolgen auch die Romane von Luise Pichler, verehelichten Zeller (geb. 1823), „Friedrich von Hohenstaufen“ (3 Bde., Lpzg. 1853), „Der letzte Hohenstaufe“ (3 Bde., Ebd. 1855), „Heinrich des Vierten Vermählung“ (2 Bde., Ebd. 1856) ꝛc., doch sind diese sauberer und mit einer innigeren Hingabe an den Stoff gearbeitet. Mehr dem ästhetischen Bedürfnisse wollen die Romane, Novellen und Skizzen von Elise Polko geb. Vogel (geb. 1830) entsprechen; sie sind zierlich, anmutig, graziös, aber auch oft allzu weichlich, süßlich und larmoyant. Eine große Anzahl ihrer Helden und Heldinnen stirbt kläglich und jämmerlich an der Schwindsucht. Die Porträts, welche sie von berühmten Musikern und Dichtern entwirft, sind fast sämtlich verzeichnet. Den meisten Beifall fanden ihre „Musikalischen Märchen, Phantasieen und Skizzen“ (Lpzg. 1852), die gegen zwanzig Auflagen erlebten, infolgedessen die Verfasserin auch noch eine zweite und dritte Reihe erscheinen ließ. In neuerer Zeit ist Elise von Hohenhausen, vermählte Rüdiger (geb. 1812), in die Fußtapfen Elise Polkos getreten.

Zu diesen Schriftstellerinnen trat schließlich noch ein alter Herr, ein vielgeprüfter Odysseus, den man vordem wohl als Schauspieler, Vorleser, Singspieldichter und liebenswürdigen Gesellschafter gekannt hatte, nicht aber als Romanschriftsteller: **Karl von Holtei.** Seine Romane wurden daher als ein neues Lebenszeichen eines alten lieben Bekannten allerwärts freudig begrüßt, und da sie auch außerdem zur allgemeinen Überraschung den Geschmack der Gegenwart aufs beste trafen, wurden sie schnell eine Lieblingslektüre. Daß dem so sein konnte, hatte in einem Zufalle seinen Grund. Holteis erstes öffentliches Auftreten fällt in die zwanziger Jahre; in jenem Jahrzehnt träumte der für Theater- und Kulissenleben schwärmende Jüngling seinen Zukunftstraum, und die Grundstimmung, welche sich dabei in ihm herausbildete, blieb sodann diejenige seines ganzen ferneren Lebens, also auch die der Romane, welche er später schrieb. Sie ist naturgemäß die Stimmung der Zeit der Enttäuschung, die Stimmung jener Generation, die, nachdem sie ihren nationalen Hoffnungen hatte entsagen müssen, sich dem Genusse zuwandte, der behaglichen Vergnüglichkeit, der Sentimentalität. Ganz dieselbe Atmosphäre, wie in der Zeit der Enttäuschung, senkte sich aber auch in der Zeit der Reaktion auf das deutsche Volk herab; auch hier ein Publikum, dem seine nationalen Hoffnungen zertrümmert worden waren, auch hier eine große Majorität, die nur noch angenehme Unterhaltung, nur heiteres Wohlleben wollte. Die Holteischen Romane mit dem Humor, der Lebenslust, Naivetät, Rührseligkeit und, nun ja freilich, auch nicht selten mit der Frivolität der zwanziger Jahre, kamen den Leuten, die eben die Auferstehung des Bundestages mit angesehen hatten und sich nun verzweifelt von aller Politik, allem öffentlichen Leben abwandten, gerade recht. Holtei kümmerte sich sein ganzes Leben hindurch nicht um Politik; zu allen Zeiten ließ er den gnädigen König

für alle Staatsangelegenheiten sorgen, hatte er einzig und allein nur Interesse für Theater und Theatergeschichten und später für seine Schriftstellerei, d. h. für die Erinnerungen an seine Komödiantenfahrten und sonstigen Abenteuer und Erlebnisse. „Ich wage mich nicht in den Strom der Zeit, vergnüge mich nur in kleinen Landseeen," schreibt er einmal. Die Ideen von 1848 waren ihm unsympathisch und lästig. Er bleibt daher auch immer nur ein Privatmann, der über die gemütliche Unterhaltung, sei es nun als Schauspieler im Theater, sei es als Erzähler im Roman, nicht hinauskommt. Ja, als Romanschriftsteller thut er noch einen weiteren Schritt zurück; hier erzählt er fast einzig und allein nur von sich selbst. Er ist sich auch dessen vollständig bewußt. „Bei Lichte betrachtet," sagt er in der „Nachlese", „sind meine Romane nichts anderes als Boten aus der Vergangenheit, da ich immer zu schildern versuchte, was ich erlebte und sah, wenn auch mit anderen Farben." Der Plauderton ist infolgedessen in allen Romanen vorherrschend, der Ton des jovialen alten Herrn, der viel herumgekommen ist, die Privatverhältnisse der halben Welt kennt, eine Unmasse von Witzen gehört hat und viele davon wiedererzählt. Das Gesetz der Objektivität kommt dabei oft zu Schaden, der Leser muß sich viele Weitschweifigkeiten gefallen lassen, viele Reflexionen mit in den Kauf nehmen, aber er erhält auch viele Schilderungen von größter Anschaulichkeit, viele Scenen, in denen ihm eine Fülle unmittelbarsten Lebens ausgeschüttet wird. Damit hat es dann aber auch sein Bewenden. Jedem tieferen Gedanken weicht der Verfasser geflissentlich aus; niemals taucht er unter die Oberfläche hinab; die Probleme der Menschheit kümmern ihn nicht. Darum fehlt ihm auch die tiefere Begeisterung, die erst den Dichter von Bedeutung macht, und seinen Romanen mangelt die Idee. Die Handlung ist meist dürftig, der Held immer ein schöner junger Mann, der gewachsen ist, „wie wenn er einem Bildhauer vom Postamente heruntergesprungen wäre", dem alle Weiber gut sind, und der infolgedessen in die mannigfachsten Konflikte gerät, sich aber immer wieder herausarbeitet und nach vielen Abenteuern und Schicksalsschlägen schließlich trotz alledem und alledem reich und glücklich wird.

Der erste Roman Holteis, „Die Vagabunden" (4 Bde., Bresl. 1851), ist auch sein bester geblieben. Der Held Anton Hahn, ein frisches, hübsches Kind der Liebe, macht sich nach seiner Großmutter Tode auf, die Welt zu sehen, gerät dabei in die Kreise der reisenden „Künstler" und lernt nun alles kennen, was sich für Geld sehen läßt, Riesen und Zwerge, Feuerkönige und Kunstreiter, Jongleure und Puppenspieler, und er selbst ist heute Erklärer in einem Wachsfigurenkabinett, morgen Drehorgelspieler, oder Ausrufer, oder wohl gar ebenfalls einer der ausübenden Künstler, bis ihn endlich der glückliche Zufall — der überhaupt in allen Romanen Holteis eine sehr große Rolle spielt — wieder mit seiner Mutter zusammen und dann in geordnete behagliche Verhältnisse führt.

Karl von Holtei.

Das bunte Leben und Treiben dieser Vagabunden, der Zauber des armseligen Flitters, ist mit außerordentlicher Anschaulichkeit und mit dem glücklichsten Humor geschildert; in den Rührscenen hat der Dichter meistens des Guten zu viel gethan. Von den übrigen Romanen Holteis nennen wir „Christian Lammfell“ (5 Bde., Bresl. 1853), „Ein Schneider“ (3 Bde. Ebend. 1854), „Noblesse oblige“ (3 Bde., Prag 1857) und die „Eselsfresser“ (3 Bde., Bresl. 1860).

Die erzählenden Schriften sind es jedoch nicht allein, welche Holtei zu einem in den weitesten Kreisen beliebten Dichter machten, ein gut Teil seiner Popularität, besonders in seiner Heimat, erwarben ihm auch seine „Schlesischen Gedichte“, in denen sich der Charakter des Schlesiers, seine lebhafte Lustigkeit, seine Herzlichkeit und auch sein warmes Mitgefühl, sein Zug von Melancholie, überaus treu und vollständig wiederspiegelt. Der Dialekt, in welchem diese Gedichte geschrieben sind, ist nicht der einer besonderen, bestimmten Landschaft Schlesiens, sondern, wie Holtei selbst erklärt, ein erst aus den gesamten Eigentümlichkeiten komponierter, also gleichsam ein idealer, der nun zwar nirgends genau in dieser Form, in dieser Abfassung in Schlesien gesprochen wird, aber die ganze Klangfarbe, das Wesen des Dialekts, nur um so richtiger wiedergiebt. Die erste Auflage dieser Gedichte erschien bereits 1830 zu Berlin, fand aber wenig Beachtung, erst die zweite, vielfach verbesserte und vermehrte, welche 1850 in Breslau herauskam, erwarb sich die Gunst des Publikums. Seine hochdeutschen Gedichte sind ohne besonderen künstlerischen Wert.

Das Leben Holteis*) war unruhvoll und reich an Enttäuschungen. Der Dichter wurde am 24. Januar 1798 zu Breslau geboren, sollte sich der Landwirtschaft widmen, verfiel aber schon früh, nachdem er 1815 auf kurze Zeit als Freiwilliger eingetreten, der Sirene Theater. Seine Begeisterung war jedoch größer als sein Können; trotz aller Anstrengungen blieb er immer nur ein mittelmäßiger Schauspieler, der nur in *den* Stücken Beifall fand, die er selbst geschrieben hatte, und die darum seinem Naturell vollständig entsprachen. 1821 verheiratete er sich mit der Schauspielerin Luise Rogée, die damals ein sehr beliebtes Mitglied der Breslauer Bühne war, und wurde infolgedessen Theaterdichter und Sekretär des Breslauer Theaters. Bald jedoch kam es zu Mißhelligkeiten mit den übrigen Mitgliedern der Bühne, und das junge Paar siedelte nach Berlin über, wo Luise an der Hofbühne engagiert wurde. Holtei versuchte sich unterdessen auf dem Gebiete des Dramas und schrieb die komischen Liederspiele „Die Wiener in Berlin“ und „Die Berliner in Wien“, die ihres leichten, ungezwungenen Humors wegen vielen Anklang fanden, irgend welchen litterarischen Wert jedoch nicht besitzen. Im Laufe der nächsten fünfundzwanzig Jahre schrieb er noch gegen ein halbes hundert Stücke, Trauerspiele,

*) Vergl. Max Kurnik, Karl von Holtei. Ein Lebensbild. Bresl. 1880.

Schauspiele, Possen, Liederspiele, Festspiele ꝛc., die aber sämtlich bloß ganz oberflächliche, dem Geschmacke des Tages huldigende Arbeiten sind. Wir führen nur die Liederspiele „Der alte Feldherr“ und „Lenore“ an, aus denen sich die Lieder „Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka“, „Fordre niemand mein Schicksal zu hören“ und „Schier dreißig Jahre bist du alt“ bis heute erhalten haben, und die Schauspiele „Lorbeerbaum und Bettelstab“ und „Shakespeare in der Heimat“, in deren Hauptrollen der Dichter in den dreißiger und vierziger Jahren auf Gastspielreisen in fast allen größeren Städten Deutschlands auftrat. Im Jahre 1825 verlor Holtei seine Frau durch den Tod und nahm nun die Stelle eines Sekretärs bei der Direktion der Königsstädter Bühne an, legte dieselbe jedoch schon 1828 wieder nieder und trat jetzt als Vorleser Shakespeareſcher Stücke auf, wobei er vielen Beifall erntete. Nachdem er sich 1829 zum zweitenmale, und zwar mit der Schauspielerin Julie Holzbecher, vermählt hatte, ging er mit dieser auf kurze Zeit an das Hoftheater zu Darmstadt, wandte sich dann wieder nach Berlin, konnte hier aber nirgends eine feste Anstellung erlangen und versuchte es nun mit Gastspielreisen, bis er 1837 als Direktor an das Stadttheater zu Riga berufen wurde. Als er jedoch im Dezember 1838 hier auch seine zweite Frau verlor, nahm er im Frühjahr 1839 abermals den Wanderstab und durchzog aufs neue Deutschland als Vorleser. Zugleich begann er seine Memoiren zu schreiben und gab sie sodann unter dem Titel „Vierzig Jahre“ in 8 Bänden 1843—1850 zu Breslau heraus. Er lieferte damit ein für die deutsche Kultur- und Sittengeschichte sehr wichtiges Werk, in welchem er auch über sich, seine Fehler und Irrtümer, mit größter Offenheit berichtet. Leider krankt das Buch an großer Weitschweifigkeit. Beim Beginn der politischen Unruhen, 1847, zog er sich nach Graz in Steiermark zurück und lebte hier bis 1870; das letzte Jahrzehnt verbrachte er wieder in seinem lieben Breslau, wo er nach längerer Kränklichkeit am 12. Februar 1880 starb. Eine Gesamtausgabe seiner „Erzählenden Schriften“ erschien in 39 Bänden zu Breslau 1861—1866.

Über die Poeten der Reaktionszeit ist schon sehr bald die Nase gerümpft und gescholten worden, sowohl über die becherklirrenden, Jugend, Liebe und Wein verherrlichenden, als über die reaktionären, welche das Heil der Zukunft in der Rückkehr zur absoluten Monarchie sahen. Scheinbar mit Recht, denn diese sowohl, wie jene, waren aus dem großen Strome der nationalen Entwickelung herausgetreten und hatten eine Miene angenommen, als wären alle bisherigen Bestrebungen, den nationalen Einheitsstaat aufzurichten, ein vollständig eitles Beginnen gewesen. Zudem hatten sie sich in ihren poetischen Schöpfungen zu keinem einzigen Kunstwerke von großartiger Bedeutung erhoben. Trotzdem füllten sie, indem sie so und nicht anders auftraten, ganz ihre Stelle aus. In einer Zeit, da die Massen der Abgespannten, Entmutigten und Grollen-

den sich von aller Politik abwandten, war nur der harmlose Zeitvertreib, und der Hinweis auf einen festen Grund, der bei aller Erschütterung dennoch geblieben war, am Platze, nur eine Poesie, die in allererster Linie die tiefklopfenden Herzen wieder beruhigte und zu ihrem Normalzustande zurückführte. Dieser zwar bescheidenen, aber, da notwendigen, so auch wichtigen Aufgabe, wurde die Dichtung der Reaktionszeit in hinreichendem Maße gerecht. Als sich dann das Volk wieder langsam aufrichtete, nahm auch der deutsche Parnaß eine neue Physiognomie an.

Langsames Erwachen neuen Lebens.

Mit allen Mitteln hatten seit der Niederwerfung der Revolution in Österreich, wie in Preußen, wie in den übrigen Staaten Deutschlands, die Ultras der Reaktion dahin gewirkt, die frühere Ordnung der Dinge wieder herzustellen, und das war auch in vieler Hinsicht gelungen; ja in einem sehr wichtigen Punkte war sogar ein Rückschritt gemacht worden, der wohl selbst die kühnsten Hoffnungen der Feinde der deutschen Einheitsbestrebungen übertroffen hatte. Der König von Preußen, ohne allen politischen Blick, vollständig unfähig, die Mission seines Landes zu erkennen, ganz befangen in romantischer Schwärmerei für das „historische Recht", hatte sogar Preußen von dem Platze zurückgedrängt, den dieses Land seit 1830 naturgemäß eingenommen. „Die erste Stelle in Deutschland", hatte er gesagt, „gehört Österreich". Trotz alledem hatte man das Jahr 1848 nicht aus der Welt schaffen können; die Ideen, welche damals hervorgebrochen waren und alle Köpfe erfaßt hatten, lebten, wenn auch verdeckt unter der Hülle der Niedergeschlagenheit, noch sämtlich fort und fanden ihre Nahrung im Parlamentarismus. Die Kammern hatte man nur in Österreich, wo sie auch noch gar nicht lebensfähig gewesen waren, wieder vollständig über den Haufen geworfen; im ganzen übrigen Deutschland hatte man sie nicht zu beseitigen gewagt, und hier wurde mit den freien Reden der Abgeordneten- und Ständehäuser wieder langsam das Interesse für die nationalen Angelegenheiten im Volke geweckt. Sehr richtig erklärte daher auch der Mann von Olmütz, Otto von Manteuffel, von seinem Standpunkte aus den Parlamentarismus für eine Revolution in Schlafrock und Pantoffeln und setzte alles daran, den Einfluß und die Macht desselben zu brechen. Allein vergebens. Ähnliche Mißerfolge mußten die reaktionären Minister in den Mittelstaaten, die Beust in Sachsen, Linden in Württemberg, Kielmannsegge in Hannover 2c. verzeichnen; sie konnten wohl die Rechte der Ständekammern schmälern und kürzen, aber die Kammern selbst doch nicht aus dem Wege schaffen. Das gesamte

deutsche Volk war bereits zu tief überzeugt von der Wichtigkeit der konstitutionellen Staatseinrichtungen, um nicht mit aller Zähigkeit an denselben fest zu halten. Die öffentlichen Kammer-Verhandlungen, besonders in Preußen, weckten sodann den Sinn für nationale Angelegenheiten auch in den Kreisen wieder, die sich nach der Niederlage von 1848 scheu von allem politischen Leben zurückgezogen hatten, und als nun 1854 infolge des orientalischen Krieges auch der Koloß Rußland, der wie ein Alp auf der freiheitlichen Entwickelung Deutschlands gelastet hatte, in sich zusammenstürzte, entfaltete sich allerwärts, erst langsam und schüchtern, dann immer frischer und kräftiger, zugleich unterstützt durch eine rührige Presse, ein rapid sich entwickelndes Verkehrswesen und durch den von seiten Preußens ins Leben gerufenen Zollverein ein neues Leben, gegen das die „kleine aber mächtige" Rückschrittspartei mehr und mehr vergebens ankämpfte — jenes politische Leben, in welchem der Bürger nicht nur in, sondern auch mit dem Staate lebt, in welchem er nicht mehr als der beschränkte Unterthan dahin vegetiert, der eine gnädige und wohlweise Regierung für alles sorgen läßt, sondern in welchem er sich als ein Glied des gesamten Staatswesens weiß, das dem Staate um so wertvoller ist, je wertvoller es sich selbst zu machen versteht. Es erstand also allmählich ein Volk mit einem klar ausgeprägten politischen Selbstbewußtsein und mit bestimmten Grundsätzen und Zielen.

Die Hauptgrundsätze, welche nach und nach zur allgemeinen Herrschaft gelangten, gipfelten in den Punkten: es sei vor allem der unklare Idealismus zu meiden, der bereits das Unglück von 1848 verschuldet habe; vor den idealen Interessen müsse man zunächst die materiellen zu fördern suchen. Nur wohlhabende Völker, wie dies das Beispiel Englands deutlich zeige, verstünden auch wirklich frei zu sein. Darum sei es in erster Linie nötig, Handel und Industrie zu heben. Habe man sich dann gekräftigt, so müsse und werde auch das politische Leben eine andere Form annehmen. Nachdem diese Grundansichten, wiederholt in den Kammern beleuchtet, in allen Kreisen, naturgemäß am kräftigsten in Preußen, zur Herrschaft gelangt waren, konnte es nur noch einer geringen Wendung der Verhältnisse bedürfen, um wieder ganz und voll in die Bahn der nationalen Entwickelung einzulenken, und diese Wendung trat früher ein, als man hatte erwarten können. Im Herbst 1857 erkrankte der König Friedrich Wilhelm IV. an einem unheilbaren Gehirnleiden, und am 7. Oktober 1858 übernahm sein jüngerer Bruder Wilhelm, Prinz von Preußen, die Regentschaft. Damit trat ein Mann an die Spitze der Regierung, der zunächst die Verfassung so zu handhaben sich bestrebte, wie seiner Zeit sein Bruder sich durch feierlichen Schwur verpflichtet hatte, und der ferner von der festen Überzeugung durchdrungen war, daß die Stellung, welche Preußen seit 1848 in Deutschland eingenommen, eine seiner vollständig unwürdige und der Entwickelung der deutschen Verhältnisse nicht entsprechende gewesen sei. Infolgedessen mußte der Mann von Olmütz seinen

Ministersessel dem gemäßigt liberalen Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen räumen; ein vollständiger Systemwechsel trat ein, und der politische Schwerpunkt Deutschlands rückte wieder nach Berlin, um nun für immer dort zu bleiben. Alle einsichtigen Patrioten aber atmeten wieder auf und schöpften neue Hoffnungen.

Dieser realistischen Richtung schloß sich auch die Litteratur an; auch aus allen hervorragenden Dichtungen, die von etwa 1853 bis gegen 1859 erschienen, leuchtet das Bestreben hervor, den politischen praktischen Sinn zu heben, das Volk „bei seiner Arbeit" aufzusuchen und die Wichtigkeit derselben, sowie den Segen des Wohlstandes, überzeugend vor Augen zu führen. Der Stimmung der Zeit entsprechend, wurden diese neuen Ansichten jedoch nicht mit Trompetenstößen und in schwungvollen Tiraden verkündet, sondern in getragenem Tone und, um alle Leidenschaftlichkeit fern zu halten, die einen langsam Erwachenden immer verletzen muß, mit einem gewissen liebenswürdigen Humor, mit einer gewissen bürgerlichen Behaglichkeit, ohne viel Aufwand von Scharfsinn, immer in der Absicht, mehr durch den Augenschein, als durch die Theorie zu überzeugen. Bei einem so allmählichen Wiedereinlenken in ein politisches Leben konnte jedoch von einer Gleichmäßigkeit im Auftreten, wie dies bei dem jungen Deutschland, bei den Sturmvögeln der Revolution und selbst bei den Dichtern der Reaktion hatte beobachtet werden können, keine Rede sein. Der eine der Dichter wandte sich früher, der andere später, der eine lebhafter, der andere zaghafter den neuen Anschauungen zu; dieser trat ganz unmittelbar an die neuen Verhältnisse hinan, jener suchte durch Beispiele aus der Geschichte zu wirken. Es fehlt dieser Kultur-Periode mithin der einheitliche Charakter.

Überraschend glücklich traf den zeitgemäßen Ton **Gustav Freytag**, der darum auch schnell der Lieblingsdichter jener Zeit wurde. Bei seinem ersten Auftreten stand Freytag noch im Banne des jungen Deutschland; die Schauspiele „Die Valentine" (1846) und „Graf Waldemar" (1847) — von den noch ziemlich blassen Jugendarbeiten „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen" (Bresl. 1844), „In Breslau. Gedichte im Volkston" (Bresl. 1845) und „Der Gelehrte", Trauerspiel in 1 Akte, zuerst 1844 abgedruckt in Ruges „Poetischen Bildern", sehen wir ab — atmen noch ganz den Geist Gutzkows und Laubes, besonders des letzteren. Gutzkow hatte eine große Menge von Fragen über die gesellschaftlichen Zustände zur allgemeinen Diskussion gebracht, und Freytag griff nun mit resoluter Hand eine der am meisten besprochenen heraus und stellte sie mitten in das frischquellende Leben hinein. Es war dies die Frage, ob ein Ausgleich zwischen Adel und Bürgertum durch eheliche Verbindungen gefördert werden könne. Der Dichter bejahte diese Frage in seinen beiden Schauspielen und deutete dabei auch noch an, daß es besonders der Adel sein dürfte, der durch solche Verbindungen gewinnen würde. Das Stück „die Valentine" führt

Gustav Freytag.

an einen kleinen deutschen Fürstenhof, wo man den St. Valentinstag nach englischer Sitte feiern will, und bei welcher Gelegenheit der Fürst sich die Baronin von Geldern zu erobern sucht. Ein in Amerika zum scharfsichtigen, energievollen Manne herausgebildeter ehemaliger politischer Flüchtling, Saalfeld, greift aber zur geeigneten Zeit ein und führt dann selbst die schöne Baronin heim. Die Rettung der Baronin vor den Nachstellungen des Fürsten durch Saalfeld ist zwar sehr gewagt und sehr bedenklich, auch spricht nach unserem heutigen Geschmacke Saalfeld allzuviel von Volkswohl und sozialen Reformen, im übrigen aber zeigt das Schauspiel nur glänzende Seiten; es entwickelt sich in hohem Grade dramatisch und weist in seinen Hauptfiguren echte, wirkliche, durchweg originelle Menschen auf. Das Stück wurde denn auch allerwärts mit vielem Beifall aufgenommen, ja es machte förmlich Sensation. Weniger glücklich war der Dichter in dem zweiten Schauspiel „Graf Waldemar". Der Fall, welcher hier den Grundgedanken illustriert, ist der entgegengesetzte wie in dem Schauspiel „Die Valentine"; hier rettet das bürgerliche Mädchen den adeligen Geliebten vor dem Untergange. Allein der ganze Vorwurf ist nicht dramatisch genug, und so fehlt dem Stücke, obgleich Freytag die Scenen mit außerordentlicher Kunst aufbaute, eine lebendige Steigerung in der Handlung, auch will die Bekehrung des blasierten Grafen Waldemar wenig glaubhaft erscheinen. Trotzdem fesselt auch dieses Schauspiel vermöge seines geistreichen Dialoges und seiner feinen Charakterzeichnung.

Mit dem Ausbruche der Märzrevolution sanken dem Dichter die Probleme des jungen Deutschland bald unter den Horizont hinab; rasch wandte er sich mit seinem ganzen Denken und Empfinden der neuen Zeitströmung zu, und damit entsprach er auch zugleich dem innersten Wesen seines Talentes, dem die jungdeutsche nervöse Aufregung durchaus unsympathisch gewesen war. Infolgedessen klagten ihn die früheren Genossen des schmachvollen Abfalls an, wußten die „moralisch-ästhetische Katastrophe" nicht kläglich genug darzustellen und tadelten die Werke, die Freytag jetzt erscheinen ließ, „Die Journalisten" und „Soll und Haben", aufs heftigste. Sie vermißten an ihnen die bestimmten, hellleuchtenden Farben, die weiten Perspektiven, das Feuer der Begeisterung, ja selbst die Poesie und hatten dabei allerdings auch von *ihrem* Standpunkte aus zum großen Teile recht. Allein dieser Standpunkt war *jetzt* ein veralteter. Der Dichter bot dem nachmärzlichen Publikum in den „Journalisten" und in „Soll und Haben" gerade *das*, nach dem es verlangte, und gab sich außerdem dabei ganz *so*, wie er wirklich war. Er hatte also bei seiner Wandlung keineswegs sich zum Renegaten erniedrigt, sondern nur eine fremde Hülle abgestreift.

Freytag ist kein Dichter von packender, fortreißender Leidenschaft, der mit mächtig klopfendem Herzen sich für die höchsten Ziele der Menschheit begeistert, sondern ein liebenswürdiger, witziger und auch nicht selten geistreicher Gesell-

schafter, der ohne alle Phrase, ohne alle Überschwenglichkeit just immer von dem spricht, was allgemein interessiert. Seine Schilderungen sind dabei stets von größter Anschaulichkeit, Anmut und Eleganz, und seine Bilder immer bis ins Einzelne hinein gewissenhaft und zierlich ausgemalt. Dieses ganze Auftreten des Dichters mußte ein Publikum, das sich nur erst langsam wieder an eine laute Sprache und an größere Perspektiven gewöhnen konnte, überaus behaglich und gemütlich anmuten, und so fanden denn auch die beiden Hauptwerke Freytags, „Die Journalisten" und „Soll und Haben", ganz außerordentlichen Beifall. Uns Menschen der siebziger Jahre, die wir wieder von den gewaltigsten politischen Umwälzungen durchschüttert worden sind und noch immer in den ernstesten Prozessen stehen, kann diese behagliche, idyllische Welt mit ihrem harmlosen Humor bei weitem nicht mehr so anziehen, wie die Leute der fünfziger Jahre. Wohl erquicken auch wir uns noch an dem frischen Witz eines Bolz, der köstlichen Laune eines Piepenbrink, der kecken Ausgelassenheit eines Herrn von Finck und der anspruchslosen Tüchtigkeit eines Anton; haben wir uns jedoch eine Zeitlang in der Redaktion der „Union" und dem Kontor von T. O. Schröter bewegt, so macht sich uns nach und nach die Enge dieser kleinbürgerlichen Welt bemerkbar, und wir sehnen uns nach einem weiteren Ausblick, einem kräftigeren Pulsschlag.

Das vieraktige Lustspiel „Die Journalisten" (Lpzg. 1854) führt uns in das politische Parteileben etwa des Jahres 1853; die Reaktionäre und die Liberalen stehen sich einander feindlich gegenüber und setzen alles daran, bei der bevorstehenden Landtagswahl ihrem entsprechenden Kandidaten, dort dem Obersten Berg, hier dem Professor Oldendorf, zum Siege zu verhelfen. Nachdem die Reaktionäre bereits Aussicht hatten, über die Liberalen triumphieren zu können, wird durch die geschickte Fechtweise der liberalen Zeitung „Union" der Professor Oldendorf zum Abgeordneten gewählt, und dabei natürlich auch alles übrige in Ordnung gebracht, was zum regelrechten Abschlusse eines kompletten Lustspieles gehört. Die Handlung baut sich außerordentlich gefällig auf und schreitet von Akt zu Akt rasch vorwärts. Doch wird die tiefere Idee, der Sieg des Liberalismus über den Konservatismus, nur ganz oberflächlich berührt und auch nicht einmal am Schlusse mit irgend einem Worte markiert. Dadurch, und daß auch hinter den betreffenden Kandidaten keine höheren Interessen stehen, ist diesem politischen Parteigetriebe jede tiefere Bedeutung genommen; die eine Partei freut sich schließlich nur, daß sie über die andere siegte, und damit hat es sein Bewenden. Mehr wollte das Publikum jener Zeit aber auch nicht — und tiefer ging auch das Interesse bei den damaligen Landtagswahlen noch nicht. Freytag schuf also mit seinem Lustspiele ein Stück, das nicht nur den Zeitgeschmack vollständig traf, sondern auch ein überaus wohlgelungenes und charakteristisches Kulturbild ist. In der Zeichnung der Personen ist der Dichter

dagegen weniger glücklich gewesen; die beiden Hauptfiguren zwar, Adelheid und Bolz, sind zwei echte und rechte Menschen, die mit sicherer Hand mitten aus dem Leben herausgegriffen wurden, zwei durch und durch gesunde Naturen, die trotz ihrer scheinbar nüchternen Weltanschauung einen tiefen Fond von Gemüt und Poesie im Herzen tragen, und die episodische Figur des wackern Piepenbrink ist der deutsche Philister, wie er leibt und lebt; auch Bellmaus, der Redakteur für „Theater, Musik, bildende Kunst und allerlei", muß als eine ganz köstliche Satire auf die damaligen zarten Lyriker bezeichnet werden; dagegen sind die übrigen Personen entweder nicht konsequent durchgeführt, wie der Oberst Berg, oder sie sind schattenhafte Wesen geblieben, wie der Professor Oldendorf und seine Braut. Trotz dieser Mängel müssen „Die Journalisten" als das gelungenste deutsche Lustspiel bezeichnet werden, welches in der Neuzeit geschaffen wurde. Wir bringen unten einen Teil des zweiten Aktes zum Abdruck, der besonders für Bolz charakteristisch ist.

Der Roman „Soll und Haben" (3 Bde., Lpzg. 1855) führt uns in die Kaufmannswelt; der Verfasser schrieb ihn, wie er in der Vorrede sagt, um das deutsche Volk aus seiner Mutlosigkeit aufzurichten, ihm, ohne plattes Abschreiben der Wirklichkeit, ohne Verzerrung und ohne Ungerechtigkeit, ein Bild seiner Tüchtigkeit zu zeigen, und schildert nun die emsige Arbeit des deutschen Kaufmannes im Kontor und im Warenlager, seinen Rechtlichkeitssinn, seine Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit in einer langen Reihe überaus anschaulich gezeichneter Charaktere, vorab in dem Helden Anton Wohlfahrt, ferner in dessen würdigem Chef, sodann dem nüchternen, von peinlichster Ordnungsliebe beseelten Rechnungsführer, den „jungen Leuten" hinter dem Ladentisch und auf dem Speicher, dem herkulischen Auflader Sturm ꝛc. ꝛc. Mit großer Kunst ist dabei ein vielgegliedertes, farbenreiches Gemälde erzielt worden, in dem natürlich auch die Gegensätze und Schattenseiten nicht fehlen. Neben der Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit macht sich allzu große Vorsicht, die dann zur Pedanterie herabsinkt, ein Mangel an frischem, keckem Unternehmungsgeist, allzu große Bescheidenheit und ein zu geringes Selbstbewußtsein, sowohl den höheren Ständen wie dem Staate gegenüber, bemerkbar. Trotzdem darf der Herr von Finck am Ehrentage der Firma in seinem Toaste mit Recht das Haus T. O. Schröter als ein Geschäft feiern, „wo die Arbeit eine Freude ist und die Ehre eine Heimat hat!" Mit der Schilderung des Geschäftes allein vermochte der Dichter aber noch kein vollständiges Bild des tüchtigen und arbeitsamen Bürgerstandes zu entwerfen, er mußte auch noch wirksame Gegensätze daneben stellen, und diese suchte er auf der einen Seite im Edelmanne, der nicht zu arbeiten braucht, weil er sich ererbten Besitzes und vieler Vorrechte erfreut, auf der anderen Seite im gaunerischen Spekulanten, der nicht arbeiten will. Leider ist er hier in der Wahl der Figuren nicht glücklich gewesen; jener Herr von Rothsattel, den er uns vor-

führt, ist nur eine Ausnahme, durchaus nicht der Typus eines deutschen Edelmannes, noch ist so sans phrase, wie es nach der Darstellung des Verfassers der Fall sein würde, der Jude der Typus des arbeitsscheuen Schmarotzers. Seit dem Auftreten eines Rothschild, Meyerbeer, Bendemann, Auerbach und vieler anderer ist der große Anteil, den der deutsche Jude an der deutschen Kulturarbeit genommen hat, nicht mehr wegzuleugnen, so wenig wie die Thatsache verhüllt werden kann, daß die Sucht, ohne Arbeit reich zu werden, ebensowohl in christlichen wie in jüdischen Kreisen zu finden ist. Dagegen muß die Charakteristik der einzelnen Figuren, besonders des verschmitzten Veitel Itzig, des Herrn Ehrenthal mit dem kleinen Kontor und der großen Brieftasche, des Löbell Pinkus, des kleinen Mannes, als überaus gelungen bezeichnet werden. Weniger plastisch tritt der Held des Romans, Anton Wohlfart, hervor; er ist zu bescheiden, zu schüchtern, ja, sagen wir es gerade heraus, zu unbedeutend, um seine Rolle vollständig ausfüllen zu können. Sehr oft schwankt daher auch das Hauptinteresse zu dem Herrn von Finck hinüber, diesem amerikanischen Dandy, der vom Verfasser mit außerordentlicher Virtuosität gezeichnet worden ist. Trotz dieser Mängel muß „Soll und Haben" der erste Platz unter den sozialen Romanen der fünfziger Jahre eingeräumt werden, da er die allgemeine Stimmung, vorab das allgemeine Streben nach einer Verbesserung der materiellen Verhältnisse, am treuesten widerspiegelt.

Zehn Jahre später hat der Dichter seinem hohen Liede, welches die Arbeit um das materielle Wohl feiert, eine Würdigung der Arbeit für das geistige Wohl der Nation in einem zweiten großen Romane, „Die verlorene Handschrift" (3 Bde. Lpzg. 1864), gegenübergestellt. Hier jedoch hat sich das Talent des Dichters als unzureichend erwiesen; Freytag vermochte wohl die kleinbürgerliche Behaglichkeit, das Leben und Treiben der Kaufmannswelt einer Provinzialstadt zu schildern, nicht aber die großartige tiefernste Geistesarbeit des deutschen Gelehrtentums, das sich nicht nur die Hochachtung der Nation, sondern der ganzen Welt erwarb. Von dieser Hochachtung verspürt man im ganzen Buche nicht das geringste; der Held, Professor Felix, welcher einer verlorengegangenen Tacitus-Handschrift nachläuft, repräsentiert, obgleich er nicht selten recht geistreich zu unterhalten weiß, doch durchaus nicht den deutschen Professor von heutzutage und gelangt auch schließlich nur zu einem lächerlichen Resultate; nicht minder verfehlt sind die Charakteristiken der übrigen Professoren, von denen uns der Verfasser wohl erzählt, wie sie sich räuspern und wie sie spucken, aber nicht, was sie sind. Dabei wollen wir jedoch nicht unerwähnt lassen, daß der Verfasser auch manches höchst anziehende Kapitel bietet und in Else, der Frau des Professor Felix, eine überaus liebreizende Frauengestalt geschaffen hat.

Vor der Abfassung der „Verlorenen Handschrift" machte Freytag auch noch einen Abstecher in die antike Welt und schrieb das Trauerspiel „Die Fabier"

(Lpzg. 1859), in welchem er für die Gleichberechtigung der Stände eintrat. Die Tragödie ist mit vieler Sorgfalt aufgebaut, auch entwickelt sich der Streit der Fabier mit den Volkstribunen außerordentlich dramatisch, doch fehlt dem Stücke die Leidenschaft, die Kraft. Die „Dramatischen Werke" des Dichters erschienen 1850 bis 1851 in 3 Bändchen zu Leipzig, in zweiter, um die „Journalisten" und die „Fabier" vermehrter, Auflage in 2 Bänden ebenda 1858.

Von 1872 ab unternahm es Freytag, in einem großen Romancyklus die ganze geistige und soziale Entwickelung des deutschen Volkes von der Heidenzeit bis auf die Gegenwart an den Schicksalen einer einzigen Familie symbolisch darzustellen. Das gigantische Werk, welches erst nach acht Jahren zum Abschluß kam, führt den allgemeinen Titel „Die Ahnen" und zerfällt in sechs Bände, welche die besonderen Titel „Ingo und Ingraban", (Lpzg. 1872), „Das Nest der Zaunkönige" (Ebd. 1873), „Die Brüder vom deutschen Hause" (Ebd. 1874), „Markus König" (Ebd. 1876), „Die Geschwister" (Ebd. 1878) und „Aus einer kleinen Stadt" (Ebd. 1880) tragen. Der erste Band enthält zwei Erzählungen, von denen die erstere, „Ingo", das germanische Heidentum und die Kämpfe gegen die Römer, der zweite, „Ingraban", das erste Auftreten des Christentums und die Kämpfe gegen die Slaven schildert, der zweite Band legt die Institution des Mönchswesens und die Entwicklung der königlichen Macht und des Vasallentums dar, der dritte Band beschäftigt sich mit dem Minnedienst, den Kreuzzügen und dem deutschen Orden, der vierte bietet eine Anzahl Kulturbilder aus dem Zeitalter der Reformation, der fünfte führt in seiner ersten Erzählung, „Der Rittmeister von Alt-Rosen", in den dreißigjährigen Krieg und in seiner zweiten, „Der Freikorporal bei Markgraf Albrecht", in die Zopfzeit, und im letzten Bande gelangen wir schließlich in unser Jahrhundert und sehen zunächst die Tage der Fremdherrschaft und der Befreiungskriege und dann die Stürme von 1848 an uns vorüberziehen. Der Faden, welcher die sämtlichen Erzählungen mit einander verbindet, ist oft kaum zu erkennen, eine intimere Beziehung der einzelnen Bände zu einander findet nur in wenigen Fällen statt, eine künstlerische Steigerung fehlt; der Romancyklus ist daher kein fest geschlossenes, harmonisches Kunstwerk, sondern nur eine lose mit einander verknüpfte Reihe von Erzählungen, die alle von ein und derselben Grundidee getragen werden. Im Verlauf der Erzählungen steigt der Verfasser vom Heroischen nach und nach zum Bürgerlichen und schließlich zum Kleinbürgerlichen hinab, wodurch der Leser mehr und mehr den Eindruck der Verkümmerung empfängt. Der Dichter rechtfertigt sein Verfahren am Schlusse mit den Worten: „Je länger das Leben einer Nation in den Jahrhunderten läuft, um so geringer wird die zwingende Macht, welche durch die Thaten der Ahnen auf das Schicksal der Enkel ausgeübt wird, desto stärker aber die Einwirkung des ganzen Volkes auf den einzelnen und größer die Freiheit, mit welcher der Mann sich selbst Glück und

Unglück zu bereiten vermag." Das würde aber ein Wiederemporsteigen einer Familie in den Zeiten eines nationalen Aufschwungs nicht ausschließen. Am frischesten sind die beiden ersten Erzählungen, in welchen die heldenhaften Vandalen und Thüringer uns in leuchtenden Farben entgegentreten; im zweiten Bande ist der Verfasser in eine gewisse Monotonie verfallen, die er auch im dritten Bande nicht ganz überwunden hat; in den übrigen Bänden bietet er eine Anzahl äußerst fein gezeichneter Charakterbilder und viele überaus anmutige und originelle Schilderungen aus dem provinziellen und kleinbürgerlichen Leben.

Endlich sei noch erwähnt, daß Freytag auch eine Reihe sehr fein gezeichneter und überaus sauber ausgemalter kulturhistorischer Skizzen und Charakteristiken unter dem Titel „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" (4 Bde., Lpzg. 1859—62) herausgab, die einen großen Leserkreis fanden.

Formulieren wir nun schließlich unser Endurteil über Freytag, so müssen wir sagen, daß er ein feinsinniger, geistvoller Schriftsteller von ehrenwerter deutscher Gesinnung ist, dem es jedoch an tieferer Leidenschaftlichkeit und infolgedessen an einer größeren dichterischen Kraft gebricht, der mithin stets Tüchtiges leistet, solange er sich im engbegrenzten, behaglichen bürgerlichen Kreise bewegt, aber immer nur Unzureichendes schafft, sobald er die ihm gesteckten Grenzen überschreitet.

Freytag wurde durch die Zeitverhältnisse auf die Schriftstellerlaufbahn gedrängt.*) Geboren am 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Schlesien, machte er nach einer sorgfältigen Erziehung umfassende germanistische Studien und ließ sich 1839 in Breslau als Privatdozent für deutsche Sprache und Litteratur nieder, um sich der akademischen Lehrthätigkeit zu widmen. Die Verhältnisse an der Universität Breslau waren damals jedoch wenig erquicklich; der aufstrebende junge Gelehrte sah sich vielfach gehemmt, und als ihm sodann 1846 auch nicht gestattet wurde, Vorlesungen über deutsche Kulturgeschichte zu halten, gab er 1847 die Universitätskarriere auf und ging zunächst nach Dresden, dann nach Leipzig, wo er 1848 von Ignaz Kuranda die Zeitschrift „Grenzboten" kaufte und in Gemeinschaft mit Julian Schmidt herausgab. Durch ihn wurden die „Grenzboten", welche bisher österreichischen Interessen gedient hatten, nun das Organ der preußisch-deutschen und später der Gothaischen Partei, die für ein Deutschland mit preußischer Spitze kämpfte. Im Jahre 1861 trat Freytag von der Redaktion zurück, übernahm sie jedoch 1867 abermals bis Ende 1870 und wandte dann seine journalistische Thätigkeit der von S. Hirzel ins Leben gerufenen Wochenschrift „Im neuen Reich" zu. Als diese Zeitschrift 1882 einging, zog er sich ganz vom litterarischen Leben zurück. Im Jahre 1851 er-

*) Vergl. C. Alberti, Gustav Freytag. Ein Charakterbild. 2. Aufl. Lpzg. 1886 und F. Sintenis, Über Gustav Freytag. Dorpat 1881.

warb er sich eine kleine Besitzung zu Siebleben bei Gotha, auf der er bis 1878 alljährlich die Sommermonate verbrachte. Dieser Sommeraufenthalt gab auch bald Anlaß zur persönlichen Bekanntschaft mit dem Herzog Ernst von Koburg-Gotha, woraus ein festes Verhältnis erwuchs, in welchem Herzog und Herzogin sich unwandelbar gütig und freundlich bezeigten, ja der freisinnige Fürst sogar rasch Gelegenheit fand, dem neuen Sommergaste seines Landes heilsamen Schutz zu gewähren. 1854 war, wie A. Dove in „Nord und Süd" (Band 10, Heft 29) berichtet, dem Dichter eine die würdelose Russenfreundschaft der preußischen Politik enthüllende Notiz zugesandt worden, die er dem Redakteur der liberalen autographierten Korrespondenz in Leipzig überließ. Die Notiz erschien und regte dermaßen auf, daß in Berlin eine Untersuchung eingeleitet und, während diese noch lahm und mit bösem Gewissen sich fortschleppte, ein geheimer Verhaftungsbefehl in sonderbar ungeschickter Gestalt gegen Freytag erlassen ward. Sofort warnten nun Freunde den Dichter, allein trotzdem war dessen Lage eine sehr kritische, denn auch im Herzogtum Koburg-Gotha sah er, solange er noch preußischer Unterthan war, unvermeidlicher Auslieferung entgegen. Da aber half der Herzog bereitwilligst aus, er nahm den Verfolgten in seinen Dienst, ernannte ihn mit dem Titel eines Hofrates zu seinem Vorleser und bewahrte ihn dadurch vor der Hausvogtei. Seit 1878 lebt Freytag in Wiesbaden.

Aus „Die Journalisten".

Zweiter Akt. Zweite Scene. Fest der Konservativen.

(Bolz, Kämpe, Bellmaus, die Redakteure der liberalen „Union" zur Seitenthür herein.)

Bolz (einmarschierend): Da sind wir im Hause der Kapulet. — (Pantomime des Degeneinsteckens.) Verbergt eure Schwerter unter Rosen, blast eure Bäckchen auf und seht so dumm und unschuldig aus als möglich. Vor allem fangt mir keine Händel an, und wenn ihr diesem Tybald, dem Senden, begegnet, so seid so gut, und drückt Euch um die Ecke. (Man sieht die Polonäse durch die beiden hintern Säulen gehen.) — Du, Romeo Bellmaus, nimm Dich vor den Weibsen in acht, ich sehe dort mehr Locken flattern und Taschentücher schwenken, als für Deine Gemütsruhe gut ist.

Kämpe: Wetten wir eine Flasche Champagner, wenn einer von uns Händel bekommt, so sind Sie der eine.

B.: Möglich, aber ich verspreche Ihnen, daß Sie Ihren Anteil daran sicher erhalten sollen. — Jetzt hört meinen Operationsplan. Sie Kämpe — (Schmock wird sichtbar) Halt, wer ist das? — Wetter, das Faktotum des Coriolan! Unser Inkognito hat nicht lange gedauert.

Schmock (der schon vor den letzten Worten an der Thür beobachtend sichtbar geworden ist, vortretend): Ich wünsche einen angenehmen Abend, Herr Bolz.

B.: Ich wünsche dasselbe in noch angenehmerer Qualität, Herr Schmock.

Sch.: Könnte ich nicht ein paar Worte mit Ihnen sprechen?

B.: Ein Paar? Fordern sie nicht zu wenig, edler Waffenträger des Coriolan. Zwei Dutzend Worte sollen Sie haben, aber nicht mehr. Machen wir das Geschäft schnell ab.

Sch.: Könnten Sie mir nicht Beschäftigung geben bei Ihrer Zeitung?

B. (zu Kämpe und Bellmaus): Hört Ihr! (mit Gravität) Bei unserer Zeitung? Hm! Du forderst viel, edler Römer!

Sch.: Ich hab's satt bei dem Coriolan. — Ich wollte Ihnen alles machen, was Sie zu thun haben. Ich möchte gern bei honetten Menschen sein, wo man seinen Verdienst hat und eine anständige Behandlung.

B.: Was verlangen Sie von uns, Sklave Roms? Wir sollten Sie Ihrer Partei entziehen? Nimmermehr! Wir sollten Ihren politischen Überzeugungen Gewalt anthun? Sie zum Abtrünnigen machen? Wir sollten die Schuld tragen, daß Sie zu unserer Partei kämen? Niemals! Unser Gewissen ist zart, es empört sich gegen Ihren Vorschlag.

Sch.: Wozu machen Sie sich Sorgen um das? Ich habe bei dem Blumenberg gelernt, in allen Richtungen zu schreiben. Ich habe geschrieben links, und wieder rechts. Ich kann schreiben nach jeder Richtung.

B.: Ich sehe, Sie haben Charakter. Sie sind jetzt ein armer Teufel, aber es wird Ihnen noch besser gehen in der Welt. Ihnen kann's in unserer Zeit nicht fehlen. Ihr Anerbieten ehrt uns, aber wir können es jetzt nicht annehmen. Eine so welterschütternde Begebenheit, wie Ihr Übertritt, will reiflich erwogen sein. — Unterdes sollen Sie Ihr Vertrauen keinem fühllosen Barbaren geschenkt haben. — (Beiseite zu den andern.) Vielleicht ist etwas aus ihm herauszulocken! — Bellmaus, du hast das beste Herz unter uns dreien, du mußt dich heut' seiner annehmen.

Bellm.: Was soll ich denn aber mit ihm anfangen?

B.: Führe ihn nach der Restauration, setze dich mit ihm in eine Ecke und gieße ihm Punsch in alle Löcher seines armen Kopfes, bis seine Geheimnisse herausspringen wie nasse Mäuse. Mache ihn schwatzen, besonders über die Wahlen. Geh, Kleiner, und sei hübsch vorsichtig, daß du nicht selbst warm wirst und plauderst.

Bellm.: Auf die Art werde ich von dem Fest nicht viel sehen.

B.: Das wirst du nicht, mein Sohn! Aber was hast du an dem Fest? Hitze, Staub und alte Tanzmusik! Übrigens werden wir dir morgen alles erzählen, und zuletzt bist du Dichter und kannst dir das Ganze viel schöner vorstellen, als es in der Wirklichkeit ist. Deshalb gräme dich nicht. Deine Rolle scheint undankbar, aber sie ist die wichtigste von allen, denn sie erfordert Kälte und Schlauheit. Geh, meine Maus, und hüte dich vor Erhitzung.

Bellm.: Ich werde mich hüten, mein Herr Kater. — Kommen Sie, Schmock. (Bellmaus und Schmock ab.)

B.: Es wird gut sein, wenn auch wir uns trennen.

K.: Ich gehe die Stimmung beobachten. Wenn ich Sie brauche, werde ich Sie aufsuchen.

B.: Ich darf mich nicht viel zeigen, ich bleibe hier in der Nähe. (Kämpe ab.) Endlich allein! (geht an die Mittelthür) Dort steht der Oberst, von einem dichten Kreis umgeben! — Sie ist es! — Sie ist hier, und ich muß im Versteck liegen, wie ein Fuchs unter Blättern! — Aber sie hat Falkenaugen, vielleicht — der Knäuel löst sich, sie geht mit Ida Arm in Arm durch den Saal, — (lebhaft) sie kommen näher! — (ärgerlich) O weh! Hier stürzt Korb auf mich zu! Gerade jetzt!

Korb: Herr Konrad, ich traue meinen Augen nicht, Sie hier, auf diesem Fest?

B. (eilig): Still, Alter, ich bin nicht ohne Grund hier. Ihnen kann ich mich anvertrauen, Sie gehören ja zu uns.

K.: Mit Leib und Seele. In all dem Gerede und Gefiedel rufe ich immer im Stillen: Vivat die Union! Hier steckt sie! (zeigt eine Zeitung in der Tasche.)

B.: Gut, Korb, Sie können mir einen großen Gefallen thun. In einer Ecke der Restauration sitzt Bellmaus neben einem Fremden. Er soll den Fremden ausforschen, kann aber selbst nicht viel ver-

tragen und kommt leicht ins Schwatzen. Sie thun der Partei einen großen Gefallen, wenn Sie eilig hingehen und Punsch trinken, um Bellmaus zu unterstützen. Daß Sie fest sind, weiß ich aus alter Zeit.

K. (eilig): Ich gehe. — Sie haben doch immer noch Ihre Finten im Kopf. Verlassen Sie sich auf mich, der Fremde soll unterliegen, und die Union soll triumphieren. (Schnell ab. Musik schweigt bis zum Ende des Akts.)

B.: Armer Schmock — (an der Thür) Ah, sie gehen noch durch den Saal, Ida wird angeredet, sie bleibt stehen, Adelheid geht weiter, (lebhaft) sie kommt, sie kommt allein!

Adelheid (wie an der Thür vorbeigehend, tritt schnell herein. Bolz verbeugt sich): Konrad, lieber Herr Doktor! (Hält ihm die Hand hin.)

B. (neigt sich tief auf ihre Hand.)

A. (in freudiger Bewegung): Ich habe Sie sogleich aus der Ferne erkannt. Zeigen Sie mir Ihr treues Gesicht! Ja, es hat sich wenig verändert. Eine Narbe, etwas mehr Braun, und eine kleine Falte am Mund; — ich hoffe, die ist vom Lachen.

B.: Wenn mir gerade jetzt etwas anderes näher ist, als Lachen, so ist das nur eine vorübergehende Bosheit meiner Seele. Ich sehe mich doppelt, wie ein melancholischer Hochländer. Mit Ihnen tritt meine lange glückliche Kinderzeit leibhaftig vor meine Augen; alles, was sie von Freude und Schmerz gebracht, fühle ich so lebhaft wieder, als wäre ich noch der Knabe, der einst für Sie auf Abenteuer in den Wald zog und Rotkehlchen fing. — Und doch ist die schöne Gestalt, die ich vor mir sehe, von der Gespielin so verschieden, daß ich merke, es ist nur ein holder Traum, den ich träume. — Ihre Augen glänzen so freundlich, wie sonst, aber — (sich leicht verneigend) ich habe kaum noch das Recht, an alte Träume zu denken.

A.: Auch ich habe mich vielleicht nicht so verändert, als Sie glauben. — Und wie wir beide auch verwandelt sind, gute Freunde sind wir geblieben, nicht wahr, Herr Doktor?

B.: Bevor ich den kleinsten Teil des Rechtes aufgebe, das ich an Ihre Teilnahme habe, will ich lieber boshafte Artikel gegen mich selbst schreiben und drucken und verbreiten.

A.: Und doch sind Sie so stolz geworden, daß Sie Ihre Freundin bis heute noch nicht in der Stadt aufgesucht haben. Warum sind Sie dem Hause des Obersten fremd?

B.: Ich bin ihm nicht fremd. Im Gegenteil, ich habe dort eine sehr achtbare Stellung, welche ich am besten dadurch erhalte, daß ich so wenig als möglich hingehe. Der Oberst und zuweilen auch Fräulein Ida beschwichtigen ihren Unwillen gegen Oldendorf und die Zeitung gern dadurch, daß sie in mir den Übelthäter mit Hörnern und Klauen sehen. Ein so zartes Verhältnis will mit Schonung behandelt sein; ein Teufel darf sich nicht dadurch gemein machen, daß er alle Tage erscheint.

A.: Ich bitte Sie aber jetzt, diese hohe Stellung aufzugeben. Ich bleibe den Winter über in der Stadt, und ich hoffe, Sie werden Ihrer Jugendfreundin zu Liebe als ein Bürger dieser Welt bei meinen Freunden auftreten.

B.: In jeder Rolle, welche Sie mir zuteilen.

A.: Auch in der eines Friedensboten zwischen dem Obersten und Oldendorf?

B.: Wenn der Friede nur dadurch zu erkaufen ist, daß Oldendorf zurücktritt, nein — sonst aber bin ich zu allen guten Werken erbötig.

A.: Und ich fürchte, daß der Friede gerade nur für diesen Preis zu erkaufen ist. — Sie sehen, Herr Konrad, auch wir sind Gegner geworden.

B.: Etwas gegen Ihren Willen zu thun, ist mir entsetzlich, so sehr ich auch Höllensohn bin. — Also meine Heilige wünscht und fordert, daß Oldendorf nicht Deputierter werde.

A.: Ich wünsche und fordere es, mein Herr Teufel!

B.: Es ist hart. Sie haben in Ihrem Himmel so viele Herren, mit denen Sie Fräulein Ida beschenken können, warum müssen Sie einem armen Teufel gerade seine einzige Seele, den Professor, entführen?

A.: Gerade den Professor will ich haben, und Sie sollen ihn mir überlassen.

B.: Ich bin in Verzweiflung, ich würde mir die Haare raufen, wenn die Örtlichkeit nicht so ungünstig wäre. Ich fürchte Ihren Unwillen, ich fürchte den Gedanken, daß die Wahl Ihnen unlieb sein könnte.

A.: So suchen Sie die Wahl zu verhindern!

B.: Das kann ich nicht; aber sobald sie vorüber ist, wird mein Schicksal sein, über Ihren Unwillen zu trauern und schwermütig zu werden. Ich werde mich aus der Welt zurückziehen, weit weg bis zum stillen Nordpol; dort werde ich während dem Rest meiner Tage traurig mit Eisbären Domino spielen oder unter den Robben die Anfänge journalistischer Bildung verbreiten. Das wird leichter zu ertragen sein, als ein zürnender Blick Ihrer Augen.

A. (lachend): Ja, so waren Sie immer. Sie versprachen alles mögliche und handelten stets nach Ihrem Kopf. — Bevor Sie aber nach dem Nordpol reisen, versuchen Sie vielleicht noch einmal, mich hier zu versöhnen. — (Kämpe an der Thüre sichtbar.) Still — ich erwarte Ihren Besuch, leben Sie wohl, mein wiedergefundener Freund! — (ab.)

B.: Dort kehrt mir mein guter Engel zürnend den Rücken! — Jetzt bin ich rettungslos dir verfallen, du Hexe Politik! (schnell ab durch die Mitte.)

Über die Enge und Kleinbürgerlichkeit der Freytagschen Welt erhob sich schon der nächste Dichter, den wir hier zu besprechen haben, **Max Waldau**, mit seinem wirklichen Namen Richard Georg Spiller von Hauenschildt. Leider wurde dieser geniale Mann bereits in seinem dreißigsten Lebensjahre aus seiner Bahn gerissen, so daß wir in seinen Dichtungen nur Ansätze und Anläufe besitzen. Als das Haupterfordernis für eine gedeihliche Entwickelung des Menschengeschlechtes stellte Max Waldau die Harmonie zwischen dem geistigen und leiblichen Wohle hin. Nur ein Volk, das sich physisch wohl befinde, könne auch ein reges geistiges Leben entwickeln, physisches und intellektuelles Leben seien die beiden Grundtöne sowohl im Menschen-, wie im Völkerleben, und darum singt er auch:

„Denn Höchstes wird dem Menschen nur gelingen,
Wenn sie recht innig hell zusammenklingen."

Sein erstes Werk, welches die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, war die Kanzone „O, diese Zeit!" (Hamb. 1850), in welcher er in tief ernsten, wehmütigen Strophen das Unglück des Vaterlandes beklagt. Er vergleicht Deutschland mit der Königin der Luft, die nach alter Sage alle Reize, nur keinen Leib, empfangen hat, und ruft dann aus:

Ein Leib, ein Leib nur für die deutsche Seele,
Ein Deutschland nur, nicht dreißig deutsche Länder,
Nur deutschen Grund für freie deutsche Herde,
Ein einzig Band statt all der bunten Bänder.
„Hie Deutschland!" dann aus jeder deutschen Kehle,
Und Deutschland spricht das Recht der ganzen Erde.

O, nur einmal dies: „Werde!“,
Das stürmisch wohl, doch nicht Verzweiflung brüllend,
Ein größter Freiheitsjubel weiter senget
Und Schloß und Grüfte sprenget,
Allüberall sein Bannertuch enthüllend.
Ein Leib, ein Leib! Doch nur ein freier, reiner;
Ein Leib in Fesseln ist so gut als keiner.

Unmittelbar auf die Kanzone folgten die Romane „Aus der Junkerwelt“ (2 Bde., Hamb. 1850) und „Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit“. (3 Tle., Ebd. 1851), denen sich sodann noch „Kordula. Graubündner Sage. Frühlingslied“ (Ebd. 1854) und „Rahab. Ein Frauenbild aus der Bibel“ (Ebd. 1855) anschlossen. Alle diese Werke trafen das Publikum aufs tiefste; einen wahren Enthusiasmus rief der Roman „Nach der Natur“ hervor. „Das Buch erquickte das entnüchterte und mit sich selbst zerfallene Volk wie ein Maienregen“, berichtet Robert Prutz. „Man kam sich selbst so geistlos und verkommen vor, und nun gottlob, hier war ein Buch, das von Geist wahrhaft strotzte und jedem, welcher Richtung er auch angehörte, und zu welcher Partei er sich auch bekannte, etwas zu denken und nachzugrübeln gab. Diese Zeit hatte uns eben erst so grausame Wunden geschlagen, so viele Hoffnungen waren hinweggemäht worden, und nun sahen wir, daß auch zwischen diesen Gräbern die Blumen des Humors noch so lustig sprießen konnten; wir waren alle so müde und abgelebt und hatten den Glauben an die Zukunft so gründlich verloren, und hier nun kam der Poet und deutete unter Lachen und Thränen hinüber auf jenes Reich des Geistes, das ewig unerschüttert fortbesteht, und dem auch wir uns, trotz aller Irrtümer und Fehlgriffe, mit jedem Augenblicke mehr nähern.“ Wie schon aus den Worten Prutz' hervorgeht, beruhte die eminente Wirkung des Romans hauptsächlich in der genialen Art, wie der Dichter die neuen Verhältnisse aufzufassen und den sozialen Übeln bis zur Wurzel nachzuspüren verstand, und dann wieder in der aus echter Menschenliebe entsprungenen warmen Begeisterung, mit der er für die Heilung der sozialen Schäden eintrat. Es gelang ihm jedoch nicht, seinen Stoff in eine geschlossene Kunstform zu bändigen, der Roman fließt breit auseinander, Gespräche, Darlegungen, Reflexionen nehmen den meisten Platz ein und stören, so geistreich sie auch sind, den Gang der Handlung. Diesem Umstande, und dann auch wohl der fieberhaften Hast, die sich fortwährend geltend macht, da der Dichter seinen frühen Tod ahnte, und bei der Eile, mit der er noch so viel als nur irgend möglich zu schaffen suchte, in eine nervöse Aufregung geriet, die seiner Schöpfung die edle Ruhe des Kunstwerks raubte, ist es wohl zuzuschreiben, daß der Roman so schnell wieder vergessen wurde. — Spiller von Hauenschildt wurde am 10. März 1825 zu Breslau geboren, studierte in seiner Vaterstadt und in Heidelberg die Rechte und unternahm sodann größere Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr in die Heimat beabsichtigte er, sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen, wurde aber durch den Ausbruch der Revolution daran gehindert und zog sich

auf sein Gut Tscheidt bei Bauerwitz in Oberschlesien zurück, wo er bereits am 20. Januar 1855 starb.

Max Waldaus Talent kam nicht zur vollen Entfaltung, weil der Tod den Dichter zu früh aus dem Leben rief; der nächste Poet, welchen wir auf Max Waldau folgen lassen, der Schweizer **Gottfried Keller**, erreichte ebenfalls sein Ziel nicht, weil ihn ungünstige Lebensverhältnisse daran hinderten. Keller wurde am 19. Juli 1819 zu Zürich geboren, wuchs in beschränkten Verhältnissen auf und widmete sich zunächst der Landschaftsmalerei, wandte sich dann aber, als er erkannte, daß er als Künstler niemals Hervorragendes werde leisten können, der Poesie zu, veröffentlichte einen Band „Gedichte" (Heidelb. 1846) und „Neuere Gedichte" (Braunschw. 1851), sodann den Roman „Der grüne Heinrich" (4 Bde., Braunschw. 1854) und mehrere Erzählungen, die er unter dem Gesamttitel „Die Leute von Seldwyla" (4 Bde., Ebd. 1856) herausgab. Darauf sah er sich, um ein festes Einkommen zu erhalten, genötigt, 1861 die Stelle eines ersten Staatsschreibers des Kantons Zürich zu übernehmen, in welcher er sodann weder Muße noch Stimmung fand, poetisch zu produzieren. Erst als er 1876 den Dienst wieder quittiert hatte, trat er nach fünfzehnjährigem Schweigen abermals mit dichterischen Schöpfungen hervor. Zunächst ließ er „Sieben Legenden" (Stuttg. 1872), sodann 2 Bände „Züricher Novellen" (Ebd. 1878), den Novellencyklus „Das Sinngedicht" (Berl. 1882), eine Neubearbeitung des „Grünen Heinrich" (4 Bde., Stuttg. 1878) und einen umfangreichen Band „Gesammelte Gedichte" (Berl. 1883) erscheinen.*)

In allen diesen Schöpfungen nimmt Keller einen etwas abgesonderten Standpunkt ein; er hat sich niemals so ganz unmittelbar der Zeitströmung hingegeben. Dadurch bewahrte er sich vor der flüchtigen Stimmung des Tages und erhielt er sich seine dichterische Eigenart. Sein hervorragendster Charakterzug ist die unwandelbare geistige Gesundheit. Da ist nichts an ihm, was an Sentimentalität, an nervöse Überreizung, an Überschwenglichkeit erinnert; immer tritt er dem Leser mit einer ruhigen Freundlichkeit, einem behaglichen Humor entgegen, und wenn er in die dunkeln Tiefen des Lebens führt, so bewährt er sich als eine starke Natur, als ein welt- und herzenskundiger Poet, der mit kräftiger Hand zu leiten versteht. Bei der Wahl seiner Stoffe ist es ihm in erster Linie um die seelischen Konflikte zu thun; nichts liegt ihm ferner, als durch eine Fülle von Begebenheiten oder durch spannende Verwickelungen zu interessieren, obgleich er eine gewisse Vorliebe für außergewöhnliche Situationen und groteske Scenen hegt. Er nimmt es daher auch mit der pragmatischen Wahrscheinlichkeit nicht immer so genau; bisweilen gestattet er sich die kühnsten Sprünge, die willkürlichsten Voraussetzungen, ohne dabei jedoch den poetischen

*) Vergl. Otto Brahm, Gottfried Keller. Ein litt. Essay. Berl. 1883.

Gottfried Keller.

Wert seiner Schöpfungen zu schmälern. Seine ganze Kunst entfaltete er in der Schilderung der Charaktere, besonders der weiblichen. Die meisten seiner Frauen sind selbstbewußte, wackere, tüchtige Persönlichkeiten, einige aber auch Dämonen von bestrickenden Reizen. Obenan möchten wir Frau Regula Amrain aus der gleichnamigen Novelle stellen, die sich auch ohne den Mann, der sie verlassen, kräftig durchs Leben arbeitet, den Fritz, ihren Liebling, verständig erzieht und daher am Abend ihres Lebens mit stolzer Zufriedenheit auf ihre wohlgegründete Familie blicken kann. „Sie lebten alle zufrieden und wohlbegütert", schließt die Novelle, „und das Geblüt der Frau Regula Amrain wucherte so kräftig in diesem Hause, daß auch die zahlreichen Kinder des Fritz vor dem Untergange gesichert blieben. Sie selbst streckte sich, als sie starb, im Tode noch stolz aus, und noch nie ward ein so langer Frauensarg in die Kirche getragen, und der eine so edle Leiche barg zu Seldwyla." Ebenfalls meisterhafte Charaktere sind die Ursula im „Verlorenen Lachen", die da war „wie ein gesegnetes Fleckchen Erde, das alsobald wieder ergrünt, sobald nur ein Sonnenblick und ein Tau darauf fällt", die arme Baronin im „Sinngedicht", eine außerordentlich reizvolle, mit feinstem Pinsel ausgeführte Figur, und dann die schöne Judith im „Grünen Heinrich", die „dem unschuldigen Burschen in stillen, einsamen Stunden den berauschenden Feuerwein verfrühter, vollgenießender Liebe ganz nahe an die blühenden keuschen Lippen führt." Bei den männlichen Gestalten sind es hauptsächlich die Nebenfiguren, die Väter der Stadt mit ihrem kräftigen Bürgerbewußtsein, die originellen Käuze, die sich in behagliche Einsamkeit einspinnen, die zähen Bauern ꝛc., die sich in prächtiger Plastik abheben, während es seinen Helden meistens an der kräftigen Initiative fehlt. Besonders ist dies bei dem Helden des Romans „Der grüne Heinrich" der Fall, der vor lauter fruchtlosem Grübeln und Philosophieren niemals vorwärts kommt, so daß die Dichtung schließlich unbefriedigt läßt. In der Komposition gelingt dem Dichter vornehmlich die kleinere Novelle, wo sich alles bald zum Konflikte zusammenzieht; ein Meisterstück in dieser Hinsicht ist die Erzählung „Romeo und Julie auf dem Lande." In seinen Gedichten vermag Keller sein Talent nicht im vollen Umfange zu entfalten; das leichtbeschwingte Lied, das knappe Sonett, das streng gefügte Ghasel eignen sich nicht zum Ausdruck seiner Gedanken und Empfindungen; daher auch wiederholt die Anlehnung an andere Dichter, z. B. an Heine und Rückert. Nur in der Betrachtung und im Idyll ist er ganz er selbst, der sorgfältige Ausmaler anmutiger, humorvoller Situationen. Als ein ganz köstliches und mit geistreicher Perspektive entworfenes Bildchen ist die „Wochenpredigt" zu nennen und als eine kraftvolle, farbenprächtige Schilderung die „Feuer-Idylle" hervorzuheben.

Viel umfassender als Keller, wenn auch ebenfalls mannigfach gehemmt, vermochte ein Dichter Norddeutschlands das wieder langsam erwachende politische Leben

durch eine Reihe tüchtiger historischer Romane zu fördern: **Willibald Alexis.** Das erste Auftreten dieses Schriftstellers fällt bereits in die zwanziger Jahre, allein erst in den fünfzigern kam er zur Geltung; erst jetzt hatte sich der historische Sinn, das patriotische Bewußtsein der Nation so weit entwickelt, daß sie „Cabanis", „Der Roland von Berlin", „Der falsche Waldemar", „Die Hosen des Herrn von Bredow" mit Genuß und Erfolg lesen konnte, und nun erst entfaltete auch Alexis seine ganze Kraft im „Isegrim", in welchem die vom nationalen Gedanken getragene deutsche Zähigkeit und deutsche Liebe mit Meisterschaft geschildert sind. Wir stellen daher den Dichter auch hier in die Reihe dieser jugendlichen Genossen, unter denen er sich auf den ersten Blick etwas fremd ausnehmen mag, zu denen er aber seinem innersten Wesen nach vollständig gehört.

Alexis, mit seinem wirklichen Namen Georg Wilhelm Heinrich Häring, stammte aus einer bretonischen Emigrantenfamilie und wurde am 29. Juni 1798 zu Breslau geboren, siedelte aber schon früh nach Berlin über, besuchte die dortigen Bildungsanstalten, nahm sodann 1815 als Freiwilliger an den Feldzügen gegen Frankreich teil, studierte, nach Berlin zurückgekehrt, die Rechte und trat beim Kammergericht als Referendar ein. Schon bald gab er jedoch seine juristische Karriere auf und widmete sich einzig und allein schriftstellerischen Arbeiten. Die erste Anregung zu dichterischem Schaffen empfing er von Walter Scott, dessen Manier er in seinem Erstlingswerke „Walladmor" (3 Bde., Berl. 1823 bis 24) so täuschend nachahmte, daß er wagen durfte, es unter Scotts eigenem Namen herauszugeben und sich nur als Übersetzer zu nennen. Die kecke Mystifikation gelang auch ganz vollständig, und Kritik und Publikum hielten den Roman lange Zeit für eine Schöpfung des großen Schotten. Alexis schrieb darauf noch ein Seitenstück zu „Walladmor", „Schloß Avalon" (3 Bde., Lpzg. 1827), wandte sich dann aber selbständigerem Schaffen zu. Scott hatte die Helden *seiner Heimat* verherrlicht — besaß Deutschland nicht ebenfalls eine reiche historische Vergangenheit, nicht ebenfalls gewaltige, urkräftige und eigenartige Recken, und mußte die Schilderung ihrer Kämpfe und Schicksale das deutsche Publikum nicht weit mehr anziehen, als die fremde schottische Welt? So fragte sich der Dichter, als er sich aus dem Banne des Einsiedlers von Abbotsford befreien wollte, und, nachdem er Umschau gehalten, trat er an die hohe Gestalt Friedrichs des Großen heran, zu jenem Helden, der das deutsche Volk wieder aus seiner Dumpfheit und Stumpfheit erweckt hatte, und der noch immer die erste Stelle im Herzen der Nation einnahm. Mit großem Geschick entwarf er sodann in „Cabanis" (6 Bde., Berl. 1832) ein außerordentlich treues und anschauliches breites Kultur- und Sittenbild der friederizianischen Zeit, führte sowohl hinaus in den Kriegslärm, wie in die aristokratischen Zirkel und die Bürgerstuben der Hauptstadt und tauchte die ganze Dichtung in die wärmste Farbe nationaler Gesinnung. Trotzdem fand das Werk nur geringen Beifall; das

junge Deutschland führte zur Zeit das Regiment und nahm mit seinen sozialen Problemen und seinem Kosmopolitismus alle Köpfe gefangen. Alexis meinte daher auf falschem Wege zu sein und wandte sich ebenfalls den sozialen Kämpfen zu, allein auf diesem Fechtplatze war er vollständig an der unrechten Stelle, hier fehlte ihm vor allem die Beweglichkeit und die dialektische Schärfe. Die Romane „Das Haus Düsterweg" (2 Bde., Lpzg. 1835), „Zwölf Nächte" (3 Bde., Berl. 1838) und verschiedene Novellen, die er in jungdeutschem Sinne schrieb, gehören zu seinen schwächsten Leistungen. Das fühlte auch der Dichter selbst und kehrte zum historischen vaterländischen Romane zurück, doch stieg er jetzt tiefer in die Vergangenheit hinab, um dem Publikum so viel wie möglich Neues zu bieten. Es entstanden „Der Roland von Berlin" (3 Bde., Lpzg. 1840), „Der falsche Waldemar" (3 Bde., Berl. 1842) und „Die Hosen des Herrn von Bredow" (5 Bde., Berl. 1846—48). In diesen Romanen schildert der Dichter die alte Tüchtigkeit des Volkes, den straffen Bürgersinn desselben, der sich allen Unterdrückungen und Beeinträchtigungen der Freiheit energisch widersetzt, doch ohne alle Überschwenglichkeit, vielmehr mit einer gewissen treuherzigen Behaglichkeit, bei der er sich freilich auch bisweilen in allzugroße Breite verliert. Von besonderem Reiz ist dabei die Treue des Lokaltones; die Städte und Dörfer der Mark, ihre weiten sonnenbeschienenen Heiden, ihre dunkeln Kiefernwälder, ihre stillen schilfbewachsenen Seeen weiß er uns mit allen charakteristischen Eigentümlichkeiten und Einzelheiten so plastisch vor Augen zu führen, daß uns bei der Lektüre oft ist, als wanderten wir selbst über das weite, mit Erika überwucherte Blachfeld, umsummt von emsigen Bienen, oder schritten wir selbst durch den Wald, umweht von dem frisch-kräftigen Dufte des Kiefernharzes. Einem großen Teile des Publikums, das bisher von dieser, wenn auch immerhin schlichten, so doch überaus eigenartigen Natur keine Ahnung gehabt hatte, erschloß er damit eine ganz neue Welt.

Nach der Revolution von 1848 trat Alexis wieder in die neuere Zeit hinüber und zugleich, wie schon oben bemerkt, in die wichtigste Periode seines Schaffens. Er entrollte zunächst in „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" (5 Bde. Berl. 1852) dem Volke ein großes Bild aus Deutschlands Zeit der tiefsten Schmach und dann im „Isegrim" (3 Bde., Ebd. 1854) ein nicht minder umfangreiches aus den ruhmreichen Tagen der Erhebung. In dem ersteren ging er auf die Ursache der schweren Niederlagen zurück und wies nach, daß sie in dem „klugen und vorsichtigen" Abfall vom nationalen Gedanken zu finden sei, und in dem letzteren zeigte er, daß nur durch die Rückkehr zum nationalen Gedanken die Abwerfung der Fremdherrschaft ermöglicht werden konnte. Also den nationalen Gedanken auch jetzt, in der allgemeinen Mut- und Hoffnungslosigkeit, wieder mit allem Eifer zu hegen und zu pflegen, war die Lehre, die er den Patrioten mit seinen beiden Werken geben wollte. Und er wurde auch sehr

wohl von allen denkenden Lesern verstanden und trug infolgedessen nicht unwesentlich zur Erstarkung des neuen nationalen Lebens bei. Zu bedauern ist nur, daß der Dichter es nicht verstand, seine Romane kunstgerecht aufzubauen; Nebensächliches behandelt er meist mit derselben Ausführlichkeit, wie Hauptscenen, und kulturhistorische Schilderungen überwuchern nicht selten auf lange Strecken hin den Faden der Erzählung. Dagegen ist die Charakteristik der einzelnen Personen meisterhaft zu nennen; der Major von der Quarbitz auf Flitz, der „Isegrim", ist das Urbild eines knorrigen, starrköpfigen, aber ehrenfesten märkischen Junkers alten Schlages, und die übrigen Menschen, der Kandidat Mauritz, der Kürassier-Oberst der großen Armee „Marquis" d'Espignac und selbst der Kutscher Lamprecht, sind sie nicht sämtlich Figuren mit frischestem Lebensblute?

Leider sollte der „Isegrim" das letzte bedeutende Werk des Dichters sein; im Jahre 1857 traf ihn ein Gehirnschlag, der ihn seiner Geisteskräfte beraubte und ihn zu einem langen Siechtume verurteilte. Er starb erst am 16. Dezember 1871 zu Arnstadt in Thüringen, wohin er, in der Hoffnung, in der frischen Bergluft wieder zu gesunden, von Berlin aus 1859 übergesiedelt war. Seine „Gesammelten Werke" erschienen in 18 Bänden zu Berlin 1861—65.

Nach Wilibald Alexis haben noch verschiedene begabte Dichter den vaterländischen Roman gepflegt, doch keiner hat sich wieder zu einem so kräftigen politischen Pathos erhoben, wie der Verfasser des „Isegrim". Am nächsten kam dem großen Vorbilde **Edmund Höfer**, der die pommersche Ostseeküste zu seinem Schauplatze wählte. Das kernige Bürgertum, das trotzige, herbe Bauern- und Fischervolk jenes Landstriches weiß er mit großer Treue zu schildern, nicht minder die gelben Dünen, die düstern Forsten und das weite Meer; auch von der Sitte und dem Kostüm der Zeit — er bewegt sich hauptsächlich in den Jahren von 1805—1813 — entwirft er stets die anschaulichsten Bilder, dagegen gelingt es ihm nicht, seine Personen in die weltgeschichtliche Atmosphäre hinauf zu rücken; sie leben und weben nicht mit und in den politischen Katastrophen, sondern sie werden nur in ihnen herumgewirbelt. Die Höferschen Schriften sind daher nicht wirkliche historische Romane, sondern Familiengeschichten, die zu Anfang des Jahrhunderts spielen. Die kurzen Geschichten, in denen der Verfasser knapp und lebendig erzählt, sind die gelungeneren; die Romane leiden an Weitschweifigkeit. Am beliebtesten sind die „Erzählungen eines alten Tambours" (Stuttg. 1855), „Unter der Fremdherrschaft" (3 Bde., Ebd. 1863), „Altermann Ryke" (4 Bde., Berl. 1864) und „Der verlorne Sohn" (Stuttg. 1869). Eine Sammlung seiner „Erzählenden Schriften" gab Höfer 1865 in 12 Bänden heraus. Der Dichter wurde am 15. Oktober 1819 zu Greifswald geboren, studierte Geschichte und Philologie, sah aber von jeder amtlichen Stellung ab. 1854 siedelte er von seiner Vaterstadt nach Stuttgart über, wo er viele Jahre mit Hackländer die „Hausblätter" herausgab. Er starb zu Cannstatt am 23. Mai 1882.

Noch mehr als Höfer hielt sich W. H. Riehl (geb. 1823) in der bürgerlichen Enge. Seine Novellen sind fein ausgeführte Kultur- und Sittenbilder, bieten sehr oft höchst originelle und humorvolle Scenen aus dem Volksleben, allein sie gewähren niemals einen weiteren Blick über die nächste Umgebung hinaus. Am bekanntesten sind seine „Kulturgeschichtlichen Novellen" (Stuttg. 1856) und seine „Geschichten aus alter Zeit" (2 Bde. Ebd. 1863—65). Wertvoller als seine Erzählungen ist seine „Naturgeschichte des Volks" (4 Bde. Ebd. 1851—69), in welcher er, wenn auch hie und da etwas pedantisch, das Wesen und den Wert eines gesunden Volkslebens in geistvoller Weise entwickelt. — Schon sehr nahe an die einfache Unterhaltungslektüre streifen die historischen Romane von Bacher, Pflug und Hiltl. Julius Bacher (geb. 1810) schrieb in freundlichem Tone „Die Brautschau Friedrichs des Großen" (Berl. 1857), „Sophie Charlotte, die philosophische Königin" (3 Bde. Ebd. 1857) u. a., Ferdinand Pflug (geb. 1823) „Aus den Tagen des großen Königs" (Lpzg. 1864) und Georg Hiltl (1826—1878) die effektvollen, im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Berlin spielenden Romane „Eine Kabinetts-Intrigue" (2 Bde. Berl. 1871), „Der Münzturm" (6 Bde. Ebd. 1872) ꝛc.

Durch und durch originell trat **Franz Trautmann** (geb. 1813) auf. Ein ausgezeichneter Kenner der deutschen, besonders aber der bayerischen Vorzeit, suchte er das niedergeschlagene Volk durch den Hinweis auf die urkräftigen Helden des Mittelalters wieder aufzurichten, erging sich nun aber nicht etwa in der schönfärberischen Manier eines Fouqué, sondern zeichnete die Ritter und Bürger, wie sie wirklich waren, in ihrer ganzen kernigen Gesundheit und Natürlichkeit und mit der naiven Treue eines Chronisten, dabei mit dem ergötzlichsten Humor. Sein Erstlingswerk war „Eppelein von Geilingen und was sich seiner Zeit mit diesem ritterlichen Eulenspiegel und seinen Spießgesellen im Fränkischen zugetragen" (Frankf. 1852); darauf folgten „Die Abenteuer des Herzogs Christoph von Bayern" (2 Bde. Ebd. 1852—53) und eine Anzahl von Novellen, von denen wir besonders die „Heiteren Stadtgeschichten aus alter Zeit" (Ebd. 1862) hervorheben. Später ließ er auch einen großen Roman „Die Glocken von St. Alban" (3 Bde. Regensb. 1875) erscheinen, in welchem er den Leser nach dem Köln des 17. Jahrhunderts führt, wo er sich jedoch offenbar nicht so behaglich heimisch fühlt, wie in seinem engeren Vaterlande Bayern.

Die Trautmannschen Schriften haben leider nicht die Verbreitung gefunden, die sie verdient hätten, vielleicht, weil sich der Verfasser bisweilen etwas allzu eng dem heimatlichen Denken und Empfinden anschloß und darum von dem außerbayerischen Publikum nur für einen Lokaldichter gehalten wurde. Vor dieser Unterschätzung wußte sich ein anderer Dichter, der ebenfalls in die Vorzeit seiner süddeutschen Heimat hinabstieg und mit nicht minderem Behagen wie Trautmann die alten Chroniken und Legendenbücher derselben durchstöberte, glücklich zu be-

wahren, der Verfasser des „Trompeter von Säckingen“ und des „Ekkehard“,

Joseph Viktor Scheffel. Scheffel erhielt sich bei all seiner Vorliebe für die Detailforschung immer den freien Blick; er eröffnet daher auch bei jeder Gelegenheit eine weitere Perspektive; seine Figuren umrauscht fortwährend der ganze Bildungsstrom ihrer Zeit, mögen sie nun auf dem einsamen Hohentwiele, oder in dem stillen Schlosse zu Säckingen sitzen. Zudem lebte Scheffel nicht einzig und allein dieser entlegenen Welt; oft klappte er auch seine Folianten zu, wanderte hinaus in die blühende Natur und sang ein frohes Wanderlied, oder setzte sich in den Kreis lustig pokulierender Freunde und stimmte ein heiteres Trinklied an. Ja, er sprang sogar in andere Wissenskreise hinüber, in den der Anthropologie, der Geologie, Geognosie ꝛc. und ergötzte mit den wundersamen Historien vom Pfahlmann, dem Ichthyosaurus, dem Megatherium, dem Tazelwurm ꝛc. Mit diesen poetischen Purzelbäumen, die einen großen Anklang fanden, im grunde aber nur einen geringen Gehalt von Poesie haben, bewahrte er seinen litterarischen Charakter vor dem archivalischen Staube, der dem großen Publikum am Dichter mit Recht so zuwider ist.

Scheffel*) wurde am 16. Februar 1826 zu Karlsruhe geboren, studierte von 1843 bis 1847 zu Heidelberg, München und Berlin die Rechtswissenschaft und bestand sodann die juristische Staatsprüfung. Darauf war er bei mehreren großherzoglich badischen Ämtern, 1850 bis 1851 in Säckingen, wo die ersten Keime zu seinem „Trompeter“ entstanden, 1852 beim Hofgerichte in Bruchsal thätig, brach dann aber die juristische Karriere ab und beschloß, einer alten Neigung folgend, sich zum Landschaftsmaler auszubilden. Zu diesem Zwecke unternahm er eine längere Reise nach Italien, fühlte hier aber bald, daß er weit mehr zum Poeten berufen sei, und schuf nun auf Capri den größten Teil seines „Trompeter von Säckingen“. Nach seiner Heimkehr ließ er sich auf mehrere Jahre in Heidelberg nieder, um sich für das akademische Lehramt vorzubereiten; ein Augenleiden unterbrach jedoch wiederholt seine Studien, führte ihn dagegen mehr und mehr der Poesie zu. Für befreundete Kreise schrieb er die bereits erwähnten Trinklieder und kulturgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Gedichte und vollendete den „Trompeter“; unmittelbar darauf verfaßte er den Roman „Ekkehard“, zu dem ihn Pertz' Monumenta Germaniae angeregt hatten. Die Gedichte ließ Scheffel erst lange Zeit nur in Abschriften in seinem Freundeskreise zirkulieren, bevor er sie, mit älteren und auch manchem neueren vermehrt, in Buchform unter dem Titel „Gaudeamus! Lieder aus dem Engern und Weitern“ (Stuttg. 1868, 33. Aufl. 1880) herausgab. An Frische haben sie dadurch nichts eingebüßt. Sie sind durchweg

*) Vergl. Alfred Ruhemann, Joseph Viktor Scheffel. Sein Leben und sein Dichten. Stuttg. 1886 (Konnte leider hier nicht mehr benutzt werden); Alfred Klar, Joseph Viktor Scheffel u. s. Stellung in der deutschen Litteratur. Prag 1876 und die Studie von Otto Sievers „Der Sänger des Ekkehard“ („Vom Fels zum Meer“ 1883 S. 238 ff.).

Joseph Viktor von Scheffel.

originell, gewinnen hier mit ihrer jovialen, derb-volkstümlichen Gemütlichkeit und packen dort mit ihrem burlesken, durch einen Tropfen Pessimismus angesäuerten Humor, muten außerdem immer durch eine geschmackvolle, meist altertümliche Form an. Sie fanden sofort, besonders bei der akademischen Jugend, einen außerordentlichen Beifall, wurden aber auch vielfach überschätzt. Einen tieferen Wert besitzen sie unseres Erachtens nicht, dazu fehlt ihnen die bedeutendere Idee. Als die gelungensten nennen wir den in alle Kommersbücher übergegangenen Sang vom schwarzen Walfisch zu Askalon, die Lieder vom Rodensteiner, „Pumpus und Perusia", „Die Teutoburger Schlacht", „Hildebrand und sein Sohn Hadubrand", „Die Maulbronner Fuge" und das bereits genannte und auch unten zum Abdruck gebrachte Lied vom Ichthyosaurus.

Weit wertvollere Gaben sind „Der Trompeter von Säckingen. Ein Sang vom Oberrhein" (Stuttg. 1854, 101. Aufl. 1883) und „Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert" (Frankf. 1855, 45. Aufl. Stuttg. 1879). Im „Trompeter" schildert er uns die Abenteuer eines frischen, kecken Gesellen, jung Werners, der sein Glück, da ihm das Jus zu Heidelberg nicht schmeckt, auf seine geliebte Trompete stellt, die er meisterlich bläst, und mit der er es bis zum Kapellmeister des Papstes bringt, worauf er sich auch die Geliebte seines Herzens, die anmutige Margarete, erwirbt, deren Hand ihm einst, weil ein Trompeter einem Edelfräulein nicht ebenbürtig sei, abgeschlagen worden war. Die Handlung entwickelt sich lebendig und ist von einem erquickenden Humor belebt; die einzelnen Charaktere treten, wenn auch nur leicht gezeichnet, klar und bestimmt hervor, und selbst die Nebenfiguren sind bestimmt skizziert. Eine höchst ergötzliche Figur ist der Kater Hiddigeigei. Wir geben unten einen Teil des 12. Stückes, zu welchem wir bemerken, daß jung Werner bei einer mutvollen Verteidigung des Schlosses Säckingen verwundet wurde, sodann der sorgsamen Pflege Margaretens sich zu erfreuen hatte und nun seinen ersten Ausgang macht. Im „Ekkehard" führt uns der Dichter auf den romantischen Hohentwiel, wo Hadwiga, die Herzogin von Schwaben, residiert und mit dem gelehrten und jugendschönen Mönch Ekkehard, den sie im Kloster von St. Gallen kennen gelernt hat, den Virgil studiert. Dabei entbrennt in dem Herzen der stolzen Hadwiga eine leidenschaftliche Liebe zu Ekkehard, die der unerfahrene Mönch zu spät versteht; er muß fliehen, wendet sich in die Einöde und schreibt dort das Waltari-Lied in lateinischer Sprache nieder. Die Dichtung ist ein prächtiges, hellfarbiges Bild der germanischen Jugendzeit; der Verfasser hat dazu die umfassendsten Studien gemacht, aber nirgends tritt er mit antiquarischer Kleinkrämerei hervor; immer weht uns die frische, erquickende Luft einer wirklichen Welt entgegen. Die einzelnen Personen atmen Leben und Kraft, vorab die stolze Hadwiga und Ekkehard, sodann die reizvolle Griechin Praxedis, der originelle Spazzo, der Hunne Kappen, der Wächter Romeias und wie sie alle heißen; zudem ist die

landschaftliche Scenerie mit Meisterschaft gezeichnet. Leider wird der Fluß der Handlung allzuoft durch längere Episoden unterbrochen.

Nach der Vollendung des Romans besuchte Scheffel abermals Italien, lebte dann eine Zeitlang in München und als Bibliothekar des Fürsten Egon von Fürstenberg in Donaueschingen, worauf ihn der Großherzog von Sachsen-Weimar zu sich einlud und ihn aufforderte, wie den Hohentwiel, so auch die Wartburg durch eine Dichtung zu verherrlichen. Scheffel lebte darauf einige Zeit in Weimar und Eisenach und studierte die Kulturgeschichte der Minnesänger, allein zu der erhofften größeren Dichtung kam es nicht; es entstand nur „Frau Aventiure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit" (Stuttg. 1863). Der Dichter gab darin den Stimmungen, in die ihn das Studium der Minnesänger versetzte, Ausdruck und knüpfte dabei auch an manches Wort jener Poeten an, kam aber über den künstlichen Ton nicht hinaus. Ebenso erging es ihm in „Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers" (Stuttg. 1868), der kleinen unbedeutenden Geschichte „Hugideo", die zwar bereits vor dreißig Jahren geschrieben wurde, aber erst 1884 in Buchform in Stuttgart erschien. In seinem letzten Werke „Bergpsalmen" (Ebd. 1870) versetzt uns Scheffel in die Naturbegeisterung eines alten Regensburger Bischofs, ohne uns damit jedoch sonderlich zu erwärmen. Seit seinem Weggange von Weimar lebte Scheffel teils auf seinem Landsitze bei Radolfszell am Bodensee, unweit des Hohentwiel, teils in Karlsruhe, wo 1876 sein fünfzigster Geburtstag mit großer Festlichkeit begangen wurde. Der Großherzog von Baden erhob ihn dabei in den erblichen Adelstand; vor Jahren hatte ihn bereits der Großherzog von Sachsen-Weimar mit dem Titel eines Hofrats ausgezeichnet. Leider sollte dem Dichter kein hohes Alter beschieden sein. Er starb am 9. April 1886 zu Karlsruhe an einem hartnäckigen Leiden, das ihm bereits seit Jahren die Lebensfreudigkeit geraubt hatte.

Der Ichthyosaurus.

Es rauscht in den Schachtelhalmen,
Verdächtig leuchtet das Meer,
Da schimmert mit Thränen im Auge
Ein Ichthyosaurus daher.

Ihn jammert der Zeiten Verderbnis,
Denn ein sehr bedenklicher Ton
War neulich eingerissen
In der Liasformation.

„Der Plesiosaurus, der Alte,
Er jubelt in Saus und Braus,
Der Pterodaktylus selber
Flog neulich betrunken nach Haus.

„Der Iguanodon, der Lümmel,
Wird frecher zu jeder Frist,
Schon hat er am hellen Tage
Die Ichthyosaura geküßt.

„Mir ahnt eine Weltkatastrophe,
So kann es ja länger nicht gehn;
Was soll aus dem Lias noch werden,
Wenn solche Dinge geschehn?"

So klagt' der Ichthyosaurus,
Da ward es ihm kreidig zu Mut,
Sein letzter Seufzer verhallte
Im Qualmen und Zischen der Flut.

Es starb zu derselbigen Stunde
Die ganze Saurierei,
Sie kam zu tief in die Kreide,
Da war es natürlich vorbei.

Und der uns hat gesungen
Dies petrefaktische Lied,
Der fand's als fossiles Albumblatt
Auf einem Koprolith.

Aus dem „Trompeter von Säckingen."

Freudig sah jung Werner in die
Landschaft und den Rhein hinunter,
Doch er hemmte die Betrachtung;
An der sonnumglänzten Mauer
Sah er einen Schatten huschen,
Schatten wie von Locken, wie von
Frau'ngewand, und Werner kannt' ihn.
Durch den Laubgang kam mit Lachen
Margareta, sie besah des
Katers graziöses Spielen:
Der hatt' in dem Gartenhäuslein
Eine weiße Maus gefangen,
Fraß sie nicht, nur mit den Pfoten
Hielt er sie und schaut mit gnäd'gem
Herrscherblick auf die Gefang'ne.

Von dem Sitz erhob sich Werner,
Ehrerbietig grüßend, und es
Flog ein flüchtiges Erröten
Über Margaretas Wangen.
„Gott zum Gruß, Herr Werner", sprach sie,
„Und wie geht's Euch? Lang' war Euer
Mund verstummt, mit Freuden hör' ich
Kunde von ihm *selber* jetzt."

„Seit die Stirne mit des Feindes
Hellepart Bekanntschaft machte,
Weiß ich kaum" — erwidert Werner,
„Wo mein Denken und mein Leben
Hingeflogen, dunkle Wolken
Lagen überm Haupt, doch heute
Stieg im Traum ein lichter Engel
Zu mir nieder, und er neigte
Sich zu mir: Steh' auf, und *freue*
Dich des jungen Lebens, sprach er,
Und so war es; festen Schrittes
Konnt' ich heute schon hierher gehn."
Abermals auf Margaretas
Wangen flammt's wie Morgenröte,
Als jung Werner von dem Traum sprach,
Und sie schaute rückwärts, — scherzend
Fiel sie dann ihm in die Rede:

„Und Ihr mustert jetzo wohl das
Schlachtfeld. Ja, es war ein heißer
Tag, noch brummt's wie Flintenschuß und
Sturmgetös durch die Erinn'rung.
Wißt Ihr's noch: dort an dem Baume
Standet Ihr, — dort, wo der Flieder
Lustig aufblüht, lag ein Toter;
Hier, wo jetzt der Sommerfäden
Leichtes Spinnweb durch die Luft fliegt,
Blitzten Spieß und Feindeswaffen,
Dort, wo noch den frischen weißen
Kalk die Mauersteine tragen,
Brach die wilde Flut sich Durchgang.
Ja, Herr Werner, — und am Schloß dort
Hat der Vater bös' gescholten,
Daß man sich so übermütig
Keck in die Gefahr gestürzt."

„Tod und — doch verzeiht, mein Fräulein,
Daß ich schier geflucht", sprach Werner.
„Jene haben uns gehöhnet
Und da bleib' ein andrer ruhig.
Wenn ich solch ein giftig Wort hör',
Flammt das Herz und zuckt die Faust mir:
Kampf, kein ander Mittel weiß ich,
Kampf! und mag die Welt darüber
Krachend auch in Trümmer gehn.
Hab' kein Fischblut in den Adern,
Heute, — jetzt — ein matter Kriegsmann —
Stünd' ich in dem gleichen Falle
Wieder am Kastanienbaum."

„Böser Mann", schalt Margareta,
„Daß ein zweiter Hellepartthieb
Euch die erste Narb' durchkreuzte,
Daß — und — wißt Ihr auch, wem Euer
Wagnis schweres Herzleid brachte?

Wißt Ihr, wer um Euch geweint hat?
Rieft Ihr wiedrum: Zugbrück' nieder!
Wenn ich flehentlich Euch bät':
Werner bleibt — Herr Werner, denkt auch
An die arme Margareta? —
Wenn ich —" doch nicht weiter spann sich
Der bewegten Rede Faden;
Was der Mund schwieg, sprach das Auge;
Was das Aug' schwieg, sprach das Herze.
Fragend, träumend hob jung Werner
Seinen Blick empor zu ihr:
„Sterb' ich oder find' ich heute
Zwiefach hier mein junges Leben?"
Und sie flog in seine Arme,
Und sie hing an seinen Lippen,
Und es flammte drauf der erste
Schwere, süße Kuß der Liebe.
Purpurgolden durch der dunkeln
Bäume Wipfel fiel der Sonne
Streiflicht auf zwei sel'ge Menschen,
Auf jung Werners blasses Antlitz,
Auf die holderglühte Jungfrau.

Erster süßer Kuß der Liebe!
Dein gedenkend überschleicht mich
Freud' und Wehmut: Freude, daß auch
Ich ihn einstmals küssen durfte,
Wehmut, daß er schon geküßt ist!

Noch tiefer, als bei den Dichtungen der Freytag, Max Waldau, Wilibald Alexis und Scheffel ist der Stempel der Zeit den Gedichten, Epen, Dramen und Romanen **Rudolf Gottschalls** eingeprägt. Gottschall steckte sich von allen Mitstrebenden der in Rede stehenden Periode die höchsten Ziele, weil er die Hauptaufgabe der Dichter der Gegenwart, die Ideen der Zeit in poetischen Gebilden zu verkörpern, am klarsten erkannte. Er ist daher auch der ausgesprochenste Gegner der sogenannten akademischen Richtung, welche von der Kulturbewegung der Gegenwart keine Notiz nimmt, nur die Schilderung rein menschlicher Verhältnisse will und dabei den meisten Wert auf die Form legt. Ganz besonders warnt er vor Stoffen aus der antiken Welt; dagegen stellt er die alten Dramatiker selbst den Bühnenschriftstellern der Gegenwart als Muster auf.

„Sie ließen frei den Geist des Volkes walten,
Sie ließen sich von *ihrer* Zeit begeistern —
Das lernt, ihr Dichter, von den großen Meistern!"

sagt er in den Sonetten an die deutsche Bühne. Gottschall*) wurde am 30. Sept. 1823 zu Breslau geboren, empfing jedoch seine Gymnasialbildung zu Mainz und Koblenz und studierte sodann in Königsberg und Berlin die Rechte. Die revolutionäre Bewegung riß den Dichter schon früh in ihre Strudel, und er verfaßte „Lieder der Gegenwart" (Königsberg 1842), „Zensurflüchtlinge" (Zürich 1842), „Barrikaden-Lieder" (Königsb. 1848), „Wiener Immortellen" (Hamb. 1848) und „Gedichte" (Ebd. 1849), sowie verschiedene Dramen, wie Ulrich von Hutten", „Robespierre", „Die Marseillaise", mit denen er der vaterländischen Sache zu dienen suchte. Schon diese Erstlings- und wohl auch zum großen Teile Augenblicksarbeiten zeugen von der reichen Begabung des Dichters;

*) Vergl. Silberstein, Rudolf Gottschall. 25 Jahre seiner Dichterlaufbahn. Lpzg. 1868.

Rudolf Gottschall.

sie sind schwungvoll und reich an glänzenden Bildern, entbehren aber noch der Selbständigkeit. Beim Publikum fanden sie eine freundliche Aufnahme, was leider auch zur Folge hatte, daß die Regierung auf den jungen „gefährlichen" Dichter aufmerksam wurde und ihm, als er nach absolviertem Studium in Königsberg die akademische Karriere einschlagen wollte, erklärte, daß sie hierzu nur erst dann die nötige Erlaubnis geben würde, wenn er binnen Jahresfrist Beweise seiner veränderten politischen Gesinnung beigebracht habe. Auf eine solche Zumutung konnte der Dichter natürlich nicht eingehen; er wandte sich jetzt ganz der litterarischen Thätigkeit zu, lebte eine Zeitlang in Hamburg, dann in Breslau, bis er 1865 nach Leipzig übersiedelte, um die Redaktion der „Blätter für litterarische Unterhaltung" und der Monatsschrift „Unsere Zeit" zu übernehmen, die er noch jetzt führt. Seine Produktivität war seitdem eine ganz enorme; auf allen Gebieten der Dichtkunst versuchte er sich, und überall erwies er sich als ein geistreicher und formgewandter, fortwährend dem Herzschlage der Zeit lauschender Poet. Die allgemeine Ernüchterung, welche auf die Erhebung von 1848 gefolgt war, hatte sein Talent schnell zur Reife gebracht; bereits die Dichtungen, welche er zu Anfang der fünfziger Jahre herausgab, zeigen die Ruhe und Kraft des ernsten Mannes. Seine Hauptthätigkeit konzentrierte er fortan auf die Pflege des Epos und des Dramas, und diesen Dichtungsarten gehören denn auch seine reifsten Werke an: das epische Gedicht „Carlo Zeno" (Bresl. 1854) und die Dramen „Pitt und Fox" (Lpzg. 1854) und „Mazeppa" (1855). In „Carlo Zeno" feiert der Dichter „den Mann aus einem Guß", den Nationalhelden, der „Thaten und Gedanken und Geist und Herz vermählt", einen solchen Mann, wie wir Deutsche ihn bei der Erhebung von 1848 leider noch nicht besaßen. Er führt uns dabei nach dem Venedig des Mittelalters, zeigt uns, wie das gesamte Volk der Republik, vom Dogen bis herab zum Gondelführer, durchdrungen ist vom nationalen Gedanken, wie jeder teilnimmt an der nationalen Arbeit, und wie jeder stolz ist auf den Reichtum und die Macht des Vaterlandes. In der Schilderung dieser glanzvollen Welt thut er freilich bisweilen des Guten etwas zu viel, die Fülle der prächtigen Bilder wirkt dann erdrückend, und der rhetorische Schwung artet in Bombast aus; allein diese Fälle sind doch nicht so häufig, daß der Gesamteindruck der Dichtung darunter empfindlich leiden könnte. Wir bringen unten einen Teil des Gesanges „Der Bürger" zum Abdruck. In dem Lustspiele „Pitt und Fox" suchte der Dichter den Blick auf den Musterstaat England zu lenken. Dort blühte eine kräftige politische Freiheit, dort mußte man also, wollte man sich vor neuen Mißgriffen bewahren, in die Schule gehen. Die Charakteristik der beiden Staatsmänner, des gemessenen Pitt, des Repräsentanten der Aristokratie, sowohl, wie des genialen Fox, der schließlich den Sieg davon trägt, ist überaus geistreich und effektvoll. Auch die übrigen Personen sind mit vieler Feinheit gezeichnet.

Leider füllt die Handlung die fünf Akte nicht ganz aus, auch fehlt es an einem kräftigen Schlußakkorde, das Interesse sinkt daher gegen das Ende hin. Reicher in jeder Beziehung ist das Trauerspiel „Mazeppa". Die vielgegliederte Handlung entwickelt sich rasch, und der Held, der sich zum Könige der Ukraine machen will, wächst zu einer gewaltigen, hoheitsvollen Gestalt empor. Der Charakter der uns fremden Welt ist mit großem Geschick verwertet worden, er spiegelt sich in allen Figuren und verleiht dadurch dem Drama eine eigenartige, anziehende Grundstimmung. Von den übrigen dramatischen Arbeiten Gottschalls nennen wir die Trauerspiele „Der Nabob", „Katharina Howard", „Amy Robsard" und „Auf roter Erde", sowie das im Tone Bauernfelds geschriebene Lustspiel „Der Vermittler", in welchem durchgeführt wird, wie ein wohlwollender Mann, der stets bemüht ist, das Glück anderer zu begründen, regelmäßig zu den kläglichsten Resultaten kommt, bis er endlich, aber ohne sein besonderes Dazuthun, sein eigenes Glück macht. Die „Dramatischen Werke" Gottschalls erschienen in 12 Bändchen zu Leipzig 1865 bis 1880. Mit seiner Lyrik ist Gottschall wenig durchgedrungen; sie ist geistreich, schwungvoll, prächtig, aber es fehlt ihr die tiefere Innigkeit und Herzlichkeit. Außer den schon erwähnten „Gedichten" (Hamb. 1849), die noch zu seiner Sturm- und Drangperiode gehören, erschienen weiterhin von ihm „Neue Gedichte" (Bresl. 1858) und „Janus. Friedens- und Kriegsgedichte" (Lpzg. 1873). Erst in neuester Zeit hat sich Gottschall auch dem Romane zugewendet und rasch nach einander „Im Banne des schwarzen Adlers" (3 Bde., Bresl. 1876), „Welke Blätter" (3 Bde. Ebd. 1877), „Das goldene Kalb" (3 Bde. Ebd. 1879), „Das Fräulein von St. Amaranth" (3 Bde. Ebd. 1881), „Die Erbschaft des Blutes" (3 Bde. Ebd. 1882), „Die Papierprinzessin" (3 Bde. Ebd. 1883), und „Verschollene Größen" (3 Bde. Ebd. 1886) geschrieben. Wir heben besonders das erstere Werk hervor. Der Roman „Im Banne des schwarzen Adlers" schildert das Leben vor und während des ersten schlesischen Krieges, das Treiben zu Rheinsberg beim Kronprinzen Friedrich und die Machinationen der Parteien zu Breslau. Der Komposition fehlt es zwar an Einheit, zwei Handlungen laufen, nur leicht mit einander verknüpft, neben einander her, dagegen sind die Charakteristiken und die Schilderungen von Land und Leuten mit großer Meisterschaft durchgeführt; mit besonderer Liebe ist das Bild des genialen Königs entworfen. Doch hat sich der Verfasser den Blick durch seinen Patriotismus keineswegs trüben lassen; die Moral der Eroberung Schlesiens läßt er den Dr. Morgenstern mit folgenden Worten bezeichnen: „Das fait accompli ist alles in der Welt, lieber Freund. Und wenn es noch so nackt ist, es wird ihm hintendrein ein Mäntelchen umgeworfen. Alles beugt vor ihm das Knie und küßt ihm die Hand. Thatsachen, Thatsachen zu schaffen, ist alles; das beweiskräftige Völkerrecht kommt hintendrein, und die galante Diplomatie macht ihm die schönsten Komplimente". Außer diesen poetischen Arbeiten verfaßte

Gottschall auch noch das litterarhistorische Werk „Die deutsche Nationallitteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (2 Bde., Bresl. 1855), eine „Poetik“ (Ebd. 1858), „Porträts und Studien“ (4 Bde., Lpzg. 1870—71) und „Litterarische Totenklänge und Lebensfragen“ (Berl. 1885). Schließlich sei noch bemerkt, daß der Dichter im Jahre 1860 vom Großherzog von Sachsen-Weimar zum Hofrat ernannt und 1877 vom Könige von Preußen in den erblichen Adelsstand erhoben wurde.

Aus dem Epos „Carlo Zeno.“

Nur wen'ge Tage schwanden, da sah der Rat der Zehn
Vor des Gerichtes Schranken den tapfern Zeno stehn.
Daß er für die Carrara gesprochen frei und kühn,
Das wird von diesen Richtern ihm nimmermehr verziehn.

Weh jedem, den der Ruhm sich vor andern auserwählt!
Sein Namen ist zu glänzend mit jedem Sieg vermählt,
Und fast verschwinden die vielen vor dieses einen Glanz.
Venedig hat nur Lorbeern aus seinem Lorbeerkranz.

Das ist ein scheues Flüstern, als er im Saal sich zeigt,
Und vor dem Angeklagten sich das Gericht verneigt.
Dann aber hüllt sich's finster in seinen ganzen Groll,
Der, mächt'ger als die Mächt'gen, sie straft vergeltungsvoll.

„Geschenke anzunehmen aus fremder Fürsten Hand,
Das ist, nach den Gesetzen, Verrat am Vaterland,
Und solcher Schuld, o Zeno, muß diese Schrift euch zeih'n;
Denn in Carraras Nachlaß, da fand sich dieser Schein.

„Hier eure eigne Handschrift, die zum Geständnis zwingt,
Daß ihr die Summe Goldes aus seiner Hand empfingt.
Daher die edle Bürgschaft, der Rede Schwung und Kraft!
Weh, wenn des Helden Tugend im Alter so erschlafft!

„Wenn eines Volkes Vorbild, mit grauer Locken Zier,
Den alten Lorbeer schändet, befleckt des Rechts Panier:
Der Genius mag weinen, der eure Stirn geweiht;
Doch nimmer schließt die Augen hier die Gerechtigkeit.“

Da steht der Held, die Stirne an stolzen Narben reich,
Das Haar schon silbern schimmernd, die Züge geisterbleich,
Fremd hier erscheint ihm alles, ein wüstes Traumgesicht;
Er sucht umsonst und findet hier sein Venedig nicht.

Er reibt sich stumm die Augen, der Zauber will nicht fliehn,
Und die Gestalten starren mit finsterm Blick auf ihn.
Vergänglich ist der Alp nicht, der auf der Brust ihm ruht;
Das will nicht wanken und weichen, das ist von Fleisch und Blut.

Und auch der Saal — er kennt ihn! Da prangt Venedigs Stolz.
Da schimmert goldbeschlagen die Thür von Zedernholz,

Manch Panzerhemd von Mailand blank an den Wänden hängt,
Da starren Schwerter, Lanzen und Bogen dichtgedrängt.

Und Marmorbilder ragen in hoheitsvoller Pracht,
Und steinerne Feldherrn träumen von sieggekrönter Schlacht;
Zu ihren Füßen schlummern Trophäen aufgetürmt,
Bezwungne Königsbanner im Heldenkampf erstürmt.

Ja, Marmor für die Toten! Ward einst ein Held zu Stein,
Dann darf er Ruhm des Staates und Schmuck der Säle sein.
Doch die lebend'gen Helden sind diesem Staat verhaßt;
Ihr Schwert ist eine Geißel, ihr Ruhm ist eine Last.

Seht, wie der Angeklagte im Spiel herniederlangt
Von Ebenholz die Armbrust, die an den Wänden prangt;
Es fahren zurück die Richter! „Was hat euch so erschreckt?
Ich hab' ja im Gewande hier keinen Pfeil versteckt."

Und hoch den Bogen haltend, ruft er dann zornentbrannt:
„Ich bin euch eine Armbrust, die ihr nach Willkür spannt,
Dem Vaterland zu dienen, dies schöne Los war mein;
Doch bin ich's müd', ein Werkzeug in eurer Hand zu sein."

Drauf schleudert er die Armbrust gewaltig in den Saal;
Es dröhnt die Marmorplatte und an der Wand der Stahl:
„Zertrümmert euer Werkzeug, daß Sehn' und Kraft zerschellt!
Das ist der Dank Venedigs! Erfahren mag's die Welt!

„Ich kann mein Leben opfern für dieser Stadt Panier,
Doch nie ein edles Fühlen, der Menschenwürde Zier.
Dies Heiligtum des Herzens, von keinem Zwang entstellt,
Das schwingt ein höher Banner, als jedes Reich der Welt.

„Als ich in Mailand führte des Galeazzo Heer,
Da sah ich einen Bettler, bewacht und fesselschwer.
Ein Bettler — ja, ihr kennt ihn, und ihr entsetzt euch nicht,
Wenn jetzt sein Schatten aufsteigt vor eurem Blutgericht?

„Wenn jetzt sein Knochenfinger auf seine Mörder zeigt,
Auf mich, dem heiße Röte der Scham ins Antlitz steigt?
O dieser eine Schatten verhüllt in tiefe Nacht
All eure Marmorbilder, Venedigs Ruhm und Pracht.

„Carrara war gefangen in des Visconti Hand.
Er bat mich um ein Darlehn und gab sein Wort zum Pfand.
Ich sah den stolzen Gegner besiegt, gebeugt im Staub,
Sah Fürstenmacht und Größe des neidischen Wechsels Raub.

„Da hab' ich eine Thräne dem Erdenlos geweiht,
Ihr, die uns alle bändigt, ihr, der Vergänglichkeit,
Die nagt an Ruhm und Hoheit, des Stolzes Mark verzehrt —
Ich gab dem Feind voll Mitleid, was flehend er begehrt.

„Daß er zurück mir zahlte den kleinen Schuldbetrag,
Das weist der Schein des Toten in euren Händen nach.

Um jene karge Summe, da sind wir beide quitt,
Doch ein ganz andres Darlehn nahm er zu Grabe mit.

„Das Darlehn meiner Ehre, das ich ihm anvertraut!
Nicht konnt' er mir's erstatten, sein Tod verklagt mich laut.
Ich steh' vor seinen Mördern. Stoßt mich in gleiche Nacht!
Befreit mich von der Mitschuld entehrendem Verdacht!

„Mögt ihr mein Schwert zerbrechen, mich strafen mit eurem Fluch
Und meinen Namen reißen aus eurem goldnen Buch,
Mir jede Qual bereiten, die Menschen je erschreckt —
Ich könnt' die Schmach nicht mehren, mit der ihr mich bedeckt.

„Doch wenn's den Hingeschiednen vergönnt ein hold' Geschick,
Das Irdische zu schauen mit dem verklärten Blick,
Dann reicht mir zur Versöhnung die Hand der Tote hin,
Weil ich, wie er, ein Opfer und nicht ein Henker bin."

Er spricht's! Die Richter neigen die Häupter, flüstern leis',
Und wie ein Sommerabend, so summt ihr schwüler Kreis.
Doch draußen auf dem Platze, da regt sich's bunt und laut.
Das ist das Volk Venedigs, das angstvoll aufwärts schaut.

Und tausend Barken tragen Matrosen ohne Zahl,
Und tausend Krieger harren, gezückt des Schwertes Stahl;
Und Zeno! flüstert's leise, und Zeno! donnert's laut,
Und grimmig von der Säule der Leu herniederschaut.

Doch drinnen unerschrocken, ob rings erbebt die Welt,
Wird von den finstern Richtern der Urteilsspruch gefällt,
Und Zeno wird verurteilt nach des Gesetzes Kraft
Zu schimpflichem Gefängnis, zu jahrelanger Haft.

Wie Gottschall, so suchten auch noch verschiedene andere Dramatiker von der Bühne herab das langsame Erwachen zu neuem nationalen Leben zu fördern, doch vermochte keiner von ihnen sich zu der Stellung des Dichters des „Mazeppa" emporzuschwingen. Wir führen hier Robert Giseke, Franz Nissel, Elise Schmidt, S. H. Mosenthal, Emil Brachvogel, Hermann Hersch, Peter Lohmann, Alexander Rost, Wilhelm Genast, Gustav von Meyern und Theodor Gaßmann an. **Robert Giseke** wurde am 15. Januar 1827 zu Marienburg in Preußen geboren, studierte Theologie, Philosophie und Geschichte, war sodann in Leipzig, Dresden, Koburg, Berlin, Breslau und Görlitz schriftstellerisch thätig und lebt jetzt in Leubus in Schlesien. Von seinen Dramen heben wir besonders „Johannes Rathenow. Ein Bürgermeister von Berlin", „Der Hochmeister von Marienburg", „Der Burggraf von Nürnberg" und „Moritz von Sachsen" hervor, die von einem edeln, erquickenden Patriotismus getragen werden, aber in ihrem schlichten Ernste zu wenig theatralische Effekte bieten und sich darum auf der Bühne nicht eingebürgert haben. Sie erschienen gesammelt unter dem Titel „Dramatische Bilder

aus deutscher Geschichte" (Lpzg. 1865). Ebenso unbekannt wie die Gisekeschen Stücke, blieben auch die Dramen von **Franz Nissel.** Nissel wurde am 15. März 1831 zu Wien geboren und lebte längere Zeit in Steiermark, siedelte aber 1878 wieder nach Wien über. Seine Dramen „Heinrich der Löwe" (Wien 1858), „Die Jakobiten" (Ebd. 1860) und „Die Zauberin am Stein" (Ebd. 1864) sind poesievolle, geistreiche, aber nicht immer das richtige Maß einhaltende Schöpfungen. Das neueste Werk Nissels, das Schauspiel „Agnes von Meran" (Ebd. 1877), wurde 1878 mit dem Schillerpreise ausgezeichnet und sodann im Wiener Stadttheater aufgeführt, wo es sich als ein wirksames Stück von poetischer Kraft erwies. Trotzdem ist es ein Fremdling im Repertoire der deutschen Bühnen geblieben. Auch die Dramen der genialen **Elise Schmidt,** „Judas Ischarioth" (Berl. 1851), „Der Genius der Gesellschaft", „Macchiavelli", „Peter der Große und sein Sohn", erschienen unter dem Titel „Drei Dramen" (Berl. 1856), sind nicht in weitere Kreise gedrungen. Sie sind in hohem Grade geistvoll, belebt von heißester, oft dämonischer Leidenschaft, aber in ihren Effekten nicht selten grell und selbst abstoßend. Die Dichterin wurde am 1. Oktober 1824 zu Berlin geboren, war eine Zeitlang Schauspielerin und Vorleserin und lebt jetzt einzig litterarischen Arbeiten. Ebenfalls nur Buchdramen sind auch die Stücke **Albert Dulks,** „Simson" (Stuttg. 1859), „Jesus der Christ" (Ebd. 1865) u. a., geblieben; sie sind schwungvoll und originell, aber zu wenig bühnengerecht. Dulk wurde am 17. Juni 1819 zu Königsberg geboren, lebte längere Zeit in Ägypten, Arabien und der Schweiz, seit 1858 in und bei Stuttgart und starb dort am 30. Oktober 1884.

Weit glücklicher, als die bisher genannten Dichter, war **Salomon Hermann Mosenthal.** Derselbe wurde am 14. Januar 1821 zu Kassel von jüdischen Eltern geboren, widmete sich anfangs naturwissenschaftlichen Studien, ging dann aber 1842 als Hauslehrer nach Wien, trat hier 1850 in den Staatsdienst, war sodann lange Jahre Vorstand der Bibliothek des Ministeriums für Kultus und Unterricht, wurde 1871 in den österreichischen Ritterstand erhoben und starb plötzlich am 17. Februar 1877 zu Wien. Mosenthal eroberte sich die Bühne durch das Volksschauspiel „Deborah" (Pest 1850) und erhielt sich die Gunst des Publikums durch zwei weitere Volksschauspiele, „Der Sonnwendhof" (Lpzg. 1857) und „Der Schulze von Altenbüren" (Ebd. 1868), sowie durch das Drama „Die deutschen Komödianten" (Ebd. 1863). In der „Deborah" berührte der Dichter einen wunden Fleck des Staats- und Gesellschaftslebens: er brachte die Judenemanzipationsfrage zur Verhandlung. Im Sturmjahre 1848 waren die Juden den Christen in allen Rechten und Pflichten gleichgestellt worden, die Männer der Reaktion hatten diese Neuerungen wieder beseitigt, und der Dichter trat nun abermals für sie ein. Das war gewiß sehr zeitgemäß, allein er suchte nicht durch Gründe zu überzeugen, er suchte nur zu rühren, nur das Mitgefühl

für die Unterdrückten zu erwecken. Zu diesem Zwecke brachte er viele effektvolle, packende Detailschilderungen an, rückte verschiedene Scenen in eine hochpoetische Beleuchtung, konnte damit aber den Grundfehler des Dramas nicht beseitigen. Trotzdem hat sich das Stück bis heute auf dem Repertoire aller Bühnen erhalten, hauptsächlich weil es in der Partie der Deborah eine Paraderolle für Tragödinnen bietet. Die Kraft des Gedankens geht auch dem „Sonnwendhof", dem „Schulzen von Altenbüren", und den „Deutschen Komödianten" ab; auch hier manches rührende Bild, mancher gewinnende Charakterzug, manche geschickt arrangierte Scene, aber keine straffe, aus innerer Notwendigkeit sich entwickelnde Handlung. Von den vielen übrigen Dramen, in denen er teils einen höheren Flug wagen, teils in die Bahn der französischen Sittenstücke einlenken wollte, führen wir „Isabella Orsini", „Madeleine Morel" und „Die Sirene" an. Die „Gesammelten Werke" Mosenthals erschienen 1877 zu Stuttgart in 6 Bänden.

Weit origineller als Mosenthal ist **Albert Emil Brachvogel**. Dieser wurde am 29. April 1824 zu Breslau geboren, genoß, da er bis in sein 18. Jahr stets kränklich war, nur wenig Unterricht, versuchte sich sodann, seiner Vorliebe für das Theater folgend, als Schauspieler, wandte sich aber nach einem wenig ermutigenden Debüt schriftstellerischen Arbeiten zu und starb, noch mitten in neuen Plänen und Arbeiten, plötzlich am 27. November 1878 zu Berlin. Brachvogel besaß eine überaus reiche Phantasie, die mit tropischer Üppigkeit wucherte, und ein starkes dramatisches Talent, aber es fehlte ihm die Bildung, ein geklärter Schönheitssinn, das scharfe Auge für die Erscheinungen und Dinge der Außenwelt. Seine Dichtungen atmen daher sämtlich eine urkräftige, oft gewaltige, tief erschütternde Leidenschaft; aber dem mächtig sprudelnden Quell fehlt die künstliche Fassung. Als er im Jahre 1856 mit seinem Trauerspiel „Narciß" (Lpzg. 1857) überraschte, hoffte man allgemein, das Talent des Dichters werde schnell reifen, und feierte hoffnungsfreudig den Verfasser des „Narciß" als einen zweiten Shakespeare. Allein man sah sich bald getäuscht; Brachvogel kam über den Naturlaut der Leidenschaft nicht hinaus, ja seine weiteren Stücke „Adalbert vom Babenberge" (Lpzg. 1858), „Der Usurpator" (Ebd. 1860), „Der Sohn des Wucherers" (Berl. 1864) ꝛc. waren nur noch barocker und unzulänglicher und verschwanden schnell wieder von der Bühne. Das Trauerspiel „Narciß" hat sich dagegen auf dem Repertoire erhalten, weil es verschiedene außerordentlich packende, besonders durch den Kontrast wirkende Scenen besitzt und von einem seltsam-reizvollen Zwielicht durchleuchtet wird. Verstimmt durch die Mißerfolge, wandte sich Brachvogel nun dem historischen Romane zu und schrieb über fünfzig Bände, „Friedemann Bach" (3 Bde., Berl. 1858), „Schubart und seine Zeitgenossen" (4 Bde., Lpzg. 1864), „Beaumarchais" (3 Bde., Ebd. 1865), „William Hogarth" (3 Bde., Berl. 1866), „Die Grafen Barfus" (4 Bde., Lpzg. 1869), „Der fliegende Holländer"

(4 Bde., Berl. 1871) ꝛc. Alle diese Werke besitzen dieselben Vorzüge und dieselben Mängel, wie die Dramen des Verfassers; sie sind geistvoll, originell, aber ohne klare Entwickelung, nicht selten verworren, und geben niemals ein richtiges Bild von der Zeit, die sie schildern. Nach dem deutsch-französischen Kriege gab Brachvogel außerdem „Die Männer der deutschen Zeit. Biographieen deutscher Fürsten, Staatsmänner und Helden" (4 Bde., Hannov. 1874—75) heraus, auch arbeitete er an einer „Geschichte des Königlichen Theaters zu Berlin", von der jedoch nur der erste Band 1877 zu Berlin erschien.

Einen glücklichen Wurf that Hermann Hersch (1821—70) mit seinem Schauspiele „Anna-Lise" (Frankf. 1859), in welchem zwar ohne viel Aufwand von Geist, aber mit frischem Humor der bekannte Liebeshandel des jungen Fürsten Leopold von Dessau, des nachmaligen „alten Dessauers", vorgeführt wird. Ziemlich unbeachtet blieben die Dramen von Peter Lohmann (geb. 1833), die sich durch einen sorgfältigen Aufbau auszeichnen. Sie erschienen unter dem Titel „Dramatische Werke" (2. Aufl., 4 Bde., Lpzg. 1875). Nur vorübergehend zogen die Stücke von Alexander Rost (1816—1875) die Aufmerksamkeit auf sich. Wir nennen von ihm „Ludwig der Eiserne", „Berthold Schwarz" und „Der ungläubige Thomas", die in derber, volkstümlicher Sprache geschrieben sind. Seine „Dramatischen Dichtungen" erschienen in 6 Teilen 1867—68 zu Weimar. Von warmem Patriotismus werden die Dramen von Wilhelm Genast (geb. 1822), „Bernhard von Weimar" (Weimar 1853) und „Florian Geyer" (Ebd. 1857), getragen. Dasselbe muß von den Dramen Gustav von Meyerns (1820 bis 1878), besonders von dem Schauspiel „Heinrich von Schwerin" (Berl. 1859), gesagt werden. Theodor Gaßmann (1828—1871) schrieb nur das Volksdrama „Die Juden in Worms" (Berl. 1860) und wandte sich dann dem leichten Lustspiele zu.

Schließlich sei bei den Dramatikern der in Rede stehenden Zeit auch noch der Possendichter gedacht. Die Posse ist die Nachfolgerin des Vaudevilles; es will in ihr — wenigstens in der Posse der fünfziger Jahre — der politisierende Kleinbürger zu Worte kommen, der Schuster in der Reetzengasse, der gebildete Hausknecht, der Maschinenbauer, die Köchin Juste, und dabei entwickeln sich denn natürlich die wunderlichsten Quodlibets. Couplets, Rührscenen, Späße, Genrebilder, Purzelbäume, alles tummelt sich bunt durcheinander; von einer regelrechten Handlung ist keine Rede; die Scenen schieben sich aneinander, wie es gerade paßt. Trotzdem darf die Bedeutung der Posse der fünfziger Jahre nicht unterschätzt werden; es offenbarte sich in ihr die politische Tagesstimmung, und infolgedessen war sie eine Macht. Ihre eifrigste Pflege fand sie in Berlin, zunächst durch David Kalisch (1820—1872), den Meister des Couplet und des schlagenden Witzes, der „Hunderttausend Thaler", „Ein gebildeter Hausknecht", „Der Aktienbudiker" ꝛc. schrieb, sodann durch August

Weirauch (1818—1883), der „Die Maschinenbauer von Berlin“ und „Kieselack und seine Nichte vom Ballett“ verfaßte, A. Hopf, Emil Pohl, Rudolf Hahn, Ed. Jakobson, Hermann Salingré, Rudolf Kneisel, Heinrich Wilken u. a. Für das Wiener Possen-Repertoire sorgte der liebenswürdige Friedrich Kaiser (1814—1874) der über 100 Stücke lieferte, von denen verschiedene, wie „Die Frau Wirtin“, „Mönch und Soldat“, „Stadt und Land, oder der Viehhändler aus Oberösterreich“, „Eine Posse als Medizin“ 2c., außerordentlichen Beifall fanden, O. F. Berg (Pseudonym für O. F. Ebersberg, 1833—1886), der „Ein Wiener Dienstbote“, „Einer von uns're Leut'“ 2c. schrieb, Anton Langer, Haffner, Elmar u. a. In Dresden trat Gustav Räder (1811—1868) mit den drolligen Zauberpossen „Aladin oder die Wunderlampe“, „Die verwunschene Prinzessin“, „Robert und Bertram“ 2c., in München Prüller mit den naiv-treuherzigen Schwänken „Die schöne Klosterbäuerin“, „Da Toni und sein Burgei“ 2c. hervor.

Die Lyrik mußte in dieser Zeit des langsamen Erwachens, der Sorgen um die Hebung des Wohlstandes, der Gründungen von Aktiengesellschaften und Fabriken erheblich zurücktreten; wir begegnen daher auch nur verhältnismäßig wenig Dichtern, die das Lied und die Ballade pflegten; der eigenartigste von ihnen ist **Hermann Lingg**. Lingg wurde am 22. Januar 1820 zu Lindau am Bodensee geboren, studierte Medizin und war längere Zeit Militärarzt, wobei er abwechselnd in Augsburg, Straubing und Passau lebte. Im Jahre 1851 ließ er sich wegen Kränklichkeit pensionieren, siedelte nach München über und lebt dort, vor Nahrungssorgen durch ein Jahrgehalt des Königs Maximilian II. von Bayern geschützt, einzig und allein der Poesie. Die erste Sammlung seiner Gedichte wurde von Emanuel Geibel 1854 zu Stuttgart herausgegeben und zog schon aus diesem Grunde die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; doch auch ohne die glänzende Flagge würden diese kraftvollen Gesänge und großartigen Bilder nicht unbemerkt geblieben sein. Ihre Grundfärbung ist vorwiegend eine düstere, tief-ernste, besonders in dem „Geschichte“ überschriebenen Abschnitte, mit dem der Band eröffnet wird, und der auch das Beste enthält, was der Dichter geschaffen hat. Er entwirft hier Bilder teils von Helden, wie in den Gedichten „Kinur“, teils von Zuständen, wie in „Der Bannstrahl“, „Die Vehme“, „Der schwarze Tod“ (siehe unten), und zeichnet dabei mit den kräftigsten Strichen, koloriert mit den lebendigsten, sattesten Farben; aber er weiß nur selten eine Idee in seine Gemälde zu legen. Wiederholt fragt man sich, warum schildert der Dichter dies, was will er damit, aus welchem Grunde sucht er uns dafür zu interessieren. In den „Vermischten Gedichten“, die sodann folgen, bietet er manches warmempfundene Stimmungsbild, manche feine Naturschilderung (s. u. „Stanzen“), doch bleibt er auch hier sehr oft bei der nackten Thatsache stehen. Unbedeutend sind die beiden letzten Abschnitte „Weltleben“

und „Sonette“. Die Sprache Linggs ist oft schwungvoll und von hoher Schönheit, aber auch oft trivial und ungelenk; nicht selten kommen die schwerfälligsten Zusammensetzungen von Wörtern und die gewagtesten Satzverrenkungen vor. Von seinen weiteren Gedichtsammlungen „Vaterländische Balladen und Gesänge“ (München 1868), „Gedichte. Zweiter Band“ (Stuttg. 1868), „Gedichte. Dritter Band“ (Ebd. 1870), „Schlußsteine. Neue Gedichte“ (Berl. 1878) und „Lyrisches. Neue Gedichte“ (Wien und Teschen 1885) heben wir nur die beiden letzteren hervor, weil sie wieder manches glänzende Bild, wie „Julius Cäsars Bestattung“, und manche feine Naturschilderung („Mond im See“, „Winter im Gebirge“, „Frühlings Abschied“, „Abendlied“, „Bergseestille“ 2c.) bieten. Leider enthalten sie auch zugleich erstaunlich viel Unbedeutendes, ja selbst Geschmackloses. Am unangenehmsten berührt das Gedicht „Judas“, in welchem der Dichter auch noch der historischen Wahrheit ins Gesicht schlägt. Er läßt den Verräter sich schließlich in einen Abgrund stürzen, während doch jedes Kind weiß: „er ging hin und erhenkte sich“. Neben diesen Gedichten schrieb Lingg noch eine große epische Dichtung „Die Völkerwanderung“ (Stuttg. 1865—68) und verschiedene Dramen und Novellen. „Die Völkerwanderung“ ist ohne Zweifel ein bedeutendes Werk, doch krankt sie an einem schweren Fehler: es mangelt ihr die Einheit. Sie umfaßt einen Zeitraum von 200 Jahren, führt uns vom Innern Asiens über ganz Europa hinweg bis nach Afrika und bringt uns mit einer Unmasse von Völkern und Helden zusammen, so daß ein künstlerischer Aufbau des Ganzen rein unmöglich gewesen ist. Dagegen überrascht sie, besonders im ersten und zweiten Buche, durch eine Reihe großartiger und wahrhaft genialer Bilder und Charakteristiken. Gleich der Anfang des Gedichtes, „Der Aufbruch der Hunnen“, ist packend. Der personifizierte Hunger mit langem, wirrem Bart und abgedörrtem Kiefer schreckt die Nomaden von dem Steppenhochland Asiens als sein Siegesheer nach Europa hinein, damit sie „niederblitzen wie Hagel, der die Saaten niederstreckt“. Gegen das Ende hin ermattet der Dichter, und statt zuletzt eine große Perspektive zu eröffnen, schließt er mit einer unbedeutenden Greuelsepisode. Die Sprache ist auch hier, wie in den Gedichten, teils schwungvoll, prächtig und gedankenreich, teils trivial, geschmacklos und schwerfällig. Die Dramen Linggs, „Violante“, „Der Doge Candiano“, „Berthold Schwarz“, „Macalda“ 2c. sind wertlos, es mangelt ihnen sowohl an einem bühnengerechten Aufbau, wie an einer scharfen Charakteristik der Personen. Lingg besitzt offenbar ein großes dichterisches Talent, allein es ist nicht zur vollen Entfaltung gekommen; oft bricht es hervor „wie mit Feuersflammen“, dann schläft es wieder, während es kräftig daherschreiten sollte, und darum fehlt den meisten Linggschen Dichtungen sowohl in bezug auf den Gedanken, wie in bezug auf die äußere Form die klassische Klarheit und Harmonie.

Der schwarze Tod.

Erzittre, Welt, ich bin die Pest,
Ich komm' in alle Lande
Und richte mir ein großes Fest;
Mein Blick ist Fieber: — feuerfest
Und schwarz ist mein Gewande.

Ich komme von Ägypten-Land
In roten Nebelschleiern,
Am Nilusstrand im gelben Sand
Entsog ich Gift dem Wüstenbrand,
Und Gift aus Dracheneiern.

Thalein und -aus, bergauf und -ab,
Ich mäh' zur wüsten Heide
Die Welt mit meinem Wanderstab,
Ich setz' vor jedes Haus ein Grab
Und eine Trauerweide.

Ich bin der große Völkertod,
Ich bin das große Sterben;
Es geht vor mir die Wassersnot,
Ich bringe mit das teure Brot,
Den Krieg hab' ich zum Erben.

Es hilft euch nichts, wie weit ihr floht,
Ich bin ein schneller Schreiter,
Ich bin der schnelle schwarze Tod,
Ich überhol' das schnellste Boot,
Und auch den schnellsten Reiter.

Dem Kaufmann trägt man mich ins Haus
Zugleich mit seiner Ware;
Er freut sich hoch, er lacht beim Schmaus,
Ich steig' aus seinem Schatz heraus
Und streck' ihn auf die Bahre.

Mir ist auf hohem Felsvorsprung
Kein Schloß zu hoch, ich komme;
Mir ist kein junges Blut zu jung,
Kein Leib ist mir zu jung genung,
Mir ist kein Herz zu fromme.

Wem ich nur schau' ins Aug' hinein,
Der mag kein Licht mehr sehen;
Wem ich gesegnet Brot und Wein,
Den hungert nur nach Staub allein,
Den durstet's, heimzugehen.

In Asien starb der große Chan;
Auf Indiens Zimmetinseln
Starb Negerfürst und Muselman;
Man hört auch nachts in Ispahan
Beim Aas die Hunde winseln.

Byzanz war eine schöne Stadt,
Und blühend lag Venedig;
Nun liegt das Volk wie welkes Blatt,
Und wer das Laub zu sammeln hat,
Wird auch der Mühe ledig.

An Nordlands letztem Felsenriff
In einen kleinen Hafen
Warf ich ein ausgestorbnes Schiff,
Und alles, was mein Hauch ergriff,
Das mußte schlafen, schlafen.

Sie liegen in der Stadt umher,
Ob Tag' und Monde schwinden;
Es zählt kein Mensch die Stunden mehr,
Nach Jahren wird man öd' und leer
Die Stadt der Toten finden.

Stanzen.

Zu Boden sinkt von meinen Tagen
Die Lust an allem, Blatt um Blatt;
Ich fühl's mit Schmerz und mag nicht klagen,
Längst bin ich auch der Klage satt.

Verhüllt nur rollt ein inn'res Drängen,
Ein unerfülltes Zukunftwort,
Ein Strom von heißen Glutgesängen
In meiner Brust unglücklich fort.

Unglücklich, denn es blieb kein Streben,
Selbst meine Seele nicht mehr mein;
Dem späten Herbsttag gleicht mein Leben,
Dem Herbsttag ohne Sonnenschein.

Vielleicht nur kurz, bevor es dunkelt,
Daß auch noch mir ein Abend glüht,
Ein müder letzter Strahl, und funkelt
Auf Tage, denen nichts mehr blüht.

Auf Lingg lassen wir **Wilhelm Jordan** folgen, der mit seinem Hauptwerke, der episch-dramatischen Dichtung „Demiurgos", eine ebenso abgesonderte Stellung einnimmt, wie der Dichter der „Völkerwanderung". Jordan klärt uns in seinem Werke „Die Erfüllung des Christentums" (Frankf. 1879) selbst über das Wesen seiner Poesie auf. „Was die Poesie Goethes in naiver und deshalb so unnachahmlich bezaubernder Weise zu sein begonnen hatte," sagt er dort, „indem sie eine Reihe noch unerforschter Gesetze ahnend vorwegnahm mit der bloßen Anschauung und fast unvermittelt selbstgewisser Naturoffenbarung eines riesigen Genies, das trachtet die meinige zu sein in vollbewußter und allseitiger Durchführung: Die Poesie der wissenschaftlichen Erkenntnis." Leider geht uns für die entsprechende Würdigung dieser Poesie das nötige Verständnis ab. „Demiurgos" (3 Bde., Lpzg. 1852—1854) ist uns nur eine überaus formlose Dichtung, in der sich der Verfasser über Welt und Leben, Geographie und Astronomie, Staat und Kirche, Steuern und Revolution, Landwirtschaft und Industrie, kurz über alles ausspricht, was den gebildeten Menschen interessiert und nicht interessiert. Offenbar beabsichtigte der Verfasser eine Art moderner Theodicee zu liefern, aus welcher wir die Überzeugung gewinnen möchten, daß alles, was geschieht, den Menschen zum Segen gereicht, und aus welcher speziell das Publikum der fünfziger Jahre den Trost schöpfen sollte, daß auch die Mißerfolge von 1848 nur Gutes bringen würden. Diese Absicht ist gewiß lobenswert, und Jordan hat, um sie zu erreichen, viel Scharfsinn aufgewendet, viel dichterischen Schwung entfaltet, aber er mußte weit hinter dem Ziel zurückbleiben, weil er es an einem festgegliederten Aufbau fehlen ließ. Die Dichtung ist ein Sammelsurium von geistreichen Gedanken und anziehenden Episoden, aber kein Kunstwerk. Eine größere Sorgfalt auf eine harmonisch sich entwickelnde Handlung verwandte der Dichter bei den pointenreichen und graziösen Lustspielen „Die Liebesleugner" (Frankf. 1856), „Durchs Ohr" (Ebd. 1865), „Sein Zwillingsbruder" (Ebd. 1883) und „Tausch enttäuscht" (Ebd. 1884) und dem Trauerspiel „Die Witwe des Agis" (Ebd. 1858). Neuerdings hat er eine kraftvolle Neudichtung der Nibelungen: „Die Sigfriedssage" (2 Bde., Ebd. 1868) und „Hildebrants Heimkehr" (2 Bde., Ebd. 1874), sowie eine meisterhafte Übersetzung von Homers „Odyssee" (Ebd. 1875) herausgegeben und außerdem einen Roman, „Die Sebalds" (2 Bde., Stuttg. 1885), veröffentlicht, in welchem er sich vorwiegend mit den religiösen Fragen der Gegenwart beschäftigt. Er vertritt dabei die Ansicht, daß mit der zunehmenden Bildung eine Versöhnung aller Kirchen ermöglicht und aus der jetzigen Religion der Weltflucht eine Religion der Weltfreude geschaffen werden könne. Dieser Grundgedanke hat sich jedoch nicht vollständig rein zur Dichtung kristallisiert; an vielen Stellen ergeht sich der Verfasser in langen wissenschaftlichen Darlegungen und dogmatischen Auseinandersetzungen, die, so geistreich und feinsinnig sie auch an und für sich

sind, doch die Harmonie des poetischen Kunstwerkes vernichten und den Zauber der Poesie zerstören. Der Dichter wurde am 8. Februar 1819 zu Insterburg in Ostpreußen geboren, studierte erst Theologie, dann Philosophie und Naturwissenschaften, wurde 1848 zum Abgeordneten für das Frankfurter Parlament gewählt und nach Gründung der deutschen Flotte als Ministerialrat in die Marineabteilung des Reichsministeriums für Handel berufen; nach der Versteigerung der Flotte wurde er pensioniert und lebt seitdem in Frankfurt am Main.

Von den übrigen Lyrikern der Epoche heben wir hervor: den volkstümlichen Karl Wilhelm Osterwald (geb. 1820), den schwungvollen Romanzendichter Hugo von Blomberg (1820—1871), den feinfühligen Peter Johann Willatzen (geb. 1824), den gemütvollen, besonders seiner Kinderlieder wegen geschätzten Hermann Kletke (1813—1886), Feodor Löwe, Karl Altmüller, Hermann Kunibert Neumann, Friedrich Hornfeck, Adolf Peters, Hugo Oelbermann, Friedrich Marc, den Naturdichter Karl Weise, den Humoristen Ludwig Eichrodt und die religiöse Tendenzen verfolgenden Ernst Heinrich Pfeilschmidt, Georg Wilhelm Schulze, Leberecht Uhlich und Eduard Baltzer.

Das Erwachen neuen Lebens machte sich aber nicht nur in den Städten, nicht nur vermittelst der hochdeutschen Sprache bemerkbar, es zeigte sich auch auf dem Lande, in den Dörfern, Weilern und Forsthäusern, und hier kam es in Dialektdichtungen zum Ausdruck. Nachdem Luther eine allgemeine Schriftsprache geschaffen hatte, waren die Dialekte schnell in der allgemeinen Achtung gesunken; man blickte schließlich mit vornehmer Geringschätzung auf sie herab, da sie ja nichts weiter waren, als die Sprache des ungebildeten gemeinen Mannes. Infolgedessen fristete die Dialektdichtung nur kümmerlich ihr Leben, und selbst der „Prophet" Hebel änderte durch sein Auftreten an ihrer allgemeinen Lage nichts; seine „Alemannischen Gedichte" blieben nur eine originelle Kuriosität. Erst die tiefe Bewegung von 1848 brachte die Wendung zum Bessern. In der Revolution kam auch das „Volk" wieder zu Ehren, man erkannte in ihm den Grundstock, das Fundament der Nation; zugleich riß der Aufstand die Landbevölkerung aus ihrer Dumpfheit und Teilnamlosigkeit empor und erweckte in ihr ein neues geistiges Leben. Die Reaktion vermochte die Landbevölkerung nicht wieder zu ihrer früheren Bedeutungslosigkeit und Dumpfheit herabzudrücken; als die erste Niedergeschlagenheit überwunden war, regten sich auch bald die einmal geweckten geistigen Kräfte wieder, und mit ihnen machten sich Stimmungen geltend, traten Wünsche hervor, die nun nach einem Ausdrucke rangen. Dieser aber konnte im obwaltenden Falle nur in der vertrauten Sprache der Mutter gefunden werden, und darum wählten die Dichter, die sich nun zum Dolmetsch dieser Stimmungen und Wünsche machten, den Dialekt. Die Dialektdichtung, welche mit dem Erwachen neuen Lebens auftauchte, ist also aus dem innersten Geistes- und Herzensleben der einzelnen Volksstämme

hervorgegangen; der Dialekt ist mithin nicht der Dichtung äußerlich angehängt, sondern er ist ein wesentliches Zubehör derselben. Es war auch nicht ein zufälliges Belieben, daß der Poet seine Dichtung im Dialekte schrieb, sondern es war eine Notwendigkeit; er sprach in seiner Dichtung aus dem Geiste seines Stammes heraus und konnte so herzlich, so innig, so rührend, so ergreifend — so wahr nur in der Sprache seines Stammes reden. Übersetzt man daher Dialektdichtungen ins Hochdeutsche, so verlieren sie ihren Zauber.

Norddeutschland war von der allgemeinen Bewegung am lebhaftesten ergriffen worden, die Dialektdichtung schlug daher auch dort ihre tiefsten Töne an. Der erste, welcher die neue Sangweise wagte, war **Klaus Groth.***) Dieser wurde am 24. April 1819 zu Heide, dem Hauptorte in Norderdithmarschen, geboren, wirkte eine Zeitlang als Elementarlehrer, eignete sich dann aber eine umfassendere Bildung an, habilitierte sich 1857 an der Universität Kiel und wirkt daselbst seit 1866 als Professor der deutschen Sprache und Litteratur. Groth erfaßte seine Aufgabe als Dialektdichter sofort aufs richtigste; er bot Schilderungen aus dem Kleinleben seiner Heimat, zeichnete die charakteristischen Figuren seines Stammes, entwarf Bilder aus der Vergangenheit desselben und rückte diese ganze Welt in jene wehmütig-melancholische Beleuchtung, die ihr Hauptmerkmal bildet. Dabei lauschte er der Sprache alle ihre Reize ab, alle ihre innigen Herzenstöne, ihre weichen Schmeichel- und ihre rührenden Klagelaute. Gesammelt gab er diese Gedichte unter dem Titel „Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart" (Hamb. 1852) heraus. Wenige Jahre später veröffentlichte er auch „Vertelln" (Kiel 1856), die jedoch sehr bald durch Reuters Erzählungen und Romane verdunkelt wurden.

Fritz Reuter folgte Groth auf dem Fuße nach und schilderte norddeutsches Denken und Fühlen, norddeutsche Sitte und Art in noch breiteren und farbenreicheren Bildern; die mannigfachsten Lebensumstände und ein glücklicher Humor hatten ihn dazu tüchtig und geschickt gemacht wie keinen zweiten plattdeutschen Dichter. Reuter**) wurde am 7. November 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin geboren und wuchs in auskömmlichen Verhältnissen und mitten unter tüchtigen, originellen Menschen auf. Im Jahre 1831 bezog er die Universität Rostock, um die Rechte zu studieren, ein Jahr später die Universität Jena. Dort lebte noch aus den Zeiten der Burschenschaft her in der Studentenwelt eine alte Begeisterung für deutsche Macht und Herrlichkeit, die nach dem

---

*) Vergl. Ed. Hobein, Über Klaus Groth u. s. Dichtungen. Hamb. 1865.

**) Vergl. Adolf Wilbrandts Biographie des Dichters im 14. Bande der „Sämtl. Werke", ferner: Herm. Ebert, Fritz Reuter. Sein Leben u. s. Werke. Güstrow 1874, Otto Glagau, Fritz Reuter u. s. Dichtungen. Neue umgearb. Aufl. Berlin 1875 und Friedrich Latendorf, Zur Erinnerung an Fritz Reuter. (Enthält eingehende Untersuchungen über des Dichters Vorfahren). Poesneck 1879.

Fritz Reuter.

Ausbruche der Julirevolution aufs neue emporloderte. Auch Fritz Reuter wurde von ihr erfaßt und gab sich ihr mit jugendlichem Enthusiasmus hin; dafür mußte er aber sehr bald büßen. Als er im Herbst 1833 nach Berlin kam, wurde er dort plötzlich ergriffen und als der Demagogie verdächtig in die Hausvogtei gesteckt. Darauf ward ihm der Prozeß gemacht, der sich ein ganzes Jahrlang hinzog und schließlich mit seiner Verurteilung zum Tode endete. Das Urteil kam jedoch nicht zur Vollstreckung, sondern der Staatsverbrecher wurde zu dreißigjähriger Gefängnisstrafe begnadigt. In dem Prozesse war zu Tage gekommen, daß der Angeklagte Projekten „zur Herbeiführung einer freien und einheitlichen Verfassung Deutschlands“ nahe gestanden habe; freilich nur Projekten. „Zum Thun“, bemerkt er selbst, „waren wir zu schwach, zum Schreiben zu dumm — da haben wir's denn gut deutsch gemacht und geredet, freilich auch auf einer deutschen Universität am hellen, lichten Tage die deutschen Farben getragen.“ Er wurde nun zunächst nach Silberberg gebracht, dann nach Glogau, Magdeburg und Graudenz, bis er 1839 auf Verwenden des Großherzogs von Mecklenburg an die mecklenburgische Festung Dömitz ausgeliefert wurde, wobei sich jedoch Friedrich Wilhelm III. ausdrücklich das Recht der Begnadigung vorbehielt. Reuter saß nun zwar auch ferner hinter Schloß und Riegel, hatte sich jedoch einer weit milderen Behandlung zu erfreuen und wurde vom Großherzog, als Friedrich Wilhelm III. 1840 starb, ohne jede Unterhandlung mit Preußen in Freiheit gesetzt. Glücklicherweise war sein Körper durch die lange Haft in oft sehr ungesunden Zellen noch nicht gebrochen; mit den juristischen Studien, die er wieder aufzunehmen versuchte, wollte es aber nicht mehr gehen; er wandte sich daher der Landwirtschaft zu und suchte sich in der Ökonomie seines Vaters nützlich zu machen. Als der Vater jedoch starb und die Hinterlassenschaft sich als nur sehr unbedeutend erwies, mußte das väterliche Besitztum verkauft werden, und Fritz Reuter zog nun, heimats- und berufslos, mehrere Jahre die Vetterstraße, überall, wo er hinkam, seines Humors, seiner vielen Anekdoten und Schwänke wegen, die er sehr lebendig zu erzählen wußte und auch nach und nach in Reime brachte, ein gern gesehener Gast. Dieses Wanderleben nahm erst 1850 ein Ende; die Liebe ergriff das Herz des Dichters, und nun galt es, einen festen Wohnsitz zu nehmen und einen Beruf zu wählen. Reuter ließ sich daher in Treptow als Privatlehrer nieder und versuchte es auch mit der Herausgabe eines Lokalblättchens; allein der Ertrag war hier wie dort ein kärglicher, glücklicherweise, können wir heute sagen, denn der Dichter kam nun auf den Gedanken, seine Anekdoten, Schnurren und Schwänke, die ja immer so gern gehört wurden, zu sammeln und in einem Bande unter dem Titel „Läuschen un Rimels“ (Anklam 1853) herauszugeben; vielleicht fänden sie auch in weiteren Kreisen Beifall. Und der Verfasser hatte sich nicht getäuscht, der Erfolg war sofort ein glänzender. Infolgedessen sah

sich der Dichter ermutigt, weiter auf dem neuen Pfade fortzuschreiten, schrieb noch in Treptow „Die Reis' nah Belligen. Poetische Erzählungen in niederdeutscher Mundart" (Treptow 1855), zog dann 1856, da sich seine Verhältnisse bereits gebessert hatten, nach Neubrandenburg und verfaßte hier „Der 1. April 1856, oder: Onkel Jakob und Onkel Jochem", Lustspiel in 3 Akten und „Blücher in Teterow", Schwank in 1 Akt (in einem Bändch. ersch. Greifsw. 1857), „Läuschen un Rimels. Neue Folge" (Neubrandenb. 1858), „Kein Hüsung" (Greifsw. 1858), „Hanne Nüte un de lütte Pudel. Ne Vagel- un Minschengeschichte" (Ebd. 1859), „Olle Kamellen (d. i. alte Geschichten). 1. Teil: Twei lustige Geschichten (1. Woans ik tau 'ne Fru kamm. — 2. Ut de Franzosentid.)" (Ebd. 1860), „Schurr Murr" (Ebd. 1861), „Olle Kamellen. 2. Teil: Ut mine Festungstid" (Ebd. 1863), „Olle Kamellen. 3. bis 5. Teil: Ut mine Stromtid" (Ebd. 1862—64). Jetzt war der Dichter bereits ein berühmter und wohlhabender Mann geworden; er baute sich am Fuße der Wartburg eine behagliche Villa, siedelte 1863 nach derselben über und schrieb hier noch: „Olle Kamellen. 6. Teil: Dörchläuchting" (Ebd. 1866) und „Olle Kamellen. 7. Teil: De mecklenbörgischen Montecchi un Capuletti, oder: De Reis' nah Konstantinopel" (Ebd. 1868). Leider traten jetzt Nachwehen seiner siebenjährigen Kerkerhaft, die ihn bisher nur von Zeit zu Zeit heimgesucht, heftiger auf, und er verfiel in ein langes, qualvolles Siechtum, aus dem ihn der Tod erst am 12. Juli 1874 erlöste.

Fritz Reuters Schriften sind sämtlich mit ungeteiltem Beifall aufgenommen worden, haben jedoch beiweitem nicht alle gleichen Wert. Reuter besaß nur eine geringe Erfindungsgabe, auch nicht die Fähigkeit, eine reichere Handlung künstlerisch aufzubauen und lebendig, spannend zu entwickeln; es sind mithin diejenigen Dichtungen, welche er frei erfand, seine schwächsten: „De Reis' nah Belligen", „Kein Hüsung", „Hanne Nüte" und „De Reis' nah Konstantinopel". Glücklicher war er schon da, wo er mit seinem behaglichen Humor, seiner Freude am tollen Schwank in den deutschen Anekdotenschatz griff; seine liebenswürdige Art zu erzählen und darzustellen war hier bereits so bestrickend, daß man unwillkürlich den Dichter und seine Gaben, die „Läuschen un Rimels" und die aus Anekdoten zusammengesetzte Novelle „Dörchläuchting", liebgewinnen mußte. Innig und herzlich wurde er jedoch erst da, wo er uns memoirenähnliche Erinnerungen bot, die Geschichte seiner Leidenszeit in „Ut mine Festungstid", und zum wirklich schaffenden Poeten erhob er sich erst in denjenigen Werken, in welchen er Jugendeindrücke und Überliefertes dichterisch umgestaltete, in seinen Meisterwerken „Ut de Franzosentid" und „Ut mine Stromtid". Hier ist er unübertrefflich in der Schilderung der Situationen sowohl, wie in der scharfen Zeichnung der Charaktere, und da er immer ganz so empfindet wie seine Personen, so tragen seine Erzählungen den Stempel der unbezweifelbaren Wahrheit.

Welches frische Leben tritt uns entgegen mit dem Onkel Herse, der Mamsell Westphalen, dem Fritz Sahlmann in „Ut de Franzosentid" und dem würdigen Havermann, dem „Ökonomiker" Fritz Triddelsitz, den Nüßlers, dem Pastor und der Frau Pastorin Behrens, dem prächtigen alten Juden Moses, vor allem aber dem unsterblichen Entspekter Bräsig. Bräsig ist eine Charakterfigur, wie sie kräftiger und origineller nicht gedacht werden kann; er ist die Hauptperson des Romans, die überall auftritt, wo eine entscheidende Handlung vor sich geht; er giebt überall den Ausschlag und trifft überall das Rechte; dabei ist er von einem Humor belebt, der jederzeit unwiderstehlich fortreißt. Weil sein „gnedigst Herr Graf" keinen verheirateten „Entspekter" leiden wollte, blieb er ein Junggeselle, aber zeit seines Lebens trägt er eine warme reine Liebe zur Schwester seines Freundes Havermann, zur späteren „Madam Nüßler", im Herzen, und für ihr „lütt Kropzeug von Dirns", die Zwillinge Lining und Mining, hegt er eine väterliche Zuneigung, als wenn es doch eigentlich „seine" wären. Und als die beiden Mädchen konfirmiert werden, wobei er natürlich assistiert, bangt er für seine „Päth" Mining, daß sie „die große Wasserfrage kriegen" (Wasser thut's freilich nicht, sondern der Geist Gottes 2c.) und darin stecken bleiben werde — weil er selber sie vergessen hat. Er ist ein treuer Freund, der überall hilft und ohne alle Sentimentalität tröstet und wieder aufrichtet. Als Havermann in Not gerät, da ist er es, der dem Gebeugten die rettende Hand reicht. Tief rührend ist die Scene, in welcher er mit dem armen Manne, der sich so schlimm mit dem Leben verrechnet hatte, zusammensitzt und, um ihn etwas aufzuheitern, auf andere Gedanken zu bringen, die Unterhaltung auf die Jugenderinnerungen lenkt, auf jene schöne Zeit, da sie beide noch die Wirtschaft erlernten und Pastor Behrens, der damals noch Kandidat war, sie „in der Provat" hatte. „Karl", sagt er zu Havermann, „weitst woll noch mit's Rechen, als wir in die Regeldetri kamen? — Man suche die vierte unbekannte Größe — un denn wurd erst der Ansatz genommen, un denn gung's los! In der Fixigkeit war ich Dir über, aber in der Richtigkeit warst Du mir über, auch in der Ottographie; aber in dem Stiel, in Briefschreiben un's Hochdeutsche, da war ich Dir wieder über, und in diesen Hinsichten habe ich mir nachher immer weiter befleißigt." Schließlich ist er auch im Revolutionsjahre ein wackerer Politiker, hält im Rahnstädter Reformverein eine kräftige Rede und thut darin den berühmten, durchschlagenden Ausspruch: „Die große Armut der Stadt (mit der man sich eben beschäftigt) kommt her von der großen Powerteh." Diese Prachtgestalt des Entspekter Bräsig ist denn auch populär geworden wie kaum eine andere Figur einer neueren Dichtung, und sie wird fortleben, so lange es noch Sinn für echten, gesunden Humor giebt.

Nach Fritz Reuter sind noch anzuführen: Der Hannoveraner Wilhelm Schröder (1808—1878), der Bearbeiter von „Dat Wetloopen twischen dem

Swinegel un den Hasen up de lütje Haide bi Buxtehude" (Hannov. 1868) und Verfasser von einer großen Anzahl plattdeutscher Geschichten und Gedichte, die er unter dem Titel „Haideland un Waterkant" (5 Bdchn., Berl. 1872) herausgab, die Mecklenburger Friedrich Eggers (1819—1872), der „Tremsen" (Bresl. 1875), und Adolf Quitzow (geb. 1812), der „Meckelnbörger Geschichten" (Lpzg. 1875), der Lauenburger Heinrich Burmester (geb. 1839), der „Ohmvetter" (Bergedorf 1877), „Harten Leina" (2 Bde., Berl. 1884) 2c., der Holsteiner Joachim Mähl (geb. 1827), der „Stuckschen ut de Mus' kist" (4 Bde., Altona u. Hamb. 1867—1871), der Lübecker Karl Theodor Gaedertz (geb. 1855), der die freundliche Gedichtsammlung „Fulklapp! Leeder un Läuschen" (Hamb. 1879), der Bremer Wilhelm Rocco, der verschiedene humoristische Erzählungen veröffentlichte, J. H. D. Meyer (geb. 1829), John Brinkmann, Alwine Wuthenow u. a. Im münsterländischen Dialekte schrieb Ferdinand Zumbrook (geb. 1817) mehrere Bändchen Geschichte. Die schlesischen Gedichte Holteis haben wir bereits erwähnt; „Gedichte in schlesischer Gebirgsmundart" (Schweidn. 1854) verfaßte H. Tschampel, Humoresken in schlesischer Mundart Robert Rößler (1838—1883), ganz köstliche Schelmenlieder und Humoresken im Leipziger Dialekt Edwin Bormann (geb. 1851), in Nürnberger Mundart W. Marx, in Frankfurter Friedrich Rausch (geb. 1816), in altbayrischer J. A. Panghofer (1804—1854), in oberbayrischer der frische, warmherzige Karl Stieler (1842—1885), in oberbayrischer und pfälzischer der gemütvolle und formgewandte Franz von Kobell (1803—1882), in pfälzischer ferner K. Ch. G. Nadler (1809—1849) und der behaglich-humoristische M. Barack (geb. 1832), in alemannischer Theodor Meyer-Merian (1818—1869), in schwäbischer Adolf Grimminger (geb. 1827), in österreichischer der besonders unter dem Pseudonym Dr. Märzroth bekannte Humorist Moritz Barach (geb. 1818), in oberösterreichischer Anton Gartner (1817—1858), in niederösterreichischer Johann Gabriel Seidl (1804—1875) und Joseph Misson (1803—1875), in obderennsscher der tiefgemütvolle originelle Franz Stelzhamer (1802—1874), in schweizerischer der auch durch seine Dichtungen in hochdeutscher Sprache hervorzuhebende Adrian von Arx (1817—1859), Johannes Staub (geb. 1813), Heinrich Rüegg (1825—1872), Rudolf Kilchsperger (1826—1873), Jakob Mähly (geb. 1828) u. a.

Wenden wir uns schließlich noch zu den Unterhaltungsschriftstellern der in Rede stehenden Epoche, so treten uns zunächst vier Dichter entgegen, deren Schriften gleichsam den Übergang von den die Stimmungen und Bestrebungen der Zeit zum Ausdruck bringenden poetischen Schöpfungen zu der einfachen Lektüre für den Zeitvertreib bilden; es sind dies Paul Heyse, Levin Schücking, Otto Müller und Robert Waldmüller.

Der Erstgenannte, **Paul Heyse**, wurde am 15. März 1830 als der Sohn des Sprachforschers Karl Wilhelm Ludwig Heyse zu Berlin geboren, studierte Philologie, genoß früh den bildenden Umgang mit bedeutenden Künstlern und Ästhetikern, ging 1849 nach Rom, wo er sich ein Jahrlang unter Diez den romanischen Sprachen widmete, und lebt seit 1854 in München, wohin ihn König Max unter Gewährung eines Jahrgehaltes von 1000 Thalern berufen hatte. Im Jahre 1868 verzichtete er zwar auf dieses Gehalt, da es seinem Freunde Geibel entzogen worden war, behielt aber seinen Wohnsitz in München bei. Über das dichterische Talent Heyses sind wiederholt verschiedene Meinungen ausgesprochen worden. Er hat vielfach herumgetastet und experimentiert, ehe er sich so ziemlich ausschließlich der Novelle zuwandte, Dramen im Shakespeareschen Geschmacke, im Genre der Frau Birch-Pfeiffer, in antikisierender Manier, Epen nach neufranzösischen Mustern, pikante Idyllen und legendenhafte erzählende Gedichte geschrieben; dabei ist er nur selten mit der ganzen warmen Leidenschaft hervorgetreten und lange den Ideen der Zeit geflissentlich aus dem Wege gegangen; man hat daher gesagt, der Dichter habe sich anfangs bloß deshalb in den verschiedensten Dichtungsarten versucht und sei schließlich in das bequeme Fahrwasser der Novelle nur darum eingelenkt, weil er kein wirklich schöpferisches, sondern mehr ein nachbildendes, formales Talent besitze. Aus diesem Grunde sei er auch den Interessen der Gegenwart ferngeblieben, denn nur der echte Dichter vermöge den Pulsschlag der Zeit zu empfinden. Nun hat aber Heyse plötzlich einen vollen Beweis erbracht, daß ihm trotz aller ästhetischen Unterhaltungslektüre, über die er jahrzehntelang nicht hinausgegangen ist, ein ganzes und volles Dichtertalent innewohnt: durch seine Romane „Kinder der Welt" und „Im Paradiese", und das Urteil über ihn muß sich daher anders gestalten. Offenbar hat zunächst der ganz besonders fein ausgebildete Sinn für das Schöne, Anmutige und Graziöse, der mehr zum heitern, edeln Genuß als zur herben Arbeit hinneigt, den Dichter veranlaßt, sich hauptsächlich der leichtgeschürzten Novelle zuzuwenden. Sodann waren die Lebensverhältnisse Heyses dieser Entwicklung günstig; er lernte nie die Sorge um die Existenz, den Kampf ums Leben kennen, kam früh in ästhetisierende Kreise, konnte bereits als Jüngling Kunst und Natur Italiens auf sich wirken lassen; kaum zum Manne gereift, trat er sodann in den Dichterkreis des Königs Maximilian, wo eine Erörterung von Herzensfragen des deutschen Volkes ganz unstatthaft war, wo man nur das akademische Kunstwerk wollte. Es ist daher sehr begreiflich, daß der Dichter erst, nachdem er 1868 aus dem Hofbanne herausgetreten und auch mittlerweile zum ernsten Manne gereift war, in das volle deutsche Leben hineingriff und erst jetzt seine beiden Hauptwerke, die Romane „Kinder der Welt" (3 Bde., Berl. 1873) und „Im Paradiese" (3 Bde. Ebd. 1876), schrieb. Der Verfasser entwirft in dem erstgenannten Romane ein Bild von dem geistigen Leben

Berlins, wie es sich nach dem Auftreten Schopenhauers und Strauß' entwickelt hatte, und führt dabei den freilich nicht immer scharf genug hervortretenden Grundgedanken aus, daß nur Hochmut und Beschränktheit diejenigen, welche sich den Lehren der neuen Philosophen zugewandt haben, nun als leichtlebige Kinder der Welt verurteilen können. Bei der Wärme, mit welcher der Dichter für diesen Grundgedanken eintritt, nimmt der Roman, wie Georg Brandes in seiner Abhandlung über Heyse (Moderne Geister. Frankf. 1882 S. 52) treffend bemerkt, den Charakter eines lange zurückgehaltenen, spät gereiften persönlichen Bekenntnisses an. Im Mittelpunkte der Handlung steht ein Philosoph von Fach, Edwin, und ihm zur Seite treten zwei Frauengestalten von eigenartigstem Reize, die scheinbar kühle und vornehme Toinette und die dunkeläugige, von orientalischer Glut erfüllte, geistvolle Lea. In weiteren Kreisen gruppieren sich um diese Hauptfiguren die rührende Gestalt des kranken Balder, der originelle Maler König, der sich auf seine kleine Spezialität beschränkt, der ernst-bescheidene Mohr, der sich nur als einen Durchgangspunkt betrachtet, der epikuräische Arzt, der sozialistische Setzer Franzelius, der prächtige Schuster Feyerabend mit seiner schmucken Tochter und noch verschiedene andere: alle umweht von der frischen und auch etwas kühlen Morgenluft einer neuen Zeit, alle ergriffen von der unsichtbaren Magie eines neuen Glaubens, aber trotzdem keine Schwärmer, sondern warmblütige Menschen, die mit festem Fuße auf der Erde stehen. Seinen Höhepunkt erreicht der Roman in den Scenen auf dem Schlosse Toinettens, wo deren Liebe zu Edwin fesselos hervorbricht und der Dichter in der Schilderung dieses berauschend schönen, dämonischen Weibes, ihres nächtlichen Bades, ihres Spaziergangs mit Edwin im Walde seine ganze Meisterschaft entfaltet. Weniger glücklich ist er am Schlusse gewesen, wo er es zu keiner harmonischen Abrundung der Dichtung und zu keinem zusammenfassenden Resultate bringen konnte. In dem zweiten Romane bietet Heyse eine Münchener Küustlergeschichte, in welcher er sich gegen die hergebrachten Anschauungen über Sitte und Ehe wendet. Auch hier kommt es zu keiner harmonischen Abrundung, einzelne Partieen des Romans drängen sich weit über den Rahmen hinaus; aber im großen und ganzen ist die Dichtung doch etwas fester gefügt, als der Roman „Kinder der Welt", und zudem von einem überaus liebenswürdigen Humor belebt. Daß in der Zeichnung der einzelnen Charaktere die Hand des Meisters sich auch hier bewährt, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden; als besonders originell treten die rote Cenz, eine echt Heysesche seltsam-reizvolle Mädchengestalt, sowie Rosenbusch und Angelika, Rossel, der Kornelianer Philipp Emanuel Kohle und der Oberlieutenant Schnetz hervor, während die Hauptfiguren blasser geblieben sind.

Die Heyseschen Novellen sind sämtlich außerordentlich geschickt aufgebaut und kunstreich gegliedert; die psychologischen Probleme werden immer vollständig klar dargelegt, und die Katastrophe entwickelt sich stets rasch und lebendig. Fast

Paul Heyse.

alle sind sie Liebesnovellen, doch tragen sie durch die Hinneigung des Dichters zum Seltsamen, Abenteuerlichen, Pikanten und selbst Krankhaften einen ganz bestimmten, oft sehr scharf ausgeprägten Charakter. Die Helden und Heldinnen sind meist von edler körperlicher Schönheit, stolzem Wuchs und vornehmer Haltung; selbst da, wo es sich um ein armes verkümmertes Wesen handelt, weiß der Dichter immer noch irgend einen feinen, schönen Zug herauszufinden. Dem durchaus Häßlichen blieb Heyse von jeher fern. Ein unübertroffener Meister ist der Dichter in der Zeichnung reizvoller Frauen; die Holdseligkeit, Lieblichkeit und Schalkhaftigkeit seiner Mädchen, die berückende Schönheit, die Hoheit, den Stolz und den Heldenmut seiner Frauen schildert er mit bezaubernder Feinheit. Es ist daher auch natürlich, daß er hauptsächlich Frauenschicksale zum Vorwurfe seiner Novellen wählte. Leider hält er sich dabei immer nur in einem sehr engen Gesichtskreise; über den speziellen Fall hinaus thut er selten einen Ausblick ins Allgemeine. Als die vollendetsten Novellen nennen wir die kleine vielgepriesene Perle „La Rabbiata", „Der Weinhüter von Meran", „Lorenz und Lore", „Am Tiberufer", „Das Mädchen von Treppi", „Die Stickerin von Treviso", „Das Bild der Mutter", „Geoffroy und Garcinde", „Grenzen der Menschheit", „Das Glück von Rothenburg" und „Der letzte Centauer", zu welcher den Verfasser wohl Maurice de Guérins Novelle „Le Centaure" anregte. Aus seinen „Novellen in Versen" seien die rührend schlichte „Margherita Spoletina", „Thekla", welche das Schicksal einer Märtyrerin des zweiten Jahrhunderts erzählt, und die heitere „Das Feeenkind" hervorgehoben.

Von den Dramen des Dichters hat sich keines vollständig auf der Bühne einbürgern können, weil keines aus den Empfindungen und Stimmungen der Nation heraus geschaffen wurde. Seinen ersten dramatischen Versuch machte Heyse mit der Tragödie „Franzeska von Rimini" (Berl. 1850), in welchem er einen Shakespeareschen Ton anschlug, sodann ließ er die wunderliche halbantike, halb moderne Tragödie „Meleager" (Ebd. 1854), das Rühr- und Schauderstück „Die Pfälzer in Irland" (1855) und das tadellos glatte akademische Drama „Die Sabinerinnen" (Berl. 1859), das mit einem Münchener Preise gekrönt wurde, folgen. Weiterhin schrieb er eine Tragödie „Hadrian" (1865), in welcher er die wachsende Skepsis des alternden Imperators in geistreicher Weise in die Erscheinung treten läßt und eine Parallele zu unseren heutigen ähnlichen Stimmungen zu ziehen nahe legt. Darauf versuchte er es auch einmal mit volkstümlichen Stücken, „Hans Lange" (1866) und „Colberg" (1868), die nicht ohne Beifall gegeben wurden und auch immer wieder einmal von Zeit zu Zeit auf dem Repertoire erscheinen. Besonders glücklich ist er in dem erstgenannten Schauspiele, wo er nach der pommerschen Chronik Kantzows einen Konflikt zwischen Mutter und Sohn behandelt. Der Gehalt des Stückes ist zwar nicht bedeutend, die dramatische Steigerung nur gering, aber innerhalb der einzelnen Scenen ent-

wickelt sich oft eine packende Lebendigkeit. Zudem sind die Charaktere der einzelnen Personen kräftig und mit sichtlichem Behagen gezeichnet. Ganz prächtig hebt sich der knorrige Großknecht Henning hervor, der am Schlusse des dritten Aktes durch seinen gesunden Bauernverstand und seinem ergötzlichen Bauernhumor der Handlung eine neue Wendung giebt. In dem anderen Schauspiel schildert der Dichter die Verteidigung Colbergs durch Nettelbeck und Gneisenau. Der Stoff ist vollständig undramatisch, und es konnte daher dem Dichter auch nicht gelingen, eine energisch fortschreitende Handlung zu entwickeln, dagegen bietet er auch hier wieder verschiedene ganz reizende Genrebilder, so die kräftige Zurechtsetzung der zur Kapitulation versammelten Offiziere von seiten Nettelbecks und die Rede des Rektors Zipfel, die ein Meisterstück deutschen Humors genannt werden muß. Sodann schrieb Heyse das Lustspiel „Ehre um Ehre“ (1875), das seinen Schauplatz am Hofe Ludwigs XV. hat, und die Tragödie „Graf Königsmark“ (1878), welches die bekannten Schicksale der Kurprinzessin Sophia Dorothea, späteren „Prinzessin von Ahlden“, behandelt. In dem letzteren Stück vertritt der Dichter den Satz, daß die gezwungen zum Altar geführte und dann von ihrem Gatten mißhandelte Frau vor dem Richterstuhle ihres eigenen Gewissens berechtigt ist, einen andern Mann, dem sie in voller Liebe zugethan ist, nunmehr als ihren Gatten zu betrachten und nach seinem Tode ihn als Witwe zu betrauern. Die Mehrzahl des Publikums wird diesem Satze nicht zustimmen. In neuester Zeit ist der Dichter mit den Schauspielen „Die Weiber von Schorndorf“ (1881), „Das Recht des Stärkeren“ (1883) und „Getrennte Welten“ (1884), den Trauerspielen „Alkibiades“ (1883), „Don Juans Ende“ (1883), und „Die Hochzeit auf dem Aventin“ (1885), sowie den Einaktern „Simson“ (1884), „Unter Brüdern“ (1884), „Frau Lukretia“ (1884), „Ehrenschulden“ (1884) und „Im Bunde der Dritte“ (1884) hervorgetreten. In dem erstgenannten Schauspiel hat er die bekannte heroische That der Schorndorfer Weiber im Jahre 1688 mit vielem Humor verherrlicht. Frisch und lebendig spielt sich besonders die Ratssitzung und die Gefangennehmung des Rates ab, während gegen den Schluß hin die dramatische Kraft leider nachläßt. „Das Recht des Stärkeren“ ist ein Gesellschaftsbild, dem es jedoch an einem tieferen Gehalte fehlt. In dem Schauspiel „Getrennte Welten“ beleuchtet der Dichter die Probleme der Standesunterschiede und führt aus, daß beide Standes-„Arten“, die bürgerliche sowohl wie die adelige, ihre Vorzüge besäßen, daß aber jede nur mit dem in ihrem Lebenskreise liegenden Maßstabe gemessen werden dürfe, und daß nicht die Niederreißung der trennenden Schranken unser Streben in dieser sozialen Frage sein müsse, sondern gegenseitige Respektierung, ein freundliches Sichberühren auf dem Fuße des „Gastrechtes“. Das Stück entwickelt sich leicht und anmutig, aber es hat keinen dramatischen Nerv, und der letzte Akt ist nur eine höfliche Auseinandersetzung, keine energische Lösung des geschürzten Knotens. Von den

beiden Tragödien ist besonders „Don Juans Ende“ hervorzuheben. Es ist die Tragödie des Egoismus und der Genußsucht. Don Juan ist alt geworden, eine unheimliche Öde gähnt in seinem Herzen. „Immer nur das alte Spiel in neuen Masken!“ ruft er übersättigt aus. Da trifft er seinen Sohn, den Sohn der Donna Anna, und umfaßt diesen nun mit der ganzen Liebe des Vaters. Bei diesem Erwachen der Vaterliebe entäußert er sich aber seines bisherigen weltbekannten Charakters; er nimmt Mienen an, die ihm absolut nicht zu Gesichte stehen, er spricht von Gefühlen, die wir ihm nicht zutrauen können. Es ist eben ein Ding der Unmöglichkeit, sich diesen leichtsinnigsten aller Lebemänner nun als einen sorglichen, edeln Vater zu denken; dazu fehlt ihm vor allem das wichtigste, die Würde, und darum muß er bei einem solchen Versuche, ihn seines historischen Gewandes zu entkleiden, zu einer unwahren, unverständlichen und unsympathischen Gestalt werden. Die verschiedenen psychologischen Feinheiten, mit denen der Dichter das Stück ausgestattet hat, können über den Kardinalpunkt nicht hinweghelfen.

Der Lyrik hat sich Heyse bloß gelegentlich zugewendet, fast nur bei besonderen Anlässen; darum herrscht in seinen Gedichten das biographische Element vor. Im ganzen zeigt er sich nicht als ein besonders origineller, jedoch als ein feinfühliger und warmherziger Poet. Eine Sammlung seiner Gedichte gab er erst 1872 zu Berlin heraus. Eine Anzahl geistreicher Sentenzen, Aphorismen und Sprüche veröffentlichte er unter dem Titel „Spruchbüchlein“ (Berl. 1886). Als Früchte seines wiederholten Aufenthaltes in Italien erschienen „Romanische Inedita, auf italienischen Bibliotheken gesammelt“ (Berl. 1856), „Giuseppe Giusti, sein Leben und seine Dichtungen“ (Berl. 1875) und „Italienisches Liederbuch“ (Ebd. 1860); mit Geibel gab er ein „Spanisches Liederbuch“ (Ebd. 1852) und mit Herm. Kurz einen viele Bände umfassenden „Deutschen Novellenschatz“ und „Novellenschatz des Auslandes“ und neuerdings mit Ludwig Laistner einen „Neuen deutschen Novellenschatz“ heraus. Die „Gesammelten Werke“ Heyses erschienen in 16 Bänden zu Berlin 1872—1882, seine „Dramatischen Dichtungen“ in 14 Bänden ebenda 1875—1885, seine Novellen bis jetzt in 18 Sammlungen in Stuttgart und Berlin 1855—1885.

Der fruchtbare Erzähler **Levin Schücking** wurde am 6. September 1814 zu Meppen (nicht Klemenswerth) geboren, studierte die Rechte, konnte aber wegen eines Konfliktes seines Vaters mit der hannöverschen Büreaukratie nicht in den hannöverschen Staatsdienst treten und wurde auch von der preußischen Regierung mit seinem Gesuche, in den preußischen Staatsdienst treten zu dürfen, abgewiesen, weil er ein „Ausländer“ sei. Infolgedessen gab er seine juristische Karriere auf und widmete sich schriftstellerischen Arbeiten, zu denen er bereits durch Annette von Droste-Hülshoff, Freiligrath und Gutzkow angeregt worden war. Im Jahr 1841 ging er nach Schloß Meersburg am Bodensee, um dort die um-

fangreiche und wertvolle Bibliothek des Herrn von Laßberg zu ordnen, ein Jahr später übernahm er die Erziehung der beiden Söhne des Fürsten Wrede, und 1843 vermählte er sich mit Luise von Gall (1815—1856), die sich ebenfalls als feinsinnige Dichterin bekannt gemacht hat. 1844 trat er in die Redaktion der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" ein, und 1845 übernahm er die Redaktion des Feuilletons der „Kölnischen Zeitung", die er bis 1852 führte. In diesem Jahre siedelte er nach seinem Gute Sassenberg bei Warendorf im Münsterschen über, wo er seitdem, einige Reisen nach Italien, England ꝛc. abgerechnet, ununterbrochen lebte, bis er auf einem Ausfluge nach Pyrmont dort plötzlich am 31. August 1883 starb. Die meisten Romane Schückings haben ihren Schauplatz in der Heimat des Verfassers, auf der „Roten Erde", die uns der Dichter mit der größten Anschaulichkeit zu schildern versteht. Das weite hügelige Land mit seinen wallenden Kornfeldern und grünen Triften, seinen Kampen und Eichenwäldern, seinen einsamen Höfen und Weilern, seinen ernsten, altmodischen Städten und seinen in schattigen Parks versteckten Rokokoschlössern, und dann mit seinen kernhaften, trotzigen Bauern, seinen zopfigen, aber grundehrlichen Kleinbürgern, seinen wohlbepfründeten, behäbigen Domherren und seinem stolzen, reckenhaften Adel weiß uns kein anderer so anschaulich vorzuführen, als Levin Schücking. Ferner ist niemand so eingeweiht in die Herzensgeheimnisse Westfalens, weiß keiner weiter so vollständig Bescheid in den Fehden, welche die Adelsgeschlechter gegeneinander führten, in den Intriguen, die sich an den verschiedenen kleinen geistlichen Höfen abspielten, in den erbitterten Kämpfen, mit denen sich die Bürger und Bauern gegen die neue Zeit der Fabriken und der Geldspekulationen wehrten, als der Verfasser des „Paul Bronckhorst". Leider geht er dabei über den Gedankenkreis dieser kleinen heimatlichen Landschaft nicht hinaus; was die übrigen Menschen jenseits der Gemarkung bewegt und erschüttert, davon hören wir nur hie und da einmal einen verlorenen Laut. Der Odem der Welt saust über diese westfälischen Städte, Schlösser und Gehöfte hinweg und streift nur selten einmal die Dächer und Zinnen. Infolgedessen sind die historischen Romane Schückings im Grunde nur Familiengeschichten, die wohl viele hübsche kulturhistorische Genrebilder enthalten, sich aber nicht zu einem großen Kulturgemälde mit weiten Perspektiven erheben, wie die Romane von Wilibald Alexis. Die Darstellung ist bei Schücking stets eine äußerst gewandte und geistreiche, dagegen läßt die Komposition oft sehr zu wünschen übrig. Nicht selten flattern die Fäden weit auseinander, so daß sie der Verfasser nur gewaltsam zu einem Schlusse zusammenziehen kann. Oft läßt er sich auch bei seiner Vorliebe für das Ungewöhnliche, Abenteuerliche, Seltsame zu Unwahrscheinlichkeiten verleiten, die keine auch noch so geschickte Erzählungskunst zu verbergen vermag. Das erste Auftreten Schückings fällt noch in die vormärzliche Zeit, in welcher er bereits „Ein Schloß am Meer" (2 Bde., Lpzg. 1843), „Die

Ritterbürtigen" (3 Bde., Ebd. 1846), „Ein Sohn des Volkes" (2 Bde., Ebd. 1849) u. a. herausgab; seine Hauptthätigkeit entfaltete erst jedoch erst in den fünfziger und sechziger Jahren, in welchen er sich sehr bald ein großes und dankbares Publikum gewann. Von seinen vielen Romanen nennen wir nur die gelungeneren, „Der Held der Zukunft" (Prag 1855), „Der Sohn eines berühmten Mannes" (Ebd. 1856), „Paul Bronckhorst" (3 Bde., Lpzg. 1858), der wohl das Beste ist, was er geschrieben hat, „Die Marketenderin von Köln" (Ebd. 1860), „Luther in Rom" (3 Bde., Hann. 1870), „Die Heiligen und die Ritter" (4 Bde., Ebd. 1873) und „Das Recht des Lebenden" (3 Bde., Lpzg. 1880). Schückings „Ausgewählte Romane" erschienen in 12 Bänden zu Leipzig 1864, eine „Neue Folge" kam in 12 Bänden zu Leipzig 1874 bis 1875 heraus. Nach dem Tode des Dichters wurden noch die in verschiedenen Zeitschriften verstreuten, geistvollen und von scharfer Beobachtung zeugenden „Lebenserinnerungen" zu 2 Bänden (Bresl. 1886) zusammengestellt.

Ebenso einfach wie das Leben Schückings verlief auch das von **Otto Müller**. Derselbe wurde am 1. Juni 1816 zu Schotten am Vogelsberg in Hessen geboren, widmete sich anfangs der kameralistischen Laufbahn, gab diese aber bald wieder auf und war mehrere Jahre Bibliothekar an der Darmstädter Hofbibliothek und zugleich Privatbibliothekar des Prinzen Karl von Hessen und bei Rhein. 1843 übernahm er die Redaktion des „Frankfurter Konversationsblattes", des belletristischen Beiblattes zur Oberpostamtszeitung, und 1848 die Redaktion des „Mannheimer Journals", das er in dieser stürmischen Zeit mit vieler Besonnenheit zu leiten wußte. Trotzdem erntete er nach dem Hereinbruch der Reaktion nur den bekannten „Dank vom Hause Österreich" und gab nun die journalistische Thätigkeit ganz auf. Er lebte einige Jahre in Bremen, von 1854—1856 wieder in Frankfurt, wo er die „Deutsche Bibliothek", eine Sammlung deutscher Originalromane, in der auch zuerst Scheffels „Ekkehard" erschien, herausgab, und seit 1856 in Stuttgart, ununterbrochen litterarisch thätig. Wie Schücking, so machte sich auch Otto Müller bereits in den vierziger Jahren als Erzähler bekannt und zog besonders durch seinen Roman „Bürger. Ein deutsches Dichterleben" (Frankf. 1845), in welchem er die Leiden des volkstümlichen Sängers mit vielem Takt und feinem poetischen Sinn schildert, die Aufmerksamkeit auf sich, doch entfaltete auch er sein ganzes reiches Talent erst in den fünfziger Jahren, und zwar hauptsächlich in den Romanen „Charlotte Ackermann" (Frankf. 1854), „Der Stadtschultheiß von Frankfurt" (Stuttg. 1856), „Der Klosterhof (3 Bde., Frankf. 1859) und „Roderich" (2 Bde., Stuttg. 1861). Von seinen weiteren Romanen nennen wir „Eckhof und seine Schüler" (2 Bde., Lpzg. 1863), „Zwei Sünder an einem Herzen" (2 Bde., Braunschw. 1863), „Der Wildpfarrer" (3 Bde., Berl. 1866), „Der Professor von Heidelberg" (3 Bde. Stuttg. 1870), „Diadem und Maske" (3 Bde.,

Ebd. 1875) und „Monika“ (Ebd. 1877). Die „Ausgewählten Schriften“ des Dichters erschienen in 12 Bänden 1873 zu Stuttgart. — Sämtliche Romane Otto Müllers zeichnen sich durch eine feine und eingehende Detailschilderung aus. Alle Hauptpersonen weiß der Verfasser bestimmt und fest zu zeichnen; die anmutige Charlotte Ackermann, der prächtige alte Oberst von Hellbach, der geniale Schröder, der wackre Eckhof, die heitere Elisabeth Textor, der ehrenhafte Herr Cyprian Franke — das alles sind Personen von Fleisch und Blut, die uns so klar vor der Seele stehen, als hätten wir jahrelang mit ihnen verkehrt. Nicht minder anschaulich sind die Ortsschilderungen des Dichters; mit dem Hamburg der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, seinen engen Gassen und „Gängen“, prächtigen Patrizierwohnungen und düsteren Schlupfwinkeln, mit dem reichen Frankfurt der vierziger Jahre des vorigen Säculums, seiner würdigen Schultheißenresidenz auf der Friedberger Gasse und seinem wohligen Heim auf dem Hirschgraben, mit dem Heidelberg der Reformationszeit weiß er uns so vertraut zu machen, daß es uns nicht selten ist, als wandelten wir selbst durch diese längst entschwundene Welt. Freilich verleiten diese ausführlichen Charakter- und Ortsschilderungen den Verfasser auch bisweilen zu Weitschweifigkeiten, allein selbst in seinen breiteren Darlegungen bleibt er doch immer der geistreiche und tiefgemütvolle Poet, dem wir mit Interesse folgen. Die Grundstimmung in den Otto Müllerschen Romanen ist meist eine ernste; der Dichter behandelt fast immer das tragische Geschick tüchtiger, edler Naturen, die in Schuld verstrickt werden, ohne daß sie es wissen und wollen; aber er verfällt dabei nicht in eine pessimistische Trostlosigkeit, sondern zeigt uns, daß das Leben eben ein Kampf ist, in dem auch diejenigen, welche unterliegen, nicht vergeblich gestritten haben.

Der Deutsch-Franzose **Robert Waldmüller** (Edouard Duboc) wurde am 17. September 1822 zu Hamburg geboren, zeigte bereits als Knabe viel Talent für Poesie, Musik und bildende Kunst, mußte aber, da er seinen Vater, einen aus Havre eingewanderten Franzosen, schon früh durch den Tod verlor und nun kostspielige Studien nicht möglich waren, die kaufmännische Laufbahn einschlagen. Doch bot sich ihm dabei Gelegenheit, die Welt zu sehen; im Auftrage des Hauses, in welchem er Stellung gefunden hatte, bereiste er Frankreich, England, Dänemark, Österreich, die Schweiz und sammelte dabei einen reichen Schatz von Bildern und Eindrücken. Für immer vermochte ihn aber der kaufmännische Beruf nicht zu fesseln; er wandte sich daher, nachdem er 1851 den ersten schriftstellerischen Versuch gewagt, mehr und mehr der Poesie zu und lebt nun schon seit einer Reihe von Jahren ausschließlich litterarischen Arbeiten. Seinen Wohnsitz hat er seitdem in Dresden genommen. Waldmüller ist ein geistreicher und feinsinniger Dichter, der besonders das künstlerisch abgerundete Bild, das Naturbild sowohl, wie das Charakterbild, mit Meisterschaft zu entwerfen weiß. Seine Schilderung der Alpenwelt, seine Scenen aus dem Dorf- und Waldleben über-

raschen und entzücken durch ihre Frische und ihren reizvollen Duft, und seine Menschen, mögen sie nun schlichte Naturkinder, oder originelle Sonderlinge, selbstbewußte Großgrundbesitzer, oder nervöse Leute der modernen Gesellschaft sein, fesseln und imponieren durch das scharfe, klare Licht, in das sie der Dichter zu stellen vermocht hat. Nicht so günstig steht es um die Handlung in den Waldmüllerschen Dichtungen. Es fehlt ihr der rasche, gleichmäßige Fluß; oft steht sie vollständig still, und dann bilden sich Nebenströmungen und kleine Strudel, die zwar nicht selten mitsamt ihren blumigen Ufern von anmutigster Lieblichkeit sind, aber doch die Harmonie des Ganzen stören. Infolgedessen sind auch die Novellen und poetischen Erzählungen, in denen nur ein Vorfall geschildert, nur ein Problem behandelt wird, seinen breiter sich verzweigenden Romanen vorzuziehen. Waldmüller trat zunächst mit kleinen poetischen Genrebildern, poetischen Erzählungen und Gedichten hervor, die er unter den Titeln „Unterm Schindeldach" (Hamb. 1851), „Dichters Nachtquartier" (Ebd. 1853), „Irrfahrten" (Berl. 1853) und „Merlins Feiertage" (Hamb. 1853) herausgab. Später fügte er diesen Poesieen noch „Gedichte" (Hamb. 1857), „Lascia passare. Gedichte" (Ebd. 1857), warmempfundene und formschöne „Dorf-Idyllen" (Stuttg. 1860) und die stimmungsvolle Alpenidylle „Walpra" (Lpzg. 1874) hinzu, widmete jedoch seine Hauptthätigkeit der Novelle und dem Romane und schrieb in verhältnismäßig kurzer Zeit den Roman „Unterm Krummstab" (Lpzg. 1858), „Novellen" (Berl. 1860), den Künstlerroman „Gehrt Hansen" (4 Bde., Berl. 1862), „Baronisiert, und: Passiflora. Zwei Novellen" (Lpzg. 1868), die Erzählung „Die tausendjährige Eiche im Elsaß" (Berl. 1870), die Novellen „Lust und Leid" (3 Bde., Stuttg. 1874) und die Romane „Schloß Roncanet" (4 Bde., Hann. 1874), „Der Sekundant" (Bresl. 1878), „Die Verlobte" (4 Bde., Ebd. 1878), „Die Somosierra" (Stuttg. 1880), „Don Adone" (2 Bde., Lpzg. 1883), „Darja" (2 Bde., Ebd. 1884), „Um eine Perle" (2 Bde., Ebd. 1885) ꝛc. Wir heben davon besonders das virtuos gemalte pariser Sittenbild „Baronisiert", die frische, anmutige Novelle „Auf Freiersfüßen" (enthalten in „Lust und Leid"), die sich mit der gesellschaftlichen Stellung der Juden beschäftigende feine psychologische Studie „Jessika" (ebenfalls in „Lust und Leid"), die warm-patriotische Erzählung „Die tausendjährige Eiche im Elsaß" und den köstlichen Schelmenroman im Stile der altitalienischen Schule „Don Adone" hervor. Mit dem Trauerspiel „Brunhild" (Lpzg. 1874) und dem Schauspiel „Die Tochter des Präsidenten" (1879) hat sich der Dichter auch mit Glück auf dem Gebiete des Dramas versucht. Als geschmackvoller Übersetzer bewährte er sich bei Tennysons Schifferidylle „Enoch Arden" (Hamb. 1868), die in seiner Verdeutschung bereits viele Auflagen erlebt hat, sowie bei „Copées Kleinen Geschichten aus Frankreich" (Stuttg. 1883).

Ein Dichter, der ebenfalls dazu berufen war, in die Reihe der Heyse,

Schücking, Otto Müller und Waldmüller zu treten, **Ferdinand Kürenberger** (geb. am 3. Juli 1823 zu Wien, gest. am 14. Oktober 1879 zu München), gelangte leider zu keiner harmonischen Entwickelung, da er immer nur ganz durch und durch Eigenartiges produzieren, jeder Zeit originell sein wollte und infolgedessen stets auf das Außergewöhnliche, Absonderliche, Paradoxe verfiel. Seine Novellen sind in hohem Grade geistreich, oft hochpoetisch und in markiger, kerniger Sprache geschrieben; einzelne, wie „Der Bergschrecken", „Die Last des Schweigens" und das Märchen „Alimek und der Derwisch", dürfen als Meisterwerke bezeichnet werden; die meisten hinterlassen jedoch ein Gefühl des Unbehagens. Sie sind überfüllt von Gedanken, zu voll getränkt von Geist und Witz, und der Verfasser verlangt mit oft verletzender Rücksichtslosigkeit, daß wir ihm in alle, selbst in seine tiefsten und dunkelsten Gedankenschächte folgen. Dazu bequemen sich aber nur wenige — die Kürenbergerschen Schriften fanden mithin immer nur ein sehr kleines Publikum. Sein erstes Buch „Der Amerikamüde" (Frankf. 1856), dessen Held Nikolaus Lenau ist, blieb auch sein bekanntestes; er trat darin in heftigen, oft mehr als kühnen Worten der Amerikamanie entgegen und schilderte die Neue Welt als die Heimat des gemeinsten Materialismus. Später ließ er erscheinen „Ausgewählte Novellen" (Prag 1857), „Das Goldmärchen" (Wien 1857), „Novellen" (3 Bde., München 1861—62), „Siegelringe. Ausgewählte Sammlung politischer und kirchlicher Feuilletons" (Hamb. 1874), „Litterarische Herzenssachen" (Wien 1877) und „Novellen" (Berl. 1878). Seinen Dramen „Catilina", „Quintin Messis", „Firdusi" u. a. vermochte er den Weg auf die Bühne nicht zu ebnen, sie wurden nur dem Freundeskreise bekannt.

Unter den Schriftstellern, die mit ihren Novellen und Romanen einzig und allein *nur unterhalten* wollten, nimmt **Friedrich Wilhelm Hackländer** den ersten Platz ein. Hackländer ist der Erzähler, wie ihn sich das große Publikum nicht besser wünschen kann; ohne sich in tiefe Gedanken, Tendenzen oder gelehrte Schrullen zu verlieren, plaudert er frisch darauf los, läßt Erlebtes, Beobachtetes und Erdichtetes bunt durcheinander spielen, sucht durch unerwartete Zwischenfälle angenehm zu überraschen, durch anmutige Scenen vergnüglich anzuregen und sorgt zuletzt mit aller Umsicht eines liebenswürdigen Gesellschafters, daß sämtliche geschürzte Knoten sich ganz *so* lösen, wie es dem geneigten Leser, der freundlichen Leserin am angenehmsten ist. Er wurde am 1. November 1816 zu Burtscheid bei Aachen in beschränkten Verhältnissen geboren, kam in seinem vierzehnten Lebensjahre als Lehrling in eine Modewarenhandlung, konnte sich aber mit dem Kaufmannsstande wenig befreunden und suchte die Offizierskarriere einzuschlagen. Hierzu fehlten ihm jedoch nicht nur die nötigen Mittel, sondern auch die nötigen Kenntnisse; er mußte daher diesen Lebensplan wieder aufgeben und probierte nun sein Glück mit der Feder. Mit frischem, leichtem Humor schilderte er seine Erlebnisse und kleinen Abenteuer in

der Kaserne und auf dem Manöver und hatte sodann die Freude, die harmlosen Plaudereien von der Redaktion des Cottaschen Morgenblattes acceptiert zu sehen. In Buchform erschienen sie später unter dem Titel „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden" (Stuttg. 1841). Er wandte sich nun nach Stuttgart, suchte die Lücken seiner Bildung auszufüllen, machte als Begleiter eines Grafen von Taubenheim eine Reise in den Orient, erhielt nach seiner Rückkehr auf Verwenden eines Grafen Neipperg eine kleine Stelle bei Hofe und wurde nach einiger Zeit mit dem Titel eines Hofrates Privatsekretär und Reisebegleiter des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs, Karl. Später bekleidete er eine Reihe von Jahren die Stelle eines königlichen Garten- und Baudirektors, bis 1864 seine Pensionierung erfolgte. Er starb plötzlich auf seiner Villa am Starnberger See am 6. Juli 1877. Das bunte Leben und Treiben der Residenz und am Hofe, sowie die verschiedenen Reisen erweiterten schnell seinen Blick; er schaute in alle Kreise hinein, in die des Adels, des Militärs, des Theaters, der Schriftstellerwelt, des Bürgertums und selbst der Lakaien, Kutscher und Stallknechte — und alles, was er sah, wußte er geschickt für seine Romane zu verwenden. Diese sind daher sämtlich aus dem Leben gegriffen, aber sie sind keine wirklichen Lebensbilder, aus denen uns der Geist der Zeit entgegenleuchtet, sondern nur oberflächliche Skizzen, die sich zwar oft recht anmutig, recht freundlich ausnehmen, aber doch ohne alle Tiefe, ohne alle Perspektive sind. Da Hackländer sehr leicht arbeitete, so schrieb er nach und nach mit einer gewissen industriellen Geschäftigkeit eine sehr lange Reihe von Romanen; wir nennen von ihnen nur die beliebteren: „Handel und Wandel" (2 Bde., Berl. 1850), „Namenlose Geschichten" (3 Bde., Ebd. 1851), in denen das Hof- und Theaterleben sehr anschaulich und amüsant geschildert wird, „Eugen Stillfried" (3 Bde., Ebd. 1852), „Europäisches Sklavenleben" (4 Bde., Ebd. 1854), „Der Augenblick des Glücks" (2 Bde., Stuttg. 1857), „Der neue Don Quixote" (5 Bde., Ebd. 1858), „Tag und Nacht" (2 Bde., Ebd. 1860), „Die dunkle Stunde" (5 Bde., Ebd. 1863) ꝛc. Durch seinen Umgang mit den Angehörigen des Stuttgarter Hoftheaters wurde er auch zu verschiedenen Lustspielen angeregt, von denen jedoch nur eines, „Der geheime Agent" (Berl. 1851), einen größeren Erfolg errang. Diesem Stücke liegt ein origineller Einfall zu Grunde; ein junger Fürst, der sich nicht länger von seiner herrschsüchtigen Mutter bevormunden lassen und doch auch keinen offenen Bruch mit ihr herbeiführen will, kommt auf den Gedanken, den Ansichten und Plänen derselben durch einen Freund, einen „geheimen Agenten", entgegenzutreten, der aber in Wahrheit gar nicht existiert. Die Verwicklungen, welche dadurch herbeigeführt werden, sind in verschiedenen Scenen in hohem Grade ergötzlich, doch gelingt es dem Verfasser nicht, den Konflikt aus dem Geiste der Intrigue heraus zu lösen. Die einzelnen Charaktere sind ohne Tiefe, der junge Fürst macht sich hauptsächlich nur aus persönlichen Gründen von der

Bevormundung seiner Mutter frei, und diese kommt ebenfalls über eigenste Interessen nicht hinaus. Auch unter den Hofleuten nimmt keiner einen höheren Gesichtspunkt ein, alle sind sie nur oberflächliche, neidische und klatschsüchtige Gesellen. Der Dialog ist gewandt und selbst geistvoll; offenbar hat sich der Verfasser dabei Scribe zum Vorbild genommen, den er wohl auch beim Aufbau der Handlung wiederholt zu Rate gezogen hat. Die übrigen Lustspiele Hackländers, „Magnetische Kuren" (1853), „Zur Ruhe setzen" (1865), „Marionetten" (1868) 2c., verschwanden schnell wieder vom Repertoire, wir brauchen daher hier nicht weiter auf sie einzugehen. Hackländers „Werke. Erste Gesamtausgabe" erschienen in 60 Bänden zu Stuttgart 1860—1875. Nach seinem Tode kamen noch seine Memoiren unter dem Titel „Der Roman meines Lebens" (2 Bde., Stuttg. 1878) heraus, die für den Kulturhistoriker viel Interessantes enthalten; dem Litterarhistoriker eröffnen sie nur, daß auch Hackländer selbst niemals mehr als ein angenehmer Gesellschafter sein wollte.

Nach Hackländer führen wir noch Philipp Galen (Pseud. f. Stabsarzt Philipp Lange, geb. 1813) an, der sich durch die Romane „Der Irre von St. James" (4 Bde., Lpzg. 1854), „Fritz Stilling" (4 Bde., Ebd. 1854), „Walter Lund" (3 Bde., Ebd. 1855), „Emery Glandon" (3 Bde., Ebd. 1859) u. a. einen großen Leserkreis erwarb, ferner Golo Raimund (Pseud. f. Bertha Frederich, gest. 1883), die in ihren „Novellen" (11 Bde., Hannov. 1857—59) besonders Herzenskonflikte packend zu schildern verstand, Friedrich Friedrich (geb. 1828), der in seinen Erzählungen „Aus dem Volksleben" (2 Bde., Prag 1859), seinen „Studentenfahrten" (Jena 1859), „Photographieen der Ehemänner und Ehefrauen" (Berl. 1866) und in verschiedenen Romanen die Kollisionen des Alltagslebens mit frischem Humor behandelte, J. D. H. Temme (1798—1881), der nach seiner 1851 aus politischen Gründen erfolgten Amtsentsetzung eine große Menge zum Teil sehr spannender, aber auch sehr grell kolorierter Kriminalnovellen schrieb, Otfried Mylius (Pseud. für Karl Müller, geb. 1819), der besonders behagliche und warme Erzählungen aus den bürgerlichen Gesellschaftskreisen Württembergs zu liefern wußte, Leopold Kompert (geb. 1822), der hauptsächlich das jüdische Leben in Böhmen, vornehmlich in Prag, zum Vorwurfe nahm, Bernd von Guseck (Pseud. f. Karl Gustav von Berneck, 1803—1871), Feodor Steffens (Pseud. für Karl Hellmuth Dammas, geb. 1816), Ludwig Rosen (Pseud. f. Ludwig Volrad Jüngst), M. A. Niendorf, die Frauen Mathilde Raven (geb. 1817), Anna Löhn (geb. 1830), Luise Ernesti (Pseud. f. Malwine von Humbracht), Emma Niendorf, (Pseud. f. Emma Baronin von Suckow), Eliza Wille u. a.

Nur Unterhaltungslektüre sind auch die Reise-, Auswanderer-, Jagd- und Abenteuer-Romane der Gerstäcker, Ruppius, Bibra, Armand und Möllhausen. Da diese Schriftsteller die fremden Länder, welche sie zum

Schauplatze ihrer Erzählungen wählten, auch sämtlich mit eigenen Augen sahen und selbst durchwanderten, so sind ihre Naturschilderungen und Charakteristiken von Land und Leuten ohne Ausnahme frisch, farbenreich und wahr; doch erhalten wir immer nur ziemlich engbegrenzte Bilder, da keiner der Autoren über die persönlichen Eindrücke hinausgeht, keiner es unternimmt, Völkerpanoramen im Stile Sealsfields zu entwerfen, wie sich denn auch keiner zu eigentlicher Poesie erhebt. Die Handlung der Romane entbehrt fast immer des kunstvollen Aufbaus; ohne alle Steigerung reiht sich einfach nur ein Abenteuer an das andere, bis schließlich der Held wieder behaglich heimwärts wandert. Die meiste Popularität erreichte **Friedrich Gerstäcker**, der, am 16. Mai 1816 zu Hamburg geboren, lange Jahre in Amerika ein höchst abenteuerliches Leben führte, nacheinander Matrose, Holzhauer, Koch, Fabrikant von Pillenschachteln, Pelzjäger ꝛc. war, auch eine Reise um die Welt unternahm und dann bis zu seinem am 31. Mai 1872 zu Braunschweig erfolgten Tode eine ganze Bibliothek von transatlantischen Romanen schrieb. Sein Bestes gab er in den Werken „Nach Amerika" (6 Bde., Lpzg. 1855), „Aus zwei Welten" (2 Bde., Ebd. 1854) und „Aus dem Waldleben Amerikas" (6 Bde., Ebd. 1853). In seinen späteren Büchern zeichnete er mit immer dickeren Strichen, nahm er es mit der Wahrscheinlichkeit immer leichter, arbeitete er immer mehr nur auf den Effekt hin, wurde er immer nachlässiger in Sprache und Darstellung und lieferte infolgedessen schließlich nur Fabrikware, die hier nicht weiter zu besprechen ist. Otto Ruppius (1819—1864) machte sich besonders durch die Romane „Der Pedlar" (New-York 1857. Berl. 1859) und „Das Vermächtnis des Pedlars" (Berl. 1859) einen Namen, Ernst von Bibra (1806—1878) durch seine Erzählungen aus Brasilien, Peru und Chile, Armand (Pseud. f. F. A. Strubberg, geb. 1808) durch sein Buch „Bis in die Wildnis" (4 Bde., Bresl. 1858), in welchem er seine Abenteuer in Texas schildert, und Balduin Möllhausen (geb. 1825) durch seine in den Jagdgründen der Indianer und dem Lande der Marmonen spielenden Romane und Erzählungen.

Ein sehr rühriges Leben entwickelte sich also nach und nach wieder auf dem deutschen Parnaß. Welch bunte Gruppen um die Freytag, Waldau, Alexis, Scheffel und Gottschall, die Lingg, Osterwald und Kletke, die Mosenthal und Brachvogel, die Kalisch und Weihrauch, die Groth und Reuter und selbst die Heyse und Schücking! Alle diese Dichter arbeiteten — je nach Können und Vermögen — im Verein mit der Tagespresse und den Kammern darauf hin, dem Volke wieder eine nationale Grundstimmung zu geben, wieder ein allgemeines Streben nach nationalen Zielen hervorzurufen. Dabei mußten sie natürlich dem praktischen Charakter des Dezenniums ihren Tribut zahlen, und man hat ihnen daher den Vorwurf gemacht, sie hätten dem realistischen Elemente in ihren Dichtungen eine zu große Herrschaft eingeräumt, ja sie seien nicht selten ganz voll-

ständig aus den Höhen der Kunst herabgestiegen und hätten nur die gemeine Wirklichkeit der Dinge geschildert, den Handel mit Kaffee und Syrup apotheosiert und an grauslichen Beispielen gezeigt, wie man durch den Verkehr mit Spekulanten und Wucherern ins Unglück geraten könne; es fehle ihnen mithin die Hauptsache: das richtige Verständnis für das Wesen der Kunst, die nötige Idealität. Diesen Vorwurf halten wir für einen ganz müßigen. Wenn man sich neu einrichtet, so muß man zu allererst praktisch verfahren; wenn man einen Baum, dem Wind und Wetter schlimm mitgespielt haben, und der infolgedessen arg verstutzt werden mußte, aufs neue zu einem tragfähigen machen will, so hat man zunächst dafür zu sorgen, daß der Baum wächst und neue Zweige treibt. Kräftige neue Zweige hat aber der im Sturm von 1848 so übel zerzauste Baum der deutschen Litteratur in den fünfziger Jahren in reicher Menge getrieben; wie es nun um Blüte und Frucht steht, werden wir in den nächsten Abschnitten zu erörtern haben.

Die Zeit des Konflikts und des Norddeutschen Bundes.

Auf das langsame Erwachen zum nationalen Leben folgte alsbald in Nord und Süd die rührigste politische Thätigkeit. Die Wandelungen, welche sich im Spätherbste 1858 im preußischen Ministerium vollzogen hatten, übten allerwärts die günstigste Wirkung aus; man wagte nun wieder näher an die politischen Verhältnisse heranzutreten, und da mußte denn jeder erkennen, daß die Form, welche die Regierungen in der Reaktionszeit für Deutschland wieder hergestellt hatten, durchaus nicht der politischen Situation zu entsprechen vermochte; jeder mußte sich gestehen, daß bei dieser Staatseinrichtung das deutsche Volk zusehends auseinanderbröckele und fort und fort an Macht und Ansehen verliere, ja, daß die Nation durch sie bereits in die gefährlichste Lage geraten sei. Diese Erkenntnis befestigte sich schnell durch die Vorgänge, welche sich alsbald abspielten. Im Frühlinge des Jahres 1859 brach der österreichisch-italienische Krieg aus; Österreich suchte deutsche Hilfe zu gewinnen, allein Preußen war der Ansicht, daß Österreich in Italien nur ganz speziell österreichische Interessen vertrete, und versagte die Unterstützung. Darauf erlitt das österreichische Heer bei Magenta und Solferino die schwersten Niederlagen; das Kaiserreich verlor die Lombardei, und Kaiser Franz Joseph erklärte sodann in einem Manifeste, die Schuld an diesem Unglücke trage sein natürlicher Bundesgenosse, der ihm nicht zu Hilfe geeilt sei. Preußen verwahrte sich gegen diesen Vorwurf, und es entstand eine Spannung zwischen Berlin und Wien. Das deutsche Volk sowohl, wie die deutschen Fürsten, sahen darin sehr richtig eine Bestätigung ihrer Ansicht, daß die Bundesverfassung eine vollständig nutzlose Institution sei, die in außergewöhnlichen Verhältnissen nicht das Geringste leisten werde, und daß eine Änderung so bald als möglich geschaffen werden müsse. Aber welcher Art sollte diese Änderung sein? Das Volk sowohl, als auch die Fürsten versuchten sie,

das Volk zuerst. Verschiedene scharfsichtige Männer hatten erkannt: zwei gleich starke Mächte, Österreich und Preußen, dürften nicht länger an der Spitze Deutschlands stehen, dadurch würden die Interessen geteilt, und eine stete Rivalität müsse das kräftige Zusammengehen hindern. Es müsse daher das gesamte nationale Interesse nur einem Großstaate zugewendet werden, demjenigen, welcher der größte rein deutsche Staat sei — also Preußen. Um diese Ansicht in alle Schichten des Volkes zu tragen und für sie in ganz Deutschland zu wirken, gründete eine Anzahl von Patrioten, mit dem hannoverschen Abgeordneten Rudolf von Bennigsen an der Spitze, den deutschen Nationalverein. Das Programm dieses Vereins sprach klar aus, es müsse eine Zentralgewalt und eine deutsche Nationalvertretung geschaffen werden, und die Initiative hierzu könne nur einzig und allein von Preußen ausgehen. Durch diese Erklärung erhielten alle nationalen Bestrebungen im Volke eine ganz bestimmte Richtung, deren sie 1848 entbehrt hatten. Es bildete sich eine große nationale Partei, die sich besonders im Norden und Westen Deutschlands ausbreitete und auch viele einflußreiche Zeitungen zu ihren Organen gewann. Eine mächtige Förderung erfuhren diese Bestrebungen durch die allgemeine Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstage am 10. November 1859, bei welcher das deutsche Volk einmal recht klar erkannte, welch tiefe Kluft noch immer zwischen unserer inneren Bildung und unserem äußeren staatlichen Dasein bestand, sodann durch die Turner-, Schützen- und Sängerfeste, ja selbst durch die Wanderversammlungen, welche Naturforscher, Juristen, Lehrer ꝛc. veranstalteten. Die Fürsten und ihre Räte mühten sich unterdessen ab, Bundesreformpläne auszuarbeiten; die verschiedensten Vorschläge kamen zu Tage, allein nicht das geringste Resultat wurde erzielt. Dabei verging ein Jahr nach dem andern und die Lage wurde immer mißlicher. Infolgedessen trat Österreich, dessen Situation am dringendsten die Herstellung eines fester gefügten Bundesstaates erheischte, plötzlich mit einer Einladung zu einem Fürstenkongresse in Frankfurt hervor, der denn auch am 17. August 1863 eröffnet wurde. Kaiser Franz Joseph legte in demselben die Erbärmlichkeit der deutschen Verfassungszustände mit dem größten Freimute dar. „Die deutschen Regierungen", sagte er u. a., „fühlen sich in keinen festen Vertragsverhältnissen mehr, sie leben nur noch bis auf weiteres im Vorgefühl naher Katastrophen neben einander fort; die deutsche Revolution aber, im stillen geschürt, wartet auf ihre Stunde". Darauf trat er mit einem komplizierten Reorganisationsplan hervor, der auch den Beifall der Versammlung fand.

Der erste Schritt zu einer Umgestaltung der deutschen Verhältnisse würde somit gethan worden sein, hätte dem Kongresse nicht eine Hauptperson gefehlt, der König von Preußen, Wilhelm I., der trotz wiederholter Einladung nicht erschienen war. Bereits bei seiner Thronbesteigung im Januar 1861 hatte König Wilhelm in dem Manifeste „An mein Volk" gesagt, daß es ihm als

deutschem Fürsten obliege, Preußen in derjenigen Stellung zu kräftigen, welche es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte, seiner entwickelten Heeresorganisation unter den deutschen Staaten einnehmen müsse; sehr richtig fühlte er jetzt heraus, daß von einer solchen Kräftigung hier keine Rede sein könne, ja, daß der österreichische Reformplan, hauptsächlich im Hinblick auf österreichische — also zum großen Teile außerdeutsche — Interessen entworfen, Deutschland nur zum Verderben gereichen könne, daß eine Neugestaltung Deutschlands nur ohne Österreich möglich sei. Dieser Ansicht stimmte auch sein neuer Minister, Otto von Bismarck, bei. Infolgedessen wurde Deutschland durch weise Vorsicht vor einem schweren Unglücke bewahrt, und die Reformpläne Österreichs fielen in Nichts zusammen. Trotzdem blieb das Vorgehen Österreichs von größter Bedeutung; es war durch dasselbe nun auch endlich von seiten der Regierungen die Jämmerlichkeit und Unhaltbarkeit des Bundestages öffentlich anerkannt und somit der „deutschen Frage" ihre ganze Wichtigkeit zugestanden worden. Scharfsichtigere hatten aus der Episode sogar bereits erkannt, daß der erste Schritt zur Lösung der Frage eine Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich sein, und daß es dabei ganz wahrscheinlich nicht friedlich zugehen werde.

Vorläufig stockte aber die weitere Entwicklung der Frage noch, da Preußen in einen schweren Verfassungskonflikt geraten war. Als König Wilhelm den Thron bestieg, beschloß er sofort, eine Reform der Heeresverfassung vorzunehmen, weil die Heereseinrichtung, wie sie zur Zeit bestand, den Verhältnissen nicht mehr entsprach. Diese Reform forderte aber bedeutende Geldmittel, und die ganze Stimmung der Zeit war nicht danach angethan, für kriegerische Zwecke so bedeutende Summen zu opfern; vielmehr überwog noch immer der allgemeine Wunsch, Friedenswerke zu fördern, den Wohlstand der Nation zu heben ꝛc. Die große Mehrzahl des preußischen Volkes war daher dem Plane des Königs abgeneigt, und da der Monarch, fest von der dringenden Notwendigkeit der Reform überzeugt, auf der Ausführung derselben bestand, so entwickelte sich zwischen Fürst und Volk ein Konflikt, der bald die bedenklichsten Symptome zeigte und in den Kammern sowohl, wie im öffentlichen Leben nicht selten in grellster Weise zum Ausdruck kam. Bei der großen Gereiztheit, die sich nach und nach hüben wie drüben geltend machte, wurden auf beiden Seiten viele Fehler begangen, und schließlich erklärte der Minister v. Bismarck am 12. Oktober 1862 in der Kammer, die Regierung sehe sich genötigt, den Staatshaushalts-Etat ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Unterlage führen zu müssen, also das für die Durchführung der Heeresorganisation nötige Geld gegen den Willen der Kammer aus der Staatskasse zu entnehmen. Damit kam es zum vollständigen Bruche zwischen Volk und Regierung; die letztere erließ die schlimmen Preß-Ordonanzen, und ersteres schloß sich in bitterem Grimm zu einer großen Oppositionspartei zusammen. Und doch wollten beide, Fürst und Volk, nur

des Vaterlandes Wohl. Aber beide mußten jetzt büßen, was einst gesündigt worden. Damals, nach den Befreiungskriegen, hatten die Fürsten und ihre schlechten Räte alles gethan, um gehorsame Unterthanen, nicht aber denkende Staatsbürger zu erziehen, und jetzt nun stand eine ungelenke und unerfahrene Regierung, die trotzdem und alledem eine konstitutionelle Staatsform hatte geben müssen, aber die neue Staatsmaschine nur mit angstvoller, übergroßer Vorsicht gehen ließ — einem politisch unreifen Volke gegenüber, das wohl eine große Menge eifrig politisierender Dilettanten, aber keinen wirklichen Politiker mit staatsmännischem Blick besaß, das noch so naiv war, zu glauben, das deutsche Reich werde auch auf „moralischem" Wege zu erringen sein, und verwundert stutzte, als der geniale Otto von Bismarck einmal erklärte, Deutschland sei nur durch Blut und Eisen einig und groß zu machen.

Glücklicherweise sollte der unselige Konflikt nicht allzulange dauern; die politischen Verhältnisse selbst erbrachten nach und nach den Beweis, wie nötig die Heeresorganisation gewesen war, zunächst der Krieg mit Dänemark. Gegen Ende des Jahres 1863 trat in Kopenhagen immer deutlicher das Bestreben hervor, Schleswig zu einer dänischen Provinz zu machen. Diesem Beginnen mußte von seiten Deutschlands entgegengetreten werden, und so entwickelte sich 1864 der deutsch-dänische Krieg, der mit der vollständigen Lostrennung Schleswig-Holsteins von Dänemark endete. Als Regent für diese Lande präsentierte sich der Herzog Friedrich von Augustenburg, welcher Erbansprüche auf dieselben besaß. Preußen war jedoch keineswegs gewillt, den vielen deutschen Fürsten noch einen weiteren zuzugesellen und die Einigung Deutschlands noch mehr zu erschweren, richtete zunächst mit Österreich ein Kondominat, eine gemeinsame Herrschaft, ein und verständigte sich sodann in der Gasteiner Konvention mit Österreich dahin, daß dieses die Verwaltung Holsteins erhielt, während Preußen diejenige Schleswigs übernahm. Doch auch dieses Arrangement war von keiner Haltbarkeit; das Wiener Kabinett sah mehr und mehr ein, daß es mit dem hoch oben im Norden gelegenen Holstein nie etwas werde beginnen können, und begünstigte infolgedessen den Herzog von Augustenburg; das Berliner dagegen stellte der Einsetzung des Herzogs immer mehr Schwierigkeiten entgegen und gab schließlich sehr unzweideutig zu erkennen, daß die einzig richtige Beilegung der Angelegenheit in der Einverleibung der Herzogtümer in Preußen bestehen werde. Diese Ansicht rief aber nicht nur in der Wiener Hofburg, sondern auch in der großen Mehrzahl des deutschen Volkes die lebhafteste Opposition hervor; ganz besonders wünschte Süddeutschland nicht, daß Preußen sich mehr und mehr kräftige, und nur sehr wenige erkannten, daß einzig und allein mit der Kräftigung Preußens die Einigung Deutschlands herbeigeführt werden könne; nur wenige Patrioten blickten so klar wie Twesten, der es unumwunden aussprach: es giebt nur eine Macht, die für Deutschland etwas thun kann, das

ist Preußen, und darum muß Preußen überall unterstützt werden. Der Gedanke, die deutsche Einheit durch eine egoistische preußische Politik zu schaffen, bemerkt Oskar Jäger treffend in seiner „Geschichte der neuesten Zeit" (Bd. III, S. 31), war dem politischen Dilettantismus viel zu einfach, er mußte ihn also rundweg verwerfen. Trotzdem wagte es der Leiter der preußischen Politik, der Minister von Bismarck, die Angelegenheit zur Hauptfrage der Zeit zuzuspitzen, zur Frage, welche der beiden Großmächte künftig die maßgebende Stelle in Deutschland einzunehmen habe. Das konnte natürlich nur durch eine gegenseitige Messung der Kräfte entschieden werden, durch einen preußisch-österreichischen Krieg, und zu diesem kam es denn auch alsbald im Sommer 1866. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, diesen Entscheidungskampf zu schildern, wir haben es hier blos mit der Darlegung der deutschen Einheitsbestrebungen zu thun, uns genügt daher das Resultat. Das war für Preußen ein in hohem Grade glänzendes; in der Schlacht bei Königgräz zeigte sich die preußische Armee der österreichischen ganz bedeutend überlegen, worauf Österreich auf seine Stellung in Deutschland Verzicht leistete und auch seine Ansprüche auf Schleswig-Holstein an Preußen abtrat. Zugleich starb der Bundestag dahin, um nun nie wieder aufzuerstehen, und Preußen gründete, nachdem es sein Gebiet durch Annexion von Hannover, Kurhessen, Nassau, Hessen-Homburg und Frankfurt erweitert hatte, den Norddeutschen Bund. Damit trat es gleichsam in die Vorhalle zum neuen deutschen Reiche, freilich ohne daß die Mehrzahl des deutschen Volkes es erkannte; diese klagte vielmehr, daß die deutsche Einigkeit nun für immer unmöglich gemacht worden sei, und daß daran einzig und allein die ungezügelte Eroberungssucht Preußens die Schuld trage. Erst das Jahr 1870 sollte sie eines Besseren belehren.

Die Stimmung in dieser Zeit angeregten politischen Lebens, heftiger Konflikte, schmerzhafter Krisen, Übergänge und Wandelungen mußte zunächst eine hoffnungsfreudige, dann aber eine ernste, trübe, bittere sein, und in der That eröffnen denn auch begeisterte Sänger die Epoche, weisen mit glänzenden Prophetenaugen auf die nahe bevorstehende Wiederaufrichtung des deutschen Reiches hin, feiern die hehre Germania, die sich langsam wieder aus ihrer tiefen Trauer erhebe, und preisen die mächtige deutsche Eiche, die die Stürme des neuen deutschen Frühlings bereits umtosen. Nach und nach verstummen aber diese Sänger wieder; schon beim Ausbruch des deutsch-dänischen Krieges kommt es zu keiner vollen, kräftigen Kriegslyrik mehr, und das Volk muß sich mit dem bereits 1844 gedichteten Liede „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" von Matth. Friedr. Chemnitz (1815—1870) behelfen. Sodann tritt die nationale Lyrik immer weiter zurück, und die Kämpfe von 1866 bleiben fast ganz ohne Kriegspoesie. Dagegen gelangt der Roman wieder mehr und mehr zur Herrschaft, jedoch nicht der den Wohlstand feiernde, sondern der die trüb-ernste politische Lage erörternde,

der in alle Kreise der Gesellschaft führt und nicht selten mit einer Dissonanz schließt, oder doch wenigstens mit herber Resignation.

An der Spitze der jungen hoffnungsfreudigen Lyriker schreitet mit gehobener, weithinschallender Stimme **Ernst Scherenberg** daher; er ist gleichsam der Herold des neuen deutschen Reiches, denn so bestimmt, so sicher und mit so mächtig fortreißender Begeisterung kündigt kein anderer Dichter dieser Periode die Wiederherstellung des deutschen Einheitsstaates an, wie er. Seine ersten Gedichte, „Mein Deutschland, mächt'ge Eiche", „Jetzt oder nie", „Ein deutsches Parlament", erschienen bereits im Jahre 1859; sie waren eine laute, warme Zustimmung zu dem Vorgehen Rudolf von Bennigsens und fanden in allen deutschen Herzen den lebhaftesten Widerhall. Schon in diesen Gedichten entfaltete Scherenberg seine ganze Kraft, zeigte er alle seine Vorzüge; in jedem tritt der Hauptgedanke hellleuchtend hervor, ist die poetische Empfindung ungekünstelt und packend, und die Form glanzvoll, selbst prächtig. Von den weiteren Zeitgedichten, die nun folgten, traf besonders das unmittelbar nach der Auflösung des Abgeordnetenhauses im März 1862 veröffentlichte „Stürme des Frühlings, brechet herein!", das wir unten mitteilen, die allgemeine Stimmung; es hatte eine wahrhaft zündende Wirkung. Das poetische Bild ist hier mit großem Geschmack entworfen und durchgeführt, und der schwungvolle Refrain mit Meisterschaft verwendet. Nicht so allgemein bekannt wurden die Gedichte, die Scherenberg aus den Stimmungen heraus schuf, welche die Kämpfe von 1866 in ihm hervorriefen („1866. Dichtungen". Berl. 1867); zwar atmen auch diese eine warme Begeisterung für die deutsche Sache, allein das Publikum ließ sie beiseite, weil es sich an die schlimme Krisis, die nun einmal hatte durchgemacht werden müssen, nur so selten wie möglich erinnern lassen wollte. Zur Kriegslyrik von 1870 steuerte der Dichter verhältnismäßig wenig bei, aber dies wenige dürfen wir zu dem Besten zählen, was die tiefe Bewegung jener großen Zeit hervorbrachte. Wir kommen in dem Abschnitte „Die Kriegslyrik von 1870 bis 71" darauf zurück. Im siebziger Jahrzehnt nahm Scherenberg lebhaft an dem Kampfe teil, welcher zwischen Rom und dem preußischen Staate entbrannte; unseres Erachtens stehen jedoch seine Gedichte gegen die römische Hierarchie nicht auf der Höhe der früheren; sie erfassen den gigantischen Konflikt nicht tiefer und entbehren auch der echt poetischen Empfindung; doch fanden sie einen lebhaften Widerhall, ebenso wie die Sammlung von „Zeitstimmen deutscher Dichter" die er unter dem Titel „Gegen Rom" (Elberf. 1874) herausgab. Ein über die Tagesfragen und Tagesstimmungen hinausgerücktes Werk schuf Scherenberg in der lyrisch-epischen Dichtung „Verbannt" (Berl. 1861), in welcher er die Schicksale eines deutschen Freiheitskämpfers schildert, der mit Weib und Kind nach Amerika fliehen muß und sich nun dort unter den Palmen des Südens eine neue Heimat gründet, jedoch fort und fort Deutschlands gedenkt und auch in

dieser Sehnsucht auf fremder Erde stirbt, aber erst, nachdem er von seinem Sohne, den er selbst als Kämpfer in die Heimat gesendet, noch die beglückende Nachricht erhalten, daß das teure Vaterland sich wieder zu Einheit und Freiheit emporgerungen, und daß auch er nun nicht mehr verbannt sei. Die Dichtung ist durchweg edel und stimmungsvoll und darf wohl als das Reifste betrachtet werden, was Scherenberg geboten hat. In seinen rein lyrischen Gedichten bewegt sich Scherenberg immer nur in einem sehr kleinen Kreise und erhebt sich in diesem auch nur selten von seinen subjektiven Empfindungen zu allgemeinen, wie etwa Goethe und Uhland in den meisten ihrer Liebeslieder, dabei ist er jedoch von außerordentlicher Innigkeit und Wahrheit, sowie von anmutvollster Feinsinnigkeit, und in der Form von tadelloser Glätte. Bisweilen liebt er auch hier, wie im politischen Liede, den rhetorischen Schwung, so z. B. in dem so überaus klangvollen unten zum Abdruck gebrachten Gedichte „Grünschimmerndes Eiland", doch weiß er auch den schlichtesten Strophen einen reizvoll-melodischen Ton zu verleihen, wie unsere letzte Probe bezeugen mag. In Buchform erschienen die politischen und rein lyrischen Gedichte Scherenbergs zuerst in den Bändchen „Aus tiefstem Herzen" (Berl. 1860) und „Stürme des Frühlings" (Ebd. 1865); später gab sie der Verfasser noch einmal, mit „Verbannt" und „1866" vereinigt, unter dem Gesamttitel „Gedichte" (Lpzg. 1874) heraus und fügte sodann noch einen Band „Neue Gedichte" (Ebd. 1882), hinzu, in welchem er u. a. ein schwungvolles hohes Lied von der „Deutschen Arbeit" bot. In neuester Zeit ist er auch mit einer dramatischen Dichtung „Germania" (Elberf. 1885) hervorgetreten, einer Art patriotischen Festspiels, in welchem er in großen, sehr belebten Bildern zeigt, daß einem Volke „nur aus dem ruhigen Maß, dem Ausgleich streitender Kräfte" dauernde Größe erblüht. Ernst Scherenberg wurde am 21. Juli 1839 zu Swinemünde auf der Insel Usedom geboren, sollte sich auf den Wunsch seines Vaters einem praktischen Berufe widmen und besuchte zu diesem Zwecke zunächst eine Gewerbeschule und dann das Gewerbeinstitut zu Berlin, widmete sich dann aber, nachdem er noch auf kurze Zeit die Akademie der Künste bezogen, der Poesie und Journalistik, redigierte von 1865 bis 1870 das „Braunschweiger Tageblatt" und darauf bis 1883 die „Elberfelder Zeitung", entsagte dann aber der Politik wieder und bekleidet nun die Stelle des Sekretärs der Handelskammer zu Elberfeld.

Stürme des Frühlings, brechet herein!

Nur unter Stürmen entsendet sein „Werde"
Mahnend der Lenz in den schlummernden Schacht,
Nur unter Stürmen erhebt sich die Erde,
Wenn sie vom Schlafe des Winters erwacht.
Sollen die eisigen Fesseln zerbrechen,
Sollen sich Ströme und Fluren befrei'n,
Willst du den Lenz — nun so mußt du auch sprechen:
Stürme des Frühlings, brechet herein!

Stürme des Frühlings auch giebt's, wenn zum Streite
Einmal die Geister des Volkes erstehn;
Stürme des Frühlings auch sind's, die uns heute
Wieder mit warnender Stimme umwehn.
Aber wer wollte vor ihnen verzagen?
Winkt nicht im Morgen schon rosiger Schein? —
Boten nur sind sie von schöneren Tagen —
Stürme des Frühlings, brechet herein!

Brüder, verbunden durch einen Gedanken,
Stehn wir als Erben des Vätergeschlechts,
Stehen im Sturme wir, ohne zu wanken,
Fest auf dem Fels des beschworenen Rechts.
Mögen auch heut' wir im Kampfe erliegen,
Hüllt auch noch einmal der Winter uns ein —
Tagt doch ein Morgen, an welchem wir siegen! —
Stürme des Frühlings, brechet herein!

Grünschimmerndes Eiland.

Grünschimmerndes Eiland, von schäumenden Wogen
In ewigem Wechsel umrauscht und umzogen,
Grünschimmerndes Eiland am nordischen Strand!
Wo aus stürmender Brandung die Dünen sich heben
Und das flüchtige Segel die Möven umschweben,
Dort war's, wo die Wiege des Knaben einst stand.

Grünschimmerndes Eiland, voll heimlicher Schöne!
Dein Zauber umstrickte den treusten der Söhne
Und hat seine Jugend so golden umsäumt.
O Wonne, dem Spiele der Wellen zu lauschen,
Dem Windeswehn und der Wälder Rauschen,
Wenn das Herz noch die Wunder der Zukunft erträumt!

Grünschimmerndes Eiland — da ging es an's Scheiden!
Nun galt's zu durchfurchen die Wogen der Leiden,
Nun hieß es, dem eigenen Arme vertraun.
Über Strudel, durch Stürme bin ich geschwommen,
Und ein Ufer nun hab' ich, ein neues, erklommen —
Doch werd' ich das alte je wieder erschaun?

Grünschimmerndes Eiland — kein Steg, keine Brücke
Verbindet das Jetzt mit dem einstigen Glücke,
Und ferner und ferner entschwindest du mir!
Nur das Segel der Sehnsucht durchschifft noch die Räume
Und steuert verschwiegen durch's Meer meiner Träume,
Grünschimmerndes Eiland der Jugend, zu dir!

Erstes Liebesleben. III.

Wir haben nie in Worten
Die Liebe uns gestanden,
Nur unf're Blicke sagten,
Daß sich die Herzen fanden.

Auch Abschied nehmen durften
Wir nicht vor Lauscherohren; —
Nur unf're Blicke sagten,
Daß wir einander verloren.

Von der frohen Zuversicht, daß Deutschlands neuer Frühling bald erscheinen werde, sind auch die Gedichte von **Emil Rittershaus** beseelt, und doch tragen sie einen ganz anderen Charakter, als die von Ernst Scherenberg. Während dieser mit jugendlichem Enthusiasmus allen andern vorausstürmt und sein glänzendes Panier hoch in die Lüfte schwingt, tritt Rittershaus voll Würde und

Ernst, gemessenen Schrittes, wie ein Barde, auf. Vornehmlich erscheint er bei patriotischen Festen, an den Ehrentagen großer Männer, bei feierlichen Enthüllungen von Denkmälern und Einweihungen nationaler Bauten, wo er dann der allgemeinen Begeisterung die rechte Weihe giebt. Mit tiefer, klangvoller Stimme hebt er an, und in breiten, mächtigen Wogen läßt er den Strom seiner Verse dahinfließen; dabei hält er sich fern von aller Künstelei und Ziererei, immer spricht er nur im natürlichen Brusttone, und darum dringen seine Fest- und Weihegesänge auch stets zum Herzen. Er betont in ihnen hauptsächlich, daß ein Volk, welches sich zu dauernder nationaler Größe emporringen wolle, weit mehr Bedacht auf seine inneren, als seine äußeren Feinde haben müsse, auf die Dunkelmänner, die Finsterlinge, die Rückschrittsprediger. Nur wo das Licht der Wahrheit in alle Kreise dringe, wo Wissenschaft und Kunst mit Umsicht gepflegt werde, da könne man auf eine schöne Zukunft hoffen. Müssen aber auch einmal die äußeren Feinde abgewehrt werden — nun, so ist auch Rittershaus kein Zauderer; seine Kriegslieder sind nicht minder markig und wuchtig, wie seine Festgesänge. Wir teilen unten die Gedichte „Das ganze Herz dem Vaterland" und „Den deutschen Schützen" mit, ersteres seines vollen, warmen Tones, letzteres seiner kräftigen, volkstümlichen Sprache wegen. Rittershaus ist aber nicht nur ein Sänger des Vaterlandes, sondern auch ein Verherrlicher des stillen Familienglückes. Nach des Tages Arbeit und Sorge ist ihm nichts erquicklicher, als auszuruhen bei seinen Lieben am eigenen Herde, und so sind denn auch die Lieder, die er diesem widmet, von großer Innigkeit und Herzlichkeit. Wir bringen unten „Eine Hand" zum Abdruck. Das erste Bändchen „Gedichte" gab Rittershaus bereits 1856 zu Elberfeld heraus, später ging dieses Heftchen in Breslauer Verlag über und liegt jetzt, zu einem starken Bande erweitert, in siebenter Auflage vor; weiterhin veröffentlichte er noch „Neue Gedichte" (Lpzg. 1872), ein Bändchen fröhlicher Zecherlieder unter dem Titel „Am Rhein und beim Wein" (Ebd. 1884) und das „Buch der Leidenschaft" (Oldenb. 1886), eine bisher zurückgehaltene Sammlung warmempfundener, inniger Liebeslieder aus der Jugendzeit. Rittershaus wurde am 3. April 1834 zu Barmen geboren, wäre gern seiner besonderen Neigung für das Studium der Naturwissenschaften gefolgt, mußte sich aber dem Kaufmannsstande widmen, machte sodann in diesem Berufe große Reisen durch Deutschland, England, Holland, Belgien und die Schweiz und lebt jetzt als Generalagent verschiedener Versicherungsgesellschaften hochgeachtet in seiner Vaterstadt.

Das ganze Herz dem Vaterland.

Nun laßt uns hoch die Becher heben
Und schwören bei dem goldnen Wein:
Dem Vaterland das ganze Leben
Und nicht ein Lebehoch allein!

Dem stolzen Land, dem Land der Eichen,
Dem Land, wo uns're Wiege stand,
Dem Land, so herrlich, ohne Gleichen,
Das ganze Herz dem Vaterland!

Und steht der Feind vor unsern Thoren
Und droht uns fremder Dränger Schar —
Was wir beim Rebenblut geschworen,
Wir halten's mit dem Herzblut wahr!
Wie den Pokal in diesen Stunden
Hält dann die Hand das Schwert umspannt,
Und statt der Worte sprechen Wunden.
Das ganze Herz dem Vaterland!

Dir deutsches Land, du Herz der Welten,
Du hochgepries'nes, heil'ges Land,
Dir soll das Lied der Sänger gelten,
Dir sei ein deutscher Gruß gesandt.
Wir schwören's bei dem Saft der Reben,
Wir schwören's laut mit Herz und Hand:
Dir, deutsches Land, das ganze Leben!
Das ganze Herz dem Vaterland.

Den deutschen Schützen.

Wer ist ein ächter, deutscher Schütz'? Die graue Joppe macht's nicht aus,
Nicht auf dem Hut der Federbusch, nicht vor der Brust der Blumenstrauß,
Auch nicht die Büchse nur allein, nicht nur die Hand, die sicher zielt!
Der ist kein ächter, deutscher Schütz', der nur beim Fest den Schützen spielt!

Um Silberbecher gilt das Spiel auf festlich buntem Tummelplatz,
Doch gilt es einst ein höh'res Ziel, ein Schießen um viel bess'ren Schatz!
Ein ernstes Schießen gilt es dann, es wird ein Ringen, wild und heiß.
Der Freiheit Kelch, du deutscher Mann, ist dann der hohe Ehrenpreis!

Dem Manne Heil, dem Schützen Heil, der Waffen trägt und weiß, wozu!
Für ihn den deutschen Händedruck, mit ihm den Trunk auf Du und Du!
Den Rücken jedem zugewandt, der ob dem Spiel den Ernst vergißt!
Dem Schützen nur die Bruderhand, der auch ein rechter Schützer ist!

Der Freiheit Kelch! Wann wird kredenzt dem deutschen Volke der Pokal?
O Herr der Welten, wann erglänzt des rechten Morgens Sonnenstrahl?
Wann geht der Kelch von Mund zu Mund, draus neues, frisches Leben sprotzt?
Wann stehn vereint im Bruderbund der Nord, der Süd und West und Ost?

O Schütze, sei ein Schützer Du für alles, was da groß und gut!
Trag' eine freie, stolze Stirn, du Schütze unterm Schützenhut!
O, sei ein starker Schützer Du des Vaterlands an jedem Tag,
Und sei des Rechtes Stütze Du bis zu des Herzens letztem Schlag!

O thöricht Fragen! Nimmermehr, so lang' ihr duldet fromm und still,
So lang' man leis' „Ich bitte" spricht und nicht zu sagen wagt „Ich will!"
So lang' verstohlen noch und fern nur feige Jammerthränen taun!
Des neuen Tages Morgenstern wird nur ein Volk in Waffen schaun!

Gewehr zur Hand! O, übe dich im Waffenspiel, du deutsche Schar.
Was heute still die Sehnsucht träumt, der Geist der Zukunft mach' es wahr!
Heut' perlt der Wein im Becher hell, heut' schießt ihr noch am Scheibenstand,
Doch einst — Dies Glas, stoß' an, Gesell'! der Freiheit und dem Vaterland.

Eine Hand.

Und ist dir alles Glück beschieden,
Es ist doch nichts als leerer Tand,
Hast du gefunden nicht hienieden
Der treuen Liebe Segenshand!

Was hilft's, wenn hier im Erdenleben
Dein Herz auch tausend Blüten bricht,
Wenn Gott dir nicht die Hand gegeben,
Die sie für dich zum Kranze flicht!

Und ist dir hart die Lebensreise —
Der Schmerz wird stumm, der dich bewegt,
Wenn eine weiche Hand sich leise
Auf deiner Stirne Furchen legt.

Und wenn sich blaß die Wangen färben
Beim Heimgang zu der ew'gen Ruh',
Dann segnest du die Hand im Sterben,
Die sanft dir drückt die Augen zu.

Einen weicheren Ton schlug **Albert Träger** an, der sich wohl zumeist an Geibel bildete. Er trat hauptsächlich für die Unterdrückten, Mühseligen und Beladenen ein. Von seinen rein lyrischen Gedichten verdienen diejenigen, welche die Mutterliebe feiern, den Preis; sie sind von ganz außerordentlicher Innigkeit und Zartheit und üben noch einen besonderen Reiz durch den melancholischen Duft aus, der über sie gebreitet liegt. Am bekanntesten sind „Mutterherz" (Ich hörte trauern Euch und klagen ꝛc.), „Wenn unsre Mutter schlafen geht", „Dämmerstunde" und „Mutterlos". Die „Gedichte" erschienen zuerst 1858 zu Leipzig und liegen jetzt bereits in sechzehnter Auflage vor. Träger versuchte sich auch mit Glück in der Novelle („Übergänge". Heidelb. 1860; „Tannenreiser". Troppau 1863) und schrieb die sehr anmutige Solo-Scene „Die letzte Puppe" (Wien 1864). Er wurde am 30. Juni 1830 zu Augsburg geboren, verlebte aber seine Kinder- und Jugendzeit in Naumburg an der Saale, studierte die Rechtswissenschaft, war eine Reihe von Jahren Rechtsanwalt in Cölleda in Thüringen und lebt jetzt als solcher in Nordhausen. — In ausgeprägt volkstümlicher Sprache verfaßte Friedrich Konrad **Müller von der Werra** eine Reihe vaterländischer Lieder, die fast sämtlich komponiert und viel gesungen wurden. Auch lieferte Müller die Festgesänge zu verschiedenen deutschen Sängerfesten, so zu dem Nürnberger 1861 und zu dem Dresdener 1865. Gesammelt erschienen seine Poesieen unter dem Titel „Das Buch der Lieder" (Lpzg. 1866). Müller wurde am 14. November 1823 zu Ummerstadt im Herzogtum Hildburghausen geboren, studierte Medizin, wandte sich aber bald der Poesie und Journalistik zu und starb, nachdem er seinen Wohnort oft gewechselt, am 26. April 1881 zu Leipzig. Speziell Schleswig-Holstein widmete **Bernhard Endrulat** eine Reihe schwungvoller Gedichte („Gedichte". Hamb. 1857 und „Geschichten und Gestalten. Erzählende Dichtungen mit einem lyrischen Anhange". Ebd. 1863). Wohlthuend wirkt in denselben die feste Zuversicht, daß auch dieser so schwer heimgesuchten Nordmark Deutschlands endlich der Tag der Befreiung kommen werde. Der Dichter wurde am 24. August 1824 zu Berlin geboren, machte 1849 den Feldzug in Schleswig-Holstein mit, hielt sich längere Zeit teils als

Lehrer, teils als Beamter, teils als Journalist in den Herzogtümern auf, ward sodann Staatsarchivar in Posen und starb daselbst am 17. Februar 1886. Feinsinnig und geistvoll behandelt **Otto Banck** die Fragen der Zeit, doch nimmt er immer nur einen allgemeinen Standpunkt ein. Seine Liebeslieder sind anmutig und formschön. Er veröffentlichte „Gedichte" (Lpzg. 1858) und „Worte für Welt und Haus" (Ebd. 1863). Als Kritiker und Ästhetiker machte er sich einen Namen durch seine „Kritischen Wanderungen in drei Kunstgebieten" (2 Bde., Ebd. 1865—66) und sein „Litterarisches Bilderbuch" (3 Bde., Ebd. 1866). Banck wurde am 17. März 1824 zu Magdeburg geboren, studierte Philosophie und lebt jetzt als Feuilleton-Redakteur des „Dresdener Journals" in Dresden. Das schöne Talent **Karl Siebels** kam leider nicht zur vollen Entfaltung, da ungünstige Lebensverhältnisse mannigfacher Art eine freie geistige Bewegung hinderten, und der Tod den Dichter früh aus dem Leben riß. Was wir von Siebel besitzen, zeugt von einem sicheren, genialen Blicke für das Wesentliche, Charakteristische und von bedeutender Fähigkeit, die empfangenen Eindrücke künstlerisch zum Gedicht zu gestalten. Am vollendetsten sind seine Bilder aus dem Leben, in denen er oft mit wenigen gewandt hingeworfenen Strichen, wie in „Mädchen und Mutter", „Holzhacker" ꝛc., eine große Wirkung erzielt. In seinen ausgeführteren Scenen und Porträts überrascht er durch leidenschaftliche Glut, reiche Farbenpracht und schwungvolle Sprache, so z. B. in den Gedichten „Die Jüdin", „Der wahnsinnige Priester" ꝛc. Seine Wein- und Wanderlieder fließen überaus gefällig dahin und erinnern mit ihrer Knappheit, Frische und Natürlichkeit an das Volkslied. Bisher waren die Gedichte Siebels in verschiedene Bändchen verstreut und mußten schon als halb verschollen gelten, neuerdings hat aber Emil Rittershaus mit Geschmack und Takt eine Auswahl von ihnen zusammengestellt und unter dem Titel „Carl Siebels Dichtungen" 1877 zu Berlin herausgegeben. Der Dichter wurde am 13. Januar 1836 zu Barmen geboren, mußte nach dem Willen seines Vaters Kaufmann werden, unternahm sodann als solcher größere Reisen, wurde aber bereits anfangs der sechziger Jahre von einem Brustleiden befallen, dem er am 9. Mai 1868 in seiner Vaterstadt erlag. Warm empfunden sind auch die „Gedichte" (Lpzg. 1857, 2. Bd. Elberf. 1869), „Geschichten und Sagen" (Elberf. 1866) ꝛc. von **Karl Stelter** (geb. 1823), sowie die Dichtungen von **Eugen Labes** (geb. 1834), **Hermann Allmers** (geb. 1821), **August Auch** (geb. 1813), Carl Candidus u. a.

Mit dem allmählichen Verstummen der Lyriker traten, wie bereits kurz bemerkt wurde, die **Romanschriftsteller** in den Vordergrund, die nun in umfangreichen Charakter- und Sittenbildern die nationalen Fragen weit eingehender behandelten, als es die patriotischen Sänger im kurzen Liede hatten thun können. Galt es doch jetzt, da die hoffnungsfreudige Begeisterung wieder rasch dahinschwand und die Situation immer ernster wurde, in erster Linie die

Lage, in der man sich befand, einmal klar darzulegen. Diese Notwendigkeit erkannte am schärfsten **Friedrich Spielhagen**, und indem er sodann die sozialen Verhältnisse studierte, aus denen heraus sich ein deutsches Reich gestalten sollte, gelangte er zu der Überzeugung, daß erst eine allgemeine große Wandelung im ganzen Volke sich vollziehen müsse, ehe es geschickt genug sein werde, sich zu einem einzigen großen Staate zusammenzuschließen. Diese Wandelung müsse darin bestehen, daß auch der Begabtere und der durch Rang und Stand Bevorzugte schlecht und recht wie jeder andere mit in Reih' und Glied trete und mit Ernst und Fleiß an der gemeinsamen Kulturarbeit teilnehme. Nur die Gesamtheit könne heutzutage zu großen Resultaten gelangen, nicht mehr, wie ehedem, der einzelne. Dabei kam er zu dem Schluß, daß die Resignation als die Grundlage jedes dauernd beglückenden Verhältnisses bezeichnet werden müsse, daß nur *der* wahrhaft glücklich sei, der ohne Verstimmung, ohne Weltschmerz sich und andere daran zu erinnern wisse, daß jede Wirklichkeit gegen das Mögliche, jedes Konkrete gegen das Ideale zurückstehe, und daß wir den Unbequemlichkeiten und selbst den Härten dieser nie aufgehenden Bruchrechnung uns entschlossen zu fügen haben, wenn wir dem realen Leben abgewinnen wollen, was es zu geben vermag. Noch im Laufe des Jahrzehntes hat sich sodann auch diese Wandelung in der Hauptsache vollzogen, und auch an der Resignation hat es nicht gefehlt: Durch seine Verfassungskämpfe wandelte sich Preußen, dieser Hauptstaat Deutschlands, aus einem absoluten, der er in den fünfziger Jahren trotz Verfassung noch immer gewesen war, in einen wirklichen konstitutionell-parlamentarischen um, und der König, obgleich nichts weniger als ein Freund der konstitutionellen Doktrinen, fand sich darein. *)

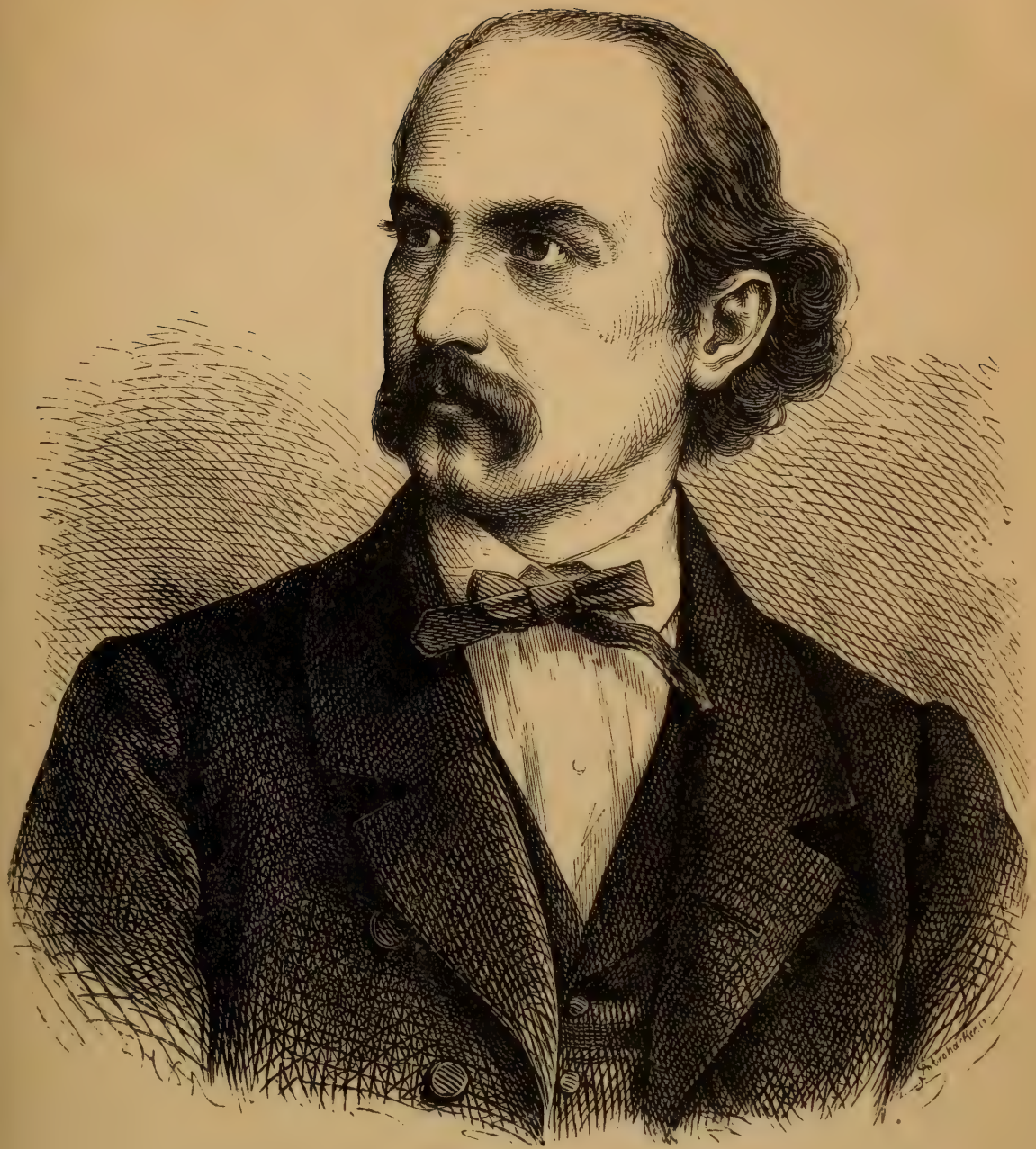
Der erste große Schritt, den Spielhagen nun auf Grund seiner gewonnenen Erkenntnis that, bestand darin, daß er mit den hergebrachten Anschauungen brach. Dieser Bruch vollzog sich in dem Romane „Problematische Naturen" (4 Bde., Berl. 1861) und dessen Fortsetzung „Durch Nacht zum Licht" (4 Bde., Ebd. 1862). Er verurteilt hier die Ansicht des jungen Deutschland, daß ein einzelner Held zum Retter der Gesellschaft werden könne. Seine Hauptfigur Oswald Stein ist ein solcher genialer chevalereske junger Titan, wie ihn die Gutzkow und Laube liebten, der alles kann, dem die Herzen aller Weiber zufliegen, der allen Männern imponiert. Aber der Verfasser identifiziert sich nicht mit ihm, sondern er stellt sich ihm gegenüber und zeigt, daß solche Vertreter der „schönen souveränen Persönlichkeit", da sie sich niemals unterordnen wollen, es auch niemals zu einem ersprießlichen Wirken im öffentlichen Leben bringen

*) Vergl. Heinrich und Julius Hart, Kritische Waffengänge. Heft 6: Friedrich Spielhagen und der deutsche Roman der Gegenwart. Lpzg. 1884 und L. Ziemssen, Friedrich Spielhagen. Bresl. 1883 (behandelt besonders die Entwicklungsperiode des Dichters).

und infolgedessen immer nur „problematische Naturen“ bleiben, die, nach Goethes Ausspruch, „keinem Verhältnisse genügen, kein Verhältnis genügend finden, und so das Leben ohne Genuß und ohne Nutzen verzehren.“ Sie gehen unrettbar zu Grunde, denn sie machen sich der größten Sünde schuldig, die ein Mann unseres Jahrhunderts begehen kann: sie verzetteln ihre Talente, während es ihre heilige Pflicht wäre, alles daran zu setzen, damit „die auf sittliche Freiheit gestellte Kulturaufgabe der Zeit sich vollende.“ Die Handlung des Romans entwickelt sich nicht immer gleichmäßig, ermangelt auch einer reicheren Gliederung, dagegen ist die Charakteristik überaus geistreich. Baron Oldenburg, Melitta von Berkow, Professor Berger ꝛc. sind bis ins Einzelne hinein mit einer Bravour und Eleganz gezeichnet, die im höchsten Grade fesselt. Nicht minder anziehend sind die Naturschilderungen. Da der Roman zum großen Teil sich auf der Insel Rügen abspielt, so hat der Dichter eine ganze Reihe von Strand- und Seebildern eingeflochten, die mit ihrem stimmungsvollen Kolorit dem Werke noch einen ganz besondern Reiz verleihen.

Mit diesem ersten großen Werke hatte sich Spielhagen gleichsam das Terrain gesäubert und den Standpunkt angegeben, von dem aus jetzt vorwärts gegangen werden müsse; in seinem zweiten, „Die von Hohenstein“ (4 Bde., Berl. 1884), wandte er sich nun gegen diejenigen, welche man als die Hauptgegner der großen Parole „Gemeinsame Arbeit“ zu betrachten habe, weil sie von alters her gewohnt seien, eine Ausnahmestellung einzunehmen und ohne Arbeit nur mühelos zu genießen: gegen den Adel. Allein er ging dabei in seinem Eifer weit über die richtige Grenze hinaus, die Aristokraten, welche er uns vorführt, sind entweder Narren oder Verbrecher; daß der deutsche Adel der Gegenwart auch eine große Anzahl hochgebildeter, einsichtsvoller Männer aufzuweisen hat, welche die Forderungen des Jahrhunderts, die Aufgaben der Zeit wohl verstehen und ihnen zu entsprechen suchen, davon läßt der Roman nichts ahnen.

Weit maßvoller verfuhr Spielhagen in den beiden nächsten Werken „In Reih' und Glied“ (5 Bde., Berl. 1866) und „Hammer und Amboß“ (5 Bde., Schwerin 1869); im ersteren verurteilt er das Gebahren derjenigen, die sich für zu gut und zu klug halten, um mit der großen Menge in Reih' und Glied zu marschieren, aus der Linie heraus treten, eigenmächtig kommandieren und dadurch die größte Verwirrung hervorrufen, und im letzteren stimmt er ein hohes Lied auf die Arbeit selbst an und zeigt, daß ernste Thätigkeit auf allen Gebieten das einzige Mittel zur Veredelung des Menschen und infolgedessen auch zur Veredelung des gesamten Volkes sei. In dem Romane „In Reih' und Glied“ ist der Held Leo ein reich begabter, genialer Mann, der, von Ehrgeiz getrieben, die Welt nach seinen Theorieen reformieren und sich selbst dabei zum Retter der Gesellschaft machen will. „Die Welt nach dem Ergebnis des eigenen Denkens gestalten,“ sagt er, „das heißt leben. So wird das Leben zur Wissen-



Friedrich Spielhagen.

schaft. Auch diese kann irren: aber immer erlöst sie von dem Elende der sogenannten moralischen Weltanschauung, die mit Gefühlen, mit inkommensurabeln Größen rechnet und die freie Bewegung des Denkens und des Handelns durch Rücksichtnahme auf die Personen paralysiert. Der Idee gegenüber haben die Personen gar keine Rechte; der Denker wird ihr jeden dritten ebenso bereitwillig opfern, wie sich selbst." Da er ein glänzender Redner ist, so gelingt es ihm sehr bald, die unteren Klassen für sich einzunehmen, auch weiß er den leicht erregbaren König zu gewinnen, der bedeutende Mittel zur Gründung großer Fabriken hergiebt, und somit wäre der erste Schritt zu den großen sozialen Umwälzungen für die neue Weltverbesserung gethan. Schon sieht er im Geiste, wie sich ihm „Die Raubritter des Kapitals" mitsamt ihren Hochburgen ergeben müssen, wie das ganze Volk ihm huldigt als einem Heilande. Er sieht es aber nur im Geiste; in Wahrheit gehen die Fabriken, da sie der festen Basis entbehren, weil ihr Hauptzweck zum Nebenzweck geworden ist, kläglich zu Grunde, der König wendet sich von ihm ab und ist froh, „das bürgerliche Pack" so schnell und so bequem wieder los geworden zu sein, und er selbst, der noch vor kurzem so siegesgewisse Agitator, wird in einem Liebeshandel jämmerlich erschossen. Die Schlußscene ist ein trüb beleuchtetes weites Trümmerfeld. Die reiche Handlung des Romans baut sich nach allen Seiten hin vollständig harmonisch auf, mit großer Umsicht werden sämtliche Klassen der Gesellschaft durch charakteristische Vertreter zu Worte gebracht, jede Person bleibt in allen Situationen ein wahrer und echter Mensch, und so schließt sich alles zu einem großartigen Kunstwerke zusammen, dem aber leider zuletzt die richtige Krönung fehlt. Daß der Held (zu dem offenbar Ferdinand Lassalle gesessen hat) durch die Kugel eines obskuren Nebenbuhlers ums Leben kommt, entspricht nicht dem Hauptgedanken des Werkes; er mußte durch diejenigen zu Grunde gehen, aus deren Reihen er unbefugt herausgetreten war.

In dem Romane „Hammer und Amboß" bietet der Dichter den Lebenslauf eines Mannes, der erst, nachdem er vielfach vom Schicksal umhergeworfen und als Mitglied einer Schmugglerbande festgenommen worden, im Zuchthause durch einen humanen Zuchthausdirektor die Arbeit kennen und dann auch lieben lernt, worauf ihm, nachdem er wieder die Freiheit erlangt hat, natürlich auch der Segen der Arbeit nicht fehlt. Welcher Art die echte und rechte Arbeit sein muß, soll sie edle Früchte bringen, läßt der Verfasser den Direktor von Zehren darlegen. Das Haupterfordernis einer gedeihlichen Arbeit, entwickelt dieser, ist die Gemeinsamkeit; nur wenn alle Klassen der Gesellschaft sich an der Arbeit beteiligen, kann sich eine Nation zu Wohlstand und Freiheit erheben. Leider sind wir von dieser Gemeinsamkeit noch weit entfernt, denn, wohin wir blicken — überall stoßen wir noch auf Überreste des grundbarbarischen Verhältnisses zwischen Herr und Sklave, zwischen der dominierenden und der unterdrückten

Kaste; überall sind wir vor die bange Wahl gestellt, ob wir Hammer sein wollen oder Amboß. „Was man uns lehrt, was wir erfahren, was wir um uns her sehen, alles scheint zu beweisen, daß es kein drittes giebt. Und doch ist eine tiefere Verkennung des wahren Verhältnisses nicht denkbar, und doch giebt es nicht nur ein drittes, sondern es giebt dieses dritte einzig und allein, oder vielmehr dieses scheinbar dritte ist das wirklich Einzige, das Urverhältnis sowohl in der Natur, als im Menschendasein, das ja auch nur ein Stück Natur ist. Nicht Hammer *oder* Amboß, Hammer *und* Amboß muß es heißen, denn jedwedes Ding und jedweder Mensch in jedem Augenblick ist beides zu gleicher Zeit. Mit derselben Kraft, mit welcher der Hammer den Amboß schlägt, schlägt der Amboß wieder den Hammer; unter demselben Winkel, unter welchem der Ball die Wand trifft, schleudert die Wand den Ball zurück; genau so viel Stoffe, als die Pflanze aus den Elementen zieht, muß sie den Elementen wiedergeben — und so in ewigem Gleichmaß durch alle Natur in allen Zeiten und Räumen. Welcher natürliche Mensch möchte nicht lieber Hammer als Amboß sein, so lange er glaubt, die freie Wahl zwischen beiden zu haben? Aber welcher vernünftige Mensch wird nicht gern darauf verzichten, nur Hammer sein zu wollen, nachdem er erkannt hat, daß ihm das Amboß-Sein nicht erspart wird und erspart werden kann, daß jeder Streich, den er giebt, auch seine Backe trifft, daß, wie der Herr den Sklaven, so der Sklave den Herrn korrumpiert, und daß in politischen Dingen zugleich der Vormund mit dem Bevormundeten verdummt." Der Roman ist überaus farbenreich, enthält eine große Anzahl packender Scenen und wird von einem frischen, erquickenden Luftzuge durchweht, der um so wohlthuender wirkt, da die schwüle Atmosphäre des Romans „In Reih' und Glied" eine gewisse Beklemmung hinterläßt.

Kurze Zeit nach der Vollendung des Romans „Hammer und Amboß" traten die gewaltigen Ereignisse von 1870 ein, und nach dem Frieden und der Aufrichtung des neuen deutschen Reiches entwickelte sich auf allen Gebieten des Handels und der Industrie eine fieberhafte Thätigkeit. Der gewöhnliche Lauf der Dinge war auf die unerwarteteste Weise unterbrochen worden, allerwärts waren Stauungen entstanden — jetzt stürzten die zurückgehaltenen Fluten um so mächtiger daher, und außerdem erweckten die fünf Milliarden, welche von Frankreich gezahlt worden waren, bei der großen Menge das Gefühl, als könne es jetzt bei diesen Goldbergen in Deutschland an nichts mehr fehlen. Eine große Spekulationslust erwachte, die alle Gesellschaftsklassen ergriff, ein leidenschaftliches Jagen nach Geld und Gut entstand, bei dem die Redlichkeit bald nur noch wenig in Frage kam, bis eine große allgemeine Katastrophe hereinbrach, die eindringlich zeigte, auf welche Irrwege man geraten war. Das bunte, bewegte Bild, welches diese ungezügelte Gier nach Glücksgütern mitsamt der Krisis bot, lieferte Spielhagen den Vorwurf zu seinem nächsten Romane „Sturmflut"

(3 Bde., Lpzg. 1877). Sehr glücklich stellte er dabei die Sturmflut in Handel und Verkehr in Parallele mit der gewaltigen Sturmflut, welche im November 1872 die Küsten der Ostsee heimgesucht hatte, und erzielte dadurch eine ganz außerordentliche Wirkung. Die Handlung des Romans ist reich und geschickt komponiert, doch fehlt es an einem Haupthelden; der Kapitän und spätere Lotsen-Kommandeur Reinhold Schmidt tritt oft viel zu weit zurück, um dafür gelten zu können. Allem Anscheine nach ist es aber auch dem Dichter gar nicht in erster Linie darum zu thun gewesen, sein Thema streng nach den Regeln der Poetik abzuhandeln, er wollte vielmehr hauptsächlich ein breites, großes Kulturbild geben, und als ein solches muß denn auch der Roman betrachtet werden. Er ist ein meisterhaft entworfenes Zeitgemälde, in welchem das fruchtbare, mit seiner ganzen elementaren Wucht hereinbrechende Naturereignis in wahrhaft grandioser Weise mit der Sturmflut in Wechselbeziehung gesetzt ist, die vernichtend sich über die Welt des Handels und der Industrie stürzt und Reichtum und Glück dahinschwemmt wie ödes Geröll. Dort das majestätische, dunkelblaue, unheimlich grollende Meer, die gelbe Düne mit dem „Wissower Haken", die frische Seeluft, die wettergebräunten Seeleute und Fischer, hier die geräuschvolle Großstadt, die glänzenden Salons und Festsäle, das Parfüm der Habanna und des Patchouli und die von steter fieberhafter Hast durchzitterten Gründer und Spekulanten, und dabei dennoch eine einheitliche Stimmung im ganzen großen Bilde. Den Höhepunkt erreicht der Roman in dem Ballfeste, welches der Bauunternehmer und Gründer Philipp Schmidt dem großen Schwarme seiner Freunde und Bekannten giebt. Schon kündigt sich der Sturm durch allerlei Vorboten an; Lasker hat am Morgen in der Kammer seine berühmte Rede gegen den Gründerschwindel gehalten, und man kann den Wind bereits pfeifen hören, wenn man scharfe Ohren hat, selbst in dem Ballsaale von Philipp Schmidt. Aber bei dem Lärm des Festes überhören die meisten die schrillen Töne da draußen, giebt es doch auch weit Besseres und Vergnüglicheres zu thun, als düster in die Zukunft zu blicken. Und es ist auch wahrhaft berauschend, dieses prächtige, üppige Fest; jeder ist entzückt und in der rosigsten Laune, und bald entsteht ein Wogen, Toastieren, Applaudieren, Schwatzen, Lachen und Lustigsein, wie man es in dieser heiter-ungezwungenen Weise noch niemals mitgemacht hat. Der Wirt, der stattliche, breitschultrige Herr mit der massiven Stirn und dem vollen Kinn geht mit dem halbgefüllten Glase von Tisch zu Tisch, überall jovial die Hände drückend, scherzend, anstoßend. Alles ist echt an ihm, die kostbare Uhrkette, die Brillantknöpfe — nur nicht seine Redlichkeit, die wiederholt gefeiert wird. Noch am selben Abend platzt die schöne glänzende Schale, die den faulen Kern verbirgt. Es ist erstaunlich, mit welcher Virtuosität der Dichter diesen Festtrubel zu schildern, wie er uns in dieses bunte Durcheinander einzuführen weiß — und wie er von vornherein das seltsam bange Gefühl in uns zu er-

wecken versteht, daß trotz seiner echten Marmorsäulen über kurz oder lang dieser prächtige Plafond einstürzen, trotz seines soliden eichenen Parketts dieser Boden zusammenbrechen werde. Es sind oft nur ganz flüchtig angeschlagene Töne, die er zu diesem Behufe zwischen seine laut brausenden Akkorde wirft, doch als genialer Künstler weiß er sehr wohl, wie sicher er damit wirkt. „Aber unser liebenswürdiger Wirt," sagt Frau von Kniebrecke beim Eintritt in den Saal zu ihrem Begleiter, „— zeigen Sie mir den Menschen doch mal!" und sofort ist der Standpunkt präzisiert, den der Festgeber bei der Aristokratie einnimmt, mögen sich auch noch so viele Vertreter derselben zu dem Balle eingefunden haben und an dem reichbesetzten Büffett erlaben. Unmittelbar nach der Katastrophe bei Philipp Schmidt braust dann auch an der Küste das gewaltige, furchtbare Finale daher. Nach den nervösen Aufregungen in der Residenz wirkt die großartige, urmächtige Tragik dieses Naturereignisses wie ein zwar entsetzlich durchschütterndes, aber kühlendes und reinigendes gigantisches Sturzbad. Aller Staub, aller Schmutz, aller Schlamm wird von dieser brausenden, schäumenden Flut hinweggefegt und gewaschen, und als die Sonne endlich wieder durch die bleigrauen Wolken blickt, bescheint sie eine neue Welt. Die Schilderung dieses Wütens des entfesselten Elements ist eine Meisterleistung, der nur noch wenig Ähnliches aus der deutschen Romanlitteratur an die Seite gestellt werden kann.

In seinem neuesten Romane „Platt Land" (3 Bde., Lpzg. 1879) bewegt sich der Verfasser in den ländlichen Kreisen Neuvorpommerns und legt hauptsächlich dar, wie dort in den vierziger Jahren durch nachlässige und liederliche Bewirtschaftung, leichtfertiges Wohlleben und Verschwendung die großen Güter in Verfall geraten sind, was eine allgemeine Zerrüttung der landwirtschaftlichen Verhältnisse zur Folge gehabt hat. Die Handlung entwickelt sich außerordentlich lebhaft, doch ist das Thema ein zu eng begrenztes, um über die Fachkreise hinaus ein tieferes Interesse zu erregen. Von den Personen sind besonders Gerhard von Vacha und Moritz Zempin als sehr plastisch ausgearbeitete Figuren zu nennen; verschiedene Frauen zeigen sich schließlich leider nicht der Sympathieen würdig, die wir anfangs glaubten für sie empfinden zu dürfen. Daß Spielhagen auch einen Roman „Allzeit voran!" (3 Bde., Berl. 1871) verfaßte, erwähnen wir nur der Vollständigkeit unserer bibliographischen Angaben wegen; für die Würdigung des Dichters kommt das Werk nicht weiter in Betracht.

Neben den Romanen hat Spielhagen auch eine Anzahl Novellen verfaßt; wir heben von denselben „Auf der Düne" (Lpzg. 1858), „Röschen vom Hofe" (Berl. 1864), „Hans und Grete" (Ebd. 1868), „Was die Schwalbe sang" (2 Bde., Lpzg. 1873), „Quisisana" (Ebd. 1880), „Angela" (2 Bde., Ebd. 1881), „Uhlenhans" (2 Bde., Ebd. 1883) und „An der Heilquelle" (Ebd. 1885) hervor. Von besonderem Reiz ist „Quisisana", die wehmütige Herzens-

geschichte eines feingebildeten älteren Mannes. Mit großer Kunst werden gleich beim Beginn der Novelle die richtigen Saiten leise angeschlagen, und die weichen Töne klingen nun durch alle heiteren und alle ernsten Scenen wie die lieblich-feierliche Musik einer Äolsharfe.

Wiederholt versuchte sich Spielhagen auch im Drama; die bis jetzt auf die Bühne gebrachten Stücke „Hans und Grete" (1876), „Liebe für Liebe" (1875), „Der lustige Rat" (1877) und „Gerettet" (1884) erzielten jedoch nur geringe Erfolge. Offenbar ist das Gebiet des großen sozialen Romans das Hauptfeld für sein Talent. Hier, wo er sich ganz unbeschränkt bewegen kann, entfaltet er auch seine ganze Kraft. Kein anderer Dichter weiß das Drängen und Wogen der Massen, das Ringen und Wagen der Parteien der Gegenwart mit einem solchen Geschick, mit einer solchen Anschaulichkeit zu schildern, wie er; kein anderer weiß mit so glänzender Beredsamkeit für die ernste Kulturarbeit des Jahrhunderts einzutreten, wie Spielhagen. Dabei geht er denn freilich in seinem Zorn gegen die Hemmer des Fortschritts, gegen die Verächter der Arbeit, der Bildung und der Sittlichkeit bisweilen über die Grenze des Schönen hinaus; auch malt er nicht selten, besonders in dem Panorama der Konfliktszeit, in dem Romane „In Reih' und Glied", hier mit allzu dunkeln, dort mit all' zu grellen Farben; bei seinem Wunsche, uns die zuckenden Nerven der Gegenwart mit aller Deutlichkeit zu zeigen, reißt er die Wunden in ihrer ganzen erschreckenden Weite auf: aber dabei bleibt er doch immer wahr, dabei verliert er über dem Einzelnen, dem Speziellen doch nie das Allgemeine aus dem Auge, und dabei ist er noch immer vollauf Dichter genug, um seinem Zeitbilde auch die nötige poetische Verklärung geben zu können.

Das äußere Leben Spielhagens bietet nur sehr wenige Momente von allgemeinem Interesse; der Dichter wurde am 24. Februar 1829 zu Magdeburg geboren, verlebte aber den größten Teil seiner Kindheit und Jugend in Stralsund, wohin sein Vater 1835 als Regierungs- und Baurat versetzt wurde. Schon früh hatte er infolgedessen Gelegenheit, das Meer und das Leben am Strande zu beobachten, das er dann später wiederholt so meisterhaft zu schildern wußte. Im Jahre 1847 bezog er die Universität Berlin, später Bonn und Greifswald, um anfangs medizinischen, dann juristischen und zuletzt philologischen und philosophischen Studien obzuliegen. An dem lärmhaften Studentenleben nahm er nur sehr selten teil. „Wer damals mit dem blassen, langhaarigen, stillen und schroffen Jüngling verkehrte," schreibt Adolf Strodtmann in seinem Essay über den Dichter („Dichterprofile", Stuttg. 1879, Bd. 1, S. 197), „der mit dem menschenscheuen Wesen und den wunderlich scharfen, unjugendlichen Zügen seinen lustigen Kommilitionen für einen altklugen Sonderling galt, der immer Sentenzen von Goethe und Shakespeare, Homer oder Sophokles auf der Lippe trug, deren Werke er mit vollendet schönem Ausdruck und mit einem herrlichen

Organ rezitierte, unzufrieden mit seinem Lose, unentschieden über die Wahl seines Berufes, nüchtern und schüchtern den studentischen Lustbarkeiten ausweichend, selten sich unaufgefordert an den Scherzen und Gesprächen seiner Kameraden beteiligend, nur daß er hin und wieder eine sarkastische Bemerkung dazwischen warf — wer ihn damals, wie der Verfasser dieser Skizze, inmitten der fröhlichen Universitätsjugend sah, hätte schwerlich geglaubt, daß sich aus der grauen Puppe dieser mit sich und der Welt zerfallenen „problematischen Natur" zehn Jahre später der bunte Falter der Dichtung so herrlich emporschwingen würde." Die Universitätsstudien führten denn auch zu keinem bestimmten Resultate; Spielhagen konnte sich zu keinem Berufe entschließen, wurde erst Hauslehrer in Pommern, dann Offizier, dann Privatdozent und Lehrer an der Handelsschule in Leipzig, bis er sich schließlich litterarischen Arbeiten zuwandte. Aber auch diese Beschäftigung sollte seine Mißstimmung vorerst nicht heben; die Novellen „Clara Vere" (Hannov. 1857) und „Auf der Düne" hatten nur einen geringen Erfolg, so daß der junge Schriftsteller, um sich zunächst zu erhalten, das Übersetzerhandwerk ergreifen mußte. Er verdeutschte eine Sammlung „Amerikanischer Gedichte", Curtis' „Nilskizzen eines Howadji", Emersons „Englische Charakterzüge", Roscoes „Lorenzo von Medici", die Micheletschen Bücher „Die Liebe", „Die Frau" und „Das Meer", nahm sodann 1860 die Stelle eines Feuilleton-Redakteurs an der „Zeitung für Norddeutschland" in Hannover an und schrieb nun hier in den Freistunden, die ihm sein Amt ließ, den Roman „Problematische Naturen". Der Erfolg dieses Werkes war sofort ein so allgemeiner, daß der Dichter 1862 seine Redakteurstelle wieder niederlegen und nach Berlin übersiedeln konnte, wo er, einzig und allein sich seinen litterarischen Arbeiten widmend, noch jetzt lebt. Spielhagens „Gesammelte Werke" erschienen zuerst in 21 Bänden 1866—1867 zu Berlin und liegen jetzt in dritter Auflage unter dem Titel „Sämtliche Werke" in 14 Bänden (Lpzg. 1877—78) vor.

Die Gedanken, Wünsche und Stimmungen der Zeit durchfluten auch die Romane von Gustav vom See, Max Ring, Karl Frenzel, August Becker und Hans Wachenhusen, doch gehen hier die Wogen nicht so hoch, wie in den Spielhagenschen Romanen. Oft ist es auch nur ein anmutiges Wellengekräusel, das wir zu sehen bekommen. **Gustav vom See** (Pseudonym für Gustav von Struensee) war bereits gegen 40 Jahre alt, als er seine ersten Novellen und Romane schrieb, es spricht daher schon aus diesen Erstlingen der gereifte, klar und ruhig denkende Mann; in seinen späteren Romanen tritt die Sicherheit, mit der der Autor sein Thema behandelt, die Bestimmtheit, mit der er sein Urteil formuliert, seine Ansichten über alle Fragen ausspricht, noch mehr hervor, und wir haben wiederholt Gelegenheit, nicht nur seine tiefe Kenntnis aller gesellschaftlichen Verhältnisse, sondern auch seine feine, umfassende Bildung zu bewundern. Seine Vorwürfe nimmt er zum Teil aus der Geschichte, zum Teil aus dem Leben

der Gegenwart; die Fäden der Handlung weiß er oft sehr geschickt zu verschlingen und zu verknoten und auch eben so geschickt wieder zu entwirren. Wo es geht, vermeidet er die grellen Farben, doch liebt er es bisweilen, mit dicken Strichen zu zeichnen. In den Detailschilderungen ist er immer bis aufs Tüpfelchen korrekt; alle Verhältnisse, die er schildert, kennt er ganz genau. Mit ungemeinem Geschick weiß er Rechtsfragen und Kriminalfälle zu behandeln. Seine Charaktere sind stets lebenswahr und fast sämtlich anziehend. Mit dem Romane „Die Egoisten" (4 Bde., Lpzg. 1853) zog der Dichter zuerst die Aufmerksamkeit auf sich, doch erst mit „Herz und Welt" (3 Bde., Bresl. 1862), „Wogen des Lebens" (3 Bde., Ebd. 1863) „Geheimnisse des Glücks" (4 Bde., Berl. 1867), „Heimatlos" (4 Bde., Bresl. 1867), „Arnstein" (3 Bde., Ebd. 1868), „Valerie" (4 Bde., Ebd. 1869), „Fränzchen Sebastiani" (Hamb. 1872), „Blätter im Winde" (4 Bde., Ebd. 1873) ꝛc. gewann er sich ein größeres Publikum. Seine „Gesammelten Schriften" erschienen in 18 Bänden zu Breslau 1867—68. Der Autor wurde am 13. Dezember 1803 zu Greifenberg in Pommern geboren, studierte die Rechte, war von 1831 ab erst Regierungs-Assessor, dann Regierungsrat in Koblenz, wurde 1848 zum Oberregierungsrat in Breslau ernannt und war als solcher bis 1866 thätig, in welchem Jahre er sich pensionieren ließ. Er starb zu Breslau am 29. Sept. 1875.

Phantasievoller als Gustav vom See ist **Max Ring**, der besonders die Konflikte zwischen Reich und Arm, Adel und Bürgertum, starrer Orthodoxie und freier Weltanschauung behandelt. Er bewegt sich dabei freilich nicht selten auf sehr ausgetretenen Wegen, doch erzählt er immer frisch und lebendig. Die Handlung seiner Romane leidet bisweilen an Unwahrscheinlichkeiten, aber sie stockt nie; seine Charaktere sind immer klar und gewinnen unser Interesse. Einen großen Reiz weiß er oft seinen Naturschilderungen zu geben; auch sind seine Ortsschilderungen meist von großer Anschaulichkeit; doch wird er hier auch wohl zu breit und weitschweifig. Ring ist außerordentlich fruchtbar gewesen, er hat bereits über hundert Bände geschrieben und produziert noch immer. Als sein gelungenstes und am sorgfältigsten ausgeführtes Werk ist der Roman „Ein verlorenes Geschlecht" (6 Bde., Berl. 1867) zu bezeichnen, in welchem das Leben und Treiben in den schlesischen Kohlengrubenbezirken mit großer Wahrheit und in den lebendigsten Farben geschildert wird. Einzelne Charaktere, wie die adelsstolze Mutter des Fürsten Valerian, der brutale Zinkkönig Godowsky u. a., sind offenbar direkt nach der Natur gezeichnet. Von den übrigen Schriften Rings heben wir die „Neuen Stadtgeschichten" (2 Bde., Berl. 1865), „Fürst und Musiker" (3 Bde., Berl. 1869), „Unfehlbar" (4 Bde., Jena 1874), und „Berliner Kinder" (3 Bde., Berl. 1883) hervor. Ring wurde am 22. Juli 1817 zu Zauditz bei Ratibor in Schlesien geboren, studierte Medizin, war längere Zeit praktischer Arzt in Pleß und Gleiwitz und siedelte 1850 nach Berlin über, wo er noch jetzt als Arzt thätig ist.

Gewerbe Bibliothek

Karl Frenzel schildert mit Vorliebe die geistige Atmosphäre des vorigen Jahrhunderts, in der die Gedanken langsam zu keimen begannen, welche sodann im neunzehnten Jahrhunderte nach allen Seiten hin ihre Wurzeln schlugen. Aufs innigste vertraut mit den geistigen Strömungen dieses Zeitalters, weiß er das Ringen und Streben desselben nach neuen Idealen mit außerordentlicher Klarheit darzulegen. Seine Gesellschaftsbilder sind von überraschender Frische und Anschaulichkeit und seine Hauptpersonen (immer Leute, die auf der Höhe der Bildung stehen und den Zeitgenossen die Wege zeigen) Figuren von greifbarer Plastik und von lebendigstem Kolorit. Voltaire ist uns mit seinem sprühenden Witz, seiner beißenden Satire, seinem schallenden Hohngelächter wohl noch nie so nahe gebracht worden, wie in Frenzels „La Pucelle" (3 Bde., Hannov. 1871). Washington charakterisiert der Dichter in „Freier Boden" (3 Bde., Ebd. 1869), Joseph II. in „Im goldenen Zeitalter" (4 Bde., Ebd. 1870), Napoleon I. in „Lucifer" (5 Bde., Lpzg. 1873), Charlotte Corday in dem gleichnamigen Romane (Hannov. 1864) und die lüderliche Zeit der Regentschaft mitsamt ihrem genialen Maler in dem Romane „Watteau" (2 Bde., Ebd. 1864). In seinen neuesten Werken, „Silvia" (4 Bde., Lpzg. 1875), „Frau Venus" (2 Bde., Stuttg. 1880) und „Die Geschwister" (4 Bde., Berl. 1881), bewegt sich Frenzel in der Gegenwart; im ersteren ist die Hauptfigur eine moderne Abenteurerin, die, ursprünglich eine Missionarin im fernen Westen, nacheinander die Geliebte eines reichen Kalifornier, Demimonde-Dame in Paris und London und schließlich der Dämon im Hause eines Berliner Millionärs ist. Die Handlung entwickelt sich außerordentlich lebendig, die gesellschaftlichen Verhältnisse Berlins sind mit virtuoser Eleganz geschildert, doch ist der ganze Roman in eine zu düstere Beleuchtung gerückt. In lichtvollere Kreise führt „Frau Venus". Auch hier ist die Hauptfigur wieder ein schönes Weib, aber ein edles, das beglückt. Der neueste Roman, „Die Geschwister", entrollt ein breites, kunstvoll komponiertes und sauber abgetöntes Bild aus der Gründerzeit. In einer ganzen Reihe sehr geschickt gewählter Variationen zeigt der Dichter, wie die Manie zu gründen, zu spekulieren, an der Börse zu spielen, alle Kreise ergriff, wie die Gier nach Gewinn alle Unterschiede des Standes verwischte, das luxuriöse Wohlleben alle Sitten lockerte, bis „der große Krach" wie ein gewaltiges Gewitter die Luft wieder reinigte. Seine große Kunst, scharf und lebenswahr zu charakterisieren, zeigt der Verfasser besonders in der Schilderung des geistreichen Mephisto Rodenschildt und des originellen Bummlers Gerhard Schling, der sich als einen Typus der modernen Zivilisation und als ein Opfer der Bildung betrachtet. Neben seinen Romanen hat Frenzel auch verschiedene Novellen und eine Anzahl geistvoller litterarhistorischer Studien („Dichter und Frauen", 3 Bde., Hannov. 1859—66, „Büsten, Bilder und Studien", Ebd. 1864 und „Neue Studien", Berl. 1868) und unter dem Titel „Berliner Dramaturgie" (2 Bde.,

Hannov. 1877) eine Reihe mit feinem Takte und sicherem Urteil geschriebener Recensionen über die hervorragendsten Neuigkeiten, welche von Anfang 1862 bis Ende 1875 im Berliner Schauspielhause zur Darstellung kamen, sowie verschiedene dramaturgische Aufsätze über brennende Zeitfragen des deutschen Theaters, Skizzen von Dichtern und Schauspielern ꝛc., herausgegeben. Frenzel wurde am 6. Dezember 1827 zu Berlin geboren, studierte Philosophie und Geschichte, war längere Zeit Lehrer an verschiedenen höheren Schulen Berlins und ist seit 1862 Redakteur des Feuilletons der „Nationalzeitung" in Berlin.

August Becker machte sich zuerst durch ein kleines lyrisches Epos „Jung Friedel, der Spielmann" (Stuttg. 1854) bekannt, das großen Beifall fand und auch in den eingelegten Liedern und Balladen viele Schönheiten bietet, aber an großer Breite und schleppender Handlung krankt. Hierauf schwieg der Dichter wieder zehn Jahre hindurch und veröffentlichte sodann eine große Anzahl meist sehr umfangreicher Romane, die fast sämtlich in München und in der Pfalz spielen. Auch diese Werke leiden an großer Breite und Weitschweifigkeit, zeichnen sich aber durch lebenswahre und saubere Charakteristiken aus. Wir heben besonders hervor „Des Rabbi Vermächtnis" (6 Bde., Berl. 1867), „Verfehmt" (4 Bde., Ebd. 1868) und „Meine Schwester" (4 Bde., Wismar 1876), in welchem das Treiben der Lola Montez in München und die Revolution in Bayern im Jahre 1848 in fesselnder Weise geschildert wird. Becker wurde am 27. April 1828 zu Klingenmünster in der Rheinpfalz geboren, studierte unter vielen Entbehrungen in München Philosophie und Geschichte, redigierte viele Jahre die liberale „Isar-Zeitung" und lebt seit 1870, nur schriftstellerisch thätig, in Eisenach.

Der Weltfahrer **Hans Wachenhusen** schrieb eine große Menge Reise- und Kriegsberichte, in denen er meist recht frisch und unterhaltend plaudert. Mit Vorliebe bewegt er sich in Paris, dessen Leben und Treiben, dessen elegante Welt und besonders dessen verführerische Sirenen er in „Eva in Paris" (Berl. 1868), „Pariser Photographieen" (Ebd. 1868) ꝛc. mit vieler Grazie schildert. Von seinen Romanen fanden hauptsächlich „Die bleiche Gräfin" (2 Bde., Berl. 1862), „Die Gräfin von der Nadel" (Berl. 1863), „Des Königs Ballett" (3 Bde., Ebd. 1864), „Rouge et noir" (2 Bde., Ebd. 1864) „Des Herzens Golgatha" (2 Bde., Ebd. 1873) und „Sünders Kind" (3 Bde., Ebd. 1884) ein großes Lesepublikum. Wachenhusen wurde am 31. Dezember 1827 zu Trier geboren, unternahm schon früh weite Wanderungen, durchstreifte ganz Europa, Kleinasien und Egypten und lebt jetzt in Wiesbaden.

Eine besondere Stelle nimmt der Humorist **Wilhelm Raabe** ein. Wie Spielhagen, so ist auch Raabe zu der Überzeugung gelangt, daß nur in der Resignation die Dauer jedes beglückenden Verhältnisses zu finden ist, aber er entwirft nun nicht tief ernste, finstere Bilder, er zieht nicht die niederdrückenden Konsequenzen, wie der Dichter von „In Reih' und Glied", sondern

er blickt mit der heitern Ruhe eines Philosophen auf die bittere Erkenntnis und sucht sich mit derselben abzufinden, so gut es eben geht. Allein das gelingt ihm trotz aller Weisheit nicht immer, und wer ihm scharf in sein lächelndes Antlitz sieht, der kann gar oft gewahren, wie ihm verstohlen eine Thräne über die Wange rieselt. Doch läßt er sich niemals von seiner Wehmut übermannen; hat er ihr seinen Tribut gezahlt, so bricht sein Humor nur um so goldener und sieghafter wieder hervor. Leider fehlt seinen Romanen und den meisten seiner Novellen — wir möchten sagen die letzte Periode ihrer vollständigen Entwickelung. Sie gleichen schönen Rosen, die sich noch nicht zu ihrer ganzen Pracht erschlossen haben, weil der letzte warme Sonnenstrahl, der dazu nötig ist, sie noch nicht getroffen hat. Alles ist schon an ihnen vorhanden; die Blütenblätter prangen bereits in Purpur, aber sie sind noch halb zusammengedrückt, der süße Duft erfüllt bereits den Kelch, aber nur diejenigen, welche sich tief zu der Blüte hinabbeugen, können sich an ihm erquicken. Das trübe, kalte Wetter der sechziger Jahre ist schuld daran, daß die üppigen, vollen Knospen nicht zu ganzer Schöne erblühten — die gedrückte Stimmung der Konfliktszeit hinderte den Dichter an einer vollständigen Entwickelung. Raabe ist ein erstaunlich reich begabter Humorist, aber es fehlt ihm der große Zug, das stolze Gefühl, einem großen und mächtigen Staate anzugehören, von dem z. B. die sämtlichen Schöpfungen des genialen englischen Humoristen Dickens getragen werden. Er bewegt sich daher fast immer in kleinbürgerlichen Verhältnissen mit engem Horizont; abgelegene, weltvergessene Städtchen, einsame Pfarrhäuser sind ihm die liebsten Schauplätze, alte Gelehrte, die in ihren stillen Studierstuben sitzen, kleine Krämer und Handwerker die willkommensten Helden, und die sorgfältige Ausmalung des Einzelnen ist ihm die liebste Arbeit. Dabei muß es dann freilich geschehen, daß er wiederholt in das Absonderliche verfällt und in eine gewisse Stilmanier hineingerät, die nur einem kleinen Publikum zusagt. Am kräftigsten tritt sein Talent in dem Romane „Der Hungerpastor“ (3 Bde., Berl. 1864) hervor, in welchem er den leiblichen und geistigen Hunger eines armen Knaben schildert, der sich unter unsäglichen Mühen und Entbehrungen durch das Gymnasium seiner Vaterstadt hindurcharbeitet, dann unter Not und Sorgen Theologie studiert und zuletzt eine kleine Hungerpfarre in einem armseligen Stranddorfe bekommt, sich aber trotzdem in seinen beschränkten Verhältnissen glücklich fühlt, weil er die große Kunst gelernt hat, sich zu bescheiden. Weniger klar und natürlich entwickeln sich die Romane „Abu Telfan“ (3 Bde., Stuttg. 1867) und „Der Schüdderump“ (3 Bde., Braunschw. 1870). Ein süß-melancholischer Zauber liegt über dem Erstlingswerke des Dichters, der Erzählung „Die Chronik der Sperlingsgasse“ (Berl. 1857), die er unter dem Pseudonym Jakob Corvinus herausgab. Mit kräftigen Strichen und überaus frischem Humor sind die Charaktere sowohl, wie die bunten Volksscenen in der Erzählung „Der heilige Born. Blätter aus dem

Bilderbuche des sechzehnten Jahrhunderts" (2 Bde., Prag 1861) gezeichnet. Liebenswürdigste Heiterkeit belebt auch die Novellen „Der Dräumling" (Berl. 1872) und „Horacker" (Berl. 1876), besonders die letztere, in der ein grauköpfiger, aber trotzdem noch immer jugendfrischer Konrektor die Hauptrolle spielt. Mit resoluter Hand fängt der Wackere einen „Räuber" Horacker, der die ganze Gegend in Angst und Schrecken versetzt hat, transportiert ihn in das Dorf, in das er gehört, und hält dann vor den versammelten Dörflern „und dem umliegenden Universo" eine gewaltige Rede — zu gunsten des armen, halb verhungerten Schlingels. Denn mit seinen klaren Augen hat er längst erkannt, daß der Horacker durch die Gewalt der Liebe zum „Räuber" geworden ist. Es gelingt ihm auch, die erzürnten Dörfler zu seiner humaneren Weltanschauung zu bekehren und endlich selbst den Kantor Böxental für sich zu gewinnen. „Sie haben mir vollkommen aus meiner Seele gesprochen, verehrter Herr Konrektor," versichert der Kantor schließlich; „Sie wissen wirklich, was der Mensch ist, und welche große Geduld der Herrgott, sein Schöpfer, mit ihm haben muß. Sie wissen genau, wo der Punkt ist, allwo die Rachsucht in die Dämlichkeit übergeht, und nur zwei Punkte thun mir leid." „Und was für zwei Punkte, Herr Kantor?" „Erstens, lieber Herr, daß wir den alten Unrat überhaupt umgewendet haben, und zweitens, daß meine Frau nicht anwesend war, dieses mit anzuhören." Damit bricht jedoch die Geschichte ab; auf das originelle Liebesverhältnis Horackers kommt der Verfasser sonderbarer Weise nicht mehr zu sprechen, und infolgedessen fehlt der Novelle der rechte Schluß. In den Erzählungen, die Raabe nun folgen ließ („Krähenfelder Geschichten", 3 Bde., Braunschw. 1879, „Wunnigel, ebd. 1879, „Deutscher Adel", ebd. 1880 und „Alte Nester", ebd. 1880) herrscht leider eine so tolle, unheimliche Phantastik, auch hat der Dichter hier seinem Humor eine so starke Dosis herb-bittern Wermuts beigemischt, daß wir bei der Lektüre weder frisch noch froh werden. Um so erfreulicher ist es, daß es in den neuesten Schöpfungen („Das Horn von Wanza", Braunschw. 1881, „Fabian und Sebastian", ebd. 1882, „Prinzessin Fisch", ebd. 1883, „Villa Schönow", ebd. 1884 und „Pfisters Mühle" Lpzg. 1884) wieder heller und sonniger wird. Besonders hervorzuheben ist die originelle Erzählung „Prinzessin Fisch", in welcher der Verfasser zeigt, welch wichtiger Faktor die Phantasie in der Erziehung des Menschen ist, wie mit jeder Enttäuschung, welche uns die Phantasie bereitet, eine wertvolle Erfahrung gemacht wird und durch diese sich dann eine Läuterung vollzieht, aus der wir schließlich „reif für eine höhere Schule des Daseins" hervorgehen. — Raabe wurde am 8. September 1831 zu Eschershausen im Herzogtum Braunschweig geboren, besuchte das Gymnasium zu Wolfenbüttel und widmete sich in Magdeburg dem Buchhandel, fand jedoch wenig Geschmack an diesem Berufe und bezog infolgedessen 1854 die Universität, um humanistischen Studien obzuliegen. Hier machte

er sehr bald seine ersten schriftstellerischen Versuche und schrieb die „Chronik der Sperlingsgasse"; darauf kehrte er nach Wolfenbüttel zurück, blieb hier bis 1862, siedelte sodann nach Stuttgart über, wandte sich aber nach achtjährigem Aufenthalte in Schwaben wieder der Heimat zu und lebt jetzt in Braunschweig. — Noch weit tiefer in der Knospe, als bei Raabe, blieb das Talent bei Bogumil Goltz (1801—1870), der sich schließlich ganz in Grillen und Schrullen verlor. Einen sehr liebenswürdigen Ton wußte stets der Humorist Ludwig Steub (geb. 1812) zu treffen.

Von den Frauen gelangte in der Zeit des Konflikts und des Norddeutschen Bundes nur eine zu größerer Bedeutung, **E. Marlitt** (Pseudonym für Eugenie John.) Man könnte sie den weiblichen Spielhagen nennen, denn wie dieser tritt auch sie mit leidenschaftlicher Erregtheit für die freiheitlichen Bestrebungen ihrer Zeit ein, aber ihre Gedanken nehmen bei weitem nicht den hohen Flug, wie die des Dichters der „Problematischen Naturen." Sehr oft sind die Konflikte, die sie schildert, nur äußerliche, und fast immer urteilt sie nur nach den Regungen des Herzens, nicht nach dem Wahrspruche des Verstandes. Sie stellt daher den Hemmern des Fortschritts auch nicht kraftvolle geniale Titanen gegenüber, die nun mutig gegen alle diese Feinde einer gedeihlichen Entwickelung einen heißen Kampf entwickeln, sondern liebliche, schlichte Natur- und Gemütsmenschen, die durch den Zauber ihres Wesens den Sieg erringen. Am glücklichsten ist sie damit in der „Goldelse" (Lpzg. 1867) und dem „Geheimnis der alten Mamsell" (2 Bde., Ebd. 1868); später machte sich bei der Dichterin mehr und mehr eine nervöse Gereiztheit geltend, durch welche die künstlerische Wirkung ihrer Romane erheblich getrübt wird. Sie schrieb noch „die Reichsgräfin Gisela" (2 Bde., Ebd. 1869), „Das Heideprinzeßchen" (Ebd. 1872), „Die zweite Frau" (2 Bde., Ebd. 1875), „Im Schillingshof" (2 Bde., Ebd. 1880) und „Amtmanns Magd" (Ebd. 1881). Eugenie John wurde am 5. Dez. 1825 zu Arnstadt in Thüringen geboren, bildete sich, da sie eine schöne Stimme besaß, zur Opernsängerin aus und trat als solche auch mit Erfolg in Linz und Leipzig auf. Bald jedoch zeigte sich bei ihr eine bedeutende Schwerhörigkeit, die sie zwang, wieder von der Bühne zurückzutreten, worauf sie die Stelle einer Gesellschafterin bei der Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen annahm, die sie bis 1863 bekleidete. Seit diesem Jahre lebte sie wieder in ihrer Vaterstadt. — Als Nachfolgerinnen der Marlitt sind E. Werner (Pseud. f. Elisabeth Bürstenbinder, geb. den 25. November 1838 zu Berlin) und die anmutige W. Heimburg (Pf. f. Bertha Behrens, geb. den 7. September 1850 zu Thale) zu nennen.

Aus der großen Menge der Unterhaltungsschriftsteller heben wir nur hervor: den besonders mit französischen Verhältnissen sehr wohl vertrauten Eduard Schmidt-Weißenfels (geb. 1. September 1833), den sich mit Vorliebe

in der Welt des Rokoko bewegenden Karl Neumann-Strela (geb. 30. Sept. 1838), den hauptsächlich das Soldatenleben schildernden Julius von Wickede (geb. 1819), den in die Verbrecherwelt führenden F. Chr. B. Avé-Lallemant (geb. 1809), den frisch und anschaulich schildernden Hermann Kleinsteuber, den gemütvollen Ludwig Habicht, den witzigen Ernst Kossak, Adolf Mützelburg, Karl Heigel, Theodor Hemsen, Adolf Zeising, Bernhard Abeken, Hermann Ölschläger, Gustav Höcker, Adolf Görling, Julius Mühlfeld (Pf. f. Rob. Rösler), Theodor Griesinger, Adolf Schirmer, Lucian Herbert (Pf. f. Julius Gundling), E. M. Vacano, Claire von Glümer, Franz von Nemmersdorf (Pf. f. Franziska Freifrau von Reizenstein) und Egon Fels (Pf. f. Johanna Herbert).

Neben dieser Unterhaltungslitteratur in Buchform erstand nach und nach auch eine sehr reiche belletristische Journallitteratur, die jedoch erst festen Fuß faßte, als man sie durch Holzschnittillustrationen zu zieren begann. Das erste illustrierte Blatt wurde 1833 von Bossange in Leipzig unter dem Titel „Pfennig-Magazin" herausgegeben; 1842 gründete J. J. Weber in Leizig die „Illustrierte Zeitung", die bald ausgezeichnete Holzschnitte bot und noch jetzt an der Spitze aller illustrierten deutschen Journale steht. 1853 rief Ernst Keil in Leipzig die „Gartenlaube" ins Leben, welche sich durch ihre freisinnige Haltung und auch durch ihren schönen künstlerischen Schmuck bald einen sehr großen Leserkreis erwarb. Zu gleicher Zeit erstand in Leipzig das „Illustrierte Familien-Journal", das 1869 den Titel „Das Neue Blatt" erhielt. Ferner erscheinen seit 1857 in Stuttgart „Über Land und Meer", seit 1864 zu Leipzig das „Daheim", seit 1864 in Stuttgart das „Buch für Alle", weiter die „Neue Illustrierte Zeitung", der „Hausfreund", der „Omnibus", die „Illustrierte Welt", die „Heimat", der „Heimgarten", das „Deutsche Familienblatt" u. a. Den Humor pflegen die „Fliegenden Blätter" und der „Schalk", die Geißel der Satire schwingen der „Kladderadatsch, die „Wespen", der „Ulk" 2c.

Die Bühne ging in den sechziger Jahren fast ganz leer aus; die wenigen Dramen, welche geschaffen wurden, vermochten nur vorübergehend die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, oder blieben auch wohl ganz unbeachtet. Am meisten von sich reden machte die Tragödie „Brutus und Collatinus" von **Albert Lindner**, die, anfangs von sämtlichen Hoftheatern als „unbrauchbar" zurückgewiesen, 1866 mit dem Schillerpreise gekrönt wurde und sodann auch 1867 zu Berlin im Buchhandel erschien. Der Dichter behandelt in dem Stücke die Vertreibung der Tarquinier aus Rom im Jahre 510 v. Chr., allein es gelingt ihm nicht, eine einheitliche Fabel zu erfinden; das Interesse wird nach und nach auf drei verschiedene Handlungen gelenkt, die nur notdürftig mit einander verknüpft sind. Zudem fehlt es wiederholt an den entsprechenden Motiven; der Verfasser hält sich an die römische Überlieferung, aber er begründet nun in seiner

Dichtung die dort berichteten Thaten nicht; er vergißt, daß wir die lückenhaften Berichte der Alten wohl auf Treue und Glauben hinnehmen, daß wir aber im kunstreich aufgebauten Drama bei jeder That auch den Beweggrund erkennen müssen. Trotz vieler lebendig bewegter Scenen und trotz der fort und fort edeln und gedankenreichen Sprache steigert sich daher die dramatische Wirkung des Stückes nicht, sondern vermindert sich vielmehr in den letzten Akten. Ähnlich verhält es sich mit dem zweiten Stück, das der Dichter nun auf die Bühne brachte, der „Bluthochzeit" (Lpzg. 1871). Auch hier beherrschen weit mehr die einzelnen Scenen, als die Entwicklung des Hauptgedankens das Interesse; doch ist die Komposition immerhin eine festere und daher auch der Herzschlag des Stücks ein vollerer. Dagegen ist der Dichter in der Behandlung des historischen Stoffes über die Grenzen des Erlaubten hinausgegangen. Er macht Heinrich IV. zum unmittelbaren Nachfolger Karls IX., so daß also Heinrich III. vollständig aus der Reihe der französischen Könige gestrichen wird. Die übrigen Stücke des Dichters, „Don Juan d'Austria" (Berl. 1875), „Marino Falieri" (Lpzg. 1875), „Der Reformator" (Ebd. 1883) ꝛc. sind unbeachtet vorübergegangen. — Lindner wurde am 24. April 1831 zu Sulza im Großherzogtum Weimar geboren, studierte Philologie, wirkte als Lehrer an den höheren Lehranstalten zu Prenzlau, Spremberg und Rudolstadt, bis er 1867 sein Amt aufgab und nach Berlin übersiedelte, um sich dort ganz der Dichtkunst zu widmen. Es gelang ihm jedoch nicht, sich eine gesicherte Existenz zu begründen; schwere Sorgen traten an ihn heran, nnd diese erschütterten nach und nach sein Gemüt so sehr, daß er in eine Heilanstalt gebracht werden mußte, wo er sich noch jetzt (1886) befindet.

Neben Lindner bot **Joseph Weilen** eine Reihe von Dramen, von denen sich aber kein einziges dauernd auf der Bühne erhalten hat. In seiner ersten Tragödie, „Tristan" (Bresl. 1860), fehlt es an dramatischem Leben, in dem während des dreißigjährigen Krieges in Friesland spielenden Drama „Edda" (1865), das den verhältnismäßig meisten Beifall fand, läßt der Dichter einen durchgreifenden Konflikt vermissen, dagegen überrascht er durch verschiedene belebte Volksscenen. Fast ganz spurlos gingen „Drahomira" (1868), „Rosamunde" (1869), „Graf Horn" (1871), „Der neue Achilles" (1872), „Dolores" (1874) und „An der Grenze" (1876) vorüber. In dem letzteren Stücke wollte Weilen uns Lessing inmitten seiner Modelle zu seinem Lustspiele „Minna von Barnhelm" vorführen; der große Dichter ließ sich aber nicht aus dem Elysium herauslocken, und so mußte sich Weilen mit einem Pseudo-Lessing begnügen. Weilen wurde am 28. Dezember 1828 zu Tetin in der Nähe von Prag geboren, widmete sich der Offizierskarriere und war von 1854 bis 1861 Professor der Geschichte an der Genie-Akademie zu Znaim, worauf er sich nach Wien versetzen ließ, wo er zum Scriptor an der Hofbibliothek und zugleich zum Pro-

fessor der deutschen Litteratur an der Generalstabsschule ernannt wurde. 1874 erhielt er den Orden der eisernen Krone, mit welchem die Erhebung in den Ritterstand verbunden ist.

Ganz unbekannt blieb dem größeren Publikum Ferdinand von Saar, welcher „Kaiser Heinrich IV. Ein Trauerspiel in 2 Abteilungen" (Heidelb. 1863 bis 67), „Die beiden de Witt" (Ebd. 1875), „Tempesta" (Ebd. 1881) und „Thassilo" (Ebd. 1885) schrieb. Dennoch ist Saar ein geistvoller Dramatiker, der seine Scenen geschickt aufzubauen, seine Charaktere fest zu zeichnen und in markiger Sprache zu reden weiß. Allein es fehlen ihm die weicheren Töne, die das Herz erst klopfen machen; es ist zu viel Haupt- und Staatsaktion in seinen Stücken, zu viel straffer Männerverstand. Ansprechender sind seine fein ziselierten kleinen Novellen „Innocens" (Heidelb. 1866), „Die Steinklopfer" (Ebd. 1874) ꝛc. und seine formschönen, von edler Gesinnung zeugenden Gedichte (Ebd. 1882). Saar wurde am 20. September 1833 zu Wien geboren, war von 1854 bis Ende 1859 Offizier und lebt jetzt in Wien nur seinen wissenschaftlichen und dichterischen Neigungen.

Nur vorübergehend wurde Hippolyt Schaufert bekannt, der ein historisches Lustspiel „Schach dem Könige" (Wien 1869) verfaßte, das 1868 in Wien mit einem Preise gekrönt wurde und infolgedessen die Runde über alle deutschen Bühnen machte. Das Stück ist zwar nur sehr mangelhaft aufgebaut, aber in einem frischen, behaglichen Tone geschrieben; die Abneigung des pedantischen Königs Jakob I. von England gegen das Tabakrauchen, um die es sich handelt, wird vom Dichter zu verschiedenen sehr drastischen Scenen verwendet, und die Bekehrung des Tabaksfeindes mit vielem Humor bewerkstelligt. Man glaubte daher, in Schaufert ein neues Talent für das Lustspiel begrüßen zu dürfen, allein der Dichter erfüllte die Hoffnungen nicht, die er erweckt hatte; seine weiteren Stücke „Die Kaiserlichen im Quartier", „1683", „Ein Erbfolgekrieg" ꝛc. waren nur sehr schwache Leistungen. Schaufert wurde am 5. März 1835 in Winnweiler in der Rheinpfalz geboren, studierte die Rechte, war längere Zeit Polizeikommissär, von 1868 ab Assessor am Landgericht zu Germersheim und starb bereits am 18. Mai 1872 zu Speyer.

Schließlich sei noch erwähnt, daß Robert Prölß (geb. 1821) die geschickt aufgebauten Trauerspiele „Sophonisbe", „Kohlhaas" und „Katharina Howard" schrieb.

Das Volksschauspiel und das historische volkstümliche Lustspiel wurde von Arthur Müller (1820—1873) gepflegt, der „Die Verschwörung der Frauen oder die Preußen in Breslau", „Gute Nacht, Hänschen!", „Die Kaiserglocke zu Speyer", „Der Teufel ist los", „Wie geht's dem Könige" ꝛc. verfaßte. Müller besaß ein sehr hübsches Talent, einen kernigen Humor und einen

schlagenden Witz, doch ließ er sich nicht selten zu possenhaften Übertreibungen verleiten. Eine große Menge von leichtgeschürzten Lustspielen und Schwänken lieferte Julius Rosen (Pseud. f. Nikolaus Duffek, geb. 8. Oktober 1833), der offenbar ein sehr reich begabter Lustspieldichter ist, aber nicht den geringsten Sinn für künstlerische Behandlung seiner Stoffe besitzt. Alle seine Stücke, „Kanonenfutter", „Des Nächsten Hausfrau", „Zitronen", „Größenwahn" 2c., sind nur ganz flüchtig hingeworfene Arbeiten; eine Unwahrscheinlichkeit, eine possenhafte Übertreibung jagt die andere. Der Verfasser verfolgt eben nur den einzigen Zweck, das Publikum lachen zu machen, und das gelingt ihm denn allerdings in den meisten Fällen. Ähnlich wie Rosen verfährt Otto Girndt (geb. 1835) in seinen Lustspielen „Y 1.", „Politische Grundsätze" 2c. Feiner sind die anmutigen Einakter von Sigmund Schlesinger (geb. 1825), „Mit der Feder!" „Die Gustel von Blasewitz", „Wenn man nicht tanzt", „Mein Sohn" 2c. durchgeführt.

An den Ausgang des Kapitels stellen sich schließlich noch zwei Dichter, die in ihren bedeutenderen Werken nur bis an die großen äußeren Kreise der Zeitgedanken der sechziger Jahre herantreten und ihre höchste dichterische Kraft im Landschafts- und Sittenbilde entfalten. Es sind dies die beiden Epiker Julius Grosse und Robert Hamerling, der erstere ein Schüler Platens und Geibels, der letztere ein Enkel der Romantiker, der mit den Glutfarben eines Makart malt.

Julius Grosse*) stand bereits in seinem dreißigsten Lebensjahre, als er seine ersten Gedichte veröffentlichte; sein poetisches Talent hatte jedoch keineswegs so lange Zeit geschlummert, sondern es war nur durch verschiedene Lebensverhältnisse verhindert worden, sich zu entwickeln. Der Dichter wurde am 25. April 1828 zu Erfurt als der Sohn des Konsistorialrats Dr. Grosse geboren, besuchte von 1836 ab das Gymnasium zu Magdeburg und sollte auf den Wunsch seines Vaters Geistlicher werden. Von früher Jugend an fühlte sich jedoch der Knabe unwiderstehlich zur Kunst und Poesie, besonders zur Malerei, hingezogen; allein der Vater versagte ihm die Erlaubnis, Maler zu werden, und Grosse entschied sich nun, um seiner Neigung wenigstens einigermaßen zu genügen, für die Architektur. Infolgedessen arbeitete er von 1846 ab in Magdeburg und Halle als Geometer und legte als solcher auch sein Staatsexamen ab. In dem angeregten geistigen Leben der Universitätsstadt brach aber sein Drang, künstlerisch zu schaffen, aufs neue durch; er versuchte sich in verschiedenen dramatischen Arbeiten, die in seinen Freundeskreisen Beifall fanden und bezog die Hochschule, auf der er besonders die poetische Litteratur studierte, wurde dann aber wieder schwankend, ob er sich der Dichtkunst, oder der Malerei widmen sollte. Schließ-

*) Vergl. Hermann Ethé, Julius Grosse als epischer Dichter. Berl. 1874.

lich siegte die Liebe zur letzteren, und er ging 1852 nach München, um sich schulgerecht zum Maler auszubilden. Dort trat er jedoch sehr bald in einen regen Verkehr mit Geibel, Heyse und den übrigen Münchener Dichtern, und diese bewogen ihn, seine ganze Kraft einzig und allein der Dichtkunst zu widmen, für die er entschieden am reichsten begabt sei. Er legte daher den Stift nun für immer zur Seite und lieferte zunächst eine Reihe journalistischer Arbeiten; aber erst 1857 erschien zu Kassel sein erster Band „Gedichte". Grosse zeigt in denselben, daß er eine reiche Phantasie und und einen feinen Sinn für Anmut und Grazie besitzt, in den beiden ferneren Gedichtsammlungen „Aus bewegten Tagen. Neue Gedichte" (Stuttg. 1869) und „Wider Frankreich" (Berl. 1870) entfaltete er auch große rhetorische Pracht und eminenten Schwung, besonders in seinen Kriegsgedichten. Den reinsten und vollsten Ausdruck seiner künstlerischen Individualität fand Grosse aber erst in seinen epischen Dichtungen, ganz besonders in den Idyllen „Das Mädchen von Capri" (zuerst erschienen 1859 in Schads Musenalmanach und dann in den „Epischen Dichtungen", München 1860, die auch „Farek Musa", eine morgenländische Novelle in Versen, und „Der graue Zelter", ein Wald-Idyll aus den Ardennen, enthalten) und „Gundel vom Königssee" (Lpzg. 1864). Das erstere ist eine von allem Zauber italienischer Farbenpracht umflossene, tief gemütvolle Dichtung, in der eine große Menge bunter, hellleuchtender Landschaftsbilder uns entzückt und eine reiche Fülle unmittelbaren Lebens sich uns erschließt. Der historische Hintergrund, den der Dichter dem Idyll gab, beeinträchtigt jedoch einigermaßen den einheitlichen Charakter der schlichten Herzensgeschichte, da er uns nicht das sonnenbeschienene blaue Meer des Golfs von Neapel, sondern die trübbeleuchteten weiten Schneefelder Rußlands zeigt. Ein nach allen Seiten hin vollständig geschlossenes Kunstwerk ist „Gundel vom Königssee", in welchem es dem Dichter, wie Ethé sehr richtig bemerkt, mehr als in allen seinen anderen Epen geglückt ist, den echten Realismus des wirklichen Lebens mit dem echten künstlerischen Idealismus zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen und auch der minutiösesten Detailschilderung durchweg poetische Farben zu leihen. Außerordentlich wirkungsvoll ist wiederholt die Hochgebirgslandschaft verwendet; die Gletscherhäupter der Alpen und der dunkle Bergsee, der mehrmals meisterhaft geschildert wird, geben verschiedenen packenden Scenen einen überaus stimmungsvollen Hintergrund. In einer Gesamtausgabe erschienen die Grosseschen Epen unter dem Titel „Erzählende Dichtungen" (6 Bde., Berl. 1871—1872). Neben dem Epos hat der Dichter auch wiederholt das Drama gepflegt, aber auf der Bühne keine Erfolge erzielt. Seine „Gesammelten dramatischen Werke" erschienen in 7 Bänden zu Leipzig 1870—71. In neuester Zeit wandte sich der Dichter hauptsächlich dem Romane zu und schrieb „Natürliche Magie" (2 Bde., Stuttg. 1873), „Der Stadtengel" (2 Bde., Ebd. 1874), „Da Ponte und Mozart" (3 Bde., Jena 1874), „Der getreue

Eckart" (Berl. 1885) ꝛc. Er erweist sich hier als ein gewandter Erzähler, der jedoch meistens zu flüchtig skizziert. Seit 1870 bekleidet Grosse die Stelle eines Generalsekretärs der deutschen Schillerstiftung.

Aus „Das Mädchen von Capri."

Scene zwischen Giacinta und Alessandro, der im Auftrage seines kranken Freundes Teodoro nach Capri gekommen ist, um die verlassene Giacinta zu trösten, und der nun selbst die Liebe des Mädchens gewonnen hat. Er spricht zu Giacinta:

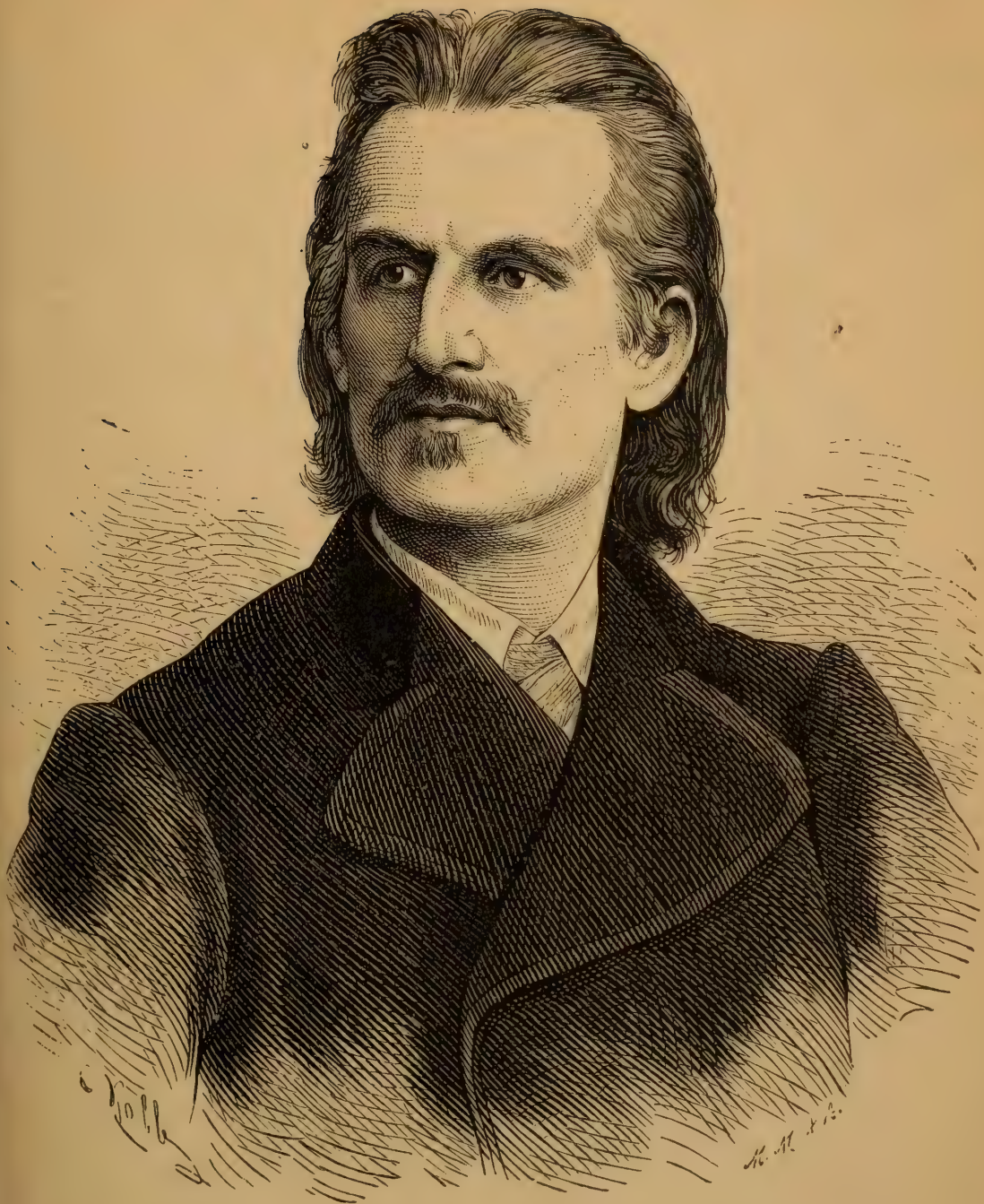
— — — — — — — — — — — — — „Doch ich seh' es schon klarer.
Längst schon ist dein Geständnis bereut, das im Taumel gegebne.
Nur der Verstand, er berechnet so kühl. Doch nimmer verlang' ich,
Daß du ein Opfer mir bringst. Spricht keinerlei Stimme des Herzens,
Was ich dir wurde und bin — war alles ein flüchtiger Traum nur,
Was du mit glühenden Lippen gesagt, daß nimmer ein andrer
Dein je werde, wohlan — so bleibe beglückt bei den Deinen.
Ich jedoch bin der Getäuschte allein . . ." Da faßte sie heftig
Zitternd mich an und küßte mich heiß. „Beim Blute des Heilands,
Wahrheit, Geliebter, ich sprach, und es ist beschlossen im Himmel,
Daß mir die seligste Wonne beschert, daß ich dein sei als Gattin
Unzertrennlich hinfort, nun wohlan! Doch dann, Alessandro,
Bleibest du hier. O höre mich an. Nur so ist es möglich.
Siehe, nun frag' ich dich selbst. Was bietet die glänzende Welt dir?
Ist es in Capri nicht schön? nicht herrlich, am brausenden Meerstrand
Frei zu gebieten auf einsamem Land? Entfernt von den Menschen
Baun wir ein Haus uns, ein einfaches, auf, tief drunten im Thale
Oder hier oben, wenn du begehrst. O alles bedacht schon
Hab' ich. Palmen- und Feigengebüsch blüht draußen im Garten.
Drunten die gastliche Flur, und droben die schimmernden Säle,
Schön und mit Blumen geschmückt. Dort hausen wir glücklich verborgen,
Frei wie die Falken am Felsengebirg. Du als König von Capri
Und als die Königin ich. Doch kommen die Tage der Sehnsucht
Dir nach dem heimischen Lande, so zieh'! Nicht sollst du gebunden
An die verlorene Insel sein, gleich einem Gefangnen.
Kämst du im Jahr nur ein einzigesmal — ich hielte dir Treue.
Weint' ich auch heimlich bei Nacht, bei Tag doch machte der Stolz mich
Heiter und froh vor dem Volk, als hielt' ich geheim dich im Hause.
Also leben die Fischerfrauen oft mondenlang einsam,
Wenn die Männer hinaus nach Amalfi gefahren zum Fischfang
Oder zum Fang der Korallen und fern zu dem Hafen Palermos.
Freiheit hättest du ganz, ich selbst blieb' immer gebunden;
Aber nicht fordre von mir, daß ich folge. Dort auf dem Festland
Lebt' ich in fiebernder Angst vor jenem, der mich verstoßen.
Lächle nur, süßester Freund, — in drei der vergangenen Nächte
Sah ich ihn lebend im Traum, in dem Antlitz zürnenden Vorwurf.
Mild dann begrüßt' er mich, neigte sich über mich, wollte mich küssen
Zärtlich wie sonst. Laut rief ich im Schlaf, daß die Mutter erwachte.
Nein, nicht wieder so — nicht dorthin, denn es brächte den Tod mir;

Sicherlich käme der Tag, und ich sähe voraus ihn seit Jahren.
Wär's in der Kirche, und wär's im erleuchteten Schlosse, vergebens
Ständ' ich in täuschender Ruh'. Erst leise vernähm' ich ein Flüstern,
Lauter wie rollender Donner sodann käm's über das Haus her,
Und ein Fremdling er spräch': „Ich kenne sie! Mein war sie einstens;
All ihre Hoheit ist Schein, und nichtig vor Gott ist ihr Bündnis;
Älter bestehet mein Recht — wer verlangt sie? wir bieten sie allen!"
O in die Erde versänk' ich zu tiefst. Und käm' er auch nimmer,
Doch die Besorgnis verließe mich nie, und sie machte mich zittern,
Bebend vor jeglichem fremden Gesicht. So führt' ich ein Leben,
Wie auf Vulkanen bei Tag, und in Furcht vor den Toten bei Nachtzeit.
Denn sie behaupten ihr Recht die Verklärten, noch jenseits die Treue
Lohnend im Traum, oder rufen im Wind mit schauriger Mahnung
Namen herauf. Wenn die Nacht still ist, dann hört man sie wimmern.
Hier bin ich sicher allein, mein Herz, denn hier wissen es alle,
Menschen und Felsen und Meer und die kosenden Winde sie wissen's,
Wie er gehandelt an mir." Und mit Inbrunst wieder umschlang sie
Mich mit den Armen zugleich, als wollte sie nimmer mich lassen. —
„Siehe," versetzt' ich, „wie kindisch du bist. Seit wann ist es Vorschrift,
Daß zu dem Altar ein Mädchen genaht und hätte zuvor nie
Heimliche Neigung gehegt, und müßte sich vor dem Verschollnen
Fürchten bei Tag und bei Nacht? Fürwahr, dann käme auf Erden
Nimmer ein glücklicher Bund zu stand'! Denn es irret die Seele
Oftmals, bevor sie der gleichen vereint; — du aber bist thöricht,
Abergläubisch und blind, Giacinta. So höre das letzte,
Was ich verschwiegen bisher und alle Bedenken dir löset:
Siehe, den treulosen Mann, der in Träumen dich schrecket, ich kenn' ihn;
Staune nur, ich bin der Freund, den du drohend und zürnend erwartest.
Er jedoch liebte dich nie herzinnig, du selber ja sagst es,
Daß er zur Frau dich begehrt', ja ich selber, ich mußt' ihm versprechen,
Freund dir und Helfer zu sein. . . ." Noch hatt' ich mein Wort nicht geendet,
Das mir ein Dämon der Nacht einblies, da erblaßt' ihr das Antlitz.
Flammender leuchtet' ihr Aug, doch in drohendem Ernste gewaltig,
Ganz der Meduſa Gebild — „Alessandro, du täuschest mich!" rief sie
Bebenden Munds und erhobener Hand. „Erst führe ihn vor uns;
Hören muß ich's zuvor aus dem eigenen Mund Teodoros.
Er nur allein kann enden mein Leid!" Und kraftlos gebrochen
Nieder sank sie ins Moos. Das Haupt mit den Händen verhüllend
Schluchzte sie leis': „Und dennoch verkauft — Teodoro, das thast du.
Hab' ich so häßlichen Undank verdient um dich, Teodoro,
Fluch dem Verräter! — Verräter ja sind die Fremdlinge alle!"
Mir jedoch war es zu viel schon längst. In loderndem Aufruhr
Riß die Geduld, und es tobte mein Blut mir in bebendem Zorne.
„Rasende Thörin, was willst du von mir? Zehn andere Jungfraun
Würden noch preisen ihr Los und des Himmels Heiligen danken,
Fänden sie solchen Bewerber, und du! um die ich in Ehren
Und aus eigenem Willen gefreit, nicht achtend des Standes,
Du jedoch stößest zurück mich, auf einer Wage mich prüfend

Mit dem verlorenen Freund, der nie zum Entschlusse gekommen;
Thu', was du willst und erwarte den Tag, bis jener die Treu' hält!
Mein bist du dennoch, gedenke daran!" — Und ich ließ sie am Boden,
Schritt bergab, durchstürmt von tausend verwirrten Gefühlen,
Tief in der Seele gekränkt, wie noch nie. Halb war ich entschlossen,
Sie mit Gewalt zu entführen bei Nacht, halb stieg mir ein Plan auf,
Jenen gefährlichen feindlichen Freund, der als Schatten uns trennte,
Sei es mit Güte, mit List, von Neapel herüberzuholen,
Daß er entscheide den Streit und verschließe den tötlichen Abgrund,
Den ein Geheimnis, vom Zufall enthüllt, nun zwischen uns aufthat.
Daß sie den Fernen geheim noch liebte, und heißer als früher,
Jetzt wohl lag es am Tag. Ich selber, ich glich nur dem Becher,
Den zum Vergessen sie trank. Nun war er zum Gift geworden.
Einmal noch wandt' ich den Blick. Auf der Höhe des Berges noch stand sie,
Ehern stolz wie Athene dereinst auf des Parthenon Zinnen.
Golden umflog sie der sonnige Strahl. Wie ein magischer Luftglanz
Floß er um ihre Gestalt. Ein Glöckchen erklang in den Bergen
Durch die unendliche Ruh'! Sie aber verweilte noch reglos,
Schaute weit in die Ferne hinaus des blauenden Meeres.
Nimmer vergess' ich dies Bild. Lang' konnt ich die Blicke nicht wenden,
Erst das Gezweig und der Myrten Gebüsch, der wilden — es raubte
Mir die Göttergestalt. Schon schmolz in Frieden der Aufruhr,
Lieblicher schien mir die Insel daheim, und ferner die Heimat.
Fast zum Entschlusse gereift war der Wille mir, ewig in Capri
Selige Zeit zu verleben wie er, der homerische Dulder,
Der bei Kalypso vergaß der Irrfahrt Leid und die Heimkehr;
Aber ein andres beschloß mein ehernes Schicksal des Lebens.

Julius Grosse sucht in seinen Epen „Das Mädchen von Capri" und „Gundel vom Königssee" mit dem feinen Spürsinn des Künstlers die letzten stillen Plätzchen auf, die durch die moderne Kultur noch nicht ihrer Poesie beraubt wurden, und richtet sich dort behaglich ein, **Robert Hamerling***) kann sich mit diesen kleinen Oasen nicht begnügen, er schaut über sie hinweg auf das gesamte Menschengeschlecht und bricht in Klagen über den Materialismus aus, den er allerwärts erblickt; zugleich predigt er laut das Evangelium von der Schönheit und Herrlichkeit des Ideals. Allein er wird zunächst von niemandem gehört, und nun entschließt er sich, in blendenden, farbensatten Bildern zu zeigen, wohin der frivole Realismus der Gegenwart führen wird. Zum erstenmale erhob Hamerling seine Stimme in dem „Sangesgruß vom Strande der Adria" (Triest 1857); er blieb hier noch sehr unklar, verlor sich oft in romantische Schwärmerei, entfaltete aber schon einen großen Wohllaut in seinen Versen. Bestimmter trat

*) Vergl. Hamerling, seine Dichtungen und deren Beurteilung. Berl. 1869, und Karl Landsteiner, Hans Makart und Robert Hamerling. Zwei Repräsentanten moderner Kunst. Wien 1873.



Robert Hamerling.

er bereits in seinem nächsten Werke, dem allegorischen Gedichte „Venus im Exil“ (Prag 1858), auf, in welchem er, wie er angiebt, „das Bild menschlichen Strebens in seinem Verlaufe“ darstellen wollte. Er zeigte darin, wie der strebende Mensch, der im Sehnsuchtstraume das Ideal vollkommener Schönheit und Liebe erblickt hat, sich allmählich aus der kreatürlichen Beschränktheit befreit, bis er zuletzt mit seinem Tode in die ersehnte Harmonie des Weltganzen übergeht. Der Dichter vermag aber diesen philosophischen Stoff nicht in Fleisch nnd Blut umzusetzen; wir werden immer nur von unfaßbaren Gedankenwolken umzogen, die unsere heiße Stirn zwar oft gar lieblich kühlen, die von den Geistesstrahlen des Dichters nicht selten entzückend prächtig beleuchtet sind, aber doch schließlich zerrinnen, ohne einen dauernden Eindruck bei uns zu hinterlassen. Das fühlte auch der Dichter und war daher bemüht, in seinen weiteren Schöpfungen „Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern“ (Prag 1860), „Ein Schwanenlied der Romantik“ (Ebd. 1862) und „Germanenzug. Kanzone“ (Wien 1864) dem Übelstande abzuhelfen. Bei den Gedichten wurde ihm dies verhältnismäßig am leichtesten; er verließ die Allegorie und wendete sich zum Symbol. In schönen, stimmungsvollen Liedern von zauberischem Wohlklange besingt er die Natur, deren Erscheinungen analoge Seelenstimmungen in ihm erwecken. Die Rose macht seinen idealistischen Schönheitsdrang heftiger hervorbrechen, der dahinbrausende Sturm feuert ihn aufs neue zu dem rastlosen Streben an, „im ewig Schönen das enge Sein zu erweitern,“ der herbstliche Wald weckt seine schwermutsvolle Sehnsucht nach dem Tode, der uns allein das Reich seliger Schöne erschließt. Im „Schwanenliede der Romantik“ blickt er auf das versinkende Venedig, dessen stolze, herrliche Paläste einst in göttlichem Drange nach Lebensschöne errichtet wurden, und die nun die einseitig materialistische, nur am Metallgeklimper sich erfreuende, von erschlaffender Genußsucht beherrschte Gegenwart zu Grunde gehen läßt. Zürnend warnt er, diesen verderblichen Weg weiter zu wandeln, da er die ganze Welt ins Verderben führen werde; tief erregt ruft er aus:

„Kommen wird der Tag einst, kommen wird die Stund',
Wo, wie des Mondes Scheibe, der Erde wüstes Rund
Als ausgebrannte Schlacke dahin im Äther rollt,
Wenn des Gerichtes Donner verzehrend drüber ausgegrollt.“

Im „Germanenzuge“ wendet sich der Dichter direkt an Deutschland und hält diesem vor, welche Mission es noch zu erfüllen habe. „Kennst du die höchste Bahn für euer Ringen, wenn ihr dereinst erstarkt in sich'rer Einheit?“ läßt er die Urmutter Asia dem mit den Seinen gen Norden ziehenden Teut zurufen. „Kennst du im Meer der Zeiten die Fanale, die, fernher winkend mit der Flamme Reinheit, euch hin zum letzten schönsten Ziele bringen? Hoch oben glänzen sie mit ew'gem Strahle, die heil'gen Ideale der Menschheit: Freiheit, Recht und Licht und Liebe! Das sind die letzten vollerglühten Flammen des Urlichts —

sie zu schüren allzusammen in eine Glut im hadernden Getriebe des Völkerlebens: das ist deine Sendung, Volk Odins, das ist Menschentums Vollendung." — So geistreich und formschön nun auch alle diese Dichtungen waren, so fanden sie im großen Publikum durch nur wenig Anklang; Hamerling stieg daher aus seiner Ätherhöhe herab, und statt der Psalmen, die er bisher zum Lobe der Schönheit angestimmt, statt der seraphischen Lieder, mit denen er die Menschheit zu den Tempeln seiner Ideale hatte locken wollen, stimmte er jetzt laute Epopöen an, in denen er mit der ganzen Macht seiner Poesie die große Gemeingefährlichkeit seiner Nicht-Ideale, des Materialismus, der Schwelgerei, der gemeinen Sinnenlust, bloßlegte. Er versuchte also jetzt durch die Schilderung der entsetzlichen Folgen zu wirken, welche jedesmal hereinbrechen, sobald sich die Menschen vollständig von den „goldenen Zielen" abwenden, durch abschreckende Beispiele die Irrenden auf den rechten Pfad zu drängen. So entstanden „Ahasverus in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen" (Hamb. 1866) und „Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Gesängen" (Ebd. 1869). In „Ahasverus" schildert uns der Dichter das in Sittenverderbnis versunkene Rom des Kaisers Nero und ganz besonders diesen selbst als denjenigen, der sich in seinem unermeßlichen Lebensdrange am weitesten verirrt hat. Dem Kaiser gegenüber stellt er Ahasverus, der hier nicht der ewige Jude, sondern der ewige Mensch, die personifizierte unsterbliche, ewig ringende und strebende Menschheit ist. Die Orgien in den kaiserlichen Gärten, die Festgelage im Palaste Neros, die üppigen Liebes- und die wilden Greuels-Scenen sind mit den glutvollsten, sattesten Farben gemalt, doch tritt der Hauptgedanke des Gedichts nicht immer klar genug zu Tage. Noch weniger sichtbar ist er im „König von Sion", wo er hinter den düsterromantischen, üppig-prächtigen Bildern, in denen uns der Dichter das Treiben der Wiedertäufer zu Münster entrollt, fast ganz verschwindet. Wir fürchten daher, daß Hamerling hier seinen Zweck, den Blick der Menschen auf seine Ideale zu richten, noch weit weniger erreicht hat, als in seinen früheren Dichtungen. Zwar sind beide Epen mit außerordentlichem Beifall aufgenommen worden, allein die große Mehrzahl des Publikums wird die Bücher nur der prächtigen, sinnberauschenden Schilderungen wegen gelesen haben und sich dabei des ethischen Grundgedankens kaum bewußt geworden sein. Vielleicht beschlich auch den Dichter diese Befürchtung, denn in seinem nächsten großen Werke, dem Romane „Aspasia" (3 Bde., Hamb. 1876) — seine dramatischen Versuche, „Teut" und „Lord Lucifer", kommen nicht weiter in Betracht — giebt er das in den Epen beobachtete Verfahren wieder auf und schlägt einen dritten Weg zur Erreichung seines Zweckes ein: statt der Beispiele, mit denen er abschrecken wollte, zeigt er uns ein Vorbild, das uns zur Nacheiferung anspornen soll. Er will uns gleichsam ad oculos demonstrieren, zu welch schöner Lebensblüte, zu welch stolzer Macht, zu welchem weithin über alle Lande und Zeiten strahlenden Ruhm

ein Volk gelangt, das sich den Kultus des Schönen zur ersten Pflicht macht, und führt uns in die Blütezeit des hellenischen Geistes, in jenes Athen, dessen Staatszügel die kräftige Hand des Perikles hält, in welchem Phidias und Alkamenes ihre Götterbilder schaffen, Sophokles seine Dramen dichtet, Anaxagoras und Sokrates tiefe Weisheit lehren und die Freundin des Perikles, die göttergleiche Aspasia, den idealen Drang nach Schönheit im gesamten Volke weckt. Ein goldiges Licht ist über das ganze große Zeitgemälde gebreitet; im stolzen Bewußtsein ihres geistigen Adels schreiten alle daher, streben alle vorwärts, und überall erblühen die Segnungen des „holden Friedens", der schönsten Bildung. Die Charakteristik der einzelnen Personen, vorab des Perikles, der schönheitleuchtenden Milesierin und des armen häßlichen Sokrates, ist mit Meisterschaft durchgeführt, auch das öffentliche, wie das häusliche Leben mit erstaunlicher Anschaulichkeit geschildert. Dennoch wird der Dichter seine Herzenssache auch hier nur sehr wenig gefördert haben; die gesamte uns geschilderte Kultur liegt uns bereits so fern, sie ruht auf so vollständig anderen Vorbedingungen, als die unsere, daß sie uns nur noch in ihren ganz allgemeinen Umrissen ein Vorbild sein kann. In neuester Zeit veröffentlichte Hamerling noch ein in reimlosen serbischen Trochäen geschriebenes kleines Epos „Amor und Psyche" (Lpzg. 1882), in welchem er das bekannte althellenische Märchen, ohne es weiter zu vertiefen, mit direkter Anlehnung an den römischen Dichter Apulejus, der uns den Mythus überliefert hat, wiedererzählt. Für die Beurteilung des litterarischen Charakters Hamerlings ist die Dichtung ganz ohne Wert. Trotz seines reichen Talentes, seiner feinen Bildung, seines ernstesten Strebens hat der Dichter also noch keinen einzigen wirklichen, echten Erfolg erzielt. Der Grund hievon ist offenbar in dem Umstand zu suchen, daß Hamerling das deutsche nationale Leben nie recht aus eigener Anschauung kennen lernte, da er in der wichtigsten Periode seines Lebens im Auslande weilte. Hätte er im Herzen Deutschlands gelebt, so würde er auch ganz anders dem deutschen Volke zum Herzen haben sprechen können. Der Dichter wurde am 24. März 1830 zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich in beschränkten Verhältnissen geboren, studierte zu Wien Philologie, war dann von 1855 bis 1866 als Lehrer am Gymnasium zu Triest thätig und trat im Herbst 1866 wegen steter Kränklichkeit in den Ruhestand, wobei ihm durch einen kaiserlichen Gnadenakt sein Ruhegehalt auf das Doppelte erhöht wurde. Seitdem lebt er in stiller Zurückgezogenheit in Graz in Steiermark.

Aus „Ahasverus in Rom."

Ein Teil des 5. Gesanges: Nero und Seneca.

Und eine letzte Halle nimmt ihn auf,
Die prunkvoll stolzeste der Riesenhallen,
Wo aller Zeiten hehrstes Kunstgebild'
Vereinigt ist, Urschöpfung oder Nachbild.
In Stein und Farbe glänzen die Gedanken
Des Phidias und des Apelles hier.

Und ihnen schließt in Rollen, rings gereiht,
Sich an, was edle Dichterphantasie
In süßen und erhabnen Tönen sang.
Oft weilte hier, entflammte wonneschauernd
Der Jüngling Nero noch die beff're Seele
An höchster Schöne reinem Wunderflor —
Versuchend selbst, in Klängen nachzustammeln
Am Schönheitspsalter manche Melodie.
Nun aber steht er wie vor Schaugerichten,
Vor kalten, toten, die zur Seele nicht
Mehr sprechen, weil sie selber leer und tot ist . . .
„O marmorglatte, marmorkalte Welt
Des Scheins (so ruft er), leeres Formenwesen!
Wir haben längst uns übersatt gesehn
An dieser reinen Schöne der Hellenen!
Dies Linienspiel thut meinem Auge weh
Mit seiner Zierlichkeit und seiner Weichheit,
Ich sehne mich nach Fratzen, Zerrgebilden —
Mein Sinn ist nicht mehr schlicht, nicht mehr harmonisch
Genug gestimmt, sich kindlich noch zu freu'n
An dieser stillen sanften Harmonie,
Die schön, doch regungslos ist wie die Fläche
Des unbewegten Sees. Ich ford're Leben,
Verzückung, Wonnerausch und Schmerzenskrampf!
Fort mit den Schemen, den veralteten,
Armsel'ger Steinklopfer, Farbenkleckser,
Fort mit den Rollen auch der Dichterlinge,
Die nun schon ein Jahrtausend lang das Heu
Verwelkter Redeblumen wiederkäu'n!" —
Er spricht's und stürzt von ihren Postamenten
Die Meisterstücke reinster Griechenkunst
Und heißt die Bücherrollen, aufgestapelt
In langen Reihn, den Flammen übergeben.
Und so nun hat das Ungetüm, das grause,
Das heimlich aus dem Hades kam herauf,
Und, unverschüchtert hin vor Nero tretend,
Ihn angehaucht mit seines Mundes Hauch —
Es hat zuletzt den Rachen immer weiter
Und weiter aufgethan und allgemach
Des Nero ganzes goldnes Haus verschlungen —
Des Nero ganze reiche Welt im kleinen
Mit allen ihren bunten Herrlichkeiten. —
Nichts ist mehr sein, nichts kann ihn mehr erfreun,
Und arm nun wie ein Bettler steht er da.
„Die Sinnenwelt (ruft Nero) hat nichts mehr,
Was mich zerstreuen, was mich fesseln könnte.
Ruft mir den Seneca, der weiß vielleicht
Mich einmal noch, wie einst, mit wunderlichen
Lehrsätzen und Sophismen zu ergötzen.
Ruft ihn, ob er bei seinen Bücherrollen
Die Mitternacht durchwacht, ob er beim späten
Gelag noch bechert, denn im einen wie
Im andern Thun ist er ergraut als Meister!" —
Gerufen wird der Philosoph und tritt
Alsbald gehorsam vor des Herrn Gesicht,
Der ihm entgegen ruft: „He da, mein wackrer
Annäus, deute mir, wie's kommen mochte,
Daß, was mich sonst ergötzt, mir schal geworden,
Daß selbst mein goldnes Haus mit allen seinen
Erles'nen Schätzen mir zum Ekel ward?
Ich habe mir die Welt in Gold verwandelt,
Wie Midas: hab' ich etwa thöricht so
Das Leben selbst und seine Freuden all
Verwandelt mir zu goldnen Schaugerichten,
Um hungernd dran den Zahn mir auszubrechen?"
Der weise Seneca versetzt: „Warum
Wolltst du genießen als ein Schrankenloses,
Was eben nur in der Beschränkung reizt?
Was heischtest du für deine Sinne das,
Was nur die Phantasie umfassen kann?
Was schöpfst du aus dem Meere mit der Hand
Und wunderst dich, daß du nicht mehr daraus

Vermagst zu schöpfen, als — die Hand voll eben?" —
— „Du nennst das Übel, nenne die Arznei!"
— „Stell' wieder her die alte Republik,
Stell' her das alte große Römertum,
Und sei ein Mann, wie Numa oder Brutus,
Wie Fabius und wie Publicola:
Schlag' heut' den Feind wie Scipio, und morgen
Begieb dich auf ein einsam Landgut und
Geh hinterm Pfluge her wie Cincinnatus." —
„Natürlich zur Verdauung! — Ei, ausstopfen
Soll ich den leeren Balg des alten Roms,
Den es wie eine Schlange abgeworfen,
Ihm meinen Hauch einblasen und ihn dann
Lebendig laufen lassen? Ich soll mich
Als Schaufigur des alten Römertums
Maskieren, daß die nordischen Barbaren,
Sobald sie kommen, mich bewundern und
Am langehrwürd'gen, weißen Bart mich zupfen?
Nein, nimmer werd' ich eine tote Puppe!
Laß einen Pätus wandern als Gespenst
Der Vorzeit durch die helle Gegenwart;
Ich aber will das Blut, das meine Zeit
Mir in die Adern goß, so wie bisher
Als Lebender in mir verbrausen lassen!
Zu Ninnas Zeit wär' ich vielleicht ein Numa
Geworden und zu Brutus' Zeit ein Brutus,
Zu meiner Zeit mußt' ich ein Nero werden.
Denn keine Größe kann gedeihn, die nicht
Die Wurzel hat im Herzen ihrer Zeit.
Das lehrst am besten du mich, alter Freund!
Zu Catos Zeit wärst du ein Cato worden;
Doch da du's werden wollt'st zu Neros Zeit,
So trägst in dir du zwei verschied'ne Seelen
Und wandelst hin als traurig Zwitterding!
Du donnerst gegen schnöde Weichlichkeit
Vom seidnen Kissen, predigst Mäßigkeit
Mit lallend schwerer Zunge beim Gelag.
Bei meinen Freudenfesten hast du nie
Verfehlt als Mitgeladner mitzuzechen."
— „Ich mußte mich in deine Laune fügen
Und wollte nicht von deiner Seite weichen,
Ich fügte mich in Schlimmes, um das Schlimm're
Noch fern zu halten, wenn es möglich war." —
— „Sophist! zu thun, was inn're Triebe fordern,
Ist nichts so leicht gefunden als — ein Grund.
Gesteh', es war kein Opfer — mit Beruf
Und mit Behagen sah ich stets dich gehen!
Genußsucht hat in dieser argen Zeit
Die Herzen angesteckt wie eine Seuche,
Und gegen eine Seuche, das ist sicher,
Hilft kein Philosophem!" —
— „Wohl war ich Mensch, doch strebt' ich nach dem Rechten,
Und Weisheit, Wahrheit war mein höchstes Ziel.
Mein ganzes Leben, scheint es auch zersplittert,
Ist doch zuvörderst ihrem Dienst geweiht." —
— „Ja, selbst beim Becherklang philosophierst du! —
Doch welche Weisheit hast du ausgeforscht?
Hast du vielleicht entdeckt, daß Feuer brennt
Und Wasser flüssig ist? Ist eine Wahrheit
Dir klar geworden, die nicht auch ein andrer
Gewußt hat, ohne zu philosophieren?"
— „Gewußt, doch nicht begriffen — sieh, ich lernte
Begreifen, was die andern bloß gewußt.
Warst du es nicht, der dies Verständnis mir
In tausend Dingen abgelauscht, und der
An meinen Lippen einst begierig hing?" —
— „O dies Versteh'n! — Seit ich die Welt verstehe,
Erscheint sie mir so leer, so schal: du mahnst
Mich sehr zur Unzeit eben an den Urquell,
Aus dem geflossen ist mein Überdruß.
O, selig sind die nichts Verstehenden,
Nichts Wissenden! Ich sehne mich nach Träumen,
Nach Dämm'rung, lieblicher Unwissenheit —
Dies grelle Licht des Wissens blendet mich!
Ich fluche dieser klaren Afterweisheit,
Und deiner selbst auch, dem ich sie verdanke!
Sie bringt mich um die beste Lebenslust.
Annäus, wiss' es, ich bin unzufrieden

Mit dir, ich bin es satt, dir zu begegnen! —
Zum Glück bist du ein großer Stoiker
Und fürchtest nicht den Tod — ich denke selbst,
Daß nur erwünscht dir meine Weisung kommt,
Wenn ich dich ernstlich bitte, zu verschwinden
Aus dieser Welt, die Ärgernis dir giebt!
Wie wär's, wenn du's versuchtest, dir die Adern
Zu öffnen? Diese Todesart ist jetzt
In Rom gebräuchlich, und, wie man versichert,
Die sanfteste von allen. — Fahre wohl!
Vom innern Zwiespalt, drein der Stoicismus
Dich stürzt mit deiner alten Sympathie
Für glänzendes Metall und volle Becher,
Befreie dich der Tod — wir müssen alle
So oder so zuletzt uns helfen — sieh,
Wer weiß, wie ich mir selbst noch helfen muß?" —
Hinwegschwankt Seneca, das Todesurteil
Tief in der Seele, wissend wohl, daß Nero
Nie eins zurücknahm, das er sprach! —

Das Gesamtbild der Litteraturperiode der Zeit des Konflikts und des Norddeutschen Bundes erhält mithin durch die sonnigen Idyllen Grosses und die farbenprächtigen Epen Hamerlings keinen anderen Charakter; nach wie vor bleibt die Pflege des nationalen Gedankens im Vordergrunde und wird auch durch die allgemeine Verstimmung nicht wesentlich beeinträchtigt. Die große Mehrzahl der Dichter verfolgt während des ganzen Jahrzehnts den einmal als richtig erkannten Weg zur nationalen Einheit entschlossen weiter. Die Dichter der fünfziger Jahre hatten dem Volke wieder eine nationale Grundstimmung gegeben, die der sechziger Jahre waren nun bemüht, aus dieser Grundstimmung heraus in der gesamten Nation die Überzeugung zu erwecken und zu befestigen, daß nur durch eine selbstlose Beteiligung aller an der nationalen Kulturarbeit eine gesunde staatliche und soziale Entwickelung herbeigeführt werden könne. Und zu dieser Überzeugung — dem untersten Fundamente für den konstitutionell-parlamentarischen Staat — haben sie denn auch im Verein mit der Presse und den Kammern den überwiegend größten Teil des Volkes emporgehoben. Kaum war das geschehen, kaum hatte diese Überzeugung allgemeine Gültigkeit erlangt, so wurde sie auch bereits auf ihre Haltbarkeit geprüft; glücklicherweise bestand sie die Probe.

Die Kriegslyrik von 1870–71.

Das allmähliche Erstarken des nationalen Gedankens in Deutschland mußte natürlich auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich ziehen, am meisten diejenige Frankreichs, das von der Uneinigkeit und Schwäche Deutschlands von jeher den meisten Nutzen gezogen hatte. Überall, wo es sich nur hatte thun lassen, war Frankreich bisher bemüht gewesen, Deutschland zu schädigen und das Emporblühen desselben zu verhindern. Als 1866 der Krieg mit Österreich entbrannte, war es in erster Linie Frankreich, das mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, den Brand schürte; hoffte es doch, die deutschen Stämme würden sich jetzt so vollständig unter einander verfeinden, daß an einen deutschen Einheitsstaat fortan gar nicht mehr gedacht werden könne. Man hatte sich aber geirrt und gewahrte jetzt mit Verwunderung und mit wachsender Besorgnis, wie das Bestreben, sich zu einer einzigen großen Macht zusammenzuschließen, in Deutschland von Jahr zu Jahr wuchs. Noch ein Schritt, noch irgend eine unvorhergesehene Wendung der Verhältnisse — man sah dies in Paris klarer als in Deutschland selbst —, und das deutsche Reich konstituierte sich. Das durfte aber nun und nimmer geschehen; vom Kaiser Napoleon herab bis zum Gamin herrschte darüber nur eine Stimme: man mußte also handeln, ehe es zu spät war — und mit vor Aufregung zitternder Hand schleuderte man die Kriegsfackel über den Rhein. Doch nur nach Preußen, und dabei setzte man alles daran, den Süden vom Norden fern zu halten. Aber schon hatte der nationale Sinn allüberall seine tiefen Wurzeln geschlagen; in Sachsen wie in Bayern, in Württemberg wie in Baden verkannten alle Patrioten keinen Augenblick, daß das Schicksal Preußens auch das Schicksal Deutschlands sei, und rasch entschlossen machte auch der Süden die Sache Preußens zu der seinen. Die gesamte waffenfähige deutsche Jugend eilte zu den Fahnen und trat nun unter preußischer Führung jenen glorreichen Siegeszug an, der das Staunen der ganzen Welt hervorrief und Deutschland nicht nur für immer von dem Einflusse Frankreichs befreite, sondern auch zur langersehnten Einheit führte.

Die allgemeine Stimmung in Deutschland fand auch sofort ihren Ausdruck im Liede. Da zunächst das gesamte Volk eine tiefe Entrüstung über den so frevelhaft begonnenen Krieg erfaßte, so waren es vorerst Zornes-lieder, die allerwärts erklangen. Am kräftigsten sprach die Entrüstung Julius Grosse in den packenden Odenstrophen „Auf die Kniee! Frankreich!“ und dem glanzvollen Kriegsgesange „Generalmarsch“ (s. u. 1) aus. Ein begeistertes schwungvolles Lied über das einmütige Zusammenmarschieren des gesamten Deutschland stimmte Ferdinand Freiligrath in seinem „Hurra, Germania!“ (s. u. 2) an. In den bewegten Straßen hatte man sich unterdessen eines Liedes erinnert, das bereits mehrere Jahrzehnte alt war, aber wie für die augenblicklichen Verhältnisse und Stimmungen gemacht zu sein schien: der 1840 von Max Schneckenburger (1819—1849) gedichteten und von Karl Wilhelm (1820—1873) komponierten „Wacht am Rhein“. Bald stimmte man sie hier, bald dort an, bald sang sie das gesamte Volk und Heer und erhob sie für die ganze Dauer des Krieges zum beliebtesten Nationallliede. Als sodann die Heere nach dem Kriegsschauplatze abmarschiert waren, sprach Julius Sturm den „verlass'nen Frau'n und Müttern“ einen warmempfundenen Trost. Für die Gefühle, die alle erfaßten, als die Nachricht vom ersten Siege eintraf, fand Emil Rittershaus den richtigsten und würdigsten Ausdruck in dem Liede „Ein erster Sieg! herüber schallt's — Und füllt die Brust mit Wonne: — Uns strahlte in der schönen Pfalz — Von Waterloo die Sonne!“ ꝛc. Die großen Entscheidungsschlachten um Metz wußte mit Kraft und Feuer Ernst Dohm zu verherrlichen (s. u. 3). Wehmütigrührende Episoden aus den grausigen Kämpfen behandelten mit feinem Dichtersinn der Sänger von „Hurra, Germania!“ (s. u. 4) und Karl Gerok (s. u. 5). Der Humor kam zu seinem Rechte durch das originelle Kutschke-Lied, Rudolf Löwensteins „Chassepotlied,“ Dr. Kreuslers köstliches „König Wilhelm saß ganz heiter“ und den komischen Heldengesang des alten Bänkelsängers Schartenmayer (Pf. f. F. Th. Vischer). Mit dem Höhepunkte des Krieges, der Schlacht bei Sedan und der Gefangennahme Napoleons, erreichte auch die Kriegslyrik ihren Höhepunkt in dem hoheitsvollen Siegesgesange Emanuel Geibels: „Nun lasset die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm!“ (s. u. 6). Weitere Schlachten- und Siegesgesänge stimmten Ernst Scherenberg, Rudolf Gottschall, Julius Rodenberg, J. G. Fischer, Wilhelm Jensen, Albert Träger, Theodor Gesky, Oskar von Redwitz, Robert Waldmüller, Berthold Auerbach, Felix Dahn, Friedrich Bodenstedt, E. Curtius, Otto Roquette, Georg Hesekiel, Oswald Marbach, Johann Fastenrath, Gustav Schwetschke, Adolf Stern, Müller von der Werra, Karl Weitbrecht, August Silberstein u. a. an.

Wie es nicht anders sein konnte, brachte die Kriegslyrik gar manches Lied, das nur den Tag überlebte, für den es geschaffen war, aber sie bot auch manchen kraftvollen, hochpoetischen Sang, der für alle Zeiten einen Ehrenplatz in unserer

Litteratur einnehmen wird. Bis zu der hehren Begeisterung der Sänger der Befreiungskriege schwang sie sich jedoch nicht empor; von dieser unterscheidet sie sich überhaupt in mehr als einer Hinsicht. Während die Poesie von 1813 einen ernsten, schwermütigen und selbst elegischen Charakter trägt, ist diejenige von 1870—71 markig, erfüllt von einem starken Selbstbewußtsein und oft belebt von einem frischen, jovialen Ton. Der Franzosenhaß äußert sich dort als tiefer, bitterer Grimm gegen den Unterdrücker — hier als hell auflodernder Zorn gegen den frechen Friedensbrecher, und der nationale Gedanke tritt dort nur selten klar hervor, während er sich hier ganz bestimmt auf die Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen und die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches konzentriert. Die Kriegspoesie von 1813 ist also gemütsinniger und daher vorwiegend lyrisch, die von 1870—71 dagegen gestaltenreicher, stoffhaltiger und mithin mehr epischer Natur.

Gesammelt erschien die Kriegslyrik von 1870—71 in den Liedern zu Schutz und Trutz von Franz Lipperheide (4 Sammlgn. Berl. 1870—71), dem von Müller von der Werra und Oskar von Baentsch herausgegebenen Album „All-Deutschland" (Lpzg. 1871), dem von E. Hensing, F. Metzger, Dr. Münch und Dr. Schneider mit vieler Umsicht zusammengestellten Werke „Die Kriegspoesie der Jahre 1870—71" (6 Bde., Mannheim 1873—74) und in dem von Adolph Enslin kompilierten Buche „Der deutsch-französische Krieg 1870—71 in Liedern und Gedichten" (Berl. 1870), welchem auch unter dem Titel „Bibliographie" ein Verzeichnis der vom Herausgeber berücksichtigten 150 Schriften beigegeben ist. Kritische Werke über die Kriegslyrik veröffentlichten F. H. O. Weddigen („Die patriotische Dichtung von 1870—71 unter Berücksichtigung der gleichzeitigen politischen Lyrik des Auslandes". Essen a. Ruhr 1880), E. Küsel („Volkslied und Drama von 1870—71. Vier Vorträge." Gumbinnen 1882), Alexander Baldi („Das Deutsch-patriotische und nationale Lied und seine Bedeutung 1813—1870." Bamberg 1871) und G. Huyssen („Die Poesie des Krieges und die Kriegs-Poesie." Berlin 1883), und in geistvollen Essays legten das Wesen der Kriegslyrik dar Rudolf Gottschall in „Unsere Zeit" (N. Folge VII. Jahrg. 1. Hälfte S. 225 u. ff.), Joseph Schlüter in der „Deutschen Warte" (Bd. 2, S. 671 u. ff.) und L. Liebrecht im Programm der höheren Töchterschule zu Elberfeld vom Jahre 1874, S. 67 u. ff.

1. Generalmarsch.

Tambour schlag an! Laßt hoch die Fahnen ragen,
Ein Sturmwind braust herauf aus alten Tagen,
Und alte Wunden bluten neu. —
Wie Geisterruf hör' ich's bei Nachtzeit klagen:
Sind Friedrich schon und Blücher Märchensagen?
Starb deutsche Ehre schon und deutsche Treu?
Hält Euch ein Korse wiederum in Bann?
Hellauf — es will der Morgen tagen!
Tambour schlag an! —

Tambour schlag an! Laßt donnern die Kanonen,
Was liegt uns an Hispaniens Tand und Thronen,
Heut gilt's das deutsche Kaiserreich! —
Daß wir im Glanze deutscher Freiheit wohnen,
Daß einig wurden vierzig Millionen,
Das machte Gallien krank und frech zugleich —
Und wenn ein Strom von Heldenblut verrann,
Gebt Raum den deutschen Bataillonen!
Tambour schlag an! —

Tombour schlag an! Laßt satteln Eure Pferde,
Für Eure Ehre gilt's, für Eure Herde,
Wenn nicht erlosch die letzte Glut! —
Daß nicht der Wahnwitz siege auf der Erde,
Daß Deutschland nicht von neuem Sklavin werde,
Zerschmettert endlich die Cäsarenbrut!
Tod ihm, der Netze um Europa spann!
Tod seiner Prätorianerherde!
Tambour schlag an! —

Tambour schlag an! Laßt Sturm die Glocken läuten,
Nehmt ab die Hochzeitsmyrten Euern Bräuten,
Ein blutig Werben gilt's allein!
Und wenn die Wölfe nahn in Löwenhäuten,
Lehrt sie, was deutsche Schläge heut' bedeuten!
Wenn andre auch vom Schrecken starr wie Stein,
Gefeit dagegen sei der deutsche Mann,
Die Freiheit gilt es zu erbeuten!
Tambour schlag an! —

Tambour schlag an! Laßt hundert Brücken bauen,
Und wenn am Rhein die Wetterwolken brauen,
Singt heute noch die Lorelei! —
Ich hör' ein Lied voll Wollust und voll Grauen,
Und will ein Cäsar ihren Tönen trauen,
Berauscht von ihrer Zaubermelodei —
Daß er im Sieg den Rhein und sie gewann:
Dann rausch' es auf in Deutschlands Gauen!
Tambour schlag an! —

Tambour schlag an! Laßt blasen die Trompeten,
Ob morsche Throne auch in Staub verwehten,
Wir baun am neuen deutschen Reich! —
Uns hilft kein David, helfen nicht Propheten,
Zum zweitenmal nicht lassen wir zertreten
Die Ehre Preußens, Deutschlands Hort zugleich.
Hilf Blut und Eisen, und was helfen kann!
Erst nach dem Siege laßt uns beten!
Tambour schlag an! —

Julius Grosse.

2. Hurra, Germania!

Hurra, du stolzes, schönes Weib,
Hurra, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juliglut,
Wie ziehst du risch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemut
Zum Schutz vor deinen Herd!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

Du dachtest nicht an Kampf und Streit:
In Fried' und Freud' und Ruh'
Auf deinen Feldern weit und breit
Die Ernte schnittest Du.
Bei Sichelklang im Ährenkranz
Die Garben fuhrst Du ein:
Da plötzlich, horch, ein and'rer Tanz!
Das Kriegshorn überm Rhein!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

Da warfst die Sichel du ins Korn,
Den Ährenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tief atmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein, zum Rhein, zum Rhein!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist ins Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Flut des Mains!
Vergessen ist der alte Span:
Das deutsche Volk ist eins!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

Schwaben und Preußen Hand in Hand,
Der Nord, der Süd Ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland, —
Wir fragen's heut' nicht mehr!
Ein Geist, Ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut'!
Hurra, Germania, stolzes Weib!
Hurra, du große Zeit!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

Mag kommen nun, was kommen mag:
Fest steht Germania!
Dies ist All-Deutschlands Ehrentag!
Nun weh' dir, Gallia!
Weh', daß ein Räuber dir das Schwert
Frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd
Das deutsche Schwert gezückt!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes teure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind
Vor fremdem Frevelmut!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt' und Art,
Für jeden heil'gen deutschen Hort,
Hurra! zur Kriegesfahrt!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

Auf, Deutschland, auf, und Gott mit Dir!
Ins Feld, der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Bluts, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja:
Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor!
Hurra, Germania!
Hurra, Viktoria!
Hurra, Germania!

Ferdinand Freiligrath.

3. Die Schlacht von Metz.

Das war eine Schlacht!
Drei Tage lang
Vom Morgen bis zur sinkenden Nacht
Der männermordende Donner kracht',
Und des Todes mähende Sichel klang.

Das war eine Schlacht!
Zwischen Kampf und Kampf
Hat der Tod je einen Rasttag gemacht,
Umnebelt vom schwebenden Pulverdampf,
Satt und übersatt
Des Blutes, das er zu gierig trank,
Vom blutigen Mähen so müd' und matt,
Daß dem knöchernen Arm die Sichel entsank.

Das war eine Schlacht!
Und als des dritten Tages Gestirn
Zur Rüste ging und von der Berge Firn
Ihren Schattenschleier senkte die Nacht,
Da lagen Freund und Feind
An die dreißigtausend vereint,
Im stummen Tode friedlich gesellt —

Ein unabsehbar Leichenfeld.
Und auf das klaffende Völkergrab
Lächelt der Mond vom Sternenzelt
Schweigend des Todes Frieden herab.

Das war eine Schlacht!
Die Ihr, das Vaterland
Zu schützen vor Gewaltthat und Schand',
Euch selber zum blutigen Opfer gebracht —
Ihr treuen Toten, du und du,
Die im Gefecht
Mit dem Leben besiegelt Deutschlands Recht,
Niedergemäht von des Todes Mahd,
Ausgesäet als des Friedens Saat,
Fahrt wohl, zur ewigen Ruh'.

Das war eine Schlacht!
Des Feindes Plan, so keck erdacht,
Zu Schanden gemacht,
Zerrissen, zerschlissen wie sein Heer!
Er selbst, nach knirschender Gegenwehr,
Zurückgeworfen in die Veste Metz!
Dort fest umsponnen mit ehernem Netz,
Mit eiserner Klammer regungslos
An den Fels geschmiedet und bewegungslos,
Aller Hilf' und alles Entrinnens bar,
Aufbäumend in ohnmächtigem Schmerz —
Und der deutsche Aar
Stückweis' ihm zerhackend das zuckende Herz!

Das war eine Schlacht!
Westwärts in wehender Fahnen Pracht,
Mit klingendem Spiele, dran und drauf,
In nimmer aufgehaltenem Lauf
Weit, weit übern Rhein,
Nach Frankreich hinein
Deutschlands Banner tragend, sein Recht und Ehr!
Im Sturmmarschschritt,
Im Siegesschritt
Wälzt gen Paris sich das deutsche Heer.

Ernst Dohm.

4. Die Trompete von Vionville.

Sie haben Tod und Verderben gespie'n:
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
Wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt, —
Küraſſiere wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war's, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft, —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein;
Da, — die mutig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein, —
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
Um die Toten klagte die wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut' gefallen, —
Um sie alle — es ging uns durch Mark und Bein —
Erhub sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann;
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Toten, der Toten!

Ferdinand Freiligrath.

5. Die Rosse von Gravelotte.

Heiß war der Tag und blutig die Schlacht,
Kühl wird der Abend und ruhig die Nacht.

Droben vom Waldsaum nieder ins Thal
Dreimal schmettert Trompetensignal;

Ladet so laut und schmettert so hell,
Ruft die Dragoner zurück zum Appell.

Truppweis, in Rotten, zu dreien und zwei'n,
Stellen die tapferen Reiter sich ein.

Aber nicht alle kehren zurück,
Mancher liegt da mit gebrochenem Blick;

Kam zur Reveille frisch noch und rot,
Liegt beim Appell bleich, blutig und tot.

Ledige Rosse, den Sattel leer,
Irren verwaist auf der Wahlstatt umher.

Doch der Trompete schmetternd Signal
Ruft aus der Ferne zum drittenmal.

Schau, und der Rappe, dort spitzt er das Ohr,
Wiehernd wirft er die Nüstern empor.

Sieh, und der Braune gesellt sich ihm bei,
Trabt ihm zur Seite wie sonst in der Reih'!

Selber der blutige Schimmel, so müd',
Hinkt auf drei Beinen und reiht sich ins Glied.

Truppweis, in Rotten, zu dreien und zwei'n,
Stellen die ledigen Rosse sich ein.

Rosse wie Reiter verstehn den Appell,
Ruft die Trompete, so sind sie zur Stell'.

Über dreihundert hat man gezählt
Rosse, zu denen der Reitersmann fehlt.

Über dreihundert, o blutige Schlacht,
Die so viel Sättel hat ledig gemacht!

Über dreihundert, o tapfere Schar,
Wo bei vier Mann ein Gefallener war!

Über dreihundert, o ritterlich Tier,
Ohne den Reiter noch treu dem Panier!

Wenn Ihr die Tapfern von Gravelotte nennt,
Denkt auch der Rosse vom Leibregiment!

Stuttgart, im August 1870.

Karl Gerok.

6. Am dritten September 1870.

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Es zog von Westen
Der Unhold aus,
Sein Reich zu festen
In Blut und Graus;
Mit allen Mächten
Der Höll' im Bund
Die Welt zu knechten,
Das schwur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Vom Rhein gefahren
Kam fromm und stark
Mit Deutschlands Scharen
Der Held der Mark.
Die Banner flogen,
Und über ihm
In Wolken zogen
Die Cherubim.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Drei Tage brüllte
Die Völkerschlacht,
Ihr Blutrauch hüllte
Die Sonn' in Nacht.
Drei Tage rauschte
Der Würfel Fall,
Und bangend lauschte
Der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Da hub die Wage
Des Weltgerichts
Am dritten Tage
Der Herr des Lichts
Und warf den Drachen
Vom güldnen Stuhl
Mit Donnerkrachen
Hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Nun bebt vor Gottes
Und Deutschlands Schwert
Die Stadt des Spottes,
Der Blutschuld Herd;
Ihr Blendwerk lodert,
Wie bald! zu Staub,
Und heimgefordert
Wird all ihr Raub.
Nimmermehr dräut uns der Erbfeind.

Drum laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm.
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Emanuel Geibel.

Im neuen Reich.

Nachdem der Festjubel verrauscht war, welchem sich das ganze Deutschland nach dem Schlusse des Krieges bei der Rückkehr der Truppen hingegeben, ging man mit geschäftiger Hand daran, das deutsche Reich im Innern auszubauen; es begann also eine Zeit des Überganges, in der eine große Menge alter Einrichtungen beseitigt und eine Fülle von neuen Gesetzen geschaffen wurde. Hierbei ging man von einem ganz neuen Grundgedanken aus. Man hatte bei der großen nationalen Bewegung, welche der Kampf gegen Frankreich hervorgerufen, erkannt, daß durch die größere geistige Reife sich ein klareres Verständnis für die nationalen Fragen im ganzen Volke gebildet habe, daß dadurch die Interessen des Vaterlandes jedem einzelnen sehr bedeutend näher getreten seien, und daß infolgedessen ein lebhafteres Mitwirken des einzelnen bei großen historischen Vorgängen sowohl, wie bei der ganzen stetigen Entwicklung des Volkes sich geltend mache. Diese neue Ansicht von der Bedeutung der Persönlichkeit führte zu dem Bestreben, dem Individuum durch die neuen Gesetze im politischen und wirtschaftlichen Leben eine größere Freiheit zu verschaffen. Bei diesem Bestreben ließ man sich aber von einem allzu starken Optimismus leiten. Schon mit der bloßen Gewährung der individuellen Freiheit, so glaubte man, könne das Glück und das Heil der Nation geschaffen werden. Man bedachte nicht, daß gewisse breite Schichten des Volkes das Segensreiche dieser Bestrebungen noch nicht erkennen und sich gegen dieselben stemmen, daß ferner auch manche die alten Verhältnisse nur ungern schwinden sehen würden. Zudem unterschätzte man die Mächte, deren Einfluß man verringern wollte, und auch die Gefahr, die durch den Mißbrauch der neuen Freiheit entstehen konnte.

Die Folgen dieser mannigfachen Irrtümer traten sehr bald in den verschiedensten Formen in die Erscheinung, im politischen Leben durch große Parteispaltungen und ein starkes Aufwuchern der Sozialdemokratie und im sozialen

durch eine empfindliche Unsicherheit in Handel, Industrie und Gewerbe. Verschlimmert wurde dabei die Situation noch durch einen schweren Kampf mit der römischen Kirche, den sogenannten Kulturkampf. Es mußte daher ein langer und trüber Entwicklungsprozeß durchgemacht werden, aus dem sich dann schließlich die Überzeugung herausbildete, daß der Grundgedanke, von dem man ausgegangen, zwar richtig sei, daß man aber die Kraft und die politische Reife des Individuums überschätzt, daß man allzu rasch eine Menge von schützenden Schranken niedergerissen habe. Es brach sich infolgedessen eine Gegenströmung Bahn; manches, was beseitigt worden war, wurde wieder hergestellt, anderes gemildert, die sozialdemokratische Agitation durch Gesetze eingedämmt, die Industrie durch Schutzzölle zu heben gesucht ꝛc., und da es schließlich auch im Frühjahre 1886 gelang, eine Verständigung mit der Kurie herbeizuführen, so steht zu hoffen, daß nun das Reich in eine Periode ruhiger und gesunder Entwicklung tritt.

Die Stimmungen, welche in dieser Zeit des Überganges, dieser zum Teil so unerquicklichen Periode der Um- und Neubildungen, der sozialdemokratischen Umtriebe und des Kirchenstreits hervortraten, mußten naturgemäß sehr verschiedenartige sein; dennoch trat verhältnismäßig bald eine gewisse Klärung ein, und es zeigten sich nun drei breite Geistesströmungen: eine volkstümliche, eine soziale und eine religiöse.

Wenn auch die innere Ausgestaltung des deutschen Reiches sich nicht in der Weise vollzogen hatte, wie wohl von dem größten Teile des Volkes erwartet worden, so war doch der Gedanke der nationalen Einheit so mächtig in aller Herzen emporgewachsen, daß er durch die Parteikämpfe und wirtschaftlichen Miseren nicht hatte erschüttert werden können. Nord und Süd erfüllte das erhebende Bewußtsein, nun endlich durch gemeinsam vollführte glorreiche Thaten den Traum der Väter verwirklicht und das deutsche Reich wieder aufgerichtet zu haben; allerwärts, in den Stuben der Bauern wie in den Palästen der Fürsten, wurden Erinnerungszeichen an den Krieg mit Frankreich und Bildnisse des Kaisers und seiner Helden angebracht, bei allen großen Festen ward freudig und in herzlichen Wünschen für ein ferneres Gedeihen des mächtigen Reiches gedacht — ein kräftiges Nationalgefühl, das uns so lange gefehlt, hatte feste Wurzel geschlagen.

Anders gestaltete sich jedoch die Situation, sobald es sich um die praktische Bethätigung dieses Nationalgefühls handelte, um die pekuniäre Sicherstellung des Reiches, um die Förderung von Handel und Verkehr, Industrie und Gewerbe, um die Richtigstellung einzelner Stände, besonders des vierten. Die Lage wurde um so verwickelter, als nach einem kurzen schwindelhaften wirtschaftlichen Aufschwunge unmittelbar nach dem Kriege ein großer Rückschlag folgte. Die „soziale Frage" trat in den Vordergrund und beherrschte bald das gesamte öffentliche Leben. Schon in früheren Jahrzehnten war die Ansicht aufgetreten, daß die persönliche Freiheit und Rechtsgleichheit bedeutungslos sei, so lange nicht

Besitz und Erwerb die Möglichkeit darbiete, von ihr Gebrauch zu machen, und daß nur ein gleichmäßig verbreiteter Wohlstand allen Gliedern der Gesellschaft diejenige Bildung gewähren könne, welche mit der äußeren Not auch das Laster ausschließe. Jetzt nun, da das Bestreben, die „überlieferten Formen der persönlichen Gebundenheit" möglichst zu beseitigen, zum Grundsatze erhoben worden war, wurde im bunten Durcheinander eine veränderte Organisation der Arbeit, eine Regulierung der Grundbesitz-, Steuer-, Wohnungs-, Frauen-Frage und noch vieles andere verlangt. Dabei trat eine große politische Unreife zu Tage, besonders bei der sozialdemokratischen Partei, welche in ihren Forderungen für die Umgestaltung des vierten Standes alsbald ins Maßlose verfiel, bis schließlich der Reichskanzler Fürst Bismarck durch eine Reihe sozialpolitischer Gesetze einen Weg zeigte, auf dem man sich vielleicht mit der Zeit der Lösung der sozialen Frage nähern kann. Zur Zeit sind die Gegensätze noch nicht gemildert, und nach wie vor stehen noch alle die Wirtschafts- und Gesellschafts-Fragen im Mittelpunkte des Interesses der Nation.

Diesem Kampfe um den Besitz, diesem mannigfachen Ringen nach Wohlstand gegenüber muß es fast wunder nehmen, daß allerwärts auch noch das Bestreben sich zeigt, dem Leben einen tieferen Inhalt zu geben, neben den wirtschaftlichen auch religiösen und philosophischen Fragen näher zu treten. Es entsprach dieses Bestreben einer starken religiösen Grundstimmung, die nach und nach im Volke Platz gegriffen. Der ernste Krieg mit Frankreich hatte das Gemüt des Volkes tief erschüttert, der schwere Kampf mit der römischen Kurie die gewaltige Macht des religiösen Gedankens in ein helles Licht gestellt; dann hatten bedeutende philosophische Werke über die höchsten Fragen zu weiterem Nachdenken veranlaßt, und so war schließlich eine Geistesströmung in Fluß gekommen, die unserem intellektuellen Leben eine ganz neue Färbung gab. Wie es scheint, ist diese Strömung auch noch im Wachsen begriffen; in welcher Weise sie sich aber weiter entwickeln wird, ist heute noch nicht zu sagen.

Es ist natürlich, daß aus diesem vielverzweigten Geistesleben auch eine sehr mannigfache Litteratur hervorging, zunächst eine solche, in der die nationale Gesinnung zum Ausdruck kam, aus der die Freude über die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches sprach. Die ganze Skala der Gefühlstöne ist hier durchlaufen worden. Es entwickelte sich eine Lyrik, die deutschen Sinn und deutsche Liebe pries, die sich in Anklängen an die Lieder der Minnesänger, der fahrenden Schüler und der frumben Landsknechte gefiel; es erstand ein volkstümliches Epos, das deutsches Leben schilderte, ein historisches Drama, das die Macht und Kraft des Staatslebens feierte, und es begann auch eine neue Periode des historischen Romanes, der dem geweckten historischen Sinne des Volkes in ausgiebigster Weise entsprechen wollte.

Weit üppiger noch als die volkstümliche Dichtung entwickelte sich die soziale.

Es erstand rasch eine vieltönige Lyrik, die laut über den Jammer der gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart und das eigene zerrissene Herz klagte, und auch eine mannigfach schattierte dramatische Litteratur, welche die unerquicklichen sozialen Verhältnisse zur Anschauung bringen wollte; einen tieferen Einfluß gewann jedoch nur der Roman, da dieser eine weite und breite Darlegung der Wirtschafts- und Gesellschafts-Fragen am leichtesten zuläßt. In den vielen Romanen, welche jahraus jahrein erschienen, wurde vor allem das soziale Elend, besonders in den Großstädten, mit außerordentlicher Ausführlichkeit und bis ins speziellste hinein geschildert. Dabei bildete sich eine ausgesprochene naturalistische Richtung heraus. Alle Verfasser solcher Romane sind stets angelegentlichst bestrebt, in der Beschreibung ihrer Personen sowohl wie ihrer Schauplätze so naturalistisch wie möglich zu verfahren, damit sie um so schlagender beweisen, um so gründlicher überzeugen. Da immer das Elend und der Jammer das Grundthema bilden, so ist auch die Grundstimmung eine trübe. Meist lagert ein trostloser Pessimismus über diesen Romanen, und fast immer erklärt der Dichter, daß diese Welt die erbärmlichste von allen nur möglichen Welten sei, nur wert, daß sie zu Grunde gehe. Die Herrschaft dieses Romans wird wohl so lange dauern, bis eine Regeneration der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des deutschen Reiches, die offenbar schon eingeleitet ist, sich vollzogen hat.

Aus der zuletzt hervorgehobenen Geistesströmung, der religiösen, ist zwar eine umfangreichere Litteratur noch nicht hervorgegangen, doch sind die Grundanschauungen der Dichter dieser Gruppe bereits sowohl in der Lyrik, wie auch im Roman zum Ausdruck gekommen. Auch hier wenden sich die Dichter gegen die Selbstsucht, das Scheinwesen, die Frivolität, aber sie setzen zugleich ihre Hoffnung auf die erziehliche Wirkung eines kirchlichen Lebens. Bei starker Betonung der historischen Mächte des Volkslebens bekämpfen sie sodann das Prinzip der unbeschränkten individuellen Freiheit, die nach ihrer Ansicht allzuhohe Meinung von der Bedeutung der Persönlichkeit, die einseitige Bevorzugung des Wissens, die Überschätzung der Methode 2c., und selbstverständlich verurteilen sie hierbei den Materialismus sowohl, wie den Pessimismus. Eine besondere Stelle in dieser Gruppe von Dichtungen nimmt der spezifisch katholische Roman ein, der infolge des Kirchenstreites eine besonders prononcierte Färbung erhalten hat.

Beherrschen nun die Vertreter dieser drei großen Hauptströmungen auch so ziemlich das gesamte litterarische Leben im neuen deutschen Reiche, so behauptet sich neben denselben doch auch immer noch ein Kreis von Dichtern, der nach wie vor die Fahne des Idealismus hoch hält, der, verletzt von den grellen Bildern aus Fabrik, Branntweinschänke und Hospital, hinweg zu Wilhelm Meister oder in den stillen, resedaduftigen Garten Nataliens flieht, der sich in die geheimnisvollen Wirrnisse des Herzens vertieft und der Schönheit einen Tempel baut. Es ist möglich, daß sich später die naturalistische und die idealistische

Richtung gegenseitig nähern, daß dann die erstere sich veredelt und die letztere, indem sie direkter in das Leben der Gegenwart hineintritt, inhaltsschwerer und farbenkräftiger wird; zur Zeit trennt sie aber noch eine tiefe Kluft von einander.

Die volkstümliche Grundstimmung in der Litteratur des neuen deutschen Reiches kam hauptsächlich im Roman, ferner im Epos und im Drama zum Ausdruck, am wenigsten in der Lyrik. In der Kriegspoesie hatten sich die Dichter bereits Genüge gethan, außerdem wollte man schon bald nach dem Friedensschlusse nichts mehr von Schlachtenlärm und Siegesfanfare hören. Es wiederholte sich die Erscheinung, welche wir bereits in der Zeit nach den Befreiungskriegen und nach 1848 beobachteten, daß sich nach den Aufregungen und Sorgen des Krieges ein Hang zum behaglichen Genusse geltend machte. Und so entstand eine vorwiegend fröhliche, den heiteren Lebensgenuß feiernde volkstümliche Lyrik, und zwar eine solche, die sich im altdeutschen Gewande gefiel, die, anklingend an die Weisen der Minnesänger, oder auch nur an Uhland und Scheffel, gern an altdeutsche Art und Herrlichkeit erinnerte und damit der volkstümlichen Stimmung, dem Tagesgeschmack am besten entsprach.

Den reichsten Beifall mit solchen Liedern wußte sich **Rudolf Baumbach** zu erwerben, welcher „Lieder eines fahrenden Gesellen" (Lpzg. 1878), „Neue Lieder eines fahrenden Gesellen" (Ebd. 1880), „Spielmannslieder" (Ebd. 1882) und Lieder „Von der Landstraße" (Ebd. 1882) herausgab. Der Gedankenkreis des Dichters ist nicht groß; wandernde Burschen, Jäger und Fischer, die schmucke Wirtin, des Müllers stolzes Töchterlein u. a. sind die Personen, denen wir begegnen, und der Liebe, dem Wein, dem blühenden Frühlinge, dem frohen Wandern sind alle Lieder gewidmet. Bisweilen knüpft der Dichter an ein Bild aus der deutschen Vergangenheit an, meist führt er uns aber, wie das Volkslied, unmittelbar und mitten in den Gedanken hinein, mit dem er sich eben beschäftigt. Immer ist er froh gestimmt, und stets sucht er allem die heitere Seite abzugewinnen, denn, sagt er in dem „Guten Rat", „Spielmann, willst du dir Gunst erringen, darfst du von deinem Leid nicht singen. Freude schenke den Gästen aus; Wermut haben sie selbst zu Haus." Ohne in manierierte Altertümelei zu verfallen, versteht er den volkstümlichen Ton vortrefflich anzuwenden und auch dem Verse den leichten, flotten Schritt des Volksliedes zu verleihen. Am Schlusse bringt er gern eine scherzhafte Pointe an, bei der er jedoch bisweilen ins Triviale verfällt, wie z. B. in „Tristan und Isolde", wo er schließt: „Nimm, Dürstender, nie zu leicht die Wahl des Labung spendenden Trankes." Außer diesen frischen, leichtgeschürzten Liedern schrieb Baumbach sodann noch die kleinen Epen „Zlatorog" (Lpzg. 1877), „Horand und Hilde" (Ebd. 1878), „Frau Holde" (Ebd. 1881) und „Der Pate des Todes" (Ebd. 1884), den Roman „Trug-Gold" (Berl. 1878), „Sommermärchen" (Lpzg. 1881) ꝛc. In „Zlatorog" erzählt der Dichter in sehr anmutiger Weise die slovenische Alpen-

sage von dem Gemsbock Zlatorog, der hoch oben auf dem Triglav einen Schatz hütet und, als er sich verfolgt und bedrängt sieht, unaufhörlich mächtige Felsblöcke auf die grünen Matten hinabschleudert. „Horand und Hilde" ist eine formschöne Umdichtung der zweiten Abteilung des Gudrunliedes, und „Frau Holde" die überaus liebliche, mit der ganzen Naivetät der Volkspoesie vorgetragene schlichte Herzensgeschichte des thüringischen Bergmanns Frieder und des blonden Schäferkindes Ilse. In dem Epos „Der Pate des Todes" ist Baumbach leider über die Grenzen seines Talentes hinausgegangen. Dem Gedichte liegt das bekannte Märchen von „Gevatter Tod" zu Grunde, doch hat sich der Verfasser ziemlich weit von dem hier Gegebenen entfernt, und infolgedessen ist bei ihm aus dem dämonischen, kalten, unerbittlichen Gewalthaber Tod ein weichherziger Alter geworden, der an der Leiche seines Paten in die sentimentalen Worte ausbricht:

„Du warst mir lieb, das war zu deinem Leid;
Denn lieben darf der Feind des Lebens nicht,
Und einsam wall' ich wieder durch die Zeit."

Es fehlt also dem Tode die Großartigkeit und zugleich der einzige Zug, der uns Sympathie für ihn einzuflößen vermag, die ausgleichende Gerechtigkeit, mit der er hoch und niedrig, reich und arm erfaßt. Der zuerst unter dem Pseudonym Paul Bach erschienene Roman „Trug-Gold" führt in das siebzehnte Jahrhundert und behandelt die Schicksale eines Baccalaureus, der zu einem nach einer Goldtinktur suchenden Alchymisten gerät und sich nun in dessen blondhaariges Töchterlein Else verliebt. Die Geschichte ist zwar nur sehr einfach, aber sie bietet eine Fülle köstlicher Detailschilderungen und wird außerdem mit vielem Humor vorgetragen. In den „Sommermärchen" endlich bietet der Dichter eine Anzahl kleiner teils neckisch-heiterer, teils wehmütig-ernster Erzählungen, in denen er den kindlich-zarten Märchenton meisterhaft getroffen hat. Besonders anmutig sind „Ranunkulus", „Die Teufel auf der Himmelswiese", „Das stählerne Schloß" und „Warum die Großmutter nicht schreiben kann". — Nach alledem ist Baumbach zwar weder ein Lyriker noch ein Epiker großen Stils, aber ein äußerst frisches und liebenswürdiges Talent, ein Dichter mit offenem Auge und warmem Herzen und zugleich ein formgewandter Künstler, der den Volkston überraschend leicht und sicher zu treffen weiß. Er wurde am 28. September 1840 zu Kranichfeld in Thüringen geboren, verlebte seine Jugend in Meiningen, wo sein Vater herzoglicher Hofmedikus war, studierte sodann in Leipzig, Berlin, Jena, Würzburg und Heidelberg und nahm darauf eine Erzieherstelle in Österreich an. Weiterhin wirkte er an verschiedenen Lehranstalten der österreichischen Monarchie, lebte sodann mehrere Jahre als Privatgelehrter in Triest, kehrte aber 1885 nach Meiningen zurück, wo er sich nun ganz litterarischen Arbeiten widmet.

Aus den „Liedern eines fahrenden Gesellen".

Die Lindenwirtin.

Keinen Tropfen im Becher mehr,
Und der Beutel schlaff und leer,
Lechzend Herz und Zunge. —
„Angethan hat mir's dein Wein,
„Deiner Äuglein heller Schein,
„Lindenwirtin, du junge!"

„Angekreidet wird hier nicht,
„Weil's an Kreide uns gebricht,"
Lacht die Wirtin heiter.
„Hast du keinen Heller mehr,
„Gieb zum Pfand dein Ränzel her,
„Aber trinke weiter!"

Tauscht der Bursch sein Ränzel ein
Gegen einen Krug voll Wein,
Thät zum Gehen sich wenden.
Spricht die Wirtin: „Junges Blut,
„Hast ja Mantel, Stab und Hut;
„Trink, und laß dich pfänden!"

Da vertrank der Wanderknab'
Mantel, Hut und Wanderstab,
Sprach betrübt: „Ich scheide.
„Fahre wohl, du kühler Trank,
„Lindenwirtin jung und schlank,
„Liebliche Augenweide!"

Spricht zu ihm das schöne Weib:
„Hast ja noch ein Herz im Leib;
„Laß mir's, trauter Wandrer!"
Was geschah? — Ich thu's euch kund:
Auf der Wirtin roten Mund
Brannte heiß ein andrer.

Der dies neue Lied erdacht,
Sang's in einer Sommernacht,
Lustig in die Winde.
Vor ihm stand ein volles Glas,
Neben ihm Frau Wirtin saß
Unter der blühenden Linde.

Heinrich Frauenlob.

Ein Sänger war vorzeiten,
Der zarte Lieder wob.
Er thät zum Klang der Saiten
Für Frauentugend streiten,
Drum hieß er Frauenlob.

Und als im Sterbekleide
Im Sarg er lag zu Mainz,
Vor Weh und Herzeleide
Laut klagten Frauen und Maide
Am Uferland des Rheins.

Die edlen Frauen senkten
Ins Grab ihn selber ein,
Den Sarg sie ihm besprengten,
Die schwarzen Schollen sie tränkten
Mit Rüdesheimer Wein.

Ihr meiner Augen Weide
In Zöpfen blond und braun,
Ihr meines Herzens Freude,
Ihr morgenschönen Maide,
Ihr minniglichen Frau'n!

Soll eure Huld mich laben,
Macht's nicht wie die zu Mainz;
Ob Mägdlein oder Knaben
Den toten Leib begraben,
Das ist mir alles eins.

Gießt nicht den Saft der Reben
Aufs Grab dem stillen Mann;
Kredenzt ihn mir im Leben,
So will ich die holden Heben
Lobsingen, solang' ich kann.

Frühling.

Aus allen Reisern und Zweigen
Der lichte Frühling bricht,
Aus dürren Blättern steigen
Die Schlüsselblumen ans Licht.

Die Vögel im Hochzeitskleide
Beziehen ihr neues Haus,
Es zieht die alte Weide
Die Winterhandschuh' aus.

Nun wandert in die Ecken
Schreibfeder, Tinte und Buch!
Will an den Hut mir stecken
Einen jungen Eichenbruch.

Will schneiden von der Weide
Eine Pfeife von hellem Ton
Und allem Kummer und Leide
Ein Stücklein pfeifen zum Hohn:

Ich bin geboren im Walde
Und aufgewachsen im Holz,
Ich hab' an grüner Halde
Gespielt mit Bogen und Bolz.

Im Wald hab' ich gesungen
Mein allererstes Lied,
Den ersten Feind bezwungen
Und ihn gestreckt ins Ried.

Ich lernte lösen die Schale
Im Wald vom Kern der Nuß,
Ich habe zum erstenmale
Im Wald geküßt einen Kuß.

In die Buchen hab' ich geschnitten
Ein Herz und einen Pfeil,
Im Wald hab' ich gelitten,
Im Walde ward ich heil.

Und wenn in Splitter und Scherben
Mein Leben einst zerbricht,
So möcht' im Wald ich sterben,
Doch heut' und morgen noch nicht.

Nach Baumbach ist sodann **Richard Leander** hervorzuheben, der in seinen „Gedichten" (Lpzg. 1877) sich zwar bei weitem nicht so formgewandt wie jener erweist, aber ganz denselben frischen Ton anschlägt, dieselbe wohlige Wärme, denselben gesunden Humor zeigt. Auch Leanders Poesie wurzelt im Volksliede; wie dort so tritt auch hier die Freude am Leben und an der Schönheit der Welt mit der ganzen Unmittelbarkeit eines lebensfrohen Gemütes hervor, wie dort sind die Formen einfach und gefällig. Das Hauptthema des Dichters bildet das Lob der Frauen. Ihre Anmut, ihre Grazie, ihre Lieblichkeit preist er mit beredtem Munde, und dabei zeigt er sich als ein vorzüglicher Herzenskenner. Wohl entzückt ihn die blühende, neckisch-heitere Jugend, aber er weiß auch das Herz einer edeln Frau zu schätzen, deren Lebensmai längst vorüber ist. Der Herbstfrost verdirbt zwar die Glätte der Trauben, sagt er, und macht sie unscheinbar, aber nur immer süßer:

„So ist's mit edlen Frauen auch;
Streut ihnen gleich der kühle Hauch
Des Alters auf die braunen Locken
Die silberhellen Winterflocken:
Er süßt sie wie der Frost den Wein;
Das weiß ich von der Frau mein,
Die ich mit diesem Lied begrüße:
Die Stirn umweht von weißem Haar,
— Bei Gott im Himmel, das ist wahr! —
Ward immer süßer nur die Süße."

Bereits vor dem Erscheinen der „Gedichte" hatte Richard Leander sein feinsinniges Talent durch einen Band Märchen, „Träumereien an französischen Kaminen" (Lpzg. 1871), bekundet, in welchem er kleine, in reizvolle Märchenpoesie getauchte Bilder aus dem deutschen Volks- und Familienleben bietet. — Es ist jetzt bekannt, daß sich hinter dem Pseudonym Richard Leander der berühmte

Chirurg Richard von Volkmann verbirgt, der, am 17. August 1830 zu Leipzig geboren, sei einer Reihe von Jahren als Professor und Direktor der chirurgischen Klinik in Halle in umfassender Weise thätig ist.

Ähnliche Stimmungen, wie bei Leander, kommen auch bei **Heinrich Seidel** zum Ausdruck. Auch dieser ist ein Verherrlicher der schlichten Herzensfreude, des behaglichen Naturgenusses, des gemütlichen Kleinlebens, nur mangelt ihm der weitere Blick, den Baumbach und Leander besitzen. Wir nennen von ihm die beiden Bände Gedichte „Winterfliegen" (Berl. 1880) und „Idyllen und Scherze" (Lpzg. 1884), in denen besonders die hübschen Genrebildchen durch ihre Frische und Sauberkeit der Ausführung anmuten, und außerdem „Vorstadt-Geschichten" (Lpzg. 1880) und „Jorinde und andere Geschichten" (Ebd. 1882), kleine Novellen und Genrebilder, die eine große Meisterschaft in der feinen humorvollen Detailschilderung zeigen. Aus dem ersten Bändchen heben wir das fein abgetönte Charakterbild „Der gute alte Onkel", aus dem letzteren die tief gemütvolle, mit Jean Paulschem Humor ausgestattete Geschichte Leberecht Hühnchens hervor, der in den bescheidensten Verhältnissen lebt, aber trotzdem vergnügt ist und Gott dankt, daß es ihm nicht noch schlechter geht. In seiner Studentenzeit hat er kaum das liebe Brot; um so vergnügter ist er, wenn er sich einmal ein Ei dazu gönnen kann, und dann sagt er sich, indem er es schmunzelnd aufklopft: „So ein Ei enthält ein ganzes Huhn, es braucht nur ausgebrütet zu werden. Und wenn dies groß ist, da legt es wieder Eier, aus denen nachmals Hühner werden und so fort, Generationen über Generationen. Ich sehe sie vor mir, zahllose Scharen, welche den Erdball bevölkern. Nun nehme ich dieses Ei und mit einem Schluck sind sie vernichtet! Das nenne ich schlampampen!" — Der Dichter wurde am 25. Juni 1842 zu Perlin bei Wittenburg in Mecklenburg geboren, widmete sich ursprünglich, nachdem er die Gewerbe-Akademie zu Berlin besucht hatte, dem Maschinenbaufache, lebt aber seit 1880 nur litterarischen Arbeiten.

Weiterhin sind noch als lebensfrohe, den heitern Genuß verherrlichende volkstümliche Lyriker zu nennen Ludwig Bauer (geb. 1832), der in seinen warmherzigen Gedichten „Fliegender Sommer" (Augsb. 1874) einen vorwiegend süddeutschen Charakter zeigt, August Sturm (geb. 1852), dessen „Gedichte" (Gütersloh 1877), „Klingende Herzen" (Rudolst. 1883), „Pereat tristitia!" (Ebd. 1882) ꝛc. thüringische Sangesfreudigkeit atmen, und Johannes Trojan (geb. 1837), der in seinen „Gedichten" (Lpzg. 1883) und „Scherzgedichten" (Ebd. 1883) mit besonderer Virtuosität und frischem, naivem Humor das Kleinleben in Haus und Natur schildert.

Einen ernsteren und gehobeneren volkstümlichen Ton schlagen Heinrich Vierordt, Otto Weddigen und Eugen Schwetschke an. Die Dichtungen von **Heinrich Vierordt**, „Lieder und Balladen" (Heidelb. 1881) und „Neue Bal-

laden" (Ebd. 1884) — von den noch wenig charakteristischen „Gedichten" (Karlsr. 1880) sehen wir ab —, gehören vornehmlich zur epischen Lyrik, doch begegnen wir in dem ersten Bande auch manchem singbaren Liede. Die Hauptcharakterzüge des Dichters sind die hochgestimmte patriotische Begeisterung, die Vorliebe für große Gestalten und Ereignisse der Geschichte und die glänzende, leidenschaftliche Sprache. In den „Liedern und Balladen" steht der Dichter noch nicht ganz auf seiner künstlerischen Höhe; der Hauptgedanke kristallisiert sich nicht immer vollständig klar heraus, und das hohle Pathos tritt dann an die Stelle der warmen Herzenssprache, in den „Neuen Balladen" jedoch hat er sich zum vollendeten Künstler erhoben; hier ist jedes Gedicht edel in der Form und mustergültig in der Entwicklung. Wiederholt stellt der Dichter mehrere Balladen zu einem Cyklus zusammen und veranschaulicht dann durch diesen eine geistvolle Idee, so z. B. in dem Cyklus „Die Lüge vom Glück", in welchem er schildert, welches Elend sich fort und fort im Glanze der russischen Kaiserkrone gespiegelt hat. Seine Stoffe nahm der Dichter bei den „Liedern und Balladen" hauptsächlich aus der germanischen Sage und Vorzeit; in den „Neuen Balladen" tritt er mehr in die Gegenwart. — Vierordt wurde am 1. Oktober 1855 zu Karlsruhe geboren, widmete sich an den Universitäten zu Berlin, Leipzig und Heidelberg germanistischen Studien, bildete sich dann weiter durch große Reisen in Skandinavien, Schottland, Frankreich und Italien und lebt jetzt als Privatmann in seiner Vaterstadt.

Der westfälische Dichter Otto Weddigen (geb. 1851) führte sich zunächst mit „Schwertliedern eines Freiwilligen" (Essen 1880), frischen Kriegsgesängen aus dem Feldzuge von 1870—71, in die litterarische Welt ein und gab dann „Gesammelte Dichtungen" (2 Bde., Minden 1884), „Märchen und Fabeln" (München 1884), „Neue Gedichte" (Kassel 1885) und „Gedichte aus der Heimat und aus Italien" (Norden 1886) heraus. Der Vers ist bei Weddigen nicht immer vollständig ausgeschliffen, auch verfällt der Dichter bisweilen in triviale Wendungen, die Stimmung ist jedoch stets eine für Deutschlands Größe und Ehre warm-begeisterte. In seinen anmutigen reinlyrischen Gedichten nähert er sich wiederholt dem Volksliede. Mit den Ehrenliedern, Kampfgesängen und drastisch-satirischen Xenien, die Eugen Schwetschke (geb. 1844) unter dem Gesamttitel „Deutsche Lieder" (Halle 1885) herausgab, gelangen wir schließlich mitten in die Wogen der Tagespolitik. Schwetschke ist ein glühender Verehrer des Fürsten Bismarck, und so bildet denn diese Verehrung das Leitmotiv der ganzen Sammlung. Den volkstümlichen Ton trifft der Dichter oft außerordentlich glücklich, besonders im Festliede.

Ganz ebenso, wie in der volkstümlichen Lyrik, herrscht auch im volkstümlichen Epos der Gegenwart der lebensfrohe Ton; auch hier ein Singen und Sagen nach Art der Walter und Wolfram, auch hier ein Rühmen und

Preisen der Minne und Frauenschöne, daß es dem Leser des Singens und Preisens doch manchmal allzuviel wird. In einseitiger Weise ist hier eine Dichtungsart von ganz bestimmtem Charakter so angelegentlich gepflegt und ausgebildet worden, daß schließlich die Manier nicht ausbleiben konnte, und die große Vorliebe, welche in den siebziger Jahren für das volkstümliche Epos herrschte, jetzt mehr und mehr einer kühlen Abneigung weichen muß.

Die hervorragendste Stelle unter diesen Epikern nimmt **Julius Wolff** ein. Derselbe wurde am 16. September 1834 zu Quedlinburg geboren, absolvierte das Gymnasium seiner Vaterstadt und besuchte auch einige Semester hindurch die Universität Berlin, um Philosophie und Cameralia zu studieren, widmete sich dann aber auf Wunsch seines Vaters, der eine Tuchfabrik besaß, der Tuchfabrikation. Um sich die entsprechenden Fachkenntnisse anzueignen, machte er mehrere ausgedehnte Reisen ins Ausland, war auch längere Zeit in rheinländischen und sächsischen Fabriken thätig und übernahm schließlich das väterliche Geschäft. Allein den jungen Fabrikanten mutete das Geschäftsleben wenig an; weit mehr fühlte er sich zu dichterischem Schaffen denn zu Woll-Konjunkturen hingezogen, und als dann noch ungünstige Geschäftsverhältnisse eintraten, denen er kaum gewachsen war, gab er sein Geschäft auf und gründete in Quedlinburg die „Harz-Zeitung". Kaum hatte er jedoch diesem Blatte einigen Boden geschaffen, als der deutsch-französische Krieg ausbrach und er zur Fahne einberufen wurde. Er nahm nun als Landwehr-Offizier von Anfang bis zu Ende an dem Kriege teil, zeichnete sich wiederholt aus und wurde vor Toul mit dem eisernen Kreuze dekoriert. Bereits während des Krieges hatte er durch eine Anzahl frischer Lieder, die er hinüber über den Rhein gesandt, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen; nach seiner Rückkehr in die Heimat ward ihm daher die Redaktion der in Berlin erscheinenden „Frauenzeitung" angetragen, und er siedelte nach der Reichshauptstadt über; bald aber gab er die Redakteurstelle wieder auf und lebt nun in glücklichen Verhältnissen nur seinen dichterischen Arbeiten. *)

Außer den schon erwähnten Kriegsliedern, die er unter dem Titel „Aus dem Felde" (Berl. 1871) herausgab, veröffentlichte Julius Wolff bis jetzt die Epen „Till Eulenspiegel redivivus. Ein Schelmenlied" (Detmold 1874), „Der Rattenfänger von Hameln" (Berl. 1876), „Der wilde Jäger" (Ebd. 1887) und „Tannhäuser. Ein Minnesang" (2 Bde., Ebd. 1880), den Band Gedichte „Singuf. Rattenfängerlieder" (Ebd. 1881), die Romane „Der Sülfmeister" (Ebd. 1883) und „Der Raubgraf" (Ebd. 1884) und mehrere dramatische Dichtungen. Für seinen litterarischen Charakter kommen fast nur die Epen in Betracht. In diesen tritt uns der Dichter als eine frische, echt poetische Natur und zugleich als ein bedeutendes Sprachtalent, als ein großer Meister des klingen-

*) Vergl. Alfred Ruhemann, Julius Wolff und seine Dichtungen. Lpzg. 1885.

den Reims entgegen. Mit feinem Sinn weiß er besonders die Schönheit der Natur, vor allem die Reize der Landschaft, des Waldes, des Gebirges dichterisch zu erfassen. Es sei hier nur an die herrliche Schilderung des Frühlingssturmes im ersten Kapitel des „Wilden Jäger" erinnert. Ferner versteht er das bunte Volksleben, das laute Treiben mit den lebhaftesten Farben zu schildern, wie z. B. in der prächtigen Beschreibung jener großen Versammlung aller Fahrenden im zweiten Bande des „Tannhäuser", und endlich vermag er eine außerordentliche Anmut über seine Liebesscenen zu breiten und das Liebesleben seiner Helden mit reizvollen Liedern auszustatten. Die Lieder „Rothaarig ist mein Schätzelein" und „Du rote Rose auf grüner Heid'" im „Rattenfänger" gehören unstreitig mit zu dem Besten, was in den letzten fünfzehn Jahren an volkstümlicher Lyrik geschaffen wurde. Diesen Vorzügen stehen jedoch auch sehr schwer wiegende Mängel gegenüber. Zunächst gelingt es dem Dichter niemals, eine vollständig abgerundete, folgerichtig aus dem Grundgedanken sich entwickelnde Fabel zu kombinieren; ferner läßt er es sich nicht genügend angelegen sein, die einzelnen Handlungen in beständige Wechselwirkung mit dem Grundgedanken der Dichtung zu stellen, und endlich unternimmt er es nur selten, eine tiefere, eigenartigere Charakteristik herauszumeißeln; seine Personen sind fast sämtlich schablonenhaft und alltäglich. Nach diesem allen enthalten die Wolffschen Epen zwar viele Schönheiten, aber kein einziges ist ein Meisterwerk großen Stils. Im „Till Eulenspiegel" schildert der Dichter eine romantische Sommerreise, die er mit dem wiederauferstandenen Schalke Till unternimmt. Die Fahrt geht von Köln aus den Rhein hinauf; allerwärts wird ein lustiger Schabernack getrieben; dann feiern die beiden Reisenden bei Ingelheim im prächtigen Feeensaale mit den Rheingöttern, Elfen, Sylphiden und Nixen die Johannisnacht, und schließlich findet der Dichter in der holden Marie die Geliebte seines Herzens, während Till wieder in seine stille Klause auf den Nikolaikirchhof zu Mölln zurückkehrt. Es ist also eine Reihe von nur leicht miteinander verbundenen Bildern, die der Dichter hier bietet, aber ohne jeden Grundgedanken, ohne jedes Leitmotiv. Zudem entbehren die beiden lustigen Gesellen jeder schärferen Charakteristik. Während Faust und Mephistopheles, an die man unwillkürlich errinnert wird, in scharfen Gegensatz zu einander treten, harmonieren Till und der Dichter stets aufs beste, und da sie beide brave, gutherzige Menschen sind, so vermag man kaum, sie von einander zu unterscheiden. Bei dieser inhaltslosen Fabel und flachen Charakteristik würde nun die Dichtung nicht die geringste Beachtung gefunden haben, wenn nicht die einzelnen Scenen durch einen frischen jugendlichen Humor belebt würden, und wenn sich nicht durch die ganze Dichtung ein Kranz von außerordentlich formschönen, in echt volkstümlichem Tone gehaltenen Liedern schlänge, die dem Werke einen immer aufs neue wirkenden poetischen Zauber verleihen. Bei dem zweiten Werke, „dem Rattenfänger von Hameln", griff

Wolff in den deutschen Sagenschatz und that damit einen sehr bedeutenden Schritt vorwärts. Er gewann von vornherein eine charakteristische Fabel und einen bestimmt ausgeprägten Hauptcharakter; dennoch brachte er es zu keiner klaren Grundstimmung. Es liegt etwas Dämonisch-Düstres über der Sage, und das hätte der Dichter als den Grundton des Epos annehmen müssen; im weitaus größten Teile des Gedichtes herrscht jedoch die frohe Heiterkeit vor, und erst am Schluß geht es jäh zur Tragik über. Ähnlich verhält es sich mit dem Charakter des Helden. Der unheimliche Zauberer sinkt wiederholt zum harmlosen Spielmann herab. Dagegen sind die einzelnen Scenen geschickt entworfen und kräftig gezeichnet. Ein Meisterstück ist die Beschwörung der Ratten, die wir unten mitteilen. Wie im „Till" durchklingt auch hier eine reiche Zahl von Liedern das Epos; mehrere von ihnen sind von berückender Schönheit. Im „Wilden Jäger" lehnt sich der Dichter zwar aufs neue an eine deutsche Sagengestalt an, er rückt dieselbe jedoch in eine noch ziemlich nahe liegende historische Zeit, in das sechzehnte Jahrhundert und dadurch in eine schärfere Beleuchtung; er nimmt der Sage dadurch das Geheimnisvoll-Phantastische und macht den wilden Jäger selbst sodann zu einem unsympathischen, grausamen und hochmütigen Junker. Das Leben und Weben des Waldes, die Wonne der Waldeinsamkeit indes weiß der Dichter wieder außerordentlich poesievoll zu schildern. In dem Epos „Tannhäuser" endlich führt Julius Wolff in die Zeit der Minnesänger und bietet ein mit vielen interessanten Einzelschilderungen ausgestattetes Kulturbild; aber er spannt seinen Stoff in einen zu breiten Rahmen. Die Herzensgeschichte des Tannhäuser erweitert er zu einem großen historischen Zeitgemälde und wird dadurch zu einer weitschichtigen Komposition verleitet, die in keinem Verhältnis zu der einfachen Grund-Fabel steht. Sodann gestaltet der Dichter den Charakter des Tannhäuser sehr wesentlich um und zwar nicht zum Vorteil desselben. In der Sage reißt sich Tannhäuser von Frau Venus los, und so läßt denn auch Richard Wagner ihn flehen:

„Nicht Lust allein liegt mir am Herzen,
Aus Freuden sehn' ich mich nach Schmerzen:
Aus deinem Reiche muß ich fliehn, —
O Königin, Göttin! Laß mich ziehn!"

Und der Heinesche Tannhäuser ruft aus:

„Ich will nicht länger bleiben bei dir,
Du sollst mir Urlaub geben!"

Und weiterhin:

„Frau Venus, meine schöne Frau,
Von süßem Wein und Küssen
Ist meine Seele worden krank,
Ich schmachte nach Bitternissen!"

Bei Wolff dagegen tritt das entgegengesetzte Verhältnis ein. Hier sagt Frau Venus zu Tannhäuser:

„Du mein Gesell der Unsterblichkeit!
Zu elend, als daß ich in Ewigkeit
Nach deinem Gewinsel was früge!
Du drangst zu mir, ich rief dich nicht,
Was willst du vor meinem Angesicht?"

Sie weist ihn also von sich. Dadurch aber erhält der Charakter und das Schicksal Tannhäusers eine ganz andere Beleuchtung. Tannhäuser sinkt als einer, der sich nicht selbst emporgerafft hat, sondern der hinausgewiesen worden ist, eine Stufe tiefer. Und schließlich wagt der Dichter, um dem Epos noch einen effektvollen Schluß zu geben, einen Gewaltstreich: er macht den Tannhäuser zum Verfasser des Nibelungenliedes. Damit tritt er aber dem Denken und Empfinden seines Helden schnurstracks entgegen. Jener Minnesänger, den er uns schilderte, der den Wappenspruch „Der Minne Sang und Sehnen" führt, kann nun und nimmer der Dichter dieses herben Heldengedichtes sein. Der Schluß des Epos muß daher als vollständig mißlungen bezeichnet werden. In den einzelnen Scenen zeigt Wolff dagegen wieder seine ganze Kunst. Die Schilderung von Tannhäusers jungem Liebesglück ist von unvergleichlichem Reize; ein frohes Behagen atmen die Abschnitte „Auf Burg Seben" und „Der Findelvogt", und ein fesselndes Bild voll dramatischen Lebens bietet „Der Sängerkrieg". Unter den vielen eingestreuten Liedern befinden sich auch verschiedene von neckischem und drolligem Humor, so z. B. das originelle Spottlied auf den Küchenmeister am Hofe des Babenbergers: „Herr Hiltigrim ist, wie er geht und steht, die Krone der Küchenmeister." Die Gedichtsammlung „Singuf" ist ein Nachklang aus den Epen „Der Rattenfänger" und „Tannhäuser". Der Dichter bewährt sich auch hier aufs neue als ein außerordentliches Sprachtalent; alle Lieder sind von großem Wohllaut und in hohem Grade anmutig und liebenswürdig; nach und nach wirkt jedoch diese stete Nachahmung des Minnesängertones ermüdend, um so mehr, als sehr viele Lieder der eigentlichen Pointe entbehren; auch wird des Trinkens und Küssens gar zu viel, so daß sich schließlich eine gewisse Monotonie fühlbar macht. Der Dichter hat dies auch wohl selbst gefürchtet; denn es soll gewiß etwas wie eine Entschuldigung sein, wenn er sagt:

„Was mich erfüllt mit lebendigem Hauch
Läßt sich nicht dämmen und halten;
Lieder im Herzen und Knospen am Strauch
Springen mit Frühlingsgewalten."

In den beiden Romanen „Der Sülfmeister" und „Der Raubgraf" schildert der Dichter gleichfalls deutsches Leben früherer Jahrhunderte. In dem ersteren führt er in die Mitte des 16. Jahrhunderts und nach Lüneburg, in dem letzteren

in das erste Drittel des 14. Jahrhunderts und in den Harz, besonders auf die Burg Regenstein; in keinem der beiden Werke ist es jedoch dem Dichter gelungen, eine gehaltvolle Fabel zu erfinden und kraftvoll sich entwickelnde Charaktere zu schaffen. Beide Romane sind Provinzialgeschichten, bei denen der Leser über den Kreis der kleinen Vorfälle nicht hinaus kommt, in welchen der Blick sich über die Enge der nächsten Umgebung nicht zu erheben vermag, und wo von dem tieferen geistigen Leben der Nation nichts zu spüren ist. Dagegen enthalten beide Bücher manches reizvolle Genrebild und viele vortreffliche Schilderungen. Den vier dramatischen Arbeiten des Dichters, „Kambyses", „Die Junggesellensteuer", „Drohende Wolken" und „Der Fiskus", mangelt die Schlagkraft; sie sind daher bald nach den ersten Aufführungen wieder vom Repertoire verschwunden.

Aus dem „Rattenfänger von Hameln".

Die Beschwörung der Ratten im Kap. IX.

Auf dem Markt im vollen Licht jetzt
Regungslos steht wie ein Steinbild
Hunold mit verschränkten Armen,
Schaut zum Mond empor und murmelt:
„Alter Freund und Fahrtgeselle,
Laß mich heute nicht im Stiche,
Hilf mir mit den Zauberkräften,
Die in deinem Lichte wohnen,
Wenn dein Zirkel sich vollendet.
Kamst mir manchmal ungelegen,
Wenn mit gelbem Neiderblicke
Du mir auf die Wege paßtest;
Hast mir aber auch schon manchmal
Deine Geisterhand gereichet
Und mich keck vollbringen lassen,
Was ich ohne dich nicht wagte.
Diesmal gilt es wieder, Alter!
Bei der Schöpfung ew'gem Fluche,
Der als Knecht und Leibtrabanten
An die Erde dich geschmiedet,
Daß du in dem Weltentollhaus
Mußt in immer gleichem Ringe
Dich um unser Elend drehen, —
Mond, beschwör' ich dich zur Stunde:
Steh' mir bei zu meinem Werke!
Gieß' dein Licht auf meinen Scheitel,
Hüll' in deinen kalten, feuchten
Glast und Schimmer meinen Körper,
Daß ich in dem Zaubermantel
Deines Scheines steh' und gehe,
Und wie du zu dir emporziehst
Wassertropfen, Wiesennebel,
Blumenatem, Weiberthränen,
Also laß auch mich heranziehn
Alles, was ich will und wünsche,
Was ich rufe, was ich denke,
Was mein wagend Herz gelüstet." —
Rötlich blitzt' es auf am Himmel,
Und ein Funke fuhr im Bogen
Grad' vor Hunolds Augen nieder.
Schnäuzte sich ein Stern dort oben?
Oder war's ein Feuertropfen,
Ausgespie'n aus Mondeskrater?
Mitternacht schlug es am Turme,
Und der Wächtergruß ertönte:
Bewahr' uns, Herr, zu dieser Stund'
Vor aller bösen Geister Bund,
Und schütze uns, Herr Jesu Christ,
Vor Höllenzwang und Teufelslist,
Nimm von uns unsrer Sünden Schuld.
O heilger Geist, durch deine Huld,
Barmherz'ger Gott, mit deinen Händen
Woll' von der Stadt all Unheil wenden,
Jetzt ein Pfiff, ein langgedehnter,
Gellend, Mark und Bein erschütternd.
Aus der Pfeife Hunolds kam er,
Ging in eine tolle Weise
Dann mit keckem Aufschwung über,

Und es lockte, jauchzte, schrillte,
Daß es durch die öden Gassen
Schauerlich und spukhaft tönte.
Selbst der Wind mit seinem Sausen
Hielt den Atem an erschrocken,
Setzte dann als Unterstimme
Zur Begleitung ein im Takte.
Hunold schritt nun langsam vorwärts,
Spielte auf der Rohrschalmeie
Seine wilde Rattenfuge,
Und dann setzt' er ab und sang:

Mäuschen! Mäuschen!
Die ihr nun nächtig
Still und bedächtig,
Warm und behaglich,
Fromm und verträglich
Hocket im Nest,
Die ihr zum Knochen
Hungrig gekrochen,
Oder beim Schmause
Wohl in der Klause
Feiert ein Fest,
Die ihr auf Schränken,
Tischen und Bänken,
In den Gemächern
Und auf den Dächern
Trippelnd euch jagt,
Die ihr da kraspelt,
Feilet und raspelt,
Pispert und puspert,
Knistert und knuspert,
Scharret und nagt,
Spitzet das Öhrchen,
Schärft das Gehörchen,
Glättet eu'r Fellchen,
Bringt eu'r Gesellchen
Mit aus dem Haus;
Ringelt die Schwänzchen
Lustig zum Tänzchen,
Mit meinem Spiele
Lock' ich zum Ziele
Mäusrich und Maus.
Kuchen nnd Krümel
Streu' ich wie Blümel
Ohn' Unterlassen
Hin auf die Gassen
Reichlich und dicht;
Zucker zum Naschen
Hab' ich in Taschen;
Speck auch gebraten
Wird sich verraten,
Riecht ihr ihn nicht?
Tummelt euch, Mäuschen!
Niedliche Mäuschen!
Kommet hervor!
Mäuschen hervor!
Hervor! hervor!

Wieder nahm er nun die Pfeife,
Blies und trillerte und lockte.
Immer kecker ward die Weise,
Immer dringender die Töne,
Schnelle Läufe, wirre Sprünge,
Bald ein Winseln, bald ein Schmettern,
Dann ein Flehen, dann ein Drohen
Klagen aus dem Zauberrohre.
Und sieh da! es kommt geschlichen,
Scheu und furchtsam, ängstlich prüfend
Wagt sich's näher, stutzt dann wieder,
Hüpft und schlüpft und zuckt und duckt sich,
Huscht dahin, daher im Dämmer,
Mäuse sind's, wie graue Punkte,
Blitzschnell, schattenhaft und lautlos
Gleiten sie da hin und wieder.
Von den Brosam, die gestreut sind,
Nascht die eine und die andre,
Fährt dann wieder in den Winkel,
Kommt zurück und frißt und folget
Dreister schon in der Gesellschaft.
Hunold aber bläst sein Stücklein,
Und mit jedem seiner Schritte
Wächst die Schar auf seinen Spuren.
Statt der Pfeife läßt er wieder
Seine Stimme jetzt erschallen:
Ratten im Rattenloch, horchet den Sang,
Höret der Pfeife bestrickenden Klang;
Hurtig zu Haufen
Kommet gelaufen,
Rappelt euch auf aus dem dunklen Verließ,
Schnuppert und schnüffelt im schlammigen Fließ;
Schwänze, die grauen,
Haarigen, rauhen
Rischeln und rascheln im Kies.
Hier in dem Mondschein sich's wonnig ergeht,
Lustig der Wind um den Rüssel euch weht;

Still und verlassen
Ruhen die Gassen,
Muntere Mäuschen nur sind auf dem Platz,
Fürchten nicht Falle, nicht Kralle und Katz',
Spielen im Dunkeln,
Äugelein funkeln,
Huida! die fröhliche Hatz!
Habt ihr den Wanst durch die Spalte gequetscht,
Findet ihr Fraß, daß die Zähne ihr fletscht,
Schmatzet und schmecket,
Schnauzbart gelecket,
Holter die Polter Straß auf und Straß ab
Folget Kopf über Kopf unter im Trab,
Reicht euch die Tatzen,
Tanzende Ratzen,
Ratten herauf und herab!
Jetzt hervor aus allen Ecken
Kommt's herangesetzt, gestoben;
Aus den Häusern kommt's und Höfen,
Den entlegensten der Gäßchen,
Zwängt hervor sich unter Thüren,
Aus dem Rinnstein kommt's gefahren,
Von den Dächern kommt's gesprungen,
Patscht und plätschert in den Pfützen,
Hopst und trapst und quieckt und rasselt,
Jagt sich, hetzt sich, drängt sich vorwärts,
Immer mehr in hellen Haufen,
Immer mehr, immer mehr.
Es woget und wirbelt
Und kribbelt und krabbelt,
Unendliche Schwärme
Wirr durcheinander,
Wie Sand am Meere,
Vom Winde getrieben,
Ratten, Ratten,
Zahllose, gierige,
Wüste Geschwader,
Tausende vor ihm,
Tausende hinter ihm,
Zur Rechten, zur Linken,
Überall, überall.
Dazwischen der Mäuse
Wimmelnde Scharen,
Zirpend und ruckend,
Tänzelnd und schwänzelnd,
Sich überstürzend,
Und Hunold mitten,
Mitten dazwischen
Im wilden Getümmel
Flötend und pfeifend
Die zaubrische Weise.
Kaum kann er schreiten;
Unter den Füßen
Wird's ihm lebendig,
Springt an ihm hoch,
Klettert empor
An Beinen und Armen
Dem trotzigen Manne,
Schlüpft ihm ins Wamms,
Um Schultern und Kappe;
Schütteln muß er
Heftig die Glieder,
Abzuwehren die
Unholden Gäste.
Ihm perlet die Stirne,
Doch unerschrocken
Blasend mit Macht
Wandelt er fürbaß,
Mit ihm die ganze
Grausige Hetze.
Endlich sieht er nahe blinken
Schon der Weser hellen Spiegel,
Atmet auf, und seine Schritte
Nun verdoppelnd eilt er vorwärts.
Schwellend zwischen seinen Ufern
Rollt der breite Strom zum Meere,
Und des Mondes Strahlen glitzern
In dem windbewegten Wasser,
Schlagen auf den dunklen Wellen
Einen goldnen Steg hinüber.
Hunold bleibt am Ufer stehen,
Und mit einem letzten Jauchzer
Klinget aus der Pfeife Tönen,
Daß ein Echo von den Bergen
Geisterhaft herüber spottet.
Jetzt noch einmal singt er wieder:
Nun Mäuse und Ratten,
Ob alt oder jung,
Hervor aus dem Schatten,
Jetzt gilt es den Sprung;
Es blinket und winket
Die spiegelnde Flut,
Ertrinket, versinket,
Verteufelte Brut!
Da lauert die Tücke

In goldner Gestalt,
Euch zieht auf die Brücke
Des Zaubers Gewalt.
Es heißet und gleißet
Das Mondlicht so rot
Und reißet und schmeißet
Euch all in den Tod.
Hinunter, Geziefer,
Verraten, verflucht,
Nun tiefer und tiefer
Zu schwimmen versucht,
Nun krauchet und tauchet
In Strudel und Graus,
Und hauchet und fauchet
Die Seele euch aus!
Da hinein mit tollen Sätzen
Stürzt sich's in der Weser Fluten,
Sinnbethöret wälzt und drängt sich's
In den Tod, ins kalte Wasser.
Übermächtig wirkt der Zauber,
Alle Ratten, alle Mäuse,
All die ungezählten Tausend
Rennen, schieben, poltern, schießen
In ihr eigenes Verderben,
Keine einzige von allen
Bleibt am sicheren Gestade.
Und im Wasser giebt's ein Schäumen
Und ein Quirlen und ein Brodeln,
Rauschend, zischend spritzt und sprudelt
Es im zappelnden Gewirre.
Aus der Tiefe aufgestiegen
Kommt die schupp'ge Brut der Lachse,
Und nun geht es an ein Kämpfen
Zahn um Zahn und Aug' um Auge;
Breite Schwänze, spitze Schwänze
Bald von Ratten, bald von Lachsen
Ringeln, schlagen aus den Wellen,
Denn es ringt auf Tod und Leben
Wasserraubtier, Landbewohner,
Wut und Gier auf beiden Seiten.
Höhnisch lächelnd steht am Ufer
Hunold, nimmt hervor die Pfeife,
Bläst zum bittern Todeskampfe
Ein frohlockendes Halali.

Julius Wolff am nächsten steht **Gustav Kastropp**, der auch in seinem Epos „Heinrich von Ofterdingen" denselben Stoff behandelt wie Wolff in seinem „Tannhäuser", doch nicht im entferntesten den Beifall erzielte wie dieser. Kastropp wurde am 30. August 1844 zu Salmünster in Hessen geboren und bildete sich, nachdem er das Gymnasium absolviert, auf den Wunsch seines Vaters zunächst zum Apotheker aus; dann aber ging er, von einer unbesiegbaren Neigung für Dichtkunst und Musik beseelt, nach Stuttgart an das Konservatorium, wo er erfolgreich Musik studierte, war darauf eine Zeitlang Lehrer an der großherzoglichen Orchesterschule in Weimar, wandte sich nun jedoch mehr und mehr der Poesie zu und lebt jetzt nur dichterischen Arbeiten, zur Zeit (1886) in Gohlis bei Leipzig. Die erste poetische Schöpfung, mit der er hervortrat, war ein Trauerspiel „Helena" (Weimar 1875), das nur wenig bemerkt wurde; sodann veröffentlichte er eine lyrische Rhapsodie „König Elfs Lieder" (Stuttg. 1875), die sich durch Innigkeit und Frische auszeichnet, und in der der schwedische Sagenstoff mit großem Geschick verwertet ist. Hierauf versuchte er sich nochmals im Drama und schrieb das fünfaktige dramatische Gedicht „Suleika" (Stuttg. 1876), in welchem er den heiklen Stoff, obgleich er viel Schwung und Kraft entwickelt, doch nicht vollständig bewältigt, und nun erst ging er zum Epos über, für das er offenbar die ausgesprochenste Begabung besitzt. Bisher schuf er den schon genannten „Heinrich von Ofterdingen" (Stuttg. 1880) und das Epos „Kain" (Ebd. 1880). Über die Dichtung „Heinrich von Ofterdingen" ist ein sonniges

Licht gebreitet; ein fröhliches Singen und Klingen geht durch das ganze Buch. Das bunte Treiben des frisch erblühenden Volkslebens zur Zeit der Minnesänger wird anziehend geschildert. Den Helden charakterisiert der Dichter als einen edeln, gottesfürchtigen Herrn, der sich nur dem ewig Guten und Schönen widmet und schließlich dadurch die holde gleichgesinnte Klara von Gleichen gewinnt, nach deren Besitz der mit allen Ränken und Zaubermitteln bekannte Graf Klingsohr von Ungarland vergebens trachtet. Das ganze Epos ist in Reimversen geschrieben, die, bald lang bald kurz, außerordentlich lebendig dahinfließen und hüpfen. Bisweilen mangelt jedoch an gewissen Stellen infolge der Kürze der Strophen und des zu schnellen Aufeinanderklappens der Reime die epische Ruhe und Breite. Die eingefügten Lieder und Sprüche verleihen der ganzen Dichtung einen anmutigen volkstümlichen Charakter. Verschiedene Lieder sind Meisterstücke, die die Denk- und Empfindungsweise des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts aufs treuste wiederspiegeln. Leider macht sich gegen den Schluß der Dichtung hin eine gewisse Ermüdung geltend, wodurch der Gesamteindruck nicht unwesentlich beeinträchtigt wird. Das in fünffüßigen Jamben geschriebene Epos „Kain" behandelt den ersten Brudermord. Dieser Vorwurf ist wiederholt episch behandelt worden, am großartigsten von Byron, der in Kain die Skepsis, den Geist, der stets verneint, verkörpert und in der Katastraphe eine gigantische Auflehnung gegen die Harmonie der Welt schildert. Kastropp hat den Stoff zu einer Tragödie der Eifersucht gestaltet. Beide Brüder lieben die schöne Ada, und in der Meinung, Ada bevorzuge Abel, erschlägt Kain, von heftiger Eifersucht gepackt, diesen und ist nun zu einem qualvollen Leben verdammt, von dem ihn erst die Sündflut erlöst. Leider fließt das Epos zu breit auseinander. Der Verfasser strebte danach, die Dichtung über die Grenzen des Familiendramas hinaus zu erweitern; allein den philosophischen Betrachtungen, mit denen er nun sein Epos durchsetzte, fehlt es an Tiefe und Großartigkeit, und so hemmen sie nur den Fluß der Handlung. Als ein Meister zeigt sich der Dichter dagegen in der Charakter- und Naturschilderung; hier hat er den Ton für das Zarteste und Lieblichste, für das Herbste und Erschütterndste.

Bedeutender in seinem Vorwurfe und geistvoller in der Erfassung der Zeitstimmung, als Wolff und Kastropp, dagegen nicht so farbenprächtig und leichtbeschwingt wie diese, ist **F. W. Weber**, der das Epos „Dreizehnlinden" (Paderborn 1878) herausgab. Der Dichter wurde am 26. Dezember 1813 zu Alhausen in Westfalen als der Sohn eines Försters geboren, wuchs in den dürftigsten Verhältnissen auf und konnte nur unter vielen Entbehrungen das Gymnasium in Paderborn besuchen und dann in Greifswald und Breslau Medizin studieren. Nach dem Abschluß seiner Studien im Jahre 1838 unternahm er, getrieben von einem unbesieglichen Drange, die Welt zu sehen, eine große Reise nach Prag, Wien, Venedig, Rom, Neapel, Marseille, Lyon und Paris, jedoch,

da er vollständig mittellos war, von Anfang bis zu Ende zu Fuße. Nach der Rückkehr in die Heimat ließ er sich in dem Kurort Driburg bei Paderborn als praktischer Arzt nieder, ward dann 1856 Brunnenarzt in Lippspringe, gab diese anstrengende Thätigkeit aber nach neun Jahren wieder auf und lebt nun seit 1867 auf Schloß Thienhausen in der Nähe von Pyrmont, auch dort seinem ärztlichen Berufe obliegend, sofern nicht der preußische Landtag, dem er als Mitglied der Zentrumspartei angehört, seine Gegenwart in Berlin erheischt. Das Epos „Dreizehnlinden" führt in die Zeit Ludwigs des Frommen, in die Jahre 822 und 823, und behandelt den Zusammenprall der christlichen Weltanschauung mit der heidnischen. Den Inhalt des Gedichtes deutet der Verfasser selbst im ersten Gesange in folgender Weise an:

Nebelbilder steigen dämmernd
Aus der Vorzeit dunkeln Tagen;
Wispern hör' ich ihre Stimmen
Bald mit Jubeln, bald mit Klagen:

Männer, die vor tausend Sommern
Durch den Nethegau geschritten,
Heidenleute, Christenleute,
Was sie lebten, was sie litten;

Eines Sachsenjünglings Kämpfe
Mit dem Landesfeind, dem Franken,
Und in eigner Brust die schwersten
Mit den eigenen Gedanken;

Einer Jungfrau stilles Weinen,
Einer Greisin finstres Grollen,
Runensang und Racherufe,
Die aus Weibermund erschollen;

Frommer Mönche leises Walten
Im Konvent zu Dreizehnlinden,
Sanft bemüht, durch Lieb' und Lehre
Trotz und Wahn zu überwinden;

Ihre Hymnen, gottesfrohe,
Die bei Tag und Nacht erklangen,
Die den Sieg des Christenkreuzes
Jubelnd in die Berge sangen;

Und darein des Waldes Rauschen,
Und dazu der Brandung Stöhnen:
Alles will zu einem Liede
Dumpf und hell zusammentönen. —

Die Handlung entwickelt sich lebhaft; die Gegensätze zwischen Heidentum und Christentum, zwischen Sachsen und Franken werden mit feinem historischen Sinn dargelegt, die Kulturzustände und die Zeitstimmung außerordentlich anziehend geschildert. Mit kräftiger Lokalfarbe ist besonders das Benediktinerkloster Dreizehnlinden an der Weser (wohl Corvey bei Höxter) und der Habichtshof, das Besitztum des heidnischen Sachsen Elmar, ausgestattet. Von den einzelnen Charakteren sind hauptsächlich verschiedene Nebenfiguren sehr originell gezeichnet, während die beiden Hauptpersonen, der Sachse Elmar und Hildegunde, die Tochter des Frankengrafen Bodinkthorpe, nur wenig individualisiert sind. Da das ganze Epos in vierfüßigen Trochäen geschrieben ist, so muß sich nach und nach eine gewisse Einförmigkeit bemerkbar machen, die jedoch bei dem männlichen, kräftigen Ton, der durch die ganze Dichtung geht, den Gesamteindruck nur wenig beein-

trächtigt. Durch den großen Beifall, welchen das Epos fand, wurde der Verfasser veranlaßt, auch seine „Gedichte“ herauszugeben. Dieselben erschienen ebenfalls in Paderborn 1881 und zeigen ganz wie „Dreizehnlinden“ einen fest ausgeprägten männlichen Charakter. Besonders glücklich ist in den lyrischen Gedichten sowohl, wie in den Balladen, der Volkston getroffen. Die Form erweist sich durchweg als edel und wohl ausgeschliffen.

Eine ähnliche Gegenüberstellung zweier Weltanschauungen, wie in „Dreizehnlinden“, versuchte Karl Kösting (geb. 1842) in seiner epischen Dichtung „Der Weg nach Eden“ (Lpzg. 1884). Die Pole bilden hier der Optimismus und der Pessimismus, bis unter dem Banner der Freiheit sich in der christlichen Liebe die Gegensätze aufheben. Leider hat der Dichter seine Fabel über ein ganzes Jahrhundert ausgedehnt; er beginnt mit dem nordamerikanischen Befreiungskriege unter Washington und schließt mit der Schlacht bei Sedan. Infolgedessen bedurfte er auch nicht bloß eines, sondern einer ganzen Reihe von Helden, deren Schicksale er nun nach und nach schildert. Dadurch begiebt er sich aber aller Harmonie, und so macht denn die Dichtung, trotz vieler poetischer Schönheiten, einen unkünstlerischen Eindruck. In jungen Jahren zog Kösting bereits einmal vorübergehend durch eine Tragödie „Kolumbus“ die Aufmerksamkeit auf sich. Ganz im Tone Scheffels schrieb Franz Hirsch (geb. 1844) ein Epos „Ännchen von Tharau“ (Lpzg. 1882), in welchem er mit vieler Anmut die Geschichte jenes Ännchens erzählt, das durch Simon Dachs bekanntes Lied unsterblich geworden ist. Besonders anziehend und humorvoll weiß der Verfasser das Leben der Königsberger Studenten jener Zeit zu schildern. Einen tiefernsten Ton schlägt Adolf Brieger (geb. 1832) in dem epischen Gedichte „König Humbert in Neapel“ (Lpzg. 1885) an. Er feiert in klangvollen Terzinen die heroische Fahrt des Königs von Italien im Sommer 1884 in das von der Cholera heimgesuchte Neapel. Der farbenprächtige Golf und im Kontrast dazu das entsetzliche Elend in der Stadt, vor allem aber die Ankunft des Königs, als die Not am höchsten gestiegen, werden mit beredtem Munde und in echt poetischer Weise geschildert. Zu bedauern ist, daß es dem Gedichte an einer alle die verschiedenen Bilder umschließenden Handlung mangelt. Feinsinnig und anmutig, doch ohne besondere Eigenart ist Anton Ohorn (geb. 1846) in seinen Epen „Der fliegende Holländer“ (Mühlh. i. Th. 1873), „Die Tochter Judas“ (Prag 1878) und „Die Madonna“ (Stuttg. 1883). Auch in des Verfassers Gedichten „Heimchen“ (Lpzg. 1884), sowie in seinen verschiedenen Novellen, macht sich ein edler Sinn für das Schöne und eine große Gefühlsinnigkeit geltend. Graziös und duftig weiß Ludwig Soyaux (geb. 1846) rheinisches Künstlerleben in dem Epos „Renate“ (Lpzg. 1885) zu schildern. Eine reiche Phantasie bekundet Agnes Kaiser-Langerhannß (geb. 1846) in dem Epos „Odin. Eine nordisch-germanische Göttersage“ (München 1880)

und warmen Patriotismus der auch durch Idyllen bekannte Karl Keck (geb. 1824) in dem Heldengedichte „Sedan" (Halle 1873), sowie Theodor Gesky (geb. 1837) in dem epischen Cyklus „Germanicus" (Halle 1876). Zart und gefällig in der Form ist Anna Forstenheim (Pseud. f. Anna Hirschler, geb. 1846) in den Sagen „Die schöne Melusine" (Wien 1881) und „Manoli" (Wien 1883) und Anna Weidenmüller (geb. 1854) in der Sage „Schildheiß" (Kassel 1884). Als ein zwar reiches aber noch nicht zu voller Entwicklung gelangtes Talent erweist sich Marie Eugenie della Grazie (geb. 1864) sowohl in ihren kleinen poetischen Schöpfungen, wie auch in dem großen Heldengedichte „Hermann" (Wien 1883), dem es besonders an einer festeren Charakteristik mangelt.

Das volkstümliche Drama erhielt seine Pflege hauptsächlich in der Behandlung ernster historischer Stoffe, vornehmlich aus der deutschen Vergangenheit. Am gewuchtigsten trat hier **Ernst von Wildenbruch** auf, ein Dramatiker von eminenter Kraft. Wildenbruch besitzt einen stark ausgeprägten historischen Sinn, eine heiße Vaterlandsliebe und eine große Energie in der Betonung des nationalen Rechtes. Das Patriotisch-Nationale ist daher sein breiter Resonanzboden, und der Kampf um den Besitz, die Macht, die Herrschaft sein ausgiebiges Thema. Die Anlage seiner Dramen ist meist eine sehr geschickte; besonders fesselnd entwickelt sich stets die Exposition. Die einzelnen Scenen quellen rasch und farbenreich hervor, und die Akte kulminieren jedesmal in einer glänzenden Schlußwendung. Der Dialog ist lebendig, die Sprache schwungvoll und klangreich. Diesen großen Vorzügen stehen aber leider auch sehr erhebliche Mängel gegenüber. Dem Dichter gelang es bisher noch nicht, eine Fabel von Anfang bis zu Ende bestimmt und strikt durchzuführen; meist schiebt er im Laufe der Handlung neue Motive ein, durch die dann die Entwicklung des Stücks ins Schwanken gerät und das Interesse abgeschwächt wird. Es ist daher auch kein einziges seiner Dramen ein klar herauskristallisiertes vollendetes Kunstwerk. Die einzelnen Scenen entwickelt der Dichter meist allzusehr zu gunsten der äußeren theatralischen Wirkung; er erzielt dadurch zwar oft große Effekte, aber doch schließlich keinen tiefern und nachhaltigern Eindruck. In der Diktion endlich hält er in jedem Stücke von Anfang bis zu Ende das starke Forte ohne jede Milderung und Abtönung an. Die charakteristischen Töne für die einzelnen Figuren, wie sie Schiller so bezeichnend anzuschlagen wußte, fehlen ganz. Der Eindruck, welchen die Sprache Wildenbruchs mithin schließlich macht, ist ein zu lauter, ja nicht selten ein lärmhafter.

Das erste Stück, mit welchem Wildenbruch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zog, war das Trauerspiel „Die Karolinger" (Berl. 1882), das im Oktober 1881 im Viktoriatheater zu Berlin zum erstenmale zur Aufführung kam. Das Stück führt in die Zeit Ludwigs des Frommen. Der alte Kaiser

Ernſt von Wildenbruch.

hat das große Frankenreich zu Aachen unter die Söhne seiner ersten Ehe, Lothar, Ludwig und Pipin, geteilt; nun ist ihm aber in seiner zweiten Ehe mit Judith, der Tochter Welfs, noch ein Söhnlein Karl geboren worden, und zu gunsten dieses Nachkömmlings verlangt jetzt Judith die Aufhebung des Aachener Vertrages und eine Neuteilung des Reiches. Der Kaiser zeigt sich jedoch nicht geneigt, seiner Gemahlin diesen Herzenswunsch zu erfüllen, und auch Lothar, Ludwig und Pipin treten energisch gegen eine nochmalige Teilung auf. Da erscheint Bernhard, der Graf von Barcelona, am Kaiserhofe. Er bringt die Siegesbotschaft, daß die Mauren weit über die spanische Mark zurückgedrängt worden sind, und wird dafür vom Kaiser zum Kämmerer ernannt. Diese neue Situation will er nun ausnutzen, um noch höher zu steigen, und als geeignetes Mittel erkennt er den Herzenswunsch der Kaiserin. Er bietet sich ihr daher als Helfer an, und zugleich erklärt er ihr, um sie noch fester an sich zu fesseln, seine Liebe, indem er vorgiebt, sie schon früher gekannt und geliebt zu haben. Darauf weiß er sie auch zu gewinnen, und in einer bunten Reihe von Scenen wird sodann gezeigt, wie durch Meineid, Mord und List Bernhard seinem Ziele immer näher kommt, bis plötzlich seine ganze Nichtswürdigkeit zu Tage tritt, worauf die Karolinger, die sich mittlerweile versöhnt haben, auf ihn eindringen und ihn erschlagen. Schon aus dieser kurzen Skizze geht hervor, daß das Motiv der Mutterliebe, mit dem das Stück anhebt, alsbald verschwindet und das des Ehrgeizes an seine Stelle tritt, und daß ferner Judith, die die Heldin zu werden verspricht, mehr und mehr dem Grafen von Barcelona die Hauptrolle überläßt. Dadurch muß aber das Interesse, welches der Anfang des Stücks erweckte, notwendig in den letzten Akten erlahmen, und zwar umsomehr, je weniger der Charakter des Grafen die Sympathie zu erwecken vermag. Es fehlt dem Grafen jede Größe; er ist einzig und allein nur ein nichtswürdiger Verbrecher, dessen Ende nicht im geringsten erschüttert. Ebenso wenig wie der Graf erweckt aber auch die Kaiserin, die dem entlarvten Geliebten das Todesurteil sprechen soll und darüber ohnmächtig zusammenbricht, das tragische Mitleid; wir können den Ehebruch aus Mutterliebe nicht verstehen, haben auch weder eine kräftige Initiative, noch eine tiefe Leidenschaft bei ihr kennen gelernt und sehen daher ziemlich kühl den Stab über sie brechen. Auch die übrigen Figuren des Stücks muten wenig an; keine erweckt ein rein menschliches Interesse, keine erwirbt sich unsere Sympathie. Der Erfolg, den das Stück auf einigen Bühnen gehabt hat, ist daher einzig und allein auf die reich bewegte Handlung, die geschickte Scenenführung und die volltönige, schwungvolle Sprache zu setzen.

Klarer und harmonischer in der Komposition als „Die Karolinger" ist das Trauerspiel „Harold" (Berl. 1882), das zweite Drama, welches von Wildenbruch in Berlin zur Aufführung kam. Dasselbe behandelt den letzten Entscheidungskampf zwischen den Angelsachsen und Normannen. Der alterschwache,

klösterlich denkende König Eduard der Bekenner will, da er ohne Leibeserben ist, einer alten Vorliebe für fränkisches Wesen folgend, sein Reich dem Herzog Wilhelm von der Normandie vererben und nicht, wie rechtens, dem angelsächsischen Herzog Harold. Dies ahnend und auch auf einem früheren Versprechen des Königs fußend, „keinen Normannen zu rufen in dieses Land", verweigert Harold die Aufnahme des Herzogs Wilhelm in die Burg zu Dover und wird darauf vom Könige seiner Lehen verlustig erklärt. Zugleich nimmt der König den jungen Bruder Harolds, den Knaben Wulfnoth, als Geisel mit sich. Harold ist jedoch keineswegs gewillt, seine und seines unterdrückten Volkes Recht so leicht aufzugeben; an der Spitze seines Heeres zieht er vor London und erzwingt sich noch gerade Einlaß, als dreißig Bürger von Dover auf Betrieb normännischer Adeliger ungerechterweise gehängt werden sollen. Er befreit sie, bringt zu Eduard und wird von diesem aufs neue belehnt (Diese Scene bringen wir unten zum Abdruck). Hierbei erfährt Harold, daß Eduard den Knaben Wulfnoth, gegen das Versprechen, dem Herzog Wilhelm mit nach der Normandie gegeben hat; er zieht daher nach Frankreich hinüber, den Bruder zurückzuholen, wird aber hier von der Liebe zu Adele, der liebreizenden Tochter des Herzogs Wilhelm, ergriffen und giebt nun dadurch, daß er der Neigung seines Herzes folgt, seinem Leben die tragische Wendung. Herzog Wilhelm ist wohl geneigt, dem bisherigen Feinde seine Tochter zu geben, jedoch nicht ohne Gegenleistung. „Ihr wißt den Grund," fragt er Harold, „der mich nach England führte, und was in England Eduard mir versprach?" Und Harold antwortet arglos: „Er sagte, daß er Euch sein Wort verpfändet für eine Erbschaft in der Normandie — sprecht Ihr von dem, was mir der König sagte?" Der König hat jedoch dem Herzog Wilhelm ganz England versprochen; das verschweigt aber der letztere, er läßt Harold bei seinem Irrtum und erwidert zweideutig: „Von Eduards Erbschaft — ja! Kommt denn, gelobt mir, daß Ihr mir helfen wollt, das zu erlangen, was Eduard, Englands König, mir versprach." Harold leistet darauf vor den normännischen Baronen feierlich den verhängnisvollen Schwur, erfährt dann aber bald den schmachvollen Betrug, reißt sich von der Geliebten los, bricht den Schwur, eilt nach London und nimmt aus der Hand des sterbenden Eduard die Krone Englands. Allein ein großer Teil der Angelsachsen will ihm nicht huldigen, da er ein Meineidiger sei, und als es nun bei Hastings zum Entscheidungskampf zwischen ihm und dem Normannen Wilhelm kommt, da unterliegt er und fällt todesmutig unter den Axthieben der Feinde. Die Handlung des Dramas wächst in den ersten Akten zu großer Lebendigkeit empor; dabei tritt die nationale Feindschaft zwischen den Sachsen und Normannen klar und packend in die Erscheinung; dann aber gebricht es auf der Höhe des Stücks an der entsprechenden tragischen Schuld. Wohl begeht Harold einen schweren Fehler, daß er dem bisherigen Feinde so sorglos traut, daß er einen Eid schwört,

ohne sich über den Sinn desselben genügend zu unterrichten, allein er ladet damit doch keine Schuld auf sich, er sinkt vielmehr durch diese Unvorsichtigkeit zu einem Betrogenen hinab, und infolgedessen handelt es sich dann auch im weiteren Verlaufe des Stückes nicht um eine Sühne, sondern um die Folgen, die der Betrug Wilhelms nach sich zieht. Das Interesse für den Helden schwindet daher mehr und mehr, so daß der Dichter schließlich im letzten Akte es gar nicht mehr für nötig hält, ihn noch einmal auftreten zu lassen. Wir sehen auf dem Schlachtfelde von Hastings nur noch den Leichnam Harolds.

Nach den „Karolingern" und „Harold" war es sodann das Trauerspiel „Der Menonit" (Berl. 1882), welches die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Die Basis des Dramas bildet ein Liebeskonflikt zwischen dem Helden des Stücks, dem Menoniten Reinhold, und seinem Nebenbuhler Mathias, der jedoch ebenfalls der Sekte der Menoniten angehört. Hierzu tritt sodann ein zweiter Konflikt, der sich aus dem Gegensatze zwischen strenger Glaubenssatzung und glühendem Patriotismus entwickelt. Da das Stück 1809 bei Danzig spielt, so handelt es sich um die Bekämpfung der Franzosen. Auch hier, wie in den schon besprochenen beiden Dramen, sind besonders die beiden ersten Akte effektvoll, doch fehlt auch hier eine sorgfältigere Motivierung der Handlung; zudem spielt das Lauschen, immer ein sehr schlimmer Notbehelf, eine allzuwichtige Rolle. Die einzelnen Charaktere zeichnet der Dichter mit dicken Strichen; besonders abschreckend ist der Heuchler Mathias geschildert, ein Theaterbösewicht vom Scheitel bis zur Sohle.

Weiterhin schrieb Wildenbruch noch das Schauspiel „Väter und Söhne" (Berl. 1882), in welchem er an die unglückliche Kapitulation von Küstrin im Jahre 1806 anknüpft, jedoch in der Figur des Dorfschullehrers Valentin Bergmann einen Charakter bietet, der heute von dem großen Publikum nicht mehr ganz verstanden werden kann und daher abstößt, das bürgerliche Schauspiel „Opfer um Opfer" (Berl. 1883), das die Liebe zweier Schwestern zu ein und demselben Manne zwar in einer theatralisch sehr wirksamen, doch der psychologischen Wahrheit entbehrenden Weise behandelt, das Lustspiel „Der König von Kandia" (1884), bei welchem der Dichter den glücklichen Vorwurf leider nicht zu bewältigen vermag, das in die Zeit Shakespeares führende Trauerspiel „Christoph Marlow" (Berl. 1884), welches an dem unsympathischen Helden scheitert, das Schauspiel „Die Herrin ihrer Hand" (Berl. 1885), das ebenfalls an zu mangelhafter psychologischer Entwicklung krankt, und das in die wildbewegte Zeit des Frankenkaisers Heinrich IV. führende Schauspiel „Das neue Gebot" (Berl. 1886), dessen Handlung in den beiden ersten Akten in einer mächtig packenden, glänzenden Exposition kraftvoll emporsteigt, dann aber, da der Dichter im dritten Akte ein völlig neues Moment einschiebt, mehr und mehr erlahmt und endlich nur mit Mühe zu einem matten Schlusse gelangen kann.

Außer diesen Dramen schrieb Wildenbruch sodann noch „Die Söhne der Sibyllen und der Nornen“ (Berl. 1873), „Lieder und Gesänge“ (Ebd. 1877), „Dichtungen und Balladen“ (Ebd. 1884), „Vionville. Ein Heldenlied in drei Gesängen“ (Ebd. 1874), „Sedan. Ein Heldenlied in drei Gesängen“ (Frankf. a. O. 1875), „Der Meister von Tanagra. Eine Künstlergeschichte aus Alt-Hellas“ (Berl. 1879), „Novellen“ (Ebd. 1882), „Neue Novellen“ (Ebd. 1885) und „Kinderthränen. Zwei Erzählungen“ (Ebd. 1884). Am eigenartigsten ist das erstgenannte Werk, eine mystisch-allegorische Dichtung, in welcher wir gleichsam von der Himmelsperspektive aus die neuen Völker der Welt, die Romanen und Germanen, erstehen, wachsen und sich bekämpfen sehen. Verschiedenes mutet dabei freilich etwas wundersam, ja selbst barock an; aber eine Fülle von Geist und eine kernige, echt poetische Sprache fesseln immer aufs neue. In den Gedichten Wildenbruchs fehlt es an den weichen lyrischen Tönen, dagegen tritt die Energie der Empfindung mit großer Wucht und mit dramatischer Lebendigkeit hervor. Ein Meisterstück ist die grausige, mächtig packende Ballade „Das Hexenlied“. Auch in den beiden Epen „Vionville“ und „Sedan“ bekundet der Dichter seine große Kraft. In den verschiedenen Novellen zeigt Wildenbruch zwar ebenfalls eine bedeutende Gestaltungsgabe, aber er versäumt es, die Handlungen der Hauptpersonen durch die genaue Darlegung der seelischen Prozesse zu begründen; es bleibt daher vieles unverständlich und unbegreiflich; zudem malt er oft mit zu breiten Strichen, mit zu grellen und dicken Farben, so daß die feinere Zeichnung, wie sie die Novelle verlangt, nicht mehr möglich ist.

Das Leben Ernst von Wildenbruchs hat sich bunter als das der meisten deutschen Schriftsteller gestaltet. Der Dichter wurde am 3. Februar 1845 zu Beirut in Syrien geboren, wo sein Vater, Ludwig von Wildenbruch, die Stelle eines preußischen Konsuls bekleidete, siedelte aber schon 1847 mit seinen Eltern und drei Geschwistern nach Berlin über, bis er 1850 nach Athen und ein Jahr später nach Konstantinopel kam, wo sein Vater preußischer Gesandter war. Das bunte Leben des Orients und die Pracht der Natur machten schon früh einen tiefen Eindruck auf den reichbegabten Knaben und weckten vor allem dessen Phantasie. Nach dem Tode der Mutter, einer geborenen von Langen, kehrte Wildenbruch 1857 nach Deutschland zurück, besuchte in Halle und später in Berlin das Gymnasium und trat sodann 1859 auf den Wunsch seines Vaters ins Kadettenkorps, worauf er 1863 Offizier im 1. Garde-Regimente wurde. Allein das Garnisonsleben sagte ihm wenig zu; er quittierte daher 1865 den Dienst und setzte sich in Burg bei Magdeburg, wo sein früherer Hauslehrer mittlerweile Gymnasialdirektor geworden war, nochmals hinter Ovid und Xenophon. Zwar unterbrach der Krieg von 1866 seine Studien auf einige Zeit, dennoch förderte er sich so rasch, daß er bereits 1867 die Universität Berlin beziehen konnte, wo er sich nun der Rechtswissenschaft widmete. Nach Abschluß

des Triennums mußte er aber aufs neue den Soldatenrock anlegen, denn der Krieg mit Frankreich war ausgebrochen. Er nahm an diesem Feldzuge von Anfang bis zu Ende teil und lebte dann von 1871 bis 1876 als Referendar am Gericht zu Frankfurt an der Oder, wo er sich auch des fördernden Wohlwollens des Apellationsgerichtspräsidenten Simson zu erfreuen hatte. Nach abgelegtem Assessor-Examen im Jahre 1876 amtierte er sodann einige Zeit als Richter zu Eberswalde und am Stadtgericht zu Berlin, bis er 1877 ins auswärtige Amt des deutschen Reiches eintrat, wo er seitdem im Konsulatsfache thätig ist.

Aus „Harold."

Zweiter Akt. Zweite Scene.

(Ein Zimmer im königlichen Palaste zu London.)

Erster Auftritt.

Die normännischen Edeln Robert von Jumièges, Erzbischof von Canterbury, und Graf Eustach von Boulogne kommen von rechts.

Eustach: Wie steht es? hat der König unterschrieben?
Robert: Noch nicht.
E.: Wann endlich wird er unterschreiben?
R.: Wenn er ein andrer sein wird, als er ist.
Wohl zehnmal legt' ich ihm das Urteil vor,
Und zehnmal wollt' er's in Erwägung ziehn —
Und zehnmal zehnmal unterschrieb er nicht.
O, solchem Manne dienen ist Verzweiflung.
E.: Ihr wißt, daß Harold vor den Mauern steht.
In London selber gärt die Rebellion,
Ein dumpfes Grollen wühlt in den Gemütern.
Die Bürger Dovers müssen heut' noch sterben,
Nur kurz entschloss'ne, strenge, blut'ge That,
Die diese Liebe in Entsetzen tötet,
Kann uns noch retten.
R.: Alles dieses weiß ich.
Doch seit der Stunde, da er unserm Herzog
England versprach, haßt Eduard die Normannen.
E.: Ah, dieses Musterbildnis aller Schwäche,
Den immer heut' die That von gestern reut!
Sagt ihm, es gehe um sein eigen Leben.
R.: Dies Mittel, wird er sagen, sei verbraucht.
E.: Verbraucht! Verbraucht! O, eine einz'ge Waffe
Gab die Natur den Schwächlingen: das Mißtrau'n.
R. (geht an die Mittelthür, lüftet den Vorhang):
Ich höre seine Schritte, geht hinaus.
E.: Gut denn, Ihr findet mich im Vorgemach;
Doch heißt ihn eilen mit dem Urteilsspruch,
Denn die Geduld in mir hat kurzen Atem.
(Ab nach rechts.)
R.: Ich reiße ihm das Urteil von der Seele.

Zweiter Auftritt.

König Eduard (ein Papier in der Hand, auf Wilfried, einen angelsächsischen Diakon, gestützt, kommt durch die Mitte.)

R. (geht ihm entgegen): Ihr unterschriebt das Urteil, gnäd'ger Herr?
E. (abwechselnd Robert und Wilfried ansehend):
Laß Euer beider Antlitz mich vergleichen —
(zu Wilfried)
Du bist ein Sachse?

W.: Ja, mein gnäd'ger König.
E. (zu Robert): Ihr seid Normanne, Bischof.
R.: Wie Ihr wißt.
E.: Ihr habt etwas vom Habicht im Gesicht.
Wie alle Eures Volkes.
R.: Gnäd'ger Herr,
Gebt mir das Urteil, wenn Ihr's unterschriebt.
E.: Gleich einem Habicht stößt er auf die Beute —
R.: Gebt mir das Urteil, denn es drängt die Zeit!
E.: Es drängt die Zeit — o die verruchte Zeit!
Zu was für bösen Dingen sie uns drängt!
Seid Ihr ein Priester nicht des sanften Christus,
Den Liebe sterben hieß?
R.: Ihr wißt, ich bin's.
E.: Wär't Ihr ein Priester, schaudern müßtet Ihr
Vor diesem blutgefüllten Greuelblatt!
R.: Ich schaud're, Herr; doch stärker als mein Schauder
Spricht meine Pflicht.
E.: Sprecht nicht so klug und kalt.
Pflicht ist ein Edelstein, doch in den Händen
Hartherziger wird sie zum Felsenstein,
Der unsres Nebenmenschen Haupt zermalmt!
Hier stehen dreißig Männer aufgeschrieben —
Die dreißig Männer haben dreißig Weiber —
Ein jeder dieser Männer war ein Baum,
Der Knospen trieb — die Männer haben Kinder —
Und nun aus meinem Mund ein einzig Wort,
Und wie ein Pesthauch fegt es drüber hin
Und mordet all das Leben. — Hört Ihr nicht,
Welch ein Geheul von Jammer und von Leid
Aus diesem Blatt erklingt? O Ihr seid klug:
Ihr schiebt mich zwischen Euch und zwischen Gott —
Nur meine Seele soll am jüngsten Tage
Mit diesem Blutfleck vor dem Richter stehn —
R.: Zu milder Richter ist auch ungerecht;
Sie griffen Euren Schwager an mit Waffen —
Sie müssen sterben — wenn Ihr leben wollt.
E.: All diese dreißig — was den Tag geschah
Zu Dover, ward noch einmal untersucht?
R.: Es wurde untersucht — und laßt Euch sagen,
Was ich erst heut' erfahren: Herzog Harold
Rückt auf Euch an mit einem mächt'gen Heer.
E.: Harold rückt an?
R.: Er steht vor Londons Mauern;
An Londons Thore donnert seine Faust,
Und aus dem Innern brüllet tausendstimmig
Der Aufruhr ihm sein grollendes „Tritt ein".
Kennt Ihr das Ziel, nach dem er seine Hand reckt?
Das Kronengold auf Eurem Haupte ist's!
E. (listig lächelnd): Das wär' dann freilich schade.
R.: Was wär' schade?
E.: Wenn er die schönen Pläne Eurer Herrn
Mit diesem Tölpelstreich vernichtete?
O Ihr besorgten Herrn — ich kenne Euch!
R.: Ist das erhört? Ihr spottet Eurer Retter?
Und wenn die Mutter ihm mit wilden Worten
Das Herz zur Wut schürt? Wenn das Kind sie fordert
Und Ihr's nicht geben könnt?
E.: Das Kind —
Wer riet mir das mit diesem Kind? Wer war's?
Ach — wie Ihr mich in Eure Netze fingt!
R.: Laßt das Vergangne, denkt der Gegenwart.
E.: Kommt her — legt Eure Hand an dieses Blatt —

(R. faßt das Blatt auf einer Seite, E. hält es auf der andern.)

Und also theil' ich diese That mich Euch.
Nehmt halb die Ehre hin, wenn gut sie ist,
Und halb den Fluch — nein, allen Fluch auf Euch,
Wenn sie verdammt ist.

R.: Auf mein Haupt den Fluch!
(Er reißt das Blatt an sich und geht eilend nach rechts ab.)

E.: Bewahre, Gott, mich vor unschuld'gem Blut!
Ich weiß — kein Mensch geht sündenlos durchs Leben,
Doch Blut vergießen — seit ich denken kann
Begriff ich nie, daß Menschen morden können!
Mord — welch ein Klang in diesem Worte liegt,
Als thäte eine Totengruft sich auf,
In der der Wahnsinn des Entsetzens haust —
Blut — Menschenblut — welch schaudervolles Rätsel
Birgt diese rote, heiße, dunkle Flut —
Das Herz gerinnt mir, seh' ich Menschenblut —
Laß diese Menschen schuldig sein, mein Gott,
Daß ich nicht Mörder — ah — ist hier denn niemand?
Kein lebend Herz — (gewahrt Wilfried)
Ach, Du bist da, mein Sohn, —
Das ist mir lieb — Dein Antlitz seh' ich gerne.
Du warst in Rom? Komm, komm, erzähle mir —
Vom blauen Himmel rede, der dort ist —
Der nicht so bleiern drückt wie dieser Himmel. —

W.: Ich kann Euch nicht vom hohen Rom erzählen,
Mein Herz ist mir zerrissen! Jene Männer —

E.: Die dreißig?

W.: Ja, die heute sterben müssen —
Ach, kenntet Ihr den unermess'nen Jammer —

E.: Ich kenn' ihn!

W.: Nein — Ihr saht nicht, was ich sah!

E. (blickt ihn schrecklich an): Mich warnt etwas — als sollt' ich Dich nicht fragen,
Was Du gesehn. Was sahst Du?

W.: Jene That
Am Tag zu Dover.

E.: Sahst Du die mit an?

W.: Ich sah sie, gnäd'ger Herr. —

E.: Dann still — sei still!
In Deinen Augen steht ein Wort geschrieben, —
Die That — war anders — als man mir gesagt?

W.: Ja, sie war anders, anders, gnäd'ger Herr —
Mit Schwertern griff sie der Normanne an —
Brach mit Gewalt in ihre Häuser ein,
Und dreißig Bürger Dovers schlug er tot!

E.: (furchtbar lachend): Und darum schickt der Sachsen König ihnen
Zur Freude der Normannen dreißig nach!
(Draußen erhebt sich ein dumpfes Glockengeläut.)

W.: Betet, o Herr, für dieser Männer Seelen —
Hört Ihr's? Das sind die Glocken des Gerichts.

E.: Kain schlug nur einen — dreißig morde ich!
Wende Dich ab von mir — nein, fort, hinunter!
Schrei' ihnen halt!

W.: Es ist zu spät, mein König.

E.: Zu spät — in Lüften geht es heulend um —
Hörst Du, wie diese Glocken heulen: Mord!
Das ist ein Volk, das seinem Kön'ge flucht.

Dritter Auftritt.

Stigand, Bischof von Wincheſter (kommt in höchster Eile links):
König der Sachsen — habt Ihr das befohlen,
Daß man zum Tod die dreißig Männer führt?
Schuldlose Männer?

E.: Ich befahl es, Bischof,
Weil der Normanne mir's befahl.
St.: Mein König,
Euer Herz, ich hör's, ist dieser Sache fremd;
Eilt — ändert den Befehl.
E.: Es ist zu spät.
St.: Noch nicht, o Herr — ein Mann ist noch vorhanden,
Der retten kann.
E.: Nennt ihn!
St.: Soll ich ihn nennen?
Und werft Ihr von Euch alten Haß und Groll?
E.: Nennt mir den Mann! Sein Name soll mir tönen
Wie meines Heilands Name! Nennt den Mann!
St.: Harold steht vor den Mauern Londons, Herr;
Heißt ihm die Thore Londons öffnen, Herr;
Gebt mir Befehl, so eil' ich auf die Gassen,
Und was des Lebens lang' ertragne Mühe
An Kraft in diesen alten Lungen ließ,
Raff' ich zusammen dann mit einem Schrei,
Daß König Eduard Harold in die Stadt ruft —
Wie ein Orkan steht dann das ganze Volk
Von London wider die Normannen auf,
Und die Verlornen dreißig sind befreit!
E.: Ich weiß, er wird mich töten, wenn er kommt,
Sei er gesegnet, wenn er diese rettet
Und meine Seele löst von diesem Blut!
Die Thore auf, ruft Harold in die Stadt!
St.: Die Zeit verschlingt mein Wort — lebt wohl, mein König.

(Eilend nach links ab.)

E.: Sieh mich nicht an mit solchen hohlen Augen.
Du staunest, daß es Menschen giebt, wie mich,
Denn Du bist jung, und Jugend richtet streng,
Und richtet schnell — und falsch — Du weißt es nicht,
Daß das Gesetz, das zwischen Nacht und Tag
Das Zwielicht setzte, auch für Menschen gilt:
Daß Menschen sind, die weder Licht noch Dunkel,
Die immer Schatten nur.
W.: O, diese Menschen,
Sie müssen, denk' ich, sehr unglücklich sein?

Vierter Auftritt.

Robert, Eustach und die normännischen Barone Odo und Radulph kommen eilend von links und schleppen Stigand, den Bischof von Wincheſter, mit sich.

R.: Herein! bringt ihn herein, den falschen Priester!
Wer sind die Zeugen wider diesen Mann?
Eust.: Ich bin der Zeuge, Leben, Leib und Blut
Sprech' ich ihm ab um schurkischen Verrat!
Mit meinen eignen Ohren hörte ich,
Wie er dem Pöbel Londons Aufruhr schrie.
Bestreitet, wenn Ihr könnt!
St.: Ich streite nicht —
Was mich mit Stolz erfüllt.
Eust.: Erzbischof Robert,
Sprecht ihm das Urteil.
Ed. (tritt auf die Stufen vor der Mittelthür): Übermütiger,
Siehst Du nicht, wo der Richter steht?
Eust.: Das Urteil!
Ed.: Du sollst mir Rede stehn, ob Du mich siehst.
Eust. (ballt die Faust): Ich sehe einen, dem es besser wäre,
Ich säh' ihn nicht.
Ed.: Hebst Du so keck die Stimme?
Ballst Du die Faust mir? Und wie war's mit Dover?
Eust.: Was soll uns Dover hier? Habt acht und seht,
Wie man Verräter straft, macht Euch bereit.

(Er zieht das Schwert und tritt zu Stigand.)

St.: Was soll das Schwert?
Eust.: An Deinen Nacken soll's.
Ed.: Noch nicht genug des Menschenblutes?
Eust.: Nein!
Unnütz ist dieses Haupt auf seinen Schultern
Wo es nur Tücke sinnt und Rebellion.
Vom Rumpf gehauen soll's mir nützlich sein:

Als Antwort schleudr' ich es dem Pöbel hin,
So fürchtet der Normanne sich vor Euch.
St. (flieht zu Eduard): Rettet mich, Herr, vor diesem wilden Tier.
Ed.: Der König Englands schützet diesen Mann,
Wer wagt die Hand an ihn zu legen?
Eust.: Ich!
Für Englands echten König tot' ich ihn.
Ed.: Wen nennst Du Englands echten König?
Eust.: Wilhelm,
Den Herzog der Normannen, meinen Herrn.
Ed.: Ah, Du Skorpion, der unter meiner Ferse
Sich eingenistet, seiner Stunde harrend,
Um mich zu stechen! Warum gingst Du nicht
Mit Deinem Herren nach der Normandie,
Daß Du begraben lägst im Schlund des Meeres?
Eust. (tritt vor Ed.): Sind wir soweit? Nun denn, hinweg die Larve,
Die ich zu lang' schon ungeduldig trug:
Ich hasse Dich, Du Irrtum der Natur,
Aus dem ein Mann ward, weil sie sich vergriff!
Ja, als Verwalter Wilhelms blieb ich hier;
Und seine Erbschaft will ich ihm bewahren,
So wahr Normannen-Mutter mich gebar
Und kein plattfüßig Angelsachsen-Weib!

Fünfter Auftritt.

Ein Normännischer Herold (stürzt von links herein):
Flieht, Herren, flieht! Sie brechen in das Schloß!
Robert: Wer stürmt das Schloß?
Her.: Harold ist in der Stadt!
Stig.: Ich dank' Dir, Gott.
Her.: Sein weißer Schimmel-Hengst
Trägt ihn im Sturm heran — und hinter ihm,
Als wäre jeder Stein in Londons Gassen
Ein Kopf geworden, drängt ein Meer von Menschen.
Auch die Gefangnen sind durch ihn befreit.
Eust.: Die Seuche schlage ihn!
Ed.: Die dreißig leben?
Erretter meiner Seele, habe Dank.
Rob.: Das Eure Antwort auf die Botschaft? Das?
Ed.: Robert, ich zeig' Euch den verborg'nen Gang
Zum Themse-Ufer — nehmt die besten Rosse
Aus meinem Stalle, setzt Euch auf und flieht.
Rob. (tritt mitten auf die Bühne):
Die Kirche Gottes geht aus diesem Lande,
Verraten von dem Könige des Lands.
Ich, Robert, Erzbischof von Canterbury,
An meine Seite ruf' ich jeden her,
Der Sohn der heil'gen Kirche heißt.
(Wilfried tritt zu ihm.)
Ed. (zu Wilfried): Mein Sohn,
Geh nicht mit ihm, 's ist nicht zu Deinem Heil!
W.: Ich muß, o Herr, er ist von Gott geweiht,
Und ihm ward ich geweiht als Diakone.
R.: Verflucht sei jeder, welcher anders denkt.
Kommt, Graf Eustach.
(Robert, Wilfr. und die Normannen bis auf Eustach ab durch die Mitte.)
Eust.: Ich will nicht, will nicht fliehen
Von diesem plumpen Bauern-Könige!
Ein solcher Plan, voll Feuer, Mut und Geist,
Wie in der Esse des Vulkan geschmiedet,
Und ausgeführt vom kühnen Gott der That —
Zerstört von solchem Wichte? Wer verwehrt mir
In Stücke Dich zu hau'n?
(Dringt auf Eduard ein.)

Sechster Auftritt.

Harold (von links, springt auf ihn zu, fällt ihm in den Arm):
Das wehre ich;
Harold der Sachse!
Eust. (knirschend): Harold, der Verdammte!
Har. (ringt ihm das Schwert aus der Hand):

Heraus das Schwert, heraus aus dieser Hand!
Und in den Staub hinab das freche Haupt!
Ed. (bedeckt die Augen):
Kein Blut vor meinem Angesicht! Kein Blut!
Eust. (reißt sich los): Vor Deiner Meute muß ich jetzt mich bergen —
Den grimmsten Fluch, der je aus Höllenglut
Geboren ward, nehmt beide ihn zum Abschied!
(Entflieht durch die Mitte.)
Har.: Ich schwur Euch, König, daß ich wiederkäme,
Hier werf' ich klirrend mein gelöstes Wort
Zu Füßen Euch.
(Wirft Eustachs Schwert vor Ed. hin.)

Siebenter Auftritt.

Ordgar, Edric, Baldwulf und andere Bürger von Dover brechen, mit Äxten bewaffnet, von links ein.

Die Bürger: Brecht ein ins Wespennest!
Ordg.: Heil Harold, Godwins Sohn!
Bürger: Heil, Heil dem Retter!
O.: Wir sind zu spät gekommen! Sie sind fort!
Doch Tod dem Bundsgenossen der Normannen!
(Schwingt die Axt gegen Eduard.)
Die Bürger: Nieder mit ihm!
O.: Jetzt gebt uns Rechenschaft:
Wer büßt uns die erlittne Todesangst?
Den Henkerstrick um unsern Hals? Die Schmach,
Die jeder Tag wie ein dienstfert'ger Knecht
Auf uns gewälzt?
Die Bürger: Nieder mit ihm! Und Rache!
Stig.: Hört mich, Ihr wilden Männer!
Ed.: Bischof, laßt —
Nicht halb so schwer ist sterben, als zu töten.
Harold, ich weiß, Dein zürnender Entschluß
Ruft wie die Todes-Glocke meinem Leben,
Daß es zum Abend geht. — Im Angesichte
Der dreißig Männer, die Du retteteſt,
Hab' Dank, daß Du es thateſt.
(Wendet sich nach rechts.)
H.: Herr und König,
Wo geht Ihr hin?
E.: Wohin Du mir befiehlst.
H.: Nun dann, in schuld'ger Ehrfurcht bitt' ich Euch:
Bleibt auf dem Throne, welcher Euch gebührt.
E. (sieht ihn staunend an):
Ist dies ein Traum? Harold, wuchs dieses Wort
In Deinem Herzen?
H.: Beim allmächt'gen Gott,
In meines Herzens allerbestem Teil.
E.: O Du — was zwingst Du mich, gleich einem Bettler
Vor Dir zu stehn, der nur empfangen kann,
Und machst mein altes Aug' in Thränen fließen?
Die Bürger: Die Buße!
H.: Still davon! Ist dieses Antlitz,
Dies thränenvolle, Buße nicht genug?
O.: Herr — untern Galgen hat er uns gestellt!
Die Bürger: Leben um Leben!
St.: Unter diesem Himmel,
Der feierlich auf diese Stunde blickt:
Er selber riß Euch aus des Henkers Händen,
Er selbst rief Herzog Harold in die Stadt!
O.: Wenn's Wahrheit ist. —
St.: Seht auf mein graues Haar,
Ein Pförtner steht's am Ausgang meines Lebens
Und warnet mich vor Meineid. Wahrheit sprech' ich.
H.: Nun, dann in des Vergessens mächt'gen Schlund
Werf' ich den Hader der vergang'nen Tage.
Heil König Eduard!
(Küßt Eduard die Hand.)
D. B.: Heil dem Sachsen-König.
Ed. (weinend): Staunt nicht — lacht nicht, wenn Ihr mich weinen seht.

Ach, diese Thränen klagen bitterlich
Ein Leben an, das freudlos, liebelos
Durch Wüsten mich geschleppt. Unsel'ger Eduard,
Muß sich Dein Leben in den Abend senken,
Daß Du den ersten Laut der Liebe hören darfst?

Ganz ebenso wie Wildenbruch ist auch **Heinrich Kruse** ein Verherrlicher des nationalen Geistes; auch dieser feiert wie jener den Kampf um das Recht und den Besitz; allein in seiner dramatischen Kunst bildet er das vollständige Gegenteil von dem Dichter des „Harold". Während bei Wildenbruch die Handlung unablässig vorwärts stürmt, dagegen die Motive nur zu oft unerkennbar bleiben und die Charaktere bisweilen schwanken, fehlt bei Kruse der Fabel jeder dramatische Aufbau; das Stück fließt in epischer Breite dahin und ist nicht selten nur eine dramatisierte Chronik. Dagegen sind die Kruseschen Stücke mit Motiven geradezu überladen und die Helden sämtlich Kerngestalten, derbe, knorrige Gesellen, strotzend von Kraft und zähe bis zur Erbarmungslosigkeit. Da Kruse sich erst in reiferen Jahren dem Drama zuwandte, so stehen seine Stücke so ziemlich alle auf gleicher Höhe. Das erste, mit welchem er hervortrat, war das Trauerspiel „Die Gräfin" (Lpzg. 1868). Es führt nach Friesland, wo Engelmann von Horst, ein ritterlicher Dienstmann der Gräfin Theda Cirksena von Ostfriesland, deren Tochter Almuth liebt. Die Gräfin widersetzt sich jedoch der Verbindung, worauf die Liebenden entfliehen und dann im Schlosse Friedeberg belagert werden, bis der Hunger zur Übergabe zwingt. Infolgedessen kommt Almuth wieder in die Gewalt der Mutter, während es Engelmann gelingt zu entfliehen. Der Flüchtige kommt jedoch nicht weit, er wird von einem Friesenhäuptling eingeholt und erschlagen, worauf sich Almuth durch einen Sprung aus dem Fenster tötet. Also ein rein episches Nacheinander, ohne jede dramatische Verwicklung, dagegen ein durch und durch poetisch gestimmtes Bild norddeutschen Landes und Lebens. Sehr bald schon mutet es den Leser an — denn *gelesen* muß das Stück werden, die Aufführung kann kaum zwei Drittel der Dichtung bieten —, als stände er selbst mitten auf dem weiten Moor von Ostfriesland, sähe den Reif am Heidekraut im Mondlicht glitzern und hörte die Wogen der fernen Nordsee rollen, und als träten sie ihm leibhaftig entgegen, diese wetterfesten, düstern Menschen, die mit ihrem Trotz alles durchzusetzen suchen und lieber zu Grunde gehen als nachgeben. Ähnlich verhält es sich mit den übrigen elf Dramen des Dichters; auch sie sind ihrer ganzen Anlage nach weit mehr epische Dichtungen für die Lektüre, als Tragödien zur Aufführung. Das Trauerspiel „Wullenwever" (Lpzg. 1870) behandelt das bekannte tragische Geschick des Lübeckschen Bürgermeisters Wullenwever, der im Kampfe für die Größe seiner Stadt zu weit geht und dies mit seinem Leben büßt. „König Erich" (Ebd. 1871) erzählt die Geschicke Erichs XIII., des ältesten Sohnes von Gustav Wasa, der das ganze Geschlecht der Sture hinrichten läßt und darüber in Wahn-

sinn verfällt. In „Moritz von Sachsen“ (Ebd. 1872) wird der Kurfürst Moritz von Sachsen sehr wirksam seinem alten Meister Kaiser Karl dem Fünften gegenübergestellt; „Brutus“ (Ebd. 1875) bietet die Ermordung Julius Cäsars mit genauer Anlehnung an die Berichte der römischen Geschichtsschreiber; „Marino Faliero“ (Ebd. 1876) hat die abenteuerlichen Schicksale des bekannten Dogen von Venedig zum Vorwurfe. Das Drama „Das Mädchen von Byzanz“ (Ebd. 1877) beschäftigt sich mit dem Ende des Spartaners Pausanias, dessen Verrat an Griechenland hier durch den Griechen Chares, dem Pausanias in der Hitze des Weins die Braut ermordet hat, ans Licht gebracht wird. „Rosamunde“ (Ebd. 1878) hat die Ermordung des Longobardenfürsten Alboin zum Vorwurf; „Der Verbannte“ (Ebd. 1879) führt die Schicksale des Grafen Corfitz Ulfeld vor. „Raven Barnekow“ (Ebd. 1880) schildert den heißen Kampf des edeln, aber despotischen stralsundischen Bürgermeisters Otto Voge mit dem stolzen Herzog Wratislaw von Pommern, wobei es wiederholt zu außerordentlich packenden Scenen zwischen dem gewaltthätig daherschreitenden Voge und seinen Gegnern und Feinden kommt. „Witzlav von Rügen“ (Ebd. 1881) feiert die Befreiung der Stadt Stralsund von der Herrschaft des Fürsten Witzlav von Rügen und Pommern im 14. Jahrhundert, und das Trauerspiel „Alexei“ (Ebd. 1882) endlich bringt den Konflikt zwischen Peter dem Großen und seinem Sohne Alexei zur Darstellung, ist aber ein allzu dunkles, jedes Vatergefühles spottendes Bild barbarischer Grausamkeit.

Wie schon die große Vorliebe für das nordische Meer, die aus den meisten seiner Dichtungen hervorleuchtet, vermuten läßt, ist Heinrich Kruse ein Sohn der Ostseeküste. Er wurde am 15. Dezember 1815 zu Stralsund geboren, wo sein Vater Altermann des Gewandhauses war, studierte in Bonn und Berlin Philologie, ging dann auf einige Zeit ins Ausland, besonders nach England, und nahm darauf 1844 eine Stelle als Gymnasiallehrer in Minden an. Als jedoch das politische Leben von Jahr zu Jahr ein bewegteres wurde, verlangte es ihn, sich lebhafter an der Lösung der großen Zeitfragen zu beteiligen; er gab seine Stelle 1847 auf und trat in die Redaktion der „Kölnischen Zeitung“, führte darauf von 1848 bis 1849 die Redaktion der von Gervinus ins Leben gerufenen „Deutschen Zeitung“ in Frankfurt a. M. und ging dann abermals zur „Kölnischen Zeitung“ über, der er nun bis 1884 angehörte, eine Reihe von Jahren als Chefredakteur und von 1872 ab als Hauptvertreter in Berlin, wo er eine der vornehmsten Erscheinungen des deutschen Journalismus bildete. Im Herbst 1884 siedelte er nach Bückeburg über, wo er jetzt, fern von dem aufreibenden Treiben der Politik, die Muße des Alters genießt.

Nach Wildenbruch und Kruse sind sodann weiter als volkstümliche Dramatiker Fitger, Bulthaupt, Herrig und Henzen hervorzuheben und außerdem noch Keim, Genschen, Koppel-Ellfeld, Friesen und Bunge zu nennen. **Arthur Fitger**

erprobte sein dramatisches Talent zunächst an der Tragödie „Adalbert von Bremen“ (Brem. 1813) und schrieb dann das Trauerspiel „Die Hexe“ (Oldenb. 1876), eine Dichtung von außerordentlicher Kraft und Leidenschaft. Der Dichter führt in diesem Stücke in die Zeit kurz nach dem Schlusse des westfälischen Friedens und auf ein einsames an der Grenze des Münsterschen bischöflichen Gebietes liegendes Schloß, wo das ostfriesische Edelfräulein Thelea des in den Krieg gezogenen Verlobten harrt und darüber in grübelnde Melancholie versinkt. Dabei treibt sie Sternkunde und Naturwissenschaften und kommt dadurch bei dem abergläubischen Volke in den Geruch einer Hexe. Doch der lang' Ersehnte kehrt zurück, und freudig giebt sie ihre Studien auf; aber bald muß sie gewahren, daß der Geliebte jetzt viel wärmer für die jugendschöne Schwester als für sie empfindet; sie kann sich nicht entschließen, ihn an sein Wort zu fesseln und auch die Schwester unglücklich zu machen, und tritt, bereits im festlichen Zuge zur Trauung, noch vor der Kirchthür zurück. Daraus erkennt das Volk, daß sie wirklich eine Hexe ist: sie vermochte als solche nicht über die Schwelle der Kirche zu schreiten. Es wird ihr die Bibel vorgehalten, damit sie bekenne, daß sie noch im Christenglauben stehe. Allein über dieses Ansinnen gerade jetzt ist sie tief empört. „Ich liebe die Bibel“, ruft sie aus, „aber wenn ihr sie zu meiner Fessel machen wollt — die Fessel zerreiß' ich!“ Das erregte Volk fällt nun über sie her; sie flieht mit den Ihrigen in ihr Schloß, und hier wird sie, während ihr Verlobter die aufgehetzten Massen siegreich zurückschlägt, meuchlings von einem Fanatiker erstochen. Ein starker dramatischer Nerv geht durch die ganze Handlung; viele Scenen sind überaus glanzvoll und packend; doch geht der Dichter in seinem Bestreben, wirkungsvoll zu gestalten, bisweilen zu weit; mehrere Auftritte tragen daher allzu lebhafte und selbst grelle Farben. So wird z. B. die Bibelscene vor der Kirche immer einen großen Teil des Publikums verletzen. Nicht so glücklich wie in der „Hexe“ war der Dichter in seinem nächsten Trauerspiel „Von Gottes Gnaden“ (Oldenb. 1884), das den Zusammenbruch eines „deutschen Kleinstaates am linken Rheinufer“ im Jahre 1792 zum Vorwurfe hat. Die Exposition ist zu skizzenhaft, und in der weiteren Entwicklung geht der Grundgedanke nicht ohne Rest in der Handlung auf. Neben seinen Dramen veröffentlichte Fitger noch zwei Gedichtsammlungen, „Fahrendes Volk“ (Oldenb. 1875) und „Winternächte“ (Berl. 1881), aus denen ein trüber Pessimismus spricht. Die Sympathieen des Dichters gehören hauptsächlich den Mühseligen und Beladenen, dann dem Vaterlande und der Freiheit. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die hübsche Nachbildung des bekannten Märchens „Der Meisterdieb“. Die Form behandelt der Dichter mit großer Meisterschaft; dabei zieht er das Kernige, Herbe und Volkstümliche dem Weichen und Melodischen vor. — Fitger wurde am 4. Oktober 1840 zu Delmenhorst geboren und lebt seit Jahren als Maler in Bremen. — Ähnlich wie sein Landsmann Fitger empfindet auch der am 26. Oktober

1849 zu Bremen geborene und daselbst als Stadtbibliothekar lebende **Heinrich Bulthaupt**. Auch dieser sucht mit Vorliebe aus dem Volksgeiste hervorquellende Konflikte zur Darstellung zu bringen und dem freien Gedanken eine Gasse zu bahnen. Sein bedeutendstes Stück ist bis jetzt „Gerold Wendel" (Oldenb. 1884), eine Tragödie aus dem Bauernkriege von 1525. Verschiedene Scenen sind hochdramatisch, doch tritt leider der Hauptwendepunkt der Handlung bereits im zweiten Akte ein, so daß für die noch folgenden drei eine ausreichende dramatische Spannung nicht mehr ermöglicht werden kann. Die Sprache des Stücks ist durchweg edel und gedankenreich, aber weder für die Zeit noch für die Personen charakteristisch. Im übrigen schrieb der Dichter die Dramen „Eine neue Welt" (Oldenb. 1886), „Die Malteser" (Frankf. 1884), „Imogen" (Oldenb. 1885) ꝛc. In dem Drama „Eine neue Welt" versetzt er in das Spanien des 16. Jahrhunderts und in die Ideenwelt der Reformation. Die Handlung ist außerordentlich reich und bunt, doch zuweilen auch etwas allzu trubulös. In der Tragödie „Die Malteser" bietet der Dichter eine Ausführung des bekannten Schillerschen dramatischen Entwurfs, in dem er jedoch das Gegebene frei umgestaltet und als „springenden Punkt", den Schiller, wie er 1801 an Körner schrieb, nicht finden konnte, ein erotisches Motiv eingefügt hat. Daraus ergaben sich denn allerdings bereits vom zweiten Akte an verschiedene Schwächen des Stücks. Besonders unwahrscheinlich ist die verzehrende Leidenschaft der jugendlichen Renee. Das Schauspiel „Imogen" ist eine Bearbeitung von Shakespeares „Cymbeline", bei der Bulthaupt sehr geschickt die Handlung besser verteilt und mehr abgerundet hat. — **Hans Herrig** hat bereits eine lange Reihe von Dramen geschrieben, doch haben nur die Tragödien „Konradin" (Berl. 1881) und „Nero" (Ebd. 1883) und das Festspiel „Martin Luther" (Ebd. 1883) eine allgemeinere Beachtung erfahren. Das Drama „Konradin" mutet besonders durch seine Feinsinnigkeit, seine poetische Stimmung und seinen patriotischen Grundton an; den Gesetzen der dramatischen Kunst entspricht es dagegen wenig; die Handlung entwickelt sich ganz in epischer Weise und schließt, ohne auf einen dramatischen Höhepunkt gelangt zu sein, vollständig elegisch. In „Nero" pulst das dramatische Leben etwas kräftiger. Der Charakter des Helden wird geistvoll entwickelt; Nero tritt uns nicht gleich von vornherein als gewaltthätiger Cäsar entgegen, wie in den meisten Nero-Tragödien, sondern erst als ein liebenswürdiger Jüngling, der hoffnungsfreudig in die Zukunft blickt und mit warmem Herzen das Beste will, in dem dann aber die schwüle Zeit sehr bald jede bessere Regung erstickt, so daß er nun unaufhaltsam mit schweren Schritten dem Cäsarenwahnsinn zutaumelt. Am effektvollsten ist der zweite Akt, in welchem Nero mit Agrippina um die Herrschaft kämpft. Weiterhin fehlt es an der Spannung, da auch Herrig ein tieferes Mitgefühl für den Wahnsinnigen nicht zu erwecken vermag. Das Festspiel „Martin Luther" wurde von Herrig für den vierhun-

dertsten Geburtstag Luthers, und zwar für die Feier desselben in Worms, geschrieben. Der Dichter lehnt sich hier an die Mysterienspiele des Mittelalters an und bietet in dieser schlichten Form Bilder aus dem Leben Luthers. Die Sprache ist einfach und natürlich, der ganze Ton der Dichtung ein echt volkstümlicher, die Zeichnung der Charaktere dagegen eine etwas zu weiche. Der Reformator tritt uns nicht immer als die gewaltige Kraftgestalt entgegen, die er in Wirklichkeit war, und als welche er auch in der Erinnerung des Volkes lebt. Nicht glücklich ist auch die Einführung zweier Figuren, die zwischen die handelnden Personen und das Publikum gestellt worden sind, ein Herold und ein alter Wormser Ratsherr, welche mit Erklärungen, Betrachtungen ꝛc. die Handlung begleiten. Sie stören beständig die Illusion und sind außerdem vollständig überflüssig, da der Stoff ja allgemein bekannt ist. Außer den Dramen verfaßte Herrig noch zwei satirisch-humoristische Gedichte, „Die Schweine" (Berl. 1876) und „Der dicke König" (Ebd. 1885), von denen besonders das letztere hervorzuheben ist, die tragikomische Geschichte des Königs Leon, der, weil er einen zu großen Leibesumfang angenommen, von seinen Vasallen vertrieben wird, sich aber in Cordova durch den jüdischen Arzt Cohn ben Levy auf den normalen Leibesumfang zurückbringen läßt und darauf auch seinen Thron wieder erobert. Ein geistreicher Witz belebt die Dichtung, und reizvolle Schilderungen geben ihr ein echt poetisches Gepräge. Der Dichter wurde am 10. Dezember 1845 zu Braunschweig geboren, studierte die Rechtswissenschaft, wandte sich aber bald der Journalistik zu und ist jetzt Redakteur des Feuilletons des „Deutschen Tageblattes" in Berlin. — Von den Dramen **Wilhelm Henzens** heben wir „Bettina de Monk" (Berl. 1881), „Die Pfalzgräfin" (Lpzg. 1882), „Martin Luther" (Ebd. 1883) und „Ulrich von Hutten" (Ebd. 1884) hervor. In dem Schauspiel „Bettina de Monk" beschäftigt sich der Dichter mit dem Problem des Ehebruchs und sucht dasselbe auf „deusche Weise" zu lösen, gerät dabei jedoch unseres Erachtens auf einen Abweg; er tritt auf die Seite des Verführers. Mit dem Schauspiel „Die Pfalzgräfin" sucht er uns für staufische und welfische Politik zu interessieren, allein der betreffende Konflikt liegt unserem heutigen Ideenkreise so vollständig fern, daß er uns gleichgültig läßt von Anfang bis zu Ende. Das Luther-Stück wurde ebenfalls, wie das Herrigsche, zur Feier des vierhundertsten Geburtstages des Reformators geschrieben und trägt auch wie jenes einen echt volkstümlichen Charakter, doch hält es sich in der Form des modernen Dramas und ist für die moderne Bühne gedacht. Leider gelang es dem Dichter nicht, den Hauptgedanken, den Kampf gegen Rom, vollständig zu entwickeln. Nach dem dritten Akte, der den Reichstag in Worms behandelt, treten neue Motive hervor; aus dem Streiter gegen den Papst wird ein Kämpfer gegen die Bilderstürmer, die rebellierenden Bauern ꝛc., und dann schließt das Stück, das mit so weiten Perspektiven begann, allzuschlicht mit der Verheiratung des Helden. Das Drama „Ulrich von

Hutten" bildet eine Art Gegenstück zu „Martin Luther", doch fehlt hier noch weit mehr wie dort eine das ganze Stück tragende Handlung. Wie Bulthaupt wurde auch Henzen zu Bremen und zwar am 30. November 1850 geboren, studierte anfangs Musik, später Philosophie, widmete sich dann ganz der Dichtkunst und wirkt seit 1882 als Dramaturg am Stadttheater zu Leipzig.

Gelangen wir nun zu unserer letzten Gruppe volkstümlicher Dramatiker, so ist hier zuerst Franz Keim (geb. 28. Dezember 1840) zu nennen, der die Trauerspiele „Sulamith" (Wien 1875) und „Der Königsrichter" (Lpzg. 1879) und das Lustspiel „Der Meisterschüler" (Ebd. 1881) schrieb. Am kräftigsten entwickelt sich die zweitgenannte Tragödie, welche das Schicksal des edeln Markus Pemflinger, des tapfern Königsrichter zu Hermannstadt in Siebenbürgen, zum Vorwurfe hat. Ähnliche vaterländische Stoffe, wie diejenigen Keims, zogen ursprünglich auch Otto Franz Gensichen (geb. 4. Februar 1847) an; er verfaßte ein Schauspiel „York" (Berl. 1871), das Trauerspiel „Erloschene Geschlechter" (Ebd. 1874) 2c., wandte sich dann aber mit den Lustspielen „Die Märchentante" (Ebd. 1881), „Frau Aspasia" (Ebd. 1883) 2c. dem modernen Leben zu. Er bietet manche anmutige Scene, manchen feinen poetischen Zug, allein keine energische Handlung und auch keine plastischen Figuren. Glücklicher ist er daher in kleineren poetischen Schöpfungen, in der Novelle, in der poetischen Erzählung und im Liede. Doch läßt er hier seine Phantasie nur zu oft über die Grenzen des Erlaubten hinwegwuchern, wie z. B. in „Felicia. Ein Minnesang" (Berl. 1882) und dem Bande Gedichte „Frauenlob" (Ebd. 1885), der sich keineswegs zur Lektüre für Frauen und Mädchen eignet. Ebenfalls der Gegenwart entnahm Franz Koppel-Ellfeld (geb. 7. Dezember 1838) den Stoff zu dem Schauspiel „Marguerite" (1885), in welchem er in warmherziger Weise für den engeren Anschluß der Elsäßer an das deutsche Vaterland spricht. Die Handlung entwickelt sich zwar nicht vollständig klar, aber sie fesselt trotzdem bis zum Schluß; die Charakteristik ist anmutend und der Dialog lebendig. Die Lustspiele und Schwänke des Verfassers sind weniger durchgereift. Von den dramatischen Arbeiten Eugen Frieses (geb. 10. September 1845) sei besonders das romantische Volksschauspiel aus Sachsens Vorzeit „Die Andreasnacht" (Dresd. 1883) hervorgehoben, das lebensvolle scenische Bilder und außerordentlich naturwahre Charaktere bietet. Die Schauspiele von Rudolf Bunge (geb. 27. März 1836) zeichnen sich durch eine lebhafte Handlung aus, neigen aber allzusehr zum Sensationellen und Krassen. Am maßvollsten ist noch das Drama „Nur ein Schauspiel" (Köthen 1873). Etwas abseits von diesen Dramatikern steht **G. Conrad** (Ps. f. Georg, Prinz von Preußen, geboren 12. Februar 1822), ein hochgebildeter und fein empfindender Dichter, dessen Dramen „Phädra", „Alexandros", „Umsonst, oder: Christine, Königin von Schweden", „Elfrida von Monte Salerno", „Ferrara" 2c., besonders viele

lyrische und rhetorische Schönheiten enthalten, aber eines festgefügten Aufbaues entbehren. Die „Dramatischen Werke“ des Dichters erschienen in 4 Bänden 1870—1871 zu Berlin.

Der historische Roman endlich, welcher aus der volkstümlichen Stimmung des neuen deutschen Reiches hervorging, suchte dem durch die gewaltigen Kämpfe so lebhaft geweckten historischen Sinne der Nation durch eine lange Reihe der mannigfaltigsten Schilderungen aus dem Leben der Vergangenheit zu genügen. Dabei entnahm er seine Stoffe nicht bloß der deutschen Vorzeit, sondern auch der römischen, die manche Parallele zur Gegenwart bot, der französischen und englischen, die reich an Bildern kräftigen Staatslebens ist, ja selbst dem Altägyptischen, das durch seine Neuheit überraschte und fesselte.“ Zu einer hohen künstlerischen Stufe erhob sich der historische Roman jedoch nicht. Der weitaus größte Teil des Geschaffenen war nur einfache Unterhaltungslektüre, und auch diejenigen Werke, welche höheren Anforderungen zu entsprechen suchten, erreichten das Vorbild Walter Scott nur annähernd. Um den Preis rang eine große Anzahl von Dichtern.

An der Spitze dieser Romanschriftsteller steht **Wilhelm Jensen**, ein umfangreiches und ausgiebiges Talent, eine durchaus poetische Natur. Die Vorzüge Jensens bestehen in einer meisterhaften Darlegung und Entwicklung psychologischer Probleme, in einer in hohem Grade kunstreichen und stimmungsvollen Schilderung der Natur, besonders des Meeres, und in dem duftigen, oft überaus poetischen Kolorit, in welches er seine Dichtungen zu tauchen vermag. Von den Mängeln macht sich besonders die allzu leichte, oft lückenhafte und durch eine Fülle von Details nicht selten nach und nach ganz undurchsichtig werdende Komposition der Handlung fühlbar. Jensen stammt aus der Heimat Hebbels und Storms. Er wurde am 15. Februar 1837 zu Heiligenhafen, einem Städtchen am Fehmaraner Sund im Nordosten Holsteins, geboren, erhielt seine Gymnasialbildung zu Kiel und Lübeck und studierte dann auf Wunsch seines Vaters Medizin. Allein nach und nach machte sich bei ihm eine solche Abneigung gegen den Beruf eines Arztes geltend, daß er sein Studium aufgab und sich der Philosophie und Geschichte widmete. Nach einem längeren Aufenthalte in Kiel ging er sodann auf Anregung Geibels 1862 nach München, unternahm von hier aus mehrere größere Reisen und siedelte 1865 nach Stuttgart über, wo er 1868 die Redaktion der „Schwäbischen Volkszeitung“, des Organs der deutschen Partei in Schwaben, übernahm. Allein diese journalistische Thätigkeit war eine wenig erquickliche; die Sympathieen für Preußen hatten damals in Württemberg noch wenig Boden gefaßt; Jensen wurde viel und heftig angegriffen und mußte sogar, weil er ein preußenfeindliches Kammermitglied energisch zurecht gewiesen, mehrere Tage Haft auf dem Hohenasperg verbüßen. Er gab daher schon 1869, als Familienangelegenheiten seine Gegenwart in der Heimat wünschenswert machten,

seine Stelle wieder auf und kehrte nach Schleswig-Holstein zurück. Hier trat er jedoch nach kurzem abermals in die Reihe der Kämpfer für das nationale Bewußtsein Deutschlands; es wurde ihm die Redaktion der „Norddeutschen Zeitung" in Flensburg angetragen, und nun focht er drei Jahre hindurch einen harten Strauß mit den Dänen und Partikularisten Südschleswigs, bis er, endlich des politischen Engagements müde, 1872 nach Kiel zurückging, um sich fortan nur noch einzig und allein litterarischem Schaffen zu widmen. Im Sommer 1876 vertauschte er sodann Kiel mit Freiburg im Breisgau, wo er noch jetzt in den glücklichsten Familienverhältnissen lebt und unablässig dichterisch thätig ist.

Bei seinem ersten Auftreten lehnte sich Jensen sehr sichtbar an Theodor Storm an. Die kleinen Erzählungen „Magister Timotheus" (Schleswig 1866), „Die braune Erika" (Berl. 1868) und „Im Pfarrdorf" (Ebd. 1868) zeigen ganz die wundersam-poetische Melancholie, die traumhafte Dämmerung und die stimmungsvollen Landschaftsbilder, die der Verfasser von „Immensee" so meisterhaft zu weben und zu schildern weiß. Sehr bald aber erhebt sich Jensen mehr und mehr zur Selbständigkeit; er verschafft sich einen weiteren Gesichtskreis, er wählt bedeutendere Vorwürfe, und — was das wichtigste ist — er bildet sich eine eigene Weltanschauung, von der nun seine sämtlichen Schöpfungen getragen werden. Diese Weltanschauung ist eine düstere, pessimistische; der Dichter ist der Ansicht, daß wir zum Entsagen und Leiden geboren sind, daß auf die Freude immer der Schmerz folgt, und daß alles, was wir kunstreich und mühevoll aufbauen, doch immer wieder zusammenstürzt und spurlos dahinschwindet. Sehr charakteristisch giebt er dieser Anschauung von der Winzigkeit des Menschen und seines Thuns einmal Ausdruck in den Anfangssätzen der die Thaten Gustav Wasas behandelnden Novelle „Karin von Schweden", wo er beginnt: „Das sind die Fälle von Trollhätta! — Sie rauschen seit tausend, tausend Jahren, ehe ein Ohr da war, sie zu vernehmen. Sie überrauschen Tage und Jahrhunderte. Der Knabe, der an ihnen spielt, wird zum Manne, und sein Haar bleicht. Und wenn er zum letztenmale am Stabe zu ihnen hinauswankt, sind sie wie am Tage, da er sie zum erstenmale sah, von Blumen umrandet, wie der Frühling, und silberweiß wie der Winter." Und um nun das vergebene Mühen und Streben des Menschen gegenüber der Allgewalt der Natur und der Macht der mit Naturnotwendigkeit sich entwickelnden geschichtlichen Ereignisse so klar als möglich zeigen zu können, rückt er wiederholt solche Kontraste eng zusammen: das frohe Leben und den jähen Sturz in die Nacht, den bunten Kampf um Mein und Dein und die alles verschlingende Sturmflut, das behagliche idyllische Gesellschaftstreiben des bevorzugten Adels und die wüste, jeden Standesunterschied verwischende Revolution. Infolgedessen verfällt er leicht ins Grelle, Grausige und selbst Spukhafte.

Die bedeutendsten Werke des Dichters sind seine historischen Romane

Wilhelm Jensen.

„Minatka“ (2 Bde., Braunschw. 1871), „Eddystone“ (Berl. 1872), „Barthenia“ (3 Bde., Berl. 1877), „Nirwana“ (4 Bde., Bresl. 1877), „Um den Kaiserstuhl“ (2 Bde., Berl. 1878), „Versunkene Welten“ (2 Bde., Bresl. 1882), „Die Pfeifer von Dusenbach“ (2 Bde., Lpzg. 1884) und „Am Ausgang des Reichs“ (2 Bde., Lpzg. 1885). In „Minatka“ entrollt der Dichter ein tiefdunkles Bild aus der Zeit der Hexenprozesse. Er schildert alle Schrecknisse des entsetzlichen Hexenwahns, die Greuel der Gerichtsuntersuchungen und die fanatische Grausamkeit bei der Verbrennung der unglücklichen Opfer, außerdem die politischen Wirren, welche sich in jenen Dezennien in Böhmen, wo der Roman spielt, entwickelten. Eine große Menge von aufregenden und erschütternden Ereignissen stürmt auf den Leser ein, dabei wird der Fortschritt der Handlung immer wieder gehemmt durch die verschiedensten Zwischenfälle; trotzdem ermüdet und erlahmt das Interesse nicht, denn fort und fort weiß der Dichter eine Fülle von poetischem Glanz über seine Scenen und Personen zu breiten. Einfacher in der Komposition, aber womöglich noch aufregender in der Katastrophe ist „Eddystone“. Der Dichter führt auf den Leuchtturm Eddystone, der sturm- und flutenumtobt auf einem Felsenzacken vor der Südwestspitze der englischen Küste steht. Es ist der 27. November 1703. Den vorigen Leuchtturm, den eine übermächtige Woge eines Tages in die Tiefe riß, hat der erfahrene Baumeister Winstanley durch einen neuen und stärkeren ersetzt; der stolze Bau soll nun eingeweiht werden; zum erstenmale soll die Laterne ihr warnendes Licht über das klippenreiche Meer werfen, und Mister Winstanley ist daher von London herübergekommen, um an dem Feste teilzunehmen; zugleich haben die künftigen Beamten und Wärter des Turms sich ihre Liebsten, derbe, kecke Dirnen, von der Küste kommen lassen, und es beginnt nun ein tolles, wüstes Gelage, bei dem die frechsten Lieder gesungen, aber auch die seltsamsten Geschichten erzählt werden. Besonders weiß Kitty Meadow, das wilde keltische Naturkind, die wundersamsten Mären zu berichten, von jener fröhlichen Zeit, da hier noch nicht das Meer rollte, sondern man trockenen Fußes von Cornwall nach Frankreich kommen konnte; von ihrer Ahnin, der Meergöttin, nach deren Schicksalsspruche sie, eine ausgezeichnete Schwimmerin, nur dann von den Fluten bezwungen werden könne, wenn sie irdischer Liebe erlegen sei. Und dabei lodert es mächtig auf in ihrem Herzen; mit verzehrender Glut liebt sie den Meister Winstanley. Sie muß ihn sich erringen; mit dämonischer Gewalt will sie ihn an sich ketten, noch in dieser Nacht. Es ist tief dunkel geworden, man kann die Gestalten nicht mehr erkennen — Kitty glaubt sich am Ziel ihrer Wünsche, da kommt die Meergöttin dahergebraust; der Schicksalsspruch erfüllt sich; eine hochgähnende Springflut prallt gegen den Turm, macht die Mauern bersten und spült alles hinweg, Menschen und Menschenwerk. Auch Kitty die Schwimmerin wird in die Tiefe gezogen. Hochpoetisch und mit packender Lebendigkeit entwickelt sich die Handlung. Wie

das Fatum der antiken Welt, so kommt das Meer mächtig und unbezwingbar dahergeschritten; unerbittlich erfaßt es das kleine Häuflein schwelgender und doch im innersten Herzen bangender Menschen dort hoch oben in dem einsamen Leuchtturm, und erbarmungslos fährt es über dasselbe dahin, majestätisch, mit Göttergewalt. Auch die Atmosphäre, in der sich das Drama abspielt, ist meisterhaft geschildert, das trübe Dämmerlicht des Novembers, die laute Lustigkeit bei dem Erfassen des heiteren Augenblicks und das leise Zittern vor dem Zorn des Meeres in kommenden Tagen. Von den einzelnen Personen treten besonders Kitty, der Baumeister, die Lady und Jack Flatnose, der Wärter des Turms, lebensvoll hervor. Zu bedauern ist nur, daß der Verfasser wiederholt einem allzu derben Realismus die Zügel schießen läßt; er geht dann über die Grenzen des Erlaubten hinweg, die die Gesetze der Ästhetik gezogen haben. Der Roman „Barthenia" behandelt die wechselvollen Schicksale zweier Sprößlinge einer polnischen Adelsfamilie und bietet dem Verfasser besonders Gelegenheit, sein großes Talent in der Darstellung des Landschaftlichen zu entfalten. Nach und nach wird der Leser von Litauen nach München, Sibirien, Thüringen, den Karpaten ꝛc. geführt. In „Nirwana" treten wir auf den heißen Boden des Frankreich der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Beim Beginn des Romans kausiert und kokettiert noch die sorglos-heitere Gesellschaft des ancien régime, und der Dichter zeichnet eine ganze Reihe in hohem Grade reizvoller feiner Rokokobilder, dann aber machen sich, erst leise, bald jedoch lauter und immer lauter die Anzeichen des nahen Sturms bemerkbar; und endlich bricht sie mit elementarer Gewalt herein, die grausige Revolution. Ein wilder Fanatismus entfesselt sich, die rächende Vernichtung triumphiert, und über alle, die wir leben, lieben und hassen sahen, schlägt das schaurigsüße Wasser des Vergessens, Nirwana — das schmerzlose Nichts zusammen. Mit hinreißender Beredsamkeit wird dieses gigantische Strafgericht der zornflammenden, so lange gemißhandelten Gerechtigkeit geschildert; doch am Schlusse fehlt es an einem trostspendenden Ausblick in die Zukunft. Die große französische Revolution ist in der That ein reinigendes Gewitter gewesen, welches die Miasmen des alten Europa auseinander trieb; das hätte der Dichter, zum harmonischen Abschlusse seines Hauptgedankens, noch einmal betonen sollen. In den Romanen „Um den Kaiserstuhl" handelt es sich um die Projekte des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar, die durch dessen frühen Tod nicht zur Verwirklichung gelangten. Das Kriegs- und Lagerleben des dreißigjährigen Krieges stattet der Verfasser mit vielen lebhaften Farben aus, dagegen läßt er es an einer harmonisch sich entwickelnden Handlung fehlen; erst in der zweiten Hälfte des Romans tritt der Herzog als Hauptperson hervor. Mit dem Romane „Versunkene Welten" wendet sich der Dichter noch einmal in seine wogenumrauschte Heimat, an die Westküste Schleswigs, wo die feindlichen Städte Wendingstadt und Rungholt sich bekämpfen, bis eine Sturm-

flut sie begräbt. Eine große Menge grotesker und seltsamer Gestalten taucht in diesem dunkeln Gemälde nordischen Lebens auf, so der alte Riese, der noch zu den Göttern der Väter hält, der Zwerg Pebe Thiomken, der auf einem großen Wolfshunde daherreitet, die schöne Edouw Holding mit dem bernsteinfarbenen Haar 2c., nur senkt sich der trübe Nebel oft allzutief und dicht auf die Städte und Menschen herab, daß die Motive der Handlungen nicht selten kaum noch erkannt werden können. Die beiden Romane „Die Pfeifer von Dusenbach" und „Am Ausgang des Reichs" endlich haben ihren Schauplatz wieder in Südwestdeutschland, der erstere im Elsaß, wo der Held, ein Findling, auf vielverschlungenen romantischen Wegen wieder zu den Seinen gelangt, der andere in der Hauptsache in dem kurpfälzischen Lustschlosse Schwetzingen, wo der prachtliebende Karl Theodor Hof hält, bis die Revolution ihn und den ganzen Schwarm von schmarotzenden Emigranten von dannen jagt. Das Rokokoleben und das Hereinbrechen der Revolution sind auch hier wieder mit großer Meisterschaft geschildert worden.

Es ist natürlich, daß eine so reiche Dichternatur, wie die Wilhelm Jensens, ihre Stimmungen auch im Liede und im epischen Gedichte zum Ausdruck zu bringen suchte. Jensen hat daher auch verschiedene Bände lyrischer und epischer Schöpfungen herausgegeben; wir nennen nur die Sammlungen „Aus wechselnden Tagen" (Berl. 1877) und „Stimmen des Lebens" (Dresd. 1881), den Terzinen-Kranz „Um meines Lebens Mittag" (Berl. 1875), „Lieder aus Frankreich" (2. verm. Aufl. Berl. 1873), und die Epen „Die Insel" (Berl. 1874) und „Holzwegtraum" (Stuttg. 1879). Auch hier weiß er durch eine reiche Phantasie, leuchtende, prächtige Bilder und lebendige, packende Scenen zu fesseln, doch vermag er seinen Versen weder die feine Grazie und den Wohllaut eines Geibel, noch den Schwung und die Kraft eines Freiligrath zu verleihen. Meist ist er nachlässig im Ausdruck und ohne besondere Eigenart in der Form. Das ganze Wesen seines Talents weist ihn eben auf das Gebiet des historischen Romans.

Zu Wilhelm Jensen stellt sich unmittelbar **Felix Dahn**, der ebenfalls über ein reiches schöpferisches Talent verfügt. Der Dichter wurde am 9. Februar 1834 zu Hamburg geboren, verlebte jedoch, da seine Eltern, Friedrich und Konstanze Dahn, noch im selben Jahre an das Hoftheater zu München berufen wurden, seine Kindheit und Jugend in der bayerischen Hauptstadt und lernte hier auch früh die deutsche Kunst und zahlreiche Dichter, Musiker und Maler kennen, was auf die Entwicklung seines Talents von großem Einfluß war. Nach Absolvierung des Gymnasiums studierte er in München und Berlin die Rechtswissenschaft, habilitierte sich 1857 an der juristischen Fakultät zu München und ward 1863 außerordentlicher Professor in Würzburg und 1865 daselbst Ordinarius für deutsches Privatrecht, deutsche Rechtsgeschichte, Rechtsphilosophie und Völkerrecht. Im Jahre 1870 machte er den Feldzug gegen Frankreich in der dem

Hauptquartiere des Kronprinzen von Preußen attachierten Hilfskolonne des Majors von Grolman mit und sah hier bei dem Sturm bayerischer Jäger auf Balan und Torcy, die Vorstadt von Sedan, als einer der ersten auf deutscher Seite die Kapitulations-Fahne auf dem Thore von Sedan aufziehen. In die Heimat zurückgekehrt, erhielt er 1872 einen Ruf als Professor des deutschen Rechts, des Staatsrechts und der Rechtsphilosophie an die Hochschule zu Königsberg und wirkt nun dort sowohl als akademischer Lehrer, wie als juristischer und dichterisch schaffender Schriftsteller. 1873 vermählte er sich mit einer Nichte der Annette von Droste-Hülshoff, der Freiin Therese von Droste-Hülshoff, die ebenfalls mit poetischen Schöpfungen hervorgetreten ist.

Das Hauptwerk Dahns ist der Roman „Ein Kampf um Rom" (3 Bde., Lpzg. 1876), eine großartige Schöpfung, von der Karl von Thaler mit Recht sagt, daß aus ihr ein goldner Glanz des Sieges von 1870/71 leuchte, daß sie ein Buch sei, welches nur ein Dichter schreiben könne, der einer erstarkten, hochaufstrebenden Nation angehöre. Zwar leidet der Roman auch an verschiedenen wesentlichen Mängeln. Vor allem fehlt ihm ein Held, der die ganze Dichtung trägt; nach einander treten fünf Hauptpersonen in den Vordergrund, so daß sich nach und nach fünf Haupthandlungen bilden, die jedoch geschickt miteinander verknüpft sind. Sodann entbehrt der Vortrag bisweilen der künstlerischen Ruhe; die Sprache braust an manchen Stellen zu wuchtig, zu pompös daher, oder der Dichter verfällt, um dem Ausdrucke eine altertümliche Färbung zu geben, ins Geschraubte und Gezierte. Und endlich ergeht sich der Verfasser von Zeit zu Zeit in Reflexionen, mit denen er aus der Atmosphäre des Romans heraustritt. Diesen Mängeln hält jedoch eine Reihe wertvoller Vorzüge das Gegengewicht. Der Roman behandelt den gigantischen Kampf der Ostgoten gegen Rom und Byzanz und bietet ein breites prächtiges Freskogemälde jenes gigantischen Ringens, das mit der Vernichtung der Ostgoten endete. Meisterhaft sind die beiden Völker, die Römer und die Goten, charakterisiert; das Geschmeidige, das Aufsprühende, das Dämonische des Italieners, das Schlichte, Kühne, Trüb-ernste der nordischen Helden. Wohl sind die Goten längst zum Christentum übergetreten, aber noch immer tragen sie den Glauben an die Götter Walhalls im Herzen und denken und empfinden noch ganz ebenso wie ehedem, da sie noch in den heiligen Hainen Germaniens ihre Opfer bereiteten. Als der Held Teja in einem Gespräche mit dem Mönche Julius Montanus kurz andeutet, wie er über Welt und Leben denkt, und der Mönch darauf erwidert: „Dein Denken beglückt nicht. Ich sehe nicht ein, wofür, wozu Du lebst bei solcher Anschauung", entgegnet er: „Das will ich Dir sagen, Christ. Das Rechte thun, was Pflicht und Ehre heischen, ohne dabei auf tausendfache Verzinsung jeder Edelthat im Jenseits zu rechnen; Volk und Vaterland, die Freunde männlich lieben und solche Liebe mit dem Blute besiegeln; das Schlechte in den

Felix Dahn.

Staub treten, wo Du es findest — denn daß es schlecht sein muß, macht es nicht minder häßlich; Du tilgst auch Natter und Nessel, obwohl sie nicht dafür können, daß sie nicht Nachtigall und Rose — und dabei allem Glück entsagen, nur jenen tiefen Frieden suchen, der da unendlich ernst und hoch ist, wie der nächtige Himmel, und wie leuchtende Sterne gehen darin auf und nieder traurige stolze Gedanken — und dem Pulsschlag des Weltgesetzes lauschen, der in der eigenen Brust wie in dem Sternengetriebe geht — auch das, Christ, ist ein Leben — des Lebens wert." Markige Gestalten sind außer dem ernsten Teja ferner der greise Theodorich, Witichis und Totila, sowie die Tochter Theodorichs, Amalaswintha, und auf römischer Seite treten besonders glänzend hervor der schlaue, vor keinem Verbrechen zurückschreckende Präfekt von Rom, Cethejus Cäsarius, der Kaiser Justinian, die Feldherrn Belisar und Narses und die üppige Kaiserin Theodora. In der Fülle der Handlungen nimmt selbstverständlich der eigentliche Kampf um den Besitz Roms den breitesten Raum ein; außerordentlich packend ist hier das Ringen um das Grabmal des Hadrian geschildert. In seiner Verzweiflung läßt der bedrängte Cethejus, nachdem er bereits alle Geschosse auf die Feinde hinabgeschleudert, die Götterstatuen, welche das riesige Grabmal schmücken, zertrümmern und die gewuchtigen Blöcke auf die Anstürmenden hinabwerfen. Tief elegisch klingt die große Tragödie aus. Am Fuße des Vesuvs kommt es zur letzten Schlacht. Viele Stunden lang wehrt König Teja mit hocherhobenem Schilde die ungestüm vorwärts drängenden Griechen ab, bis er im Zweikampf mit Cethejus, angesichts der ganzen Schönheit Italiens, fällt. Darauf kommt Harald mit seinem Drachenschiff, nimmt die Leiche des Königs und die letzten Goten an Bord und segelt gen Norden. Und niemals wieder wehte die blaue Fahne auf Italiens Fluren.

Nach diesem großen Werke veröffentlichte Dahn noch eine Anzahl „kleiner Romane aus der Völkerwanderung", welche die Titel „Felicitas" (Lpzg. 1882), „Bissula" (Ebd. 1883), „Die schlimmen Nonnen von Poitiers" (Ebd. 1885) und „Gelimer" (Ebd. 1885) führen, „Odhins Trost. Ein nordischer Roman aus dem 11. Jahrhundert" (Lpzg. 1880), „Die Kreuzfahrer" (2 Bde., Berl. 1884), eine Erzählung aus dem 13. Jahrhundert, die Dramen „Deutsche Treue" (Lpzg. 1875), „Markgraf Rüdeger von Bechelaren" (Ebd. 1875), „König Roderich" (Ebd. 1876), „Die Staatskunst der Frau'n" (Ebd. 1877), „Sühne" (Ebd. 1879), „Skalden-Kunst" (Ebd. 1884) und „Der Kurier nach Paris" (Ebd. 1883), verschiedene Operndichtungen, mehrere Sammlungen lyrischer Gedichte und Balladen und noch einige kleinere poetische Arbeiten. In keiner dieser Schöpfungen erhob sich jedoch der Dichter wieder zur Höhe des Romans „Ein Kampf um Rom". Von den kleinen Romanen aus der Völkerwanderung erweckt nur der erstere, „Felicitas", ein regeres Interesse; bei den übrigen ist die Handlung allzu schleppend, die Sprache zu laut und anspruchsvoll und die Allit-

teration, die fort und fort gesucht und erzwungen wird, geradezu unangenehm. Gedankenreicher und stimmungsvoller ist der Roman „Odhins Trost", doch auch hier ist das Pathos zu hochgestimmt, die Sprache zu klangvoll. In der Erzählung „Die Kreuzfahrer" fehlt es im ersten Bande an jeder Handlung, worauf sich dann die Geschehnisse im zweiten überstürzen. Die Scherze und Witzreden des Böpple von Böblingen, einer burlesken Figur, können für diesen Mangel nicht entschädigen. Für das Drama gebricht es dem Dichter an der Fähigkeit, eine wirklich dramatische Handlung zu gestalten. Wir heben von seinen Stücken nur das Schauspiel „Skalden-Kunst" hervor, eine dramatisierte Ballade voll Poesie und Wohllaut. In seinen Gedichten zeigt Dahn vornehmlich ein episch-lyrisches Talent; besonders gelingen ihm die Balladen, welche Stoffe aus der germanischen Vorzeit behandeln. Auch viele dem Vaterlande gewidmete Gesänge sind edel und klangvoll. Eine bestimmt ausgeprägte Physiognomie hat der Dichter als Lyriker jedoch nicht.

Läßt Jensen in seinen Romanen das gesamte Leben und Weben des Menschen widerspiegeln, und behandelt Dahn hauptsächlich das Ringen um staatliche Macht, so schildert **George Taylor**, zu dem wir uns jetzt wenden, besonders die Entwicklung des religiösen Lebens. Umfassende Studien, die er vordem zu einer in der wissenschaftlichen Welt hochgeschätzten „Neutestamentlichen Zeitgeschichte" (3 Bd., Heidelb. 1868—1874; 2. Aufl., 4 Bde., ebend. 1876—1878) gemacht hatte, befähigten ihn für diese Kulturbilder ganz besonders. George Taylor, oder wie er mit seinem wirklichen Namen heißt: Adolf Hausrath, wurde am 13. Januar 1837 zu Karlsruhe geboren, wo sein Vater, August Hausrath, ein beliebter Prediger und mit Karl Zittel und Otto Schellenberg ein einflußreicher Führer der liberalen Partei in Baden war, studierte in Göttingen, Berlin, Jena und Heidelberg Theologie und schloß sich der von seinem Vater vertretenen theologischen Richtung an. Nach vollendetem Studium ward er 1861 Vikar in Heidelberg, 1864 Assessor im evangelischen Oberkirchenrate in Karlsruhe und folgte schließlich 1867 einem Rufe als Professor der Theologie nach Heidelberg, wo er noch jetzt lebt.

Seinen ersten Versuch machte Taylor mit der dichterischen Darstellung einer Episode aus der frühesten christlichen Zeit, dem Romane „Antinous" (Lpzg. 1880). Es haften diesem Erstlingswerke verschiedene Mängel an, besonders in bezug auf den Bau der Handlung; zudem kann man nur schwer das Mißbehagen überwinden, welches die Darlegung des Verhältnisses in uns hervorruft, in welchem der kaiserliche Geliebte zu seinem Herrn, dem Kaiser Hadrian, steht. Unser Sittlichkeitsgefühl ist zu verschieden von dem der antiken Welt, als daß wir den Abscheu, welchen uns der traurige Beruf des Antinous einflößt, unterdrücken könnten. Dennoch gewinnt die Dichtung rasch unser Interesse; vor allem ergreifen die hochdramatischen Scenen, welche sich in der Familie des Staats-

sekretärs Phegon abspielen, während die farbensatten großen Kulturbilder uns treu die Zeit widerspiegeln, in der sich die Handlung vollzieht. Das emporsteigende Christentum ist dabei ohne die geringste Voreingenommenheit geschildert, ja den verschiedenen Vertretern des neuen Glaubens wird in den von ihnen entworfenen Porträts nichts weniger als geschmeichelt; trotzdem überzeugt uns der Verfasser vollständig, daß mit zwingender Notwendigkeit die neue Weltanschauung über alle Hindernisse hinweg sich Bahn brechen mußte. Ein vollständig anderes Bild religiösen Lebens entwirft der Dichter in seinem zweiten Roman „Klytia" (Lpzg. 1883). Er versetzt hier an den Hof des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, in das Jahr 1570, und zeigt uns, was die Menschen allgemach aus der christlichen Religion gemacht haben. Das Bild ist ein tief niederdrückendes. Blutige Parteikämpfe, über denen der dunkle Rauch der Scheiterhaufen liegt, wogen auf und nieder, mit tödlichem Haß bekämpfen sich Jesuiten, Calvinisten, Arianer und Lutheraner; alle anderen Leidenschaften herrschen, nur nicht die christliche Liebe. Doch mitten in dem wüsten Treiben steht eine edle Lichtgestalt, des kurfürstlichen Leibarztes Thomas Erast eben zur Jungfrau erblühte Tochter, die holde Lydia. Sie führt den Helden, den Jesuiten Paul Laurenzano, aus all den Wirrnissen auf die rechte Bahn, indem sie ihn zum reinen Menschentum zurückleitet, ihn mit der Macht der Liebe, die wie eine reinigende und befreiende Naturgewalt auf ihn wirkt, aus den Banden des Fanatismus erlöst und wieder zum freien Menschen macht. Und so erkennt denn auch Laurenzano am Schluß, welch verhängnisvoller Irrtum es war, über dem Jenseit diese sichtbare Welt zu mißachten, zur Ehre Gottes die Hände in Blut zu tauchen und, um im Himmel ein Engel zu werden, auf Erden zu wüten „wie ein reißender Wolf". Bewegt ruft er aus: „Der Geist wird nirgends offenbar als im Leben!" Seien wir wieder menschlich fühlende Menschen! Das ist die Moral des Buches. Mit großem Geschick hat der Verfasser die Dichtung aufgebaut, mit echt künstlerischem Sinn die verschiedenen religiösen Parteien lebenswahr geschildert und nirgends, bei aller Genauigkeit des historischen Kolorits, durch ein Zuviel von historischen Notizen die Harmonie gestört. Nur bei der Charakteristik der Hauptfigur, bei Paul Laurenzano, hat sich seine Kunst nicht ganz bewährt. Aus dem dämonischen und fanatischen Jesuiten wird schließlich ein schlichter protestantischer Landgeistlicher; wie sich aber diese höchst schwierige Wandlung vollzieht, vermag uns der Dichter nicht überzeugend genug zu entwickeln und zu zeigen. Wir können an die Umbildung des Charakters, so wie sie nach den Ausführungen des Verfassers vor sich geht, nicht glauben. In dem dritten historischen Romane Taylors, „Jetta" (Lpzg. 1884), befinden wir uns ebenfalls in der Gegend von Heidelberg, nur ist von Stadt und Schloß noch keine Spur vorhanden, denn noch herrschen die Römer am Rhein und sind eben unter der Leitung ihres tapferen Kaisers Valentinian I. damit beschäftigt, an der Neckarmündung und weiter im Thal und auf

den Höhen neue Befestigungen anzulegen. Es entwickelt sich daher ein außerordentlich reges Leben; Römer und Germanen stoßen zusammen, Verehrer von Zeus, Christus und Wodan treten sich gegenüber, und ein buntes, farbenreiches Völkergewühl entsteht, in welchem sich die verschiedenartigen Weltanschauungen fort und fort in überaus charakteristischer Weise geltend machen. Der Hauptkonflikt ergiebt sich dadurch, daß Rothari, ein alemannischer Königssohn, der sich infolge von Erbstreitigkeiten von den Seinen abgewendet hat und in römischen Kriegsdienst getreten ist, sich mit Jetta, der schönen Tochter eines vornehmen Römers, vermählt. Es wird nun der feingebildeten Römerin schon nach kurzer Zeit außerordentlich schwer, in Gemeinschaft mit den Barbaren zu leben, und dieser seinerseits fühlt sich alsbald tief unbefriedigt neben einem Weibe, das ihn nicht versteht. Die Entfremdung wächst, und schließlich ist ein längeres Zusammenleben rein unmöglich; es kommt zu gräßlichen Katastrophen, in welchen sich der ganze kernhafte sittliche Ernst des Germanen bewährt, während das unglückliche Weib, an der Hohlheit ihres Kulturlebens verzweifelnd, in namenlosem Schmerz zusammenbricht. Alles Glück, von dem die Liebenden einst geträumt, ist zertrümmert; zwei Menschen, von denen jeder für sich die Vorbedingungen zum Glück in sich trug, gehen zu Grunde, weil Glaube und Sitte sie trennen. Mit großer Meisterschaft ist der Konflikt eingeleitet und durchgeführt; das ganze reiche römische Leben mit all seinem Luxus und seiner Pracht tritt in die Erscheinung, nicht minder die melancholische Hoheit des germanischen Waldes, wie die stete Unruhe und Gereiztheit an der Grenze. Dabei sind sämtliche Charaktere mit genialer Sicherheit gezeichnet, neben dem Helden und der Heldin der Vater Jettas, der vornehme Comes Arator, der gewaltthätige Kaiser Valentinian, die intriguante Kaiserin Justina, der schlaue König Macrian und alle die Höflinge, Priester, Soldaten und Sklaven, welche die Hauptgruppe in weitem Umkreise umgeben. Zu bedauern ist nur, daß gegen den Schluß hin das ganze Bild sich mehr und mehr verdüstert. Zuletzt leuchtet in der trostlosen Nacht auch nicht ein einziger Stern; der Dichter entläßt uns ohne jeden Lichtstrahl, ohne jeden Ausblick auf eine bessere Zukunft. Schließlich sei noch erwähnt, daß Taylor auch eine Erzählung aus dem Leben der Gegenwart, „Elfriede" (Lpzg. 1885), herausgab, die jedoch mit ihrem verkommenen und zuletzt dem Irrsinn verfallenden Helden, sowie den vielen unerquicklichen Scenen wenig anmutet.

Ähnlich wie Taylor, doch dabei noch nachdrücklicher auf das Christentum und seine kulturelle Mission hindeutend, verfährt endlich **Ernst Eckstein** in seinen beiden großen historischen Romanen „Die Claudier" (3 Bde., Wien 1881) und „Prusias" (3 Bde., Lpzg. 1883). Bevor der Dichter sich zu diesen beiden bedeutenden Werken sammelte, führte er lange Zeit ein buntes Wanderleben und entfaltete auch erst eine mannigfache schriftstellerische Thätigkeit, die seinem reichen Talente nur wenig entsprach. Eckstein wurde am 6. Februar 1845 zu Gießen

geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und absolvierte dasselbe bereits mit 17 Jahren. Darauf unternahm er eine Reise nach Venedig, Genua und Nizza und bezog dann erst die Universität Gießen und später Bonn, um sich der Sprachwissenschaft, der Philosophie und Geschichte zu widmen. Nach bestandenem Examen und nachdem er sich noch die venia legendi erworben, ging er 1868 nach Paris, wo er Korrespondenzen für deutsche Blätter schrieb, und nach Ausbruch des Krieges abermals nach Italien und später auch nach Spanien, wo er besonders in Madrid und in den Hauptstädten Andalusiens weilte. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland 1872 trat er auf kurze Zeit in die Redaktion der „Neuen Freien Presse" in Wien, ging dann nochmals nach Italien und ließ sich nun nach seiner Rückkehr nach Deutschland in Leipzig nieder, wo er von 1874 bis 1882 die „Deutsche Dichterhalle" und außerdem von 1879 bis 1882 das humoristische Blatt „Der Schalk" redigierte. 1885 siedelte er nach Dresden über.

Der Roman „Die Claudier" versetzt in das letzte Regierungsjahr des Kaisers Domitian, in die Zeit vom Herbst 95 bis dahin 96 n. Chr. In der Mitte der Handlung steht der junge Römer Quintus aus dem edeln Geschlechte der Claudier, eine frei erfundene Figur des Dichters. Am Hoflager der nach Bajae verbannten Kaiserin Domitia trifft Quintus zufällig einen Sklaven Eurymachus, der, obgleich barbarisch gemißhandelt, dennoch keine Verwünschungen und Flüche ausstößt. Verwundert darüber nähert sich Quintus dem Sklaven und erfährt nun nach und nach, daß sich derselbe zur christlichen Lehre bekennt und in diesem Glauben sich fähig macht, alle Leiden des Lebens in Ergebung und Geduld zu ertragen. Das imponiert dem jungen Römer, er tritt in nähere Beziehungen zu den Christen und wird schließlich selbst ein heimlicher Christ. Daraus ergeben sich sehr bald schwere Konflikte mit seiner Familie. Sein Vater Titus Claudius Mucianus, Oberpriester des Jupiter, hängt mit ganzem Herzen an den alten Göttern, und seine Braut Cornelia, eine fromme, zur Schwärmerei neigende Natur, ist dem Isisdienste ergeben. Mit beiden kommt es zu schmerzvollen, tief erschütternden Scenen. Doch die Situation spitzt sich noch weiter zu. Das gekrönte Kaiserscheusal Domitian entbrennt für die schöne Cornelia und will sich ihrer bemächtigen, es gelingt ihm dies jedoch nicht, und nun wendet sich sein Zorn nicht nur gegen sie, sondern auch gegen deren Verlobten. Er läßt den Quintus mit Spionen umgeben, und diese bringen in Erfahrung, daß er ein Christ sei. Damit verfällt Quintus dem Blutgesetze, das der eigene Vater einst gegen die Christen formulierte, und soll den Märtyrertod erleiden. Doch gelingt es ihm, den Löwen, welcher gegen ihn in der Arena des Amphitheaters losgelassen wird, mit Hilfe eines vergifteten Schwertes, das man ihm in die Hände spielte, zu töten. Während er dann in seinem Kerker einem zweiten Kampfe entgegenharrt, da ihn der Cäsar nicht hat begnadigen wollen,

bricht eine Verschwörung los, die er selbst mit gefördert hat, und der Tyrann wird von Stephanus ermordet. Darauf öffnen sich dem Quintus die Kerkerthüren, er söhnt sich mit seinem völlig gebrochenen Vater aus und führt Cornelia heim, die an dem hoheitsvollen Mute ihres Verlobten längst die Wahrheit der neuen Lehre erkannt hat. Ein breites, farbenprächtiges Kulturbild, das viele Parallelen zu dem unsrigen bietet, entwickelt sich; viele Scenen, wie z. B. die Flucht und Bergung des Sklaven Eurymachus, die Begegnung der Cornelia mit Domitian im Isistempel, die Flucht der Verschworenen aus Rom, der Märtyrertod eines erblindeten Christen 2c., sind von dramatischer Lebendigkeit. Nicht minder klar und anziehend ist die Charakteristik der Personen. Eine Fülle lebensvoller Gestalten tritt uns entgegen, neben Quintus Claudius, dessen Braut und Vater, dem Kaiser und der Kaiserin die würdige Matrone Oktavia, die stolze Claudia, die schalkhaft-heitere Lucilia, der edle Cajus Aurelius, der Isispriester Barbillus, die leichtfertige Gallierin Lykoris 2c. So hat der Verfasser die Dichtung nach allen Seiten hin harmonisch ausgestattet, nur bei der Behandlung der innersten treibenden Feder, des Christentums, hat er es an einer ausreichenden Motivierung fehlen lassen. Es ist wohl zu verstehen, daß Quintus Claudius sich unbefriedigt fühlt von der öden Philosophie seiner Zeit und angezogen wird von dem Heldenmute der Christen, aber daß er, der reiche Patrizier, der glückliche Bräutigam, Reichtum und Glück aufgiebt und zu den Mühseligen und Beladenen hinabsteigt, dazu reicht für ihn die bloße Hingabe an das Christentum nicht aus; hier hätte eine Verstärkung des Beweggrundes, wenigstens eine hochgradige religiöse Begeisterung, oder eine religiöse Schwärmerei, womöglich ein religiöser Fanatismus eintreten, zudem die eine neue Weltordnung herbeiführende Grundidee des Christentums den jungen Römer packen und ihm eine weite Perspektive in die Zukunft eröffnen müssen. Erst dann würde es vollständig begreiflich sein, daß sich der lebensfrische und in so glücklichen Verhältnissen lebende Patrizier der neuen Lehre mit ganzer Seele zuwendet und alles für sie opfert.

Der zweite große historische Roman Ecksteins, „Prusias", beschäftigt sich mit dem Sklavenaufstande im Jahre 73 vor Christi Geburt, den Spartakus hervorrief und leitete. Der Dichter läßt in seinem Roman jedoch nicht diesen als Helden des Aufstandes auftreten, sondern den von ihm frei erfundenen Prusias. Damit überschreitet aber der Verfasser unseres Erachtens die Grenze des Zulässigen. Wohl darf der Dichter die Handlung durch neue Motive unterstützen, aber bei großen historischen Thatsachen, die allbekannt sind, eine ganz neue, erfundene Hauptperson an die Stelle der historischen setzen, das ist nach unserer Ansicht nicht erlaubt. Ein weiteres Bedenken ruft der, wir möchten sagen johanneshafte, Charakter des Prusias hervor. Wie Johannes der Täufer, so ahnt auch bereits Prusias, daß — in rund 100 Jahren — ein „großer Erlöser" kommen und gleiches Recht für alle schaffen werde, was er dann viel-

leicht mit dem Tode am Kreuze werde büßen müssen. Ein solches „vorchristliches Christentum" ist aber vollständig unhistorisch; es liegt dem Denken und Empfinden der Menschen jener Zeit durchaus fern und kann daher vom Dichter nicht zur Charakteristik des Helden jenes Aufstandes benutzt werden. Im übrigen ist auch dieser Roman reich an interessanten reizvollen Scenen und läßt gleichfalls eine große Menge fein und elegant gezeichneter Figuren an uns vorüberziehen. Daß der Roman elegisch ausklingt, liegt im Stoffe.

Nächst diesen beiden großen historischen Romanen sind die Epen des Dichters „Schach der Königin" (Stuttg. 1870), „Der Stumme von Sevilla" (Ebd. 1871), „Venus Urania" (Ebd. 1872), „Madelaine" (Lpzg. 1877) und „Murillo" (Ebd. 1880) zu nennen. Sie behandeln keine tiefsinnigen Probleme, beschäftigen sich auch nicht mit großen Vorwürfen, aber sie haben einen frischen Ton, sind geistreich und humorvoll. Besonders fein, graziös und witzig ist „Venus Urania", anmutig und farbenprächtig, das Muster einer vornehmen Künstlernovelle in Versen, „Murillo". Sodann sind der Roman aus dem sozialen Leben der Gegenwart „Das Vermächtnis" (3 Bde., Lpzg. 1885) und eine Anzahl Novellen hervorzuheben. In dem Romane fehlt es leider an einer entsprechenden Fabel; die Komödie der Kindervertauschung, auf welcher der Verfasser die Handlung aufbaut, kann nur wenig anziehen. Zudem krankt die Dichtung an einem äußerst uninteressanten Helden, der nichts leistet, aber trotzdem schließlich zum Millionär wird. Auch die soziale Frage, von der in dem Roman viel die Rede ist, behandelt der Dichter nur oberflächlich; nirgends zeigt er an den Schicksalen seiner Personen, wie etwa das Problem der sozialen Frage gelöst werden könne. Es gelingt ihm überhaupt nicht, die Fabel mit der gesellschaftlichen Umgebung zu verschweißen. Dagegen weiß er eine Fülle prächtiger, lebensfrischer Gestalten zu schaffen, die sich in bunten Scenen um den Helden gruppieren. Da ist der vortreffliche Rechtsanwalt Dr. Lehrbach, der originelle Lehrer Heinzius, der prächtige, beständig philosophierende Redakteur des „Staatslexikons" Dr. Salomon ꝛc. In der Darstellung zeigt sich der Verfasser wieder als ein sehr gewandter und geschmackvoller Erzähler, so daß der Roman, trotz seiner Schwächen, beständig fesselt. Von den Novellen und Erzählungen des Dichters seien „Aphrodite" (Lpzg. 1885), eine Erzählung aus Alt-Hellas, „Violanta" (Ebd. 1886), eine in der anmutigen Umgegend von Bologna sich abspielende packende Herzensgeschichte, besonders aber die Novellensammlungen „Sturmnacht" (Lpzg. 1877) und „Der Leuchtturm von Livorno" (Ebd. 1881) hervorgehoben, in denen das Talent des Dichters, lebendig und ergreifend zu erzählen, glänzend hervortritt. Zur Vervollständigung der Charakteristik Ecksteins sei schließlich noch erwähnt, daß er zuerst durch eine Anzahl Schulhumoresken, von denen „Der Besuch im Carcer" (Lpzg. 1875) die gelungenste ist, die Aufmerksamkeit auf sich zog. Einen litterarischen Wert besitzen diese Scherze nicht.

Den Beschluß in der Reihe der Verfasser bedeutenderer historischer Romane macht **Georg Ebers**. Er führt nach Afrika hinüber und entrollt eine Fülle von Bildern aus dem alt-ägyptischen Leben, wozu ihn seine umfassende Kenntnis befähigt. Ebers wurde am 1. März 1837 zu Berlin geboren und erhielt, da sein Vater, ein Bankier und Fabrikbesitzer, kurz vor seiner Geburt gestorben war, seine erste Erziehung durch seine Mutter, eine Holländerin. Später besuchte er das Gymnasium zu Kottbus und Quedlinburg und bezog dann im Frühjahr 1856, in der Absicht, die Rechtswissenschaft zu studieren, die Universität Göttingen. Schon nach kurzer Zeit befiel ihn jedoch eine schwere Nervenkrankheit, welche eine Lähmung der Beine zur Folge hatte. Er gab daher die Jurisprudenz auf und widmete sich der Sprachwissenschaft und Archäologie, die er auf seinem Krankenlager treiben konnte, und für die er von jeher eine ganz besondere Neigung gehegt hatte. Nach dreijährigem Leiden gelang es, besonders nach dem Gebrauche der Wildbader Quelle, die Krankheit wieder zu beseitigen, und nun bezog der Genesene die Universität Berlin, um unter Lepsius, Brugsch, Boeckh u. a. seine archäologischen Studien fortzusetzen und sich besonders in die ägyptische Altertumswissenschaft einführen zu lassen. Nach abgeschlossenem Universitätsstudium besuchte er sodann die bedeutendsten ägyptischen Museen Europas und habilitierte sich darauf 1865 zu Jena als Privatdozent für ägyptische Sprache und Altertumskunde, worauf er 1868 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. In den Jahren 1869 und 1870 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach Ägypten und wurde nach seiner Rückkehr als Professor für ägyptische Altertumskunde an die Universität Leipzig berufen. Von 1872 bis 1873 unternahm er eine zweite Reise nach dem Nillande und entdeckte dort den jetzt nach ihm genannten „Papyrus Ebers", ein für die Erforschung der Kultur und Sprache der alten Ägypter sehr wichtiges Dokument. Leider zeigte sich sein früheres Leiden im Jahre 1876 abermals und hat aufs neue eine schwere Lähmung der Beine herbeigeführt, die trotz vieler Versuche der Ärzte noch nicht wieder hat gehoben werden können. Die wissenschaftliche Thätigkeit Ebers bekunden die Werke „Ägypten und die Bücher Mose", „Durch Gosen zum Sinai; aus dem Wanderbuche und der Bibliothek", „Papyrus E., ein hieratisches Handbuch der ägyptischen Medizin" ꝛc., was hier natürlich nur angedeutet werden kann, da wir nur die poetischen Schöpfungen zu besprechen haben.

Seinen ersten Roman aus dem alt-ägyptischen Leben schrieb Ebers bereits, als er sich kaum erst heimisch in dem fernen Wunderlande gemacht hatte. Das Werk führte den Titel „Eine ägyptische Königstochter" (3 Bde., Stuttg. 1864), fand aber nur eine geringe Beachtung, denn es war die Zeit des Konflikts und die Periode der Spielhagenschen Zeitromane; wer hatte da Lust, sich mit Ägyptern und Persern zu beschäftigen? Der Dichter kehrte darauf zu seinen Studien zurück. Als sich jedoch zu Anfang der siebziger Jahre die allgemeine Vorliebe

Georg Ebers.

für den historischen Roman zu entwickeln begann, erwachte auch in Ebers die Schaffenslust wieder, und er verfaßte nun die Romane aus dem alt-ägyptischen Leben „Uarda" (3 Bde., Stuttg. 1877), „Homo sum" (Ebd. 1878), „Die Schwestern" (Ebd. 1880), „Der Kaiser" (Ebd. 1881) und „Serapis" (Ebd. 1885), die beiden im sechzehnten Jahrhunderte spielenden Romane „Die Frau Burgermeisterin" (Stuttg. 1882) und „Ein Wort" (Ebd. 1883) und das Idyll „Eine Frage" (Ebd. 1881). Mit allen errang er einen großen Erfolg.

Ebers besitzt alle Eigenschaften, die einen großen Leserkreis anziehen, in hohem Grade. Er hat einen ruhigen, klaren und an geeigneten Stellen schwungvollen Vortrag, vermeidet alles Herbe, Grelle und Anstößige, verweilt mit Vorliebe bei dem Sinnigen und Anmutigen und ist stets darauf bedacht, einen glücklichen, fröhlichen Schluß zu finden. Der von ihm geschilderten Zeit weiß er eine bestimmte, einheitliche Farbe zu geben und das Lokal reizvoll und anschaulich zu schildern. Die einzelnen Figuren zeichnet er mit leicht erkennbaren Strichen und schattiert sie gegeneinander charakteristisch ab; dagegen unterläßt er jede tiefere und energischere Charakterentwicklung; keiner seiner Menschen wächst daher über die Mittelmäßigkeit hinaus, ragt zur Großartigkeit empor. Bei dem Aufbau seiner Fabel entfaltet er ein großes Talent, bunte und interessante Verwicklungen zu erfinden, aber er vermag es nicht, eine folgerichtige Handlung zu komponieren. Infolgedessen enthalten alle seine Romane eine Menge von Unwahrscheinlichkeiten und Willkürlichkeiten; viele Personen, die lange Zeit hindurch wichtige Rollen spielten, läßt er einfach verschwinden, wenn er sie nicht mehr zu brauchen meint. Endlich giebt der Dichter, da er nie über gewisse Grenzen hinausgeht, auch nie das vollständige Kulturbild mit seinen Höhen und Abgründen, sondern nur ein eng begrenztes. Wo er einmal an einen großartigen tragischen Stoff herantritt, wie im „Serapis", bleibt er weit hinter den Anforderungen zurück. Die Ebersschen Romane sind daher keine Dichtungen von hohem poetischen Werte, sie haben aber das Verdienst, in die versunkene, den weiteren Kreisen bisher gänzlich unbekannte Kulturwelt des alten Ägypten eingeführt und besonders durch viele anschauliche, farbenprächtige, bis ins Kleinste genaue Landschafts- und Kulturbilder die allgemeine Kenntnis dieses hochwichtigen Landes und Volkes wesentlich erweitert zu haben. Den Inhalt seiner Romane giebt der Verfasser selbst einmal kurz in der Vorrede zum „Kaiser" in folgender Weise an: „Mit der Beendigung dieses Romanes hat mein alter Wunsch, die wichtigsten Abschnitte der Geschichte des ehrwürdigen Volkes . . . . . dichterisch zusammenzufassen, seine Erfüllung gefunden. Die Glanztage der Pharaonenzeit habe ich in der „Uarda", den Heimfall Ägyptens an die junge Weltmacht der Perser in der „Königstochter", die hellenische Epoche unter den Lagiden in den „Schwestern", die Römerzeit und das Aufkeimen des jungen Christentums in dem „Kaiser" und die anachoretischen Bewegungen in den Ägypten benachbarten Wüsten und

Felsenlandschaften in „Homo sum“ zur Darstellung zu bringen versucht.“ Später hat er dann noch im „Serapis“ den vollständigen Triumph des Christentums über das Heidentum, besiegelt durch die Zertrümmerung des herrlichen Serapis-Tempels in Alexandrien, geschildert. Von den beiden im sechzehnten Jahrhunderte spielenden Romanen behandelt der „Die Frau Burgermeisterin“ betitelte die Belagerung von Leyden im Sommer 1574; es ist in demselben jedoch das religiöse Moment, welches in dem großen Kampfe der Niederländer gegen die Spanier eine so wichtige Rolle spielt, vollständig unberücksichtigt gelassen worden, so daß das gegebene Gesichtsbild ein ganz falsches ist. Zudem krankt die Fabel an einer ermüdenden Breite. Unterhaltender ist „Ein Wort“, eine Art Abenteuerroman. Zu dem jungen Helden Ulrich sagt einmal sein alter Lehrer, der Jude Costa, welcher sich vor der Inquisition aus Portugal nach Deutschland geflüchtet hat: „Ein Wort ist nichts Kleines, und man darf es nicht verachten. Gott hat die Welt aus einem einzigen Worte gemacht.“ Das veranlaßt den Knaben zum Nachgrübeln; er möchte das Wort auffinden und sich mit ihm die Herrschaft über die Welt und das höchste Glück des Lebens gewinnen. Sobald er kann, macht er sich auf und durchstreift die Welt; nacheinander glaubt er es in dem Glück, in der Kunst, im Ruhm und in der Macht gefunden zu haben, bis er es beim Wiederanblick seiner Jugendgeliebten Ruth, der Tochter seines Lehrers, in der Liebe erkennt. Er kehrt in sein heimatliches Waldthal zurück und liegt, da er in der Hauptsache ein Maler geworden, der Malerkunst ob, doch sagt er am Schlusse: „Es giebt noch ein höheres Wort als die Kunst! Wer das voll und ganz sein nennt, der ist wohl aufgehoben und braucht nicht länger zu irren, zu suchen, zu zweifeln: es heißt — die Liebe!“ Viele Scenen in Madrid, Venedig und Antwerpen sind sehr lebendig, nur ist der Bau der Handlung ganz außerordentlich locker. „Eine Frage“ ist eine kleine anmutige und graziöse Erzählung aus den glücklichen Tagen der griechischen Zeit von Syrakus. Der Verfasser wurde zu der kleinen Schöpfung durch ein reizvolles Bild Alma Tademas angeregt.

Die Jensen, Dahn, Eckstein und Ebers stehen nun zwar im Vordergrunde der Romanschriftsteller, welche historische Stoffe behandeln, allein nach ihnen ist doch auch noch eine große Zahl von Dichtern hervorzuheben, die entweder in der historischen Novelle, oder in einzelnen historischen Romanen Beachtenswertes, ja selbst Vortreffliches geleistet haben. An der Spitze derselben steht **Konrad Ferdinand Meyer.** Der Dichter machte sich erst in späteren Jahren durch litterarische Schöpfungen in weiteren Kreisen bekannt. Er wurde am 12. Oktober 1825 in Zürich geboren, studierte die Rechtswissenschaft und hielt sich dann längere Zeit in Lausanne, Genf und Paris auf, wo er mit verschiedenen bedeutenden Männern in engere Beziehungen trat und sich mit der französischen Sprache und Litteratur vollkommen vertraut machte. Auch durchreiste er zweimal Italien und

verbrachte mehrere Winter in Florenz, Rom, Ajaccio ꝛc. Während dieser ganzen Zeit bewegte er sich fast einzig und allein in der Atmosphäre der französischen Bildung, sprach und schrieb er fast nur französisch, bis er nach seiner Vaterstadt zurückkehrte und nun aufs neue sich in der deutschen Sprache heimisch machte. Er lebt in glücklichen Verhältnissen auf seiner herrlich in Kilchberg am Züricher See gelegenen Besitzung. Der Dichter machte sich zuerst allgemein durch seine Novelle „Der Heilige" (Lpzg. 1880) bekannt, vorher hatte er bereits „Romanzen und Bilder" (Lpzg. 1871), die epischen Dichtungen „Huttens letzte Tage" (Ebd. 1872) und „Engelberg" (Ebd. 1872), die Novelle „Das Amulett" (Ebd. 1873), den Roman „Georg Jenatsch" (2 Bde., Ebd. 1876) und die Novellensammlung „Denkwürdige Tage" (Ebd. 1878) erscheinen lassen. Weiterhin gab er „Gedichte" (Ebd. 1882), „Kleine Novellen [„Amulett", „Der Schuß von der Kanzel", „Plautus im Nonnenkloster" und „Gustav Adolfs Page"]" (4 Bde., Ebd. 1882) und die Novellen „Die Leiden eines Knaben" (Ebd. 1883), „Die Hochzeit des Mönchs" (Ebd. 1884) und „Die Richterin" (Ebd. 1885) heraus. Meyer ist vor allem ein Meister des epischen Stils. In raschem Schritt, ohne jeden Aufenthalt, schreitet die Erzählung vorwärts; dabei ist die Sprache klar und edel und in hohem Grade charakteristisch. Wiederholt läßt er die Geschichte von einem Zeitgenossen oder Augenzeugen berichten und erzielt dadurch eine außerordentliche Anschaulichkeit und einen bestimmten Grundton, den er durch die ganze Novelle hindurch mit großer Kunst festhält. Auch die Charakteristik der Figuren weiß er mit erstaunlichem Feinsinn zu entwerfen. In der Novelle „Der Heilige" läßt er die Feindschaft des Königs Heinrich II. von England mit seinem Kanzler Thomas Becket durch den Mund Hans des Armbrusters erzählen, der die Tragödie selbst mit angesehen hat. Der schlichte Vortrag ist ungemein packend und die Entwicklung der geschickt begrenzten Handlung musterhaft. Nach dem „Heiligen" muß „Die Hochzeit des Mönchs" hervorgehoben werden, die ebenfalls tieftragisch endet. Sie wird von keinem Geringeren als Dante dessen Gastfreunde, dem Can Grande, und seiner Hofgesellschaft in Verona erzählt und entspricht in Ton und Haltung in wahrhaft bewundernswerter Weise dem Charakter des genialen Verfassers der „Göttlichen Komödie". Von ganz eigenem Reiz ist „Gustav Adolfs Page". Ein junges, mutiges Mädchen, voll Enthusiasmus für den Schwedenkönig, tritt für ihren feigen Vetter als Page bei Gustav Adolf ein, ohne daß der König eine Ahnung von ihrem Geschlechte hat. Mit außerordentlicher Feinheit und Delikatesse ist nun dieses seltsame Verhältnis geschildert. In dem jungen Herzen flammt hell die Liebe auf, allein der König erfährt davon nicht das Geringste, und erst im Tode, auf dem Schlachtfelde von Lützen, wird der „Page Leubelfing" mit dem vergötterten Helden vereint. — Eine ähnliche Feinheit in der Darstellung und Charakteristik, wie Meyer, strebt auch **Hans Hoffmann** an, doch neigt er mehr zum Graziösen, Lieblichen und Humor-

vollen, als zum Ernsten und Herben, auch stellt er lieber schöne, neckische Mädchen und Frauen in den Vordergrund als düstere, kummerbelastete Männer. Der Dichter wurde am 27. Juli 1848 in Stettin geboren, studierte Philologie, unternahm wiederholt große Reisen nach Italien und Griechenland, lebte auch einige Zeit als Erzieher in Rom, wirkte dann mehrere Jahre als Gymnasiallehrer und ist jetzt Redakteur der „Deutschen Illustrierten Zeitung" in Berlin. Er gab bisher die Novellensammlungen „Unter blauem Himmel" (Berl. 1881), „Der Hexenprediger und andere Novellen" (Ebd. 1883) und „Im Lande der Phäaken" (Ebd. 1884), die Erzählung „Brigitta von Wisby" (Lpzg. 1884) und das erzählende Gedicht „Der feige Wandelmar" (Ebd. 1883) heraus. Wir heben besonders die Sammlung „Im Lande der Phäaken" hervor, deren vier Novellen sämtlich auf der in sonniger Heiterkeit in der blauen Adria sich dahinstreckenden Insel Korfu spielen. Die Bewohner der Insel schildert der Dichter mit köstlichem Humor. „Sie lebten," schreibt er, „fröhlich und sorglos in den Tag hin, ließen sich von ihrem über die Maßen freigebigen Lande dankbar ernähren, mit so wenig Arbeit es irgendmöglich zu machen war, sammelten unter ihren prachtvollen Ölbäumen die allmählich herabfallenden Früchte — nicht daß sie solche erst mühselig schüttelten oder abschlugen — weideten ihre Lämmer auf dem fetten Rasen darunter in Frieden, und nur sehr maßvoll trieben sie hie und da auch ein wenig Weinbau oder Gemüsezucht, als welche beide eine unverhältnismäßig große Anstrengung des Leibes erfordern. Dafür verstanden sie, alle Fest- und Ruhetage, deren Zahl doch nicht verächtlich ist, mit ehrlicher Hingebung und tadelloser Kunst des Genießens zu feiern . . . ." Auch die Charaktere der einzelnen Personen sind reizvoll und mit echt künstlerischem Schönheitssinn gezeichnet, vornehmlich die schöne spröde Kalomira, die, wie der Dichter mit vieler Grazie und oft nicht ohne ein leises ironisches Lächeln zeigt, von der stolzen, unnahbaren Heiligen sich nach und nach in das natürlich und menschlich empfindende Weib verwandelt. — Ebenfalls graziös, mit einer Hinneigung zum Chevalieresken, ist **Julius von der Traun** (Pseud. f. Alexander Julius Schindler). Der Dichter wurde am 26. September 1818 zu Wien geboren, war zunächst eine Zeitlang Chemiker, studierte dann noch die Rechtswissenschaft, war darauf Justizbeamter in Oberösterreich, erhielt jedoch, da er den Bach-Kübeckschen reaktionären Bestrebungen wegen seiner liberalen Anschauungen unbequem war, seine Entlassung, beteiligte sich nun aber um so eifriger an dem politischen Leben, ward Mitglied des niederösterreichischen Landtages und später auch des Reichsrates und zählte hier zu den schlagfertigsten und populärsten Rednern, bis er sich 1870 von der Öffentlichkeit zurückzog. Er lebte nun, hauptsächlich mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, teils auf seiner Besitzung Leopoldskron bei Salzburg, teils in Wien, wo er am 16. Mai 1885 starb. Der Dichter machte sich besonders durch die feinhumoristische Rokokonovelle „Die

Äbtissin von Buchau" (Berl. 1877), das epische Gedicht „Salomon, König von Ungarn" (Wien 1873), in welchem er ein farbenprächtiges, höchsteigenartiges Bild von dem düstern Ungarn des 11. Jahrhunderts entwirft, das anmutige Epos „Toledaner Klingen" (Wien 1876) und einen Band warmherziger, im volkstümlichen Tone gehaltener Gedichte (Stuttg. 1876; ein Teil erschien bereits 1852 zu Wien unter dem Titel „Die Rosenegger Romanzen") bekannt. Einen großen Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges hat er leider unvollendet hinterlassen. — Den gehalteneren, kräftigen und klangvollen Ton des Mittelalters schlägt **Ludwig Hänselmann** an, der, am 4. März 1834 zu Braunschweig geboren, seit vielen Jahren daselbst die Stelle eines Stadtarchivars bekleidet. Die Novellen des Dichters erschienen unter dem Gesamttitel „Unterm Löwensteine" (Wolfenbüttel 1883) und sind in Bezug auf klare Wiedergabe der Zeitstimmung und feine Durchführung mittelalterlicher Charaktere als Muster hinzustellen. Auch die Sprache ist in Wortform und Satzgefüge eigenartig, doch weit entfernt von jeder Geziertheit. Am meisten künstlerisch ausgestaltet ist „Arnt Porners Weihnachtsgespenst". — Weit umfassender in seinen Vorwürfen und mannigfaltiger in jeder Weise ist **Adolf Glaser**. Der Dichter wurde am 15. Dezember 1829 zu Wiesbaden geboren, war, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, eine Zeitlang im Geschäfte seines Vaters, eines Fabrikanten in Mainz, thätig, widmete sich aber hierauf in Berlin philosophischen, historischen und litterarischen Studien und übernahm 1856 die Redaktion der von George Westermann in Braunschweig ins Leben gerufenen „Illustrierten deutschen Monatshefte", legte dieselbe dann zwar, nachdem er 1869 nach Berlin übergesiedelt war, auf einige Zeit nieder, übernahm sie aber 1883 aufs neue und führt sie noch jetzt. Glaser erwarb sich zunächst ein wesentliches Verdienst dadurch, daß er die hervorragendsten niederländischen Erzähler, wie J. van Lennep, J. J. Cremer, Gerard Keller, Ed. Busken Hurt u. a., welche bisher in Deutschland ganz unbekannt waren, durch geschmackvolle Übersetzungen und Bearbeitungen ihrer Romane und Novellen bei uns einführte. Von seinen eigenen Schöpfungen sind hauptsächlich die Romane „Schlitzwang" (Berl. 1878), „Wulfhilde" (Ebd. 1880) und „Cordula" (Lpzg. 1885) hervorzuheben. In „Schlitzwang" werden die wechselvollen Schicksale eines jungen Sachsen erzählt, der sich das Vertrauen Karls des Großen erwirbt und schließlich seinem Stamme die Geschichte des Heilandes in einer Art Heldengedicht, dem „Heliand", erzählt. Der Charakter der Zeit ist mit vieler Sorgfalt und Treue geschildert und die Fülle der Begebenheiten mit künstlerischem Sinn geordnet. Der Roman „Wulfhilde" hat die Zeit der Kreuzzüge zum Hintergrunde. Die Erregtheit, welche sich damals aller Gemüter bemächtigt hatte, tritt hier sehr anschaulich in die Erscheinung; verschiedene historische Personen, wie König Heinrich, der Sohn des Kaisers Friedrich II., der jugendliche Rudolf von Habsburg, sind ansprechend charakterisiert. Trotz des

reichen und bunten Lebens, das sich entfaltet, ist doch alles Grelle und Schreiende mit feinem Takt vermieden. In dem Roman „Cordula" bietet der Verfasser vor allem eine geistvolle Charakterstudie. Er zeigt, wie eine feurige, zügellose Phantasie in einen Wirbelsturm hineinreißen kann, in dem der Ergriffene dann rettungslos zu Grunde gehen muß. Die schöne Cordula erfährt dieses Schicksal; sie gerät in die Kreise der Münsterschen Wiedertäufer und findet mit diesen ihr tragisches Ende. — In das neunzehnte Jahrhundert führt **Adolf Brennecke** mit seinen Romanen „Am Hofe der Frau von Staël" (Stuttg. 1880) und „Um Paris" (Zürich 1883). In dem ersteren schildert er die Liebesepisode, welche sich bei Frau von Staël auf dem Schlosse Coppet am Genfersee zwischen dem Prinzen August von Preußen und der schönen Julie Récamier abspielte, in dem anderen die Belagerung der französischen Hauptstadt im Jahre 1870 und die Schicksale, die sich daran für eine französische Familie und einen jungen Deutschen knüpfen. Der Vortrag Brenneckes ist klar und elegant. Vermöge der genausten Vertrautheit mit seinem Thema weiß er besonders anziehende Gesellschaftsbilder und feine, sprechende Porträts aus den illustren Tagen von Coppet zu entwerfen. Der Verfasser wurde am 30. September 1841 zu Jever in Oldenburg geboren, studierte Philologie, nahm an den Feldzügen von 1866 und 1870—71 als Kombattant teil und wirkt seit 1875 als Oberlehrer, seit 1880 mit dem Titel Professor, an dem Realgymnasium zu Elberfeld.

Von der großen Menge der übrigen Verfasser historischer Romane und Novellen sei sodann noch Robert Schweichel (geb. 1821) hervorgehoben, der in dem Roman „Die Falkner von St. Vigil" (3 Bde., Berl. 1881) die Kämpfe der Franzosen in den Alpen zum Vorwurf nahm, ferner Oskar Schwebel (geb. 1845), der brandenburgisches Leben sehr anschaulich zu schildern weiß, Ludovika Hesekiel (geb. 1847), die ihre Stoffe mit Vorliebe aus dem Leben preußischer Könige nimmt, Armin Stein (Pseud. f. H. O. Nietschmann, geb. 1840), der ebenfalls meist Geschichten aus Preußens Vergangenheit erzählt, Oskar Linke (geb. 1854) und Wilhelm Walloth (geb. 1856), die ins ägyptische und griechische Altertum führen, Gregor Samarow (Pseud. f. Oskar Meding, geb. 1829), der eine große Menge historischer Stoffe aus dem vorigen und diesem Jahrhundert mit vieler Phantasie, aber ohne künstlerisches Bestreben bearbeitete, Hans Blum, Hermann Bölsche, Erich Lilsen, Wolfgang Kirchbach, Ludwig Laistner, Emil Taubert, A. v. d. Elbe (Pf. f. Auguste v. Decken), Detlev von Geyern, Oskar Gutsche, Johann von Wildenradt u. a.

Mit der Betrachtung des historischen Romans haben wir den Kreis der volkstümlichen Dichtungen durchschritten und gelangen nun zur sozialen Dichtung der Gegenwart, zu denjenigen poetischen Schöpfungen, welche aus den mannigfachen Stimmungen hervorgingen, die das scharfkantige gesellschaftliche Leben, das Hasten und Jagen nach Erwerb, die wirtschaftliche Misere, der

Klassenhaß ꝛc. schufen. Der Charakter dieser Dichtungen ist vorwiegend ernst. Der Pessimismus beherrscht die meisten. Es kommt in ihnen ebensowohl die schlichte Klage, wie der Unmut, der Groll, der Zorn und selbst der Schmerzenslaut der Verzweiflung über die nüchterne und ideallose Zeit zum Ausdruck.

Die Lyrik hält sich vornehmlich in den edeln und getragenen Formen; der leichtflüssige, sangbare Vers des Volksliedes erscheint nur selten. In dem Bestreben, den Besten, besonders Goethe und Platen, nachzueifern, legen die Dichter dieser Richtung ein großes Gewicht auf die metrische Schönheit; sie entfalten einen hohen Schwung und nehmen eine vornehme Haltung an. Dabei gelangen sie bisweilen zur Überschätzung der formalen Schönheit und zu einem einseitigen Kultus der metrischen Künste.

Gleichsam der Fahnenträger dieser pessimistischen Lyriker, derjenige Dichter, welcher am bittersten über die geistige Richtung der Zeit klagte und zugleich auch in seiner Freude an der äußern schönen Form am weitesten ging, ist **Heinrich Leuthold**. Das Leben des Dichters war eine Kette von Entbehrungen, Mühen und Enttäuschungen und endete in der Nacht des Wahnsinns. Er wurde am 9. August 1827 zu Wetzikon im Kanton Zürich in beschränkten Verhältnissen geboren, besuchte zunächst die Sekundarschule daselbst, bildete sich dann unter dem drückendsten Mangel mühsam selbst weiter, bezog hierauf die Hochschulen von Zürich und Basel und studierte dort die Rechtswissenschaft, beschäftigte sich daneben jedoch auch mit Philosophie und Litteratur. Später nahm er eine Stelle als Erzieher an, die ihm Gelegenheit bot, sich in Südfrankreich und Italien mit der französischen und italienischen Litteratur vertraut zu machen. Dabei reifte in ihm der Entschluß, sich ganz der litterarischen Laufbahn zu widmen. Er ging 1857 nach München, trat hier zu Emanuel Geibel in nähere Beziehung, und dieser führte ihn, sein bedeutendes Talent erkennend, sowohl in den Münchener Schriftstellerkreis, wie auch in die deutsche Litteratur ein. Allein trotz der Fürsprache des einflußreichen Freundes gestaltete sich sein Leben zu keinem glücklichen. „Es war eine verhängnisvolle Mischung", sagt der Herausgeber seiner Gedichte, Jakob Baechthold („Nord und Süd" 1880, Heft 39), „Edles und Unedles, wie grelle Farben, dicht nebeneinander: eine Natur von unbändiger Kraft, welche zu Ausschreitungen drängte, eine freudlose Jugend, frühe Verbitterung, stachelnder Neid auf Glück und Erfolg falscher Größe, auf die mit grimmiger Verachtung herabgesehen wurde, verschlossenes Mannesalter, oft selbstverschuldete Not; — daneben aber, wenn die Stunde gut war, ein Herz voll Liebesfähigkeit, ‚ein Auge, lechzend nach allem Schönen, und eine Seele voll Wohllaut'." Um sich die Mittel zur Existenz zu verschaffen, trat er 1860 in die Redaktion der „Süddeutschen Zeitung" in München ein, übernahm dann 1864 auf einige Zeit eine Redakteurstelle an der neubegründeten „Schwäbischen Volkszeitung" in Stuttgart, wandte sich aber bald ganz von der Publizistik ab,

da sie seinem Wesen und Charakter durchaus nicht zusagte. „Zur raschen, journalistischen Thätigkeit," schreibt Baechthold, „war er ungeeignet: so peinlich er an seinen Gedichten feilte, so sehr quälte er sich mit der Form seiner Zeitungsartikel, und wenn ihm dieselbe endlich genügte, sah er nicht selten sein Geschriebenes veraltet. Dieses zweckwidrige Bemühen nach stilistischer Abrundung brachte seine Chefs zur hellen Verzweiflung." Er zog sich nun immer mehr von allem Umgange zurück und versank immer tiefer in Not; dazu kam ein schweres Brustleiden — was Wunder also, daß sich schließlich sein Geist umnachtete. Im Juli 1876 mußte er in die Irrenheilanstalt Burghölzli bei Zürich verbracht werden, wo er nach längerem Siechtum am 1. Juli 1879 starb. Noch zu Lebzeiten Leutholds veranstaltete, wie schon erwähnt, Jakob Baechthold eine Ausgabe von dessen Gedichten, die 1878 zu Frauenfeld erschien und sofort die allgemeine Beachtung auf sich zog. Was vor allem an denselben überraschte, war der außerordentliche Wohllaut, die tadellose Schönheit der Form. Sie zeigten dieselbe Formvollendung, wie diejenigen Platens, aber sie waren wärmer, gemütvoller, packender, und sie behandelten Stoffe, die unserem Herzen näher standen. Und trotzdem sind es keine Schöpfungen von klassischem Gepräge, denn dazu fehlt es ihnen an dem weiten, weltüberschauenden Gesichtskreise. Der Dichter kommt über sein eigen Lieben und Zürnen im großen und ganzen nicht hinaus. Wohl grollt er über allgemeine soziale Mißstände, wenn er angesichts des Zürichersees (siehe unten) klagt: „Den Sänger nährt der heimische Boden nicht!" aber er erweitert den Blick doch selten; nur hie und da schließt er einmal von sich auf das Allgemeine, das Universelle. Zudem vertieft er seine Gedanken nicht genügend; sein Auge bleibt zu sehr am Äußern, besonders an der äußern Schönheit haften. Diese genügt, ihn vollständig zu erquicken, zu erheben, zu berauschen. Darum verzeiht er auch der Schönheit alles, und infolge dieses ethischen Mangels hat seine Sinnlichkeit, wie Moritz Necker (Grenzb. 1885, Nr. 31) einmal treffend bemerkt, einen Stich ins Schwüle, Üppige und Überreife. Leuthold ist daher kein wahrhaft genialer Dichter, aber ein Formtalent ersten Ranges.

Wilde Rosen.

Ob dieses Waldbachs lautem Tosen
Weit überhängend ragt ein Ast,
Hinstreuend seine duft'ge Last
Von aufgeblühten Heckenrosen.

Mir ist, vor meiner Seele stünde
Die Jugendzeit, da diesem Bach
Mein Leben glich, das nun gemach
Hinfließt durch stille Wiesengründe.

Damals war es ein wildes Schäumen;
Unstät zerriß ich jedes Band . . . .
Manch stilles Glück sah ich am Strand,
Ach, und vermochte nicht zu säumen!

Jedoch zuweilen, sehnsuchtstrunken
Hinströmend ihren süßen Hauch,
Sind aufgeblühte Rosen auch
An meine junge Brust gesunken.

Auf eine Italienerin.

Nach dem Takte fremder Lieder
Schwebst du lieblich hin im Tanz;
Dieser Rhythmus deiner Glieder
Fesselt meine Sinne ganz.

Diese Locken, diese dunkeln,
Dieser Ausdruck, diese Kraft,
Und im Auge dieses Funkeln
Einer trunk'nen Leidenschaft.

Aber Maß und Anmut zügeln
Jeden Wunsch; er schweigt besiegt,
Wo die Schönheit sich auf Flügeln
Ihres eig'nen Wohllauts wiegt.

Das Mädchen von Rekko.

Dort stand die herrliche Gestalt am Strand;
Dem Schleier gleich, der Land und Meer umwob,
War der Bizotto, der sie leicht umwand,
Ein Duftgewand,
Das kecken Spiels die Tramontana hob.

Hinzog ein Schiff. Ein Jüngling stand am Mast,
Er jubelte und schaute kaum zurück;
Es schien, als fühlt' er sich erleichtert fast
Von einer Last,
Als dächt' er einzig an ein künftig Glück.

Sie aber wandte hastig sich, sie kam;
Welch' schlanker, welch' harmonisch schöner Leib!
Auf ihrem Antlitz mischten wundersam
Sich Zorn und Scham,
Halb war sie Kind noch, halb ein blühend Weib.

Fern trieb sein Schiff. Vor seinem Auge stand
Die reiche Welt, ein täuschend Farbenspiel,
Indes hier eine Perl' aus seiner Hand
Ihm in den Sand,
Vielleicht die einz'ge seines Lebens, fiel.

Es dunkelte; — die Brandung jauchzte wild,
Am fremden Strande schritt ich sinnend hin;
Mein trotz'ger Sinn ward weich gestimmt und mild
Von diesem Bild;
Mir war's, ich säh' mein eigen Leben drin.

Ghaselen. III.

Wie wär' es schön, fern von der Welt
Und ihrem Trug und Schein zu sein,
Wo niemand uns mißgönnen würd',
In traulichem Verein zu sein!

Von Rosendüften lind umhaucht
Und süß berauscht von Bülbülsang,
Von Liederhonig nährend uns,
In einem Palmenhain zu sein;

Das unbewölkte Himmelszelt
Des Orientes über uns,
Mit jener üppigen Natur,
Die uns umgäb', allein zu sein,

Wo um den Ölbaum liebend sich
Die dunkle Rebe schlingen würd',
Und wo uns beiden wär' vergönnt,
Auf immer dein und mein zu sein.

Dir, engelgleich vergöttert, wie
Suleima, die Hafis besang —
Mir selber, hochbeglückt wie er
Durch Lieder, Liebe, Wein zu sein!

IX.

Wenn Meister auch der Kunst zu sein, vielleicht nicht meine Sendung ist,
Der Kunst, wo Maß ein jeder Ton und Anmut jede Wendung ist,
Wo, wie ein Purpurmantel stets sich eine stolze, edle Form
Um Hohes oder Schönes schmiegt, und Harmonie die Endung ist:
Doch lieb' ich sie. — O wüßten die, die mich ob dieser Neigung oft
Getadelt, wie ihr Tadel falsch, ihr Urteil voll Verblendung ist!
O, wüßten sie, wie der Genuß, der Seele Wohllaut hinzustreun
Im Liede eine göttliche, erhabene Verschwendung ist!
Doch weitab liegt das Ziel des Ruhms; — schon muß auf hoher Stufe stehn
Der Dichter, um erst einzusehn, wie fern er der Vollendung ist.

XIII.

Dem Dichter ward ein karges Los; die Nüchternen verhöhnen ihn,
Es kehrt die Welt sich ab von ihm, nur schöne Frau'n verwöhnen ihn;
Doch wenn kein irdisch Weib ihm je das Herz erschloß, mit keuschem Kuß
In heiliger, verschwieg'ner Nacht umarmen die Kamönen ihn.
Ihn lehrt ein Gott der Dinge Maß, er lauscht entzückt dem Sphärenchor,
Wie Offenbarungen des Alls umrauscht ein Meer von Tönen ihn;
Entsinkt der Mut ihm, richtet neu ein hohes Vorbild ihn empor,
Verwandter Seelen Kampf und Leid erheben und versöhnen ihn.
Dem Ew'gen dient er, lebt nur halb der Zeit, die oft ihn ganz verkennt,
Doch ehrt die Nachwelt seinen Staub, und späte Enkel krönen ihn;
Mag Neid ihm, mag die Rohheit drohn, ihm ziemt zu lächeln ihres Wahns,
Vor ihrem giftgetränkten Pfeil beschirmt der Schild des Schönen ihn.

Der Zürichersee.

O Heimatsee! den einst mit beredtem Lob
Der Sänger pries, der odengewaltige,
Berauscht von Glück, im Arm der Freundschaft,
Seines unsterblichen Ruhmes sicher . . .

Nach langer Trennung kehr' ich aus fremdem Land,
Das Weh' der Sehnsucht stillend, zu dir zurück
Und grüß' euch, all' ihr wohlbekannten
Wellenumplauderten Fruchtgelände!

Wie einst den Knaben lacht ihr noch heut' mich an,
Dorfreiche Ufer, rebenumlaubte Höh'n . . .
Fernhin, wo alles Große einsam,
Ragt ihr zum Himmel, ihr ew'gen Alpen!

Ihr bliebt dieselben; aber das Eden rings
Bewohnt ein neu Geschlecht, das, dem Göttlichen
In Kunst und Leben abgewendet,
Nur noch den Götzen des Tages huldigt.

Wo sind die Enkel jener Gefeierten,
Die dir den Namen Limmat-Athen verliehn,
Und die zum Ruhm der freien Heimat
Kronen getragen im Reich des Schönen?

— — — — — — — — — — — —

Du frägst umsonst; setz' weiter den Wanderstab!
Den Sänger nährt der heimische Boden nicht...
Zugvögel mögen dich geleiten
Über die Berge nach fernen Zonen!

An Grillparzer.

(1872.)

Unterhaltung will von der leichtgeschürzten
Muse nur die Menge und Sinnenkitzel;
Doch für tiefen Ernst und gedieg'ne Schönheit
Mangelt der Sinn ihr.

Wessen Geist aufsteigt zum Erhab'nen, bleischwer
Zieht die Last der nüchternen Zeit zurück ihn;
Fast mit Spott begegnet die Welt dem ernsten,
Wirklichen Dichter.

Unverstanden, grollend, das Herz verödet,
Diesem dampfkraftfrohen Geschlecht ein Fremdling,
Schreitet er durchs Leben, wie fluchbeladen....
Freudlos und einsam.

Seinen Seherblick in Vergang'nes tauchend
Oder Künft'ges, kehrt er sich seiner Zeit ab
Und verlernt, dem göttlichen Dante ähnlich,
Lachen und Weinen.

Selbst das Spätrot endlichen Ruhms beleuchtet
Greller nur den schmerzlichen Zug des Hohns ihm,
Der auf längst begrabenes Hoffen weist und
Jahre des Kummers.

Eine reichere Gedankenwelt als Leuthold besitzt **Albert Möser**. Auch bei diesem giebt der Schmerz über den zwischen Ideal und Wirklichkeit klaffenden Widerspruch den Grundton an, allein vermöge seiner großen Weltanschauung kann er sich vom Persönlichen zum Allgemeinen erheben. Sein Blick schweift von sich beständig hinaus in den weiten Kreis der Kultur, und sein klares Auge erkennt den Zusammenhang der Erscheinungen. Die Schönheit ist auch ihm das Edelste und Herrlichste, aber da sich die trübe, pessimistische Stimmung in ihm mehr und mehr geklärt hat, so vertraut er der „Weltvernunft", daß sie, die ewig-weise, rastlos zu höhern Zielen aufstrebe. Jetzt, sagt er in dem Gedicht „Die Steinkohle", bezwingt zwar Vollendung nur erst selten unser Herz, denn noch höhnen uns Zwist und Schmutz, doch unaufhaltsam schreiten wir vorwärts und dürfen daher hoffen, daß sie dereinst im Kreise der Welten allwaltend den Sieg erringen wird. Derselbe Glaube an die Zukunft findet sich auch in dem Gedichte „Paradies", in dem Sonett „Losung" ꝛc. In der Form ist Möser ebenfalls edel und klangvoll, doch entfaltet er nicht die glänzende Pracht eines Leuthold. Am anmutigsten und feinsinnigsten ist er in seinen Naturbildern; ungemein reizvoll sind seine Idyllen. Die erste Gedichtsammlung Mösers erschien bereits 1864 zu Leipzig, weiterhin ließ er folgen „Nacht und Sterne. Neue Gedichte" (Halle 1872) und „Schauen und Schaffen. Neue Gedichte (Stuttg. 1881). — Der Dichter wurde am 7. Mai 1835 zu Göttingen geboren, studierte daselbst Philologie und Philosophie, wurde 1862 Dozent der klassischen Sprachen und der deutschen Litteratur an der Krauseschen Lehr- und Erziehungsanstalt in Dresden und 1868 Lehrer am Gymnasium in Bielefeld, kehrte aber bereits 1869 in seine frühere Stelle nach Dresden zurück und be-

kleidet dieselbe noch jetzt. Im Jahre 1878 vermählte er sich mit Anna Schönberger (geb. 1848), die sich unter dem Pseudonym Elly Gregor ebenfalls durch poetische Schöpfungen bekannt gemacht hat.

Mein Gebet.

Es kniet der Schwarm in Tempeln und bittet um
Gedeihlich-langes Leben und Wohlergehn,
Um täglich Brot und Sättigung und
Gnade des Himmels in Fährlichkeiten.

Ich aber flehe: Gebet, o Götter, mir
Schönheit der Seele, leihet mir reichen Geist,
Schenkt heil'gen Sinn, mein Inn'res laßt's dem
Ew'gen und Schönen ein rein Gefäß sein.

Nachzitternd lausche gerne die Seele mir
Den Götterstimmen, welche der Welt Tumult
In Ton und Bild und Lied und Waldgrün
Holder Beseligung voll durchklingen.

Und eins noch: Stillet, Götter, des Herzens Drang,
Gebt Menschen, Menschen mir, die ich lieben kann;
Ein Possenspiel, ein sinnlos-leeres,
Scheint mir das Leben, dem Liebe fehlet.

Nicht Liebe zollen kann ich dem Alltagsschwarm,
Den Menschen, die des Namens mit nichten wert,
Die, treu der Nüchternheit, saatlosen
Blicks des Endlichen Pfade wandeln.

Nur schlechter Abfall sind sie der Menschenart,
Die Tausendlinge, die aus der Urkraft Born
Natur mutwill'gen Sinns emporschnellt
Gleich wie des sprudelnden Springquells Tropfen.

Gebt Menschen mir groß, edel und hellen Geists,
Die nicht der Traum des Irdischen ganz befängt,
Aus deren Aug' mich rührend anspricht
Götterverwandtschaft und Erdenfremdheit.

An ihrer Brust laßt ruhen mich still und gut,
Dem Ird'schen fern laßt denken und lieben mich:
Des Geistes voll und heilger Liebe
Reif' ich vollendetem Sein entgegen.

Freiheit.

Aus unendlichem Born nimmer ermüdend schickt
Zahllos Mutter Natur Genien auf ins Licht,
Gießt die Fülle des Geistes
Auf das Haupt der Geweihten aus.

Doch wie wenigen ach glückt es im Licht des Tags
Auszuleben sich selbst, emsigen Fleißes froh,
Und die Fülle des Geistes
Auszugießen in Wort und Reim.

Denn das Leben es braucht nimmer den Genius;
Göttlich-schwärmenden Sinn höhnte die Welt von je,
Denn im Reiche der Notdurft
Braucht's nur Fäuste und Nüchternheit.

Notdurft aber, o Leid, tötet den Genius,
Hilflos, ewig ein Kind, steht er im Lärm des Tags,
Karrt im Joche mit Übermut
Und sieht sterben die beste Kraft.

Der nur, welcher, entrückt zwingendem Sklavenfron,
Sichren Erbes sich freut, welches ihm Freiheit schafft,
Der wird einzig im lichten
Reich des Schönen ein Mehrer sein.

Wenn so seltenes Glück gnädig ein Gott dir gönnt,
Woll' dich preisen und treu walte des Dichteramts,
Und in hehren Gesängen
Thu' dir selbst und der Welt genug.

Doch, ward Sorge dein Los, lasse von Hoffnung dann!
Wie's am Leben auch nagt, Großes vollbringst du nicht;
Trag's gelassen und lerne
Schmerzlich lächeln und untergehn!

Zigeunerin am Eibsee.

Der kleine Kahn stößt rasch vom Lande,
Du lenkst ihn stark mit rüst'gem Arm,
Es rauscht das Schiff am Uferrande,
Und scheu fährt auf der Möwen Schwarm.

Indes du fronst an Deutschlands Grenzen,
Wo Glück dein heißes Herz nie sah,
Siehst du im Geist wohl ragend glänzen
Die Gipfel des Himalaya.

Der See erstrahlt den Bergkolossen
Als klarer Spiegel rings im Kreis,
Indes zu höchst, von Licht umflossen,
Sich mächtig türmt der Gletscher Eis.

Wo murmelnd ziehn des Ganges Wellen,
Wo Lotos und Bananen blühn,
Ins Land der Pfauen und Gazellen
Lockt machtvoll dich der Sehnsucht Glühn.

Du schweigst; dein Aug', das dunkel-tiefe,
Ist unergründlich wie der See,
Es mahnt, als ob tief innen schliefe,
Das dich verzehrt, ein herbes Weh.

Mich bannt dein Aug', so düster-prächtig,
Mich dünkt: uns fiel ein gleiches Los,
In meiner Brust auch pocht es mächtig,
Und Unrast treibt mich namenlos.

Geheime Sehnsucht, namenlose,
Zuckt wie ein Traum um Stirn und Mund,
Indes dein Rabenhaar, das lose,
Umwallt des vollen Nackens Rund.

Ich bin wie du der Sehnsucht Beute,
Mich lockt ein erdenferner Port,
Wo es kein Gestern und kein Heute,
Wo es kein Hier giebt und kein Dort,

Du bist ein Kind von jenem Stamme,
Den, heimatlos, auf irrem Zug
Herab von Tibets Bergeskamme
Der Fuß zum fernen Westen trug.

Wo raumlos und der Zeit enthoben,
Dem irdschen Wechsel weit entrückt,
Vom Glanz der Ewigkeit umwoben,
Die höchste Schönheit uns beglückt.

Dir, Kind, kann noch Erlösung werden,
Heim kannst du ziehn zu Asiens Flur,
Ich aber such' umsonst auf Erden
Des Ideales leichte Spur.

Tief-ernst und von gewaltiger Leidenschaft durchzittert zeigt sich **Dranmor** (Pf. für Ferdinand von Schmid). Derselbe wurde am 22. Juli 1823 zu Muri im Kanton Bern geboren, widmete sich dem Kaufmannsstande und ging schon in jungen Jahren nach Brasilien, wo er sich durch Unternehmungsgeist und That-

kraft raſch zu großem Wohlſtande emporſchwang und 1852 auch öſterreichiſcher Generalkonſul für Braſilien wurde. Zu Anfang der ſiebziger Jahre kehrte er auf einige Jahre nach Europa zurück und hielt ſich hier hauptſächlich in Paris auf, ſiedelte dann aber 1875 wieder nach Rio de Janeiro über, wo er noch jetzt lebt. Die reichen Erfahrungen, welche er in dem buntbewegten Leben ſammelte, und die Fülle von farbenprächtigen Bildern, die ſich ihm bot, gaben natürlich auch ſeiner Poeſie den entſprechenden Grundton. Dieſer iſt ein tief-ernſter. Ein Dichter von weiten Perſpektiven, ein Mann, der ſich von vielen Vorurteilen freigemacht, ein erfahrener Kenner der menſchlichen Schwächen, ein Feind des Wahns und der Lüge ſpricht aus dieſen Strophen, und: das Leben iſt Leid und Mühe, Enttäuſchung und Entſagung, Schmerz nach kurzer Luſt — das iſt der Grundgedanke, der alle Gedichte beherrſcht. Dennoch blickt er nicht troſtlos in die Zukunft. „Ich glaube an den Fortſchritt der Menſchheit", ſagt er in der Vorrede zu ſeinen geſammelten Dichtungen. „Traditionen und Formeln überwindend, treibt die große Führerin Vernunft jeden freien Weltbürger in neue Bahnen. Und willig beugt ſich die trotzige Selbſtbejahung vor der alles beſänftigenden Kunſt." Dranmors „Geſammelte Dichtungen" erſchienen 1873 zu Berlin und zerfallen in die Abſchnitte „Wanderbuch", „Kaiſer Maximilian", „Dämonenwalzer" und „Herbſtliche Blätter". In dem Wanderbuche bietet der Dichter beſonders farbenprächtige Kultur- und Naturbilder, vor allem glänzende Schilderungen des Meers und der Tropenwelt; am bedeutendſten, von wahrhaft hinreißender Gewalt iſt er im Dämonenwalzer, wo auch der Vers, der ſonſt wohl hie und da an einer Härte leidet, ſich leicht und graziös dahinſchwingt.

Tritt uns in Dranmor der ernſte Mann entgegen, ſo ſpricht aus **Eduard Griſebach**, zu dem wir uns jetzt wenden, die nach Genuß drängende und jagende Jugend. Der Dichter fühlt ſich hingezogen zur ſchönen Sinnlichkeit, aber es erfüllt ihn auch zugleich Bangen und Grauſen, da ja all die ſüßen Reize, die ihn entzücken, ſo bald vergehen. Bei einer ſolchen trüben Stimmung widmete er Schopenhauer einen begeiſterten Lobgeſang. Im übrigen kommt er über den Zwieſpalt in ſeinem Innern, ob er ſich dem Sinnesrauſch ergeben oder ſeinem Leben einen tieferen Inhalt verſchaffen ſoll, nicht hinaus; ein Liebesabenteuer folgt dem andern; immer iſt der Dichter ein beredter, geiſtreicher und anmutiger Schilderer und Preiſer der Schönheit und des Genuſſes, ein tieferer Gedanke ringt ſich aus all den Gedichten nicht empor. In der Behandlung des Verſes lehnt ſich der Dichter ganz an Heine an. Bei den Schilderungen in ſeinen Liebesepopöen geht er weit über das Maß des Erlaubten hinaus. Die Dichtungen Griſebachs erſchienen anonym unter den Titeln „Der neue Tannhäuſer" (Berl. 1871) und „Tannhäuſer in Rom" (Lpzg. 1884); die erſtere Sammlung iſt die bedeutendere. Der Dichter wurde am 9. Oktober 1845 zu Göttingen geboren, ſtudierte die Rechte, war als Konſul in Smyrna, Jaſſy, Bukareſt, Peters-

burg und Mailand thätig und ist seit Mai 1886 deutscher Konsul in Port au Prince (Tahiti).

Ebenfalls Heinesche Töne schlägt Ferdinand Avenarius (geb. 1856) in seinen Gedichten „Wandern und Werden" (Zürich 1880) an, doch hat er einen weiteren Gesichtskreis als Grisebach. Er feiert nicht nur die Schönheit des Weibes, sondern auch die der Natur, so z. B. sehr ansprechend in „Abenddämmerung", „Im März" und in den „Blättern vom Meer", und außerdem geißelt er die Verkehrtheiten der menschlichen Gesellschaft. In den realistischen Schilderungen derselben entfaltet er oft viel Witz und schlagende Satire. In der Verherrlichung der Leidenschaft schäumt die jugendliche Begeisterung bisweilen über. Eine getragene Melancholie herrscht in den dichterischen Schöpfungen des Prinzen Emil zu Schönaich-Carolath (geb. 1852). Es erschienen von diesen bis jetzt „Lieder an eine Verlorene" (Stuttg. 1878) und „Dichtungen" (Ebd. 1883), sowie die Novelle „Tauwasser" (Ebd. 1881) und „Geschichten aus Moll" (Ebd. 1884). Die Klagen um die verlorene Geliebte im erstgenannten Bande sind von einem gewissen romantischen Duft umzogen und stimmungsvoll abgetönt. In den „Dichtungen" malt der Verfasser mit helleren, selbst glänzenden Farben, aber auch hier ist das Schmerzgefühl das herrschende. Lauter, in bauschigem Faltenwurf tritt die Lyrik von Hermann Friedrichs (geb. 1854) auf. Der Dichter liebt das Gewaltige, Erschütternde, Packende. Er bringt daher auch in seinen „Gedichten" (Lpzg. 1886) eine Reihe farbenprächtiger Bilder aus der römischen Kaiserzeit, die mit ihrem üppigen Glanze und ihrer grellen Tragik außerordentlich wirkungsvoll sind. Nicht selten stimmt aber der Verfasser die Saiten zu hoch, der dithyrambische Schwung steigt ins Ungemessene und verfällt dann in Schwulst. In dem Romane „Margarete Menkes" (Lpzg. 1885) mangelt es an künstlerischer Abklärung. Resolut, frisch, in ungezwungener Natürlichkeit zeigt sich Detlev Freiherr von Liliencron (geb. 1844). Seine Genrebilder sind von außerordentlicher Anschaulichkeit, seine Naturbilder plastisch und stimmungsvoll. Doch fehlt es seiner Poesie an Ruhe; auch erhebt sich der Dichter nicht vom Persönlichen zum Allgemeinen. Den Dramen Liliencrons, „Die Rantzow und die Pogwisch" und „Knut der Herr", fehlt es an dramatischer Entwicklung. Ebenfalls ein selbständiges Talent ist Karl Bleibtreu (geb. 1859), doch hat sich der Dichter noch nicht zum freien Künstler hindurchgerungen. Seine Sprache leidet noch an Schwerflüssigkeit, seiner Darstellung mangelt noch die Ruhe und Klarheit. Bei dem Bestreben, so realistisch als möglich zu schildern, verfällt er bisweilen ins Geschmacklose. Von seinen schon ziemlich zahlreichen Publikationen nennen wir nur das „Lyrische Tagebuch" (Berl. 1884) und die „Lieder aus Tirol" (Ebd. 1886). In dem letzteren Bändchen bietet er bereits eine ganze Anzahl edel ausgestatteter und fein gestimmter Gedichte. Wilhelm Arent (geb. 1864) endlich, den wir hier

noch nennen wollen, gab die Sammlung „Aus tiefster Seele“ (Berl. 1885) heraus. Er dokumentiert sich darin als ein zwar reichbegabter aber noch vollständig in der Entwicklung begriffener Dichter.

An diese lange Reihe von Dichtern schließen sich sodann noch mehrere Frauen an. Wir heben aber nur die bedeutendsten hervor. Ada Christen, Carmen Sylva und Alberta von Puttkamer. **Ada Christen** ist die leidenschaftlichste von ihnen. Eine verzehrende Glut lodert in ihren Gedichten, eine wilde Sinnlichkeit spricht aus allen Schilderungen. Dabei liegt eine schwüle, drückende Atmosphäre über dieser Poesie. Die Dichterin will die vollständige Emanzipation des Weibes, Vernichtung alles Scheines, rücksichtslose Hingabe an den Geliebten des Herzens. Allein überall stößt sie an die Schranken, die Gesetz und Sitte zogen, sieht sie sich verletzt, verwundet. Ihr Zorn flammt hoch auf über die Erbärmlichkeit der Welt, den falschen Schein, die Bosheit, die hoffärtige hohle Tugend. Bei dem Bestreben, so wahr als möglich zu sein, ist sie oft grell und selbst abstoßend. In der künstlerischen Form erhebt sie sich nicht über den einfachsten Vers, und auch diesen behandelt sie nur nachlässig. Trotzdem packt sie oft gewaltig durch die Macht und Wahrheit ihrer Leidenschaft und die Gewalt ihrer poetischen Empfindung. Die Dichterin wurde am 6. März 1844 zu Wien als die Tochter des Kaufmanns Friederik geboren, hatte, da ihr Vater sich 1848 an der Revolution beteiligte und dann eine lange Kerkerhaft erleiden mußte, eine freudlose Kindheit, ging darauf mit 15 Jahren zur Bühne über, vermählte sich nach vier Jahren mit dem ungarischen Edelmann von Neupauer, ward jedoch schon nach wenigen Jahren Witwe und ging dann nach einiger Zeit eine zweite Ehe mit dem Rittmeister a. D., jetzigen Industriellen Breden in Wien, ein. Ihre verschiedenen Gedichtsammlungen führen die Titel „Lieder einer Verlorenen“ (Hamb. 1868), „Aus der Asche“ (Ebd. 1870), „Schatten“ (Ebd. 1873) und „Aus der Tiefe“ (Ebd. 1876). Aus diesem letzten Bändchen ist besonders der Cyklus „Fünf Treppen hoch“ hervorzuheben.

Edler und auch reicher in ihrer Phantasie, aber nicht minder leidenschaftlich ist **Carmen Sylva**. Auch sie besitzt einen feurigen Schwung, eine große poetische Gestaltungskraft, aber sie läßt sich nie über die Grenzen, welche die Sitte dem Weibe gezogen hat, hinausreißen. Ihr Denken und Empfinden bewegt sich im ganzen weiten Kreise unserer Kultur. Sie beschäftigt sich ebensowohl mit den höchsten Fragen über Gott und Unsterblichkeit, wie mit der Lehre Darwins, und stets erhält sie das Auge ungetrübt. In der Form ist sie nicht immer mustergültig; sie liebt den rasch vorwärtsschreitenden Vers mit kecken Wendungen und läßt dabei auch hie und da eine Härte mit unterlaufen. Für den Klang und den Reim hat sie ein feines Ohr, doch bei den dahinstürmenden Gedanken kristallisiert sich der Wohllaut nicht immer rein heraus. Ihr bedeutendstes Buch ist bis jetzt „Meine Ruh“ (Berl. 1884), eine Sammlung von nicht weniger

denn 400 Gedichten. Sie durchmißt in diesen den Kreislauf des Jahres und zugleich auch den Kreislauf des Lebens. Der Januar beginnt mit Lebensweisheit und Parabel, im Februar tanzen und huschen der Dichterin die Thorheiten der Menschen vorüber; Spott und Satire schwingen die Geißel. Wiederholt benutzt die Dichterin für geistreiche Sprüche orientalische Formen. Die Interessen der feinen Gesellschaft charakterisiert sie in folgendem Spruche:

Wer war die Schönste auf dem Balle?
Wes schöne Frau kam jüngst zu Falle?
Das beste Pferd: in welchem Stalle?
Das meiste Geld: in welcher Kralle? —
Die vorhin schliefen, horchen alle.

Von der gleißenden Außenseite sagt sie:

Die Narrenkappen bergen schwere Herzen oft,
Die Lippe zuckt, das Auge brennt bei Scherzen oft,
Es zieht wie Leichenduft um helle Kerzen oft,
Du lachst im Übermaß von heißen Schmerzen oft.

Und für die Ehe rät sie:

Die Ehe muß man als Kunst erlernen,
Doch alle Lehrer davon entfernen,
Daß keiner ja dir die Farben mische,
Und nur Freund Amor lad' täglich zu Tische.

Im März gewinnt bereits die Gefühlslyrik das Übergewicht über die Gedankenpoesie, und im April und Mai sprießt ein üppiger Liebesfrühling auf. Im Juni steht der Sommer im höchsten Prangen; alles blüht, reift und schafft. Auf dieser Höhe des Lebens singt die Dichterin von sich:

So viele tausend Blätter
An jener Buche schweben,
So vielmal war ich fröhlich
Bis jetzt in meinem Leben.

So viele Sonnenstrahlen
Sich in die Zweige stehlen,
So vielmal ward mir Liebe
Von warmen Menschenseelen.

Und so viel tausend Tropfen
An jedem Blatte zittern,
So vielmal mußten Thränen
Die Freude mir verbittern.

Und so viel tausend Flocken
Auf Baumes Zweigen rasten,
So vielmal mußten Sorgen
Und Leid mein Herz belasten.

Doch so viel tausend Lieder
Auf jenem Baume klingen,
So viel hab' ich gesungen,
So viele werd' ich singen.

Im Juli feiert die Dichterin die Mutterliebe. Die hellsten, freudigsten und die schmerzvollsten Töne erklingen hier. Die ganze Fülle ihrer Stimmungen faßte sie in die Verse zusammen:

Der schönste Nam' im Erdenrund,
Das schönste Wort im Menschenmund
Ist: Mutter!
Ja, keines ist so tief und weich,
So ungelehrt gedankenreich,
Als: Mutter!

Ja, wem auch dieses Wort erklang,
Hat hohe Würde lebenslang,
Als Mutter!
Und die's besessen und entbehrt,
Der ist das Erdenglück verwehrt,
Der Mutter!

Mit dem August tritt die Dichterin ins Alltagsleben. Die bunten Bilder, die sie hier von Werkstatt, Straße, Küch' und Keller entwirft, sind ungemein anschaulich und haben viele originelle und auch ironische und satirische Striche. So singt die Wäscherin in ihrem Liede am Schluß:

Und sauber gewaschen, die sich befleckt,
Und schneeig wie Blumen, die schmutzbedeckt;
Ja, würde der Ruf bei mir eingeseift,
Ich hätte Millionen im Schrein gehäuft!

Die übrigen Dichtungen Carmen Sylvas sind „Stürme" (Bonn 1881), „Jehovah" (Lpzg. 1882), „Peleschs-Märchen", auch unter dem Titel „Aus Carmen Sylvas Königreich" (Ebd. 1883), „Mein Rhein" (Ebd. 1884) und verschiedene kleinere Publikationen. Auch hier zeigt sich die Verfasserin als eine geniale, durchweg originelle Dichterin, doch ist hier manches, sowohl in Bezug auf den Gedanken, wie in Hinsicht auf die Form noch nicht vollständig ausgereift. Das meiste ist zu skizzenhaft. — Unter dem Pseudonym Carmen Sylva verbirgt sich die Königin Elisabeth von Rumänien. Dieselbe wurde am 29. Dezember 1843 in Schloß Monrepos bei Neuwied als die Tochter des Fürsten Hermann zu Wied geboren, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, machte mehrere große Reisen und vermählte sich dann im Jahre 1869 mit dem Fürsten Karl von Rumänien.*) Leider ist die Ehe, da eine Tochter bereits im Alter von drei Jahren wieder starb, kinderlos geblieben.

Nur erst mit einem schmalen Bändchen „Dichtungen" (Lpzg. 1885) ist Alberta von Puttkamer (geb. den 5. Mai 1849) hervorgetreten. Sie bekundet darin ein kräftiges lyrisches Talent, das aber noch nicht genügend zur Entfaltung gekommen ist. Das Vollendetste sind die „Lieder an einen fahrenden Ritter."

Doch noch immer können wir diese mit ihrem Denken und Dichten im Leben der Gegenwart stehende Gruppe von Lyrikern nicht verlassen, denn neben den Pessimisten und Realisten ist auch noch eine Reihe von Optimisten und Idealisten zu nennen. Den Übergang von jenen zu diesen bildet **Max Kalbeck**, dessen Gedichte einen ernsten, selbst schwermütigen Charakter tragen und dennoch frei von Pessimismus sind. Der Dichter wurde am 4. Januar 1850 zu Breslau

*) Vergl. Natalie von Stackelberg, Aus Carmen Sylvas Leben. Heidelb. 1885.

geboren, studierte anfangs die Rechte, bildete sich dann aber auf dem Münchener Konservatorium theoretisch und praktisch in der Musik aus und lebt seit 1880 als Redakteur des Feuilletons und als Musikreferent der „Wiener Allgemeinen Zeitung" in Wien. Bisher sind von Kalbeck erschienen „Aus Natur und Leben" (Bresl. 1870), „Neue Dichtungen" (Ebd. 1872), „Nächte" (Hirschb. 1877) und „Zur Dämmerzeit" (Lpzg. 1881). Aus allen Gedichten spricht eine energische Thatkraft, der ernste Wille, das Leben trotz aller Hemmnisse zu einem harmonischen und schönen zu gestalten. In der Form erreicht der Dichter eine hohe Vollendung; besonders hervorzuheben ist seine Klangfülle. Das Lied und das Stimmungsgedicht gelingt ihm am besten, weniger die Ballade und Romanze. Ebenfalls ernst, aber mehr würdevoll und feierlich als weich lyrisch sind die „Gedichte" von **Ernst Ziel**, von denen hier jedoch nur die 1880 zu Leipzig erschienene zweite Auflage in Betracht kommt. Ziel lehnt sich sichtlich an Platen an und kommt auch dessen edler Formschönheit ziemlich nahe. Die meiste dichterische Kraft entfaltet er in der Ode. Zu Rostock am 5. Mai 1841 geboren, widmete sich Ziel anfangs dem Handelsstande, studierte dann aber Geschichte und Litteraturgeschichte, war von 1872 bis 1883 Redakteur der „Gartenlaube" und lebt jetzt zu Cannstatt in Württemberg. Leichter in Ton und Schritt sind die Wander-, Liebes- und Vaterlandslieder von **Hermann Grieben**. Sie feiern besonders den Rhein mit seinem edeln Rebensafte, seinen Burgen und seinen frohen Menschen. Eine warme Begeisterung trägt sie alle, und ein leichtflüssiger Vers giebt ihnen die Anmut und die Ungezwungenheit des Volksliedes. Sie erschienen unter dem Titel „Gesammelte Gedichte" zu Heilbronn 1875. Der Dichter ist zwar nicht, wie sich vermuten ließe, ein Sohn der Rheinlande, er wurde vielmehr am 8. Februar 1822 zu Cöslin in Pommern geboren, lebt aber bereits seit 1859 als ein Mitglied der Redaktion der „Kölnischen Zeitung" in der rheinischen Metropole. Vollständig ausgesprochen gegen den Pessimismus wenden sich die Gedichte von **Johannes Prölß** „Trotz alledem!" (Frankf. 1886). Sie führen das Motto „Ob Armut euer Los auch sei, hebt hoch die Stirn trotz alledem" und vertreten die Anschauung, daß trotz aller Not des Daseins das Leben dennoch als ein köstliches Gut zu schätzen sei, das uns in der Liebe und in der Schönheit der Welt eine Fülle von Freuden biete. Es geht ein frischer, erquickender Zug durch diese Lieder, und es dokumentiert sich in ihnen ein edler Sinn, ein mannhafter Charakter. In der Form strebt der Dichter dem glanzvollen Schwunge Freiligraths nach. Außer in diesen Gedichten leistete Prölß übrigens auch bereits Beachtenswertes in der Novelle. Er wurde am 4. Juli 1853 zu Dresden geboren, widmete sich nach kurzem Studium in Jena und Leipzig schon früh der journalistischen Thätigkeit und redigiert jetzt seit 1881 das Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" zu Frankfurt am Main.

Besonders das offene, empfängliche Gemüt betont **Karl Elze** (geb.

22. Mai 1821) in seinen „Gedichten“ (Halle 1878). Er rät: „Bewahr' dein Herz nur frisch und rein — Und öffne seine Pforten, — So zieht beglückend dir hinein — Ein Segen aller Orten.“ Mit der Heiterkeit eines frommen Gemüts tritt Gustav Emil Barthel (geb. 21. Juli 1835) in seinen feinsinnigen und wohllautenden Gedichten, die er in den Sammlungen „Scherz und Humor“ (Lpzg. 1875) und „Heiliger Ernst“ (Halle 1876) veröffentlichte, der düstern Weltanschauung des Pessimismus entgegen. Weiterhin bekennen sich Wilhelm Kunze, Paul Bähr, Ludwig Bund, Friedrich Storck, Karl Richter, Johannes Fastenrath, Julius Lohmeyer u. a. in ihren Gedichten zum Optimismus.

Den Humor in der sozialen Lyrik der Gegenwart endlich vertreten Richard Schmidt-Cabanis, Moritz Reymond, Oskar Blumenthal und Paul Schönfeld. Am vielseitigsten ist **Richard Schmidt-Cabanis**, der mit der Geißel seines Spottes und seiner Satire alle Auswüchse unseres Kulturlebens trifft. Mit köstlichem Witz weiß er die Mängel und Thorheiten in unserem politischen Leben lächerlich zu machen, so z. B. die „Leiden“ des Wahlmanns in der „Epistel an die Wahl-Frau“ und das Politisieren der Frauen in dem „frivol nach Schiller“ gedichteten Liede „Politische Frauenwürde“, und mit schalkhafter Ironie versteht er die Schäden in unserem Gesellschaftsleben zu beleuchten, z. B. in dem „Reise-Psalter“, welcher die Reisemanie verspottet, in der „Herbst-Elegie“, wo er sich gegen den krassen Realismus wendet, in dem Liede von dem „Mädchen aus der emanzipierten Fremde“, wo er die moderne Studentin charakterisiert, ꝛc. Die Form handhabt der Dichter mit großer Gewandtheit; er bewegt sich ebenso leicht im Versmaß der hochtönenden Ode, wie in dem des schlichten Volksliedes. Von seinen verschiedenen Sammlungen humoristischer und satirischer Gedichte nennen wir „Was die Spottdrossel pfiff“ (Berl. 1874), „Zoolyrische Ergüsse“ (Ebd. 1876), „Wechselnde Lichter“ (Ebd. 1881), „Brummstimmen der Zeit“ (Ebd. 1886) ꝛc. Der Dichter wurde am 22. Juni 1838 zu Berlin geboren, widmete sich anfangs der Schauspielerlaufbahn, mußte dieselbe aber aufgeben, da er lange Zeit an einer Lähmung des rechten Armes litt, wandte sich nun der schriftstellerischen Thätigkeit zu, redigierte viele Jahre die „Berliner Montags-Zeitung“ und ist jetzt Mitglied der Redaktion des „Berliner Tageblattes.“ Etwas enger begrenzt ist das Gebiet des Humors, den **Moritz Reymond** pflegt. Reymond wendet sich besonders gegen die Ausschreitungen des wissenschaftlichen Dilettantismus und die Anmaßungen der im vollsten Unfehlbarkeitsglauben einherschreitenden Bücher- und Afterweisheit. Seine geistreichste Satire ist „Das neue Laienbrevier des Häckelismus“ (Bern 1878); weiterhin sind zu nennen „Das Buch vom gesunden und kranken Herrn Meyer“ (Ebd. 1878), das den eingebildeten, in fachwissenschaftlichen Werken herumstudierenden Kranken den Narrenspiegel vorhält, „Das Buch vom bewußten und unbewußten Herrn Meyer“ (Ebd. 1879), „Naturforscher-Saturnalien“ (Ebd.

1879) und „Der kleine Jäger oder ‚Wer weise, wählt Wolle'. Ein lustig Reimbrevier für Rein- und Halbwollene" (Berl. 1886). Wie Schmidt-Cabanis, so bewegt sich auch Reymond mit spielender Leichtigkeit in allen metrischen Formen. Der Dichter, am 30. Juni 1833 zu Wien geboren, schlug zunächst die Offizierskarriere ein, ging dann aber zur Journalistik über, lebte von 1866 bis 1881 als Redakteur in Bern, von 1881 bis 1883 als solcher in Graz und ist jetzt Redakteur des „Schalk" in Berlin. Paul Schönfeld (geb. 4. Januar 1851) bietet in seinen „Satiren und Epigrammen" (Kaiserst. 1886) zwar nur einen Sprühregen von Stachelversen, allein jedes seiner Sonette, Epigramme 2c. ist ein kleines Kunstwerk; besonders hervorzuheben ist „Aus dem Tagebuche eines Strebers." Die satirischen Epigramme Oskar Blumenthals werden wir mit besprechen, wenn wir dessen Dramen abzuhandeln haben.

Die Epik der sozialen Dichtung ist bis jetzt unbedeutend geblieben. Während wir eine lange Reihe von Verfassern volkstümlicher Epen zu nennen hatten, findet sich hier kein einziger Dichter, der ein auch nur einigermaßen beachtenswertes episches Werk geschaffen hätte.

Anders verhält es sich mit dem sozialen Drama, das sich fort und fort einer sehr lebhaften Pflege zu erfreuen hatte. Trotzdem kam es bis jetzt über die erste Entwicklungsstufe nicht hinaus. Es lag dies jedoch nicht an der Talentlosigkeit der Dramatiker, sondern an dem Jagen derselben nach Erfolg, an dem Buhlen um die Gunst des großen Publikums. Bei diesem Hinarbeiten auf den Effekt wurde das Hauptgewicht auf die packenden Scenen gelegt, wenn sie sich auch nicht organisch aus der allgemeinen großen Handlung entwickelten, wurde ein übergroßer Wert dem fesselnden und witzigen Dialoge beigemessen, mochte er nun dem Charakter der betreffenden Personen entsprechen oder nicht. Infolgedessen machen die meisten Stücke dieser Richtung den Eindruck des handwerksmäßig Zusammengezimmerten. Der Grundgedanke wird nur selten klar und erschöpfend entwickelt, und die augenblickliche Wirkung ist über die dichterische gestellt.

Die große Menge der Dramatiker dieser Richtung scheidet sich in der Hauptsache in zwei Gruppen, von denen die erste mit ihren Tragödien, Schauspielen und Lustspielen noch auf künstlerischen Grundsätzen fußt, während die zweite mit ihren Lustspielen, Schwänken und Possen nur unterhalten will. Als kleine dritte Gruppe sind dann noch die Verfasser der Bauernkomödien zu nennen, die die sozialen Verhältnisse auf dem Lande schildern und sich dabei in den einfachen Formen des Volksschauspiels bewegen. Die erstgenannte Gruppe bilden vornehmlich Wilbrandt, Lindau, Lubliner und Blumenthal, doch ragt **Adolf Wilbrandt** um Haupteslänge aus dem Kreise der Genossen empor. Er ist eine echt poetische, fein empfindende Natur, ein Künstler, der mit hingebender Liebe bildet und schafft, der aber in Wien, wo er seit dem Beginn der siebziger

Jahre lebt, zwei verderbliche Einflüsse auf sich hat wirken lassen, denjenigen Laubes, der den Effekt in so einseitiger Weise bevorzugte, und denjenigen Makarts, welcher in erster Linie durch das Üppige und Farbenprächtige zu wirken suchte. Dadurch ist Wilbrandt aus seiner Natur, die nach dem Edeln und Feinsinnigen strebt, herausgetreten und ins Schwanken geraten; er hat bald zum Krassen geneigt, wie in dem Schauspiel „Die Tochter des Herrn Fabricius", bald zur blendenden Farbenglut, wie in der Tragödie „Arria und Messalina", dagegen den anmutigen, herzgewinnenden Ton, mit dem er zuerst die Aufmerksamkeit auf sich zog, nicht wieder gefunden.

Wie Heinrich Kruse, so ist auch Wilbrandt ein Sohn des Ostseestrandes. Er wurde am 24. August 1837 zu Rostock geboren, studierte anfangs auf der Universität seiner Vaterstadt die Rechtswissenschaft, vertauschte dieses Studium dann aber mit dem der Philosophie und Geschichte und widmete sich diesem auch auf den Universitäten von Berlin und München. Darauf trat er 1861 als Mitredakteur in die Redaktion der neugegründeten „Süddeutschen Zeitung" in München, gab aber bereits im folgenden Jahre die journalistische Thätigkeit wieder auf und lebte nun teils in Südfrankreich, teils in Italien, bis er 1865 nach München zurückkehrte und nun dort bis 1871 schriftstellerisch thätig war. Im Jahre 1871 siedelte er nach Wien über, verheiratete sich hier 1873 mit der gefeierten Schauspielerin am Burgtheater Auguste Baudius und trat, da er sich mittlerweile einen geachteten Namen als Dramatiker erworben hatte, am 1. Dezember 1881 als Direktor des Hofburgtheaters an Dingelstedts Stelle.

Seinen ersten dramatischen Versuch machte Wilbrandt mit den kleinen Lustspielen „Unerreichbar" (Berl. 1870), „Jugendliebe" (Wien 1872) und „Die Vermählten" (Ebd. 1872) und dem Schauspiele „Der Graf von Hammerstein" (Ebd. 1870). Die beiden Einakter „Unerreichbar" und „Jugendliebe" gehören mit zu den anmutigsten und feinsten deutschen Lustspielen. Die Charaktere sind geistreich gezeichnet, und der kleine Konflikt wird in graziöser und interessanter Weise entwickelt. Besonders anziehend ist in dem letztgenannten Stück das übermütige und verzogene Trotzköpfchen Adelheid, das durch die Macht der ersten tiefen Liebe aus dem tändelnden Kinde zur leidenschaftlich empfindenden Jungfrau wird. In dem dreiaktigen Lustspiele „Die Vermählten" behandelt Wilbrandt den Konflikt eines jungen Paares, das nur gezwungen die Hände ineinander gelegt hat und nun erst durch eine Krisis geht, bevor sich die Herzen finden. Der Ernst dieses Stoffes ist von dem Dichter nicht ganz bezwungen worden; nicht selten klingt unwillkürlich ein scharfer Ton durch den heitern und witzigen Dialog, und wiederholt steigt eine bange Besorgnis für die glückliche Wendung in uns auf. Die Lösung ist denn auch keine vollständig befriedigende, aus dem tieferen Seelenleben heraus sich ergebende. Daß dem so sein würde, befürchtete wohl auch der Dichter selbst, denn er umgab die Haupthandlung

Adolf Wilbrandt.

mit bunten possenhaften Nebenhandlungen, die aber die Schwächen des Stückes nicht zu verdecken vermögen. Das historische Schauspiel „Der Graf von Hammerstein" führt in das elfte Jahrhundert und schildert das Schicksal zweier Liebenden, Ottos und Irmgards, die Kaiser Heinrich II. zu trennen sucht, weil er dem Grafen Otto von Hammerstein nicht wohl will. Der Kaiser stirbt aber glücklicherweise alsbald, worauf sein Nachfolger, Kaiser Konrad, dem Paare Glück und Frieden zurückgiebt. Also nicht durch die eigene Kraft des Helden wird dessen Schicksal bestimmt, sondern durch zufällige Ereignisse, die von außen her auf ihn wirken. Mit diesem Grundfehler fällt denn leider das Stück, welches sonst verschiedene hübsche Genrebilder und eine ganze Reihe ansprechend gezeichneter Figuren bietet.

Unmittelbar auf diese Erstlingswerke ließ sodann Wilbrandt seine bis jetzt gelungenste Schöpfung, das dreiaktige Lustspiel „Die Maler" (Wien 1872), folgen. Mit Recht hat man das resolut aus dem Leben geschöpfte Stück neben Freytags „Journalisten" gestellt. Ist es auch nicht so geistreich wie dieses Lustspiel, so darf es doch mit seiner treuen Widerspiegelung bestimmter moderner Kulturzustände und seiner sonnigen Heiterkeit als ein Gegenstück zu den „Journalisten" bezeichnet werden. Es führt in das bunte Atelierleben einer Kunststadt und läßt eine ganze Reihe überaus feingezeichneter, origineller Künstler an uns vorüberdefilieren, den behaglichen Werner, den vornehmen Historien- und Porträtmaler Oswald, den flotten Koloristen Simson, den bescheidenen Tiermaler Mockert, dessen „Force" besonders „Schafe im Sturm" sind, vor allem aber die „graue Motte", die Schwester Werners, „ein Mädchen, das keines ist", das wegen seiner Schlichtheit und Reizlosigkeit als eine Art sächlichen Wesens betrachtet wird, als ein „guter Kerl", dem man seine Geheimnisse anvertrauen, von dem man einen guten Rat bekommen kann. Tag für Tag steht sie im grauen Kittel mit großer Brille und einem Hut „aus der Steinzeit" im Atelier und müht sich ab mit ihrem Bilde „Die Tochter Jephtas". Sie will sich mit aller Energie zum „erwerbsfähigen Weibe" emporarbeiten, allein es fehlt ihr zur Malerei die Hauptsache, das Talent. Schmerzbewegten Herzens erkennt sie das schließlich selbst. Da in ihrer tiefsten Niedergeschlagenheit tritt plötzlich und ganz unerwartet der Wendepunkt ihres Lebens ein. Sie muß bei der Feier ihres Geburtstages eine Märchenprinzessin, „Die Gräfin von Barcelona", darstellen, und hierbei gewahren die Maler zu ihrem Erstaunen, welch nixenhafte Anmut bisher unter dem grauen Kittel verborgen war. Oswald befreit sich daher aus dem Netze einer koketten Witwe und führt nun das reizvolle Mädchen, welches schon längst sein Herz an den geliebten Mann verlor, unter dem Jubel des ganzen Malervölkchens heim. Ein frischer, flotter Zug geht durch das ganze Stück; wirklicher, echter Künstlerhumor belebt die Scenen, und eigenartige, uns lebhaft interessierende Menschen bewegen sich in ihnen. Einige

Unwahrscheinlichkeiten wird man dabei leicht übersehen. Wir bringen unten einen Teil des zweiten Aktes zum Abdruck. Leider erhielt sich Wilbrandt nicht auf der sonnigen Höhe dieser Dichtung; er schrieb zunächst drei Römertragödien, „Cajus Gracchus" (Wien 1873), „Arria und Messalina" (Ebd. 1874) und „Nero" (Ebd. 1876), weiterhin „Kriemhild" (Ebd. 1877), „Robert Kerr" (Ebd. 1880), „Die Tochter des Herrn Fabricius" (Ebd. 1883), „Johann Ohlerich" (1884) ꝛc. Einen tieferen Eindruck haben nur „Arria und Messalina" und „Die Tochter des Herrn Fabricius" gemacht. Das erstere Stück ist ein farbenglühendes Sittenbild der entarteten römischen Kaiserzeit. Die allverzehrende Leidenschaft der verworfenen Kaiserin, die sinnliche Glut, der flammende Haß, das alles ist mit packendem Realismus geschildert, allein es fehlt das Dämonisch-Fesselnde, das Großartige des Charakters, und darum wirkt die Heldin mehr und mehr abstoßend. Zudem ergeben sich die Konflikte nicht ungezwungen. Der Gesamteindruck des Stückes ist daher schließlich ein unerquicklicher. Nicht minder aufregend ist das Schauspiel „Die Tochter des Herrn Fabricius", das in der Gegenwart spielt. Eine krankhafte Nervosität zittert durch das ganze Stück; krasse Effekte wechseln fortwährend mit tief erschütternden Rührungsmomenten, und ein Akt riesengroßen Edelmuts bringt die Handlung zum Abschluß. Auch hier läßt es das mannigfach Peinliche und Unbehagliche zu keinem reinen Genuß kommen. Weit erquicklicher als diese Dramen sind die Novellen und Romane des Dichters. Wir nennen hier besonders „Fridolins heimliche Ehe" (Wien 1875) und „Meister Amor" (2 Bde., Wien 1880), die erstere Geschichte wegen ihres liebenswürdigen Humors, die letztere wegen ihrer vielen feinen und anmutigen Charakterzeichnungen und des in geistreicher Weise gezeigten Gegensatzes zwischen schauspielerischer Kunst und schauspielerischem Dilettantismus.

Aus „Die Maler."

Ein Teil des zweiten Aktes. Atelier Oswalds.

Else ist für das Fest, welches man zur Feier ihres Geburtstages begehen will, von dem Maler Simson in das Gewand der „Gräfin von Barcelona" gehüllt und mit Diadem und Schleier geschmückt worden.

Simson: Stehen Sie auf, ich danke Ihnen: die romantische Schönheit ist fertig!

Else (steht auf): Ist das mein Dank? Spotten Sie noch über mich?

S.: Nein, bei Gott; (ehrlich verwundert) es ist sehr merkwürdig, Else, wie gut Sie aussehen! Da ist der Spiegel: schauen Sie nur hinein. Schauen Sie hinein! — Sehen Sie, wie der Tiermaler sich freut, daß Sie uns so wunderbar gelungen sind; wie sein holdes Antlitz sich verwundert.

Plato: Was haben wir aus Else gemacht?

E. (vor dem Spiegel, lächelnd): Wahrhaftig, ich sehe aus wie ein wirklicher Mensch! (seufzt) Es wäre hübsch, könnte man so eine Täuschung aufrecht erhalten; — doch es wär' auch eine recht gemeine Lüge.

(Tritt vom Spiegel zurück.) Ihr guten Menschen, ich dank' euch; — ich schäme mich nur so sehr. Ich fürchte, Oswald wird über den Unsinn schelten!

S.: Was geht Oswald Sie an? (Eine Geige beginnt hinter der Scene eine lustige Melodie.) Horch; Hurra!

E. (erschreckend): Mein Gott, was ist das!

S.: Wir kommen, Else; wir kommen. (Sie will fort; er hält sie fest.) Hier bleiben Sie stehn!

E.: In diesem Narrenkleid! — Vor Oswalds Augen!

S.: Was gehen Oswalds Augen Sie an! (Mit Plato nach rechts hinaus. Else steht mitten im Atelier, die Hände vor dem Gesicht. Voran tritt Anton der Farbenreiber ein, die Geige spielend, darauf Ubique, der Hausmeister der Maler, ein Tamburin schlagend, beide mittelalterlich als Mundschenk und Kellermeister gekleidet; dann Werner, Elses Bruder, und Oswald, mit je einem jungen Mädchen, alle in Kostüm, Werner mit Degen; zuletzt Simson mit Plato; feierlicher Umzug durch das Atelier.)

O. (tritt endlich vor Else hin): Stille da, Musikanten! — — Kluge, doch in diesem Augenblick sehr thörichte Else, da Du Dein schwesterliches Antlitz vor uns versteckst, — schau her, wir sind hier ganz unter uns Zigeunern: wir, Deine Hausgenossen, und diese wohlbekannten Kousinen unseres Plato, platonisch und tugendhaft wie er selbst, Blumenmalerin und Retoucheuse — lauter lächelnde, gottvergnügte Märtyrer der Kunst. Wir feiern heute einen tragisch doppeltfestlichen Tag: den Tag, an dem die gute Else Werner die Welt erblickte — und die schlechte Tochter Jephthas sie verließ. Indem sich mein eines Auge für die Grabrede feuchtet — (Else hat mittlerweile ihr Gesicht enthüllt und blickt Oswald an; er betrachtet sie in wachsender Verwunderung, verwirrt sich und spricht zerstreut und abgebrochen fort) fängt das andere für die fröhliche Geburtsrede zu lachen an — und in diesem erhabenen Zwiespalt der Gefühle — Zwiespalt der Gefühle — Else, wie siehst Du aus?

S.: Rede halten!

W.: Nicht aus dem Text fallen; vorwärts!

O. (sich allmählich fassend, herzlich): Liebe Schwester Else! Es lag nicht im Plane der Vorsehung, einen weiblichen Apelles oder Raffael aus Dir zu machen; (sich halb humoristisch an die Maler wendend) murren wir darum nicht! Wenn auch „nicht alle Blütenträume reiften", Deine Seele hat ihre Schuldigkeit gethan: sie hat mit Lachen und Weinen, bei Wasser und Wein im Idealen gelebt! (Sie sieht ihn gerührt an, er verwirrt sich wieder.) Und während wir also die Tochter Jephthas begraben — Friede ihrer Asche — preisen wir den großen, unbekannten Meister, dem Du gelungen bist, und freuen uns dieses Werks mit neidloser Freude und rufen: Unsere kluge Else hoch! Dreimal hoch!

Alle: Die kluge Else hoch! (Musik. Ubique hat mittlerweile von rechts Humpen herangeschleppt; sie stoßen an und trinken.)

E. (gerührt): Guter Oswald — dafür muß ich Dich küssen! (Will ihm um den Hals fallen, verwirrt sich dann, da sie ihm in die Augen sieht, legt nur verlegen den Kopf an seine Schulter. Er streicht ihr über das Haar; sie macht sich los und tritt wieder zurück.)

W. (harmlos). Das ist ein seltsamer Kuß! — — Kinder, auf zum Bankett! Wo bleibt unsere Tafel? Ubique, Anton, heran! — Ich habe seit fünf Minuten einen hölliſchen Durst, und nur um meinen Humpen würdevoll auszutrinken, halte ich folgende Rede: „Mir ist alles eins; es lebe die Kunst!"

Alle (heiter): Es lebe die Kunst! (Stoßen an und trinken. Blume ist hinten an die Thür getreten, starrt verwundert herein.)

B.: Es lebe die Kunst! — Was für ein Karnevalsfest wird denn hier gefeiert? (tritt auf Oswald zu) Mensch, Meister, ich erkenne Sie ja gar nicht. — Kommen Sie her! Einen Brief für Sie hab' ich in der Tasche. — (Zieht ihn nach vorn.)

O. (während Ubique und Anton von rechts den gedeckten, beleuchteten und mit Blumen geschmückten Tisch hereintragen, ungeduldig): Was wünschen Sie? In diesem Augenblick —

B. (halblaut): Ein Glück, daß ich Sie finde! Sehen Sie diesen Brief, von Ihr —

O.: Von wem?

B.: Sie fragen, von wem? Barbar! Die

schöne Frau schickt Ihnen diesen Brief. Schickt ihn (elegisch und stolz zugleich) durch ihren getreuen Ritter — um ganz sicher zu sein —

O.: Ein Brief von Leonore — an mich?

B.: An Sie! (gutmütig lächelnd) Die schöne Frau hat mir etwas vom Inhalt vertraut: es handelt sich um eine Überraschung für ihren Bräutigam — und auch für mich. (glücklich) Sie denkt auch an mich! (seufzend) Zuweilen denkt sie auch noch ein wenig an mich!

O. (will lesen): Sie verzeihn!

B.: Ich ziehe mich zurück! — Gott, hier ist potenzierte Künstlerluft, göttlich malerische Stimmung: hier bleib' ich hängen, hier komm' ich nicht los. (Zu den andern, die sich mittlerweile gesetzt haben, — einen Humpen ergreifend) Lassen Sie mich mit von Ihrem Bunde sein; — es lebe die Schönheit!

Pl.: (leise sanft) Wär' es nicht besser, wir würfen ihn hinaus?

W. (leise): Kinder, er ist Mäcen, er kauft Bilder; ehren wir in ihm die Sache, trotz der Person! (laut) Kunstfreund, kommen Sie her!

S.: Gebt ihm einen alten Hut, hängt ihm einen Teppich um.

B.: Irgend was Seidenes, was Buntes; macht ein Gemälde aus mir. Es ist mir danach zu Mut, mich einmal ganz als Farbenstimmung zu fühlen; — es lebe das Kolorit! (Werner und Simson führen ihn lachend hinter die spanische Wand. Else sitzt links an der Tafel, Oswald von ferne betrachtend.)

O. (für sich): Nun bei Gott, das ist ein seltsamer Brief! (liest nochmals) „Mein Freund! Sie haben mich heute nachmittag auf den Tod verwundet; nicht am Arm! der wird morgen gesund sein — sondern an dem Punkt, der alles ist oder nichts. Ich vergebe Ihnen nur, wenn Sie heute abend auf dem Maskenball bei unserm Gesandten erscheinen; Ihre Einladungskarte leg' ich ein; — um neun Uhr werd' ich im kleinen Palmenzimmer sein, unbegleitet, nur mit meinem wundersamen Zorn auf Sie gerüstet. Ich weiß nicht, was ich schreibe! Vielleicht bin ich — nur krank. Sie kommen! — Leonore." (Das Billet zerknitternd) Das also ist die Überraschung für ihren Bräutigam — und mit dieser fieberheißen Romanze schickt sie ihren Blume zu mir!

W. (lachend): Bravo! (Sie führen Blume wieder hervor, mit einem abenteuerlichen Hut und Mantel ausstaffiert, und geleiten ihn an den Tisch.) Hierher, Blume; thun Sie mir Bescheid!

O. (lacht): Sieh da, welch eine Blume! (am Tisch) Lustig, lustig; unser Bankett beginnt! Es giebt eine Schlange, die mich aus diesem Paradies hinweglocken will; doch so wahr ich hier fühle, was Gemütlichkeit ist —

S. (phlegmatisch): Kinder, ich denke, vor allem lebe die ganze holde Weiblichkeit, die uns Gesellschaft leistet: unsere Evastöchter! (Stoßen an, trinken.)

B. (steht auf): Meine Damen und Herren —

W. (erschrocken, halblaut): O weh! Blume will reden. Wir sind alle verloren.

B. (seinen Humpen hebend): Meine Herren und Damen —

S.: Regen Sie sich nicht auf, Blume! Setzen Sie sich wieder hin.

O.: Nicht doch! Redefreiheit!

B.: Redefreiheit! Meine Damen und Herren! Wenn alle reden, so vergönnen Sie mir auch ein kurzes Wort: ein Wort über die Kunst! Da wir hier so glücklich, so ideal beisammen sind —

S.: Auf den Stuhl steigen!

Die andern: Auf den Stuhl steigen — Bravo!

B.: Gut, ich steige auf den Stuhl. Meine Freunde, wer die Idee dieses Abends hatte, dem bring' ich mein Glas! Im Leben wie in der Kunst entscheidet die Idee —

W.: Bravo! Eine gute Idee.

P.: Auf den Tisch steigen! Wenn Sie so hochfliegende Ideeen haben, so steigen Sie auf den Tisch.

B. (etwas in Verwirrung gesetzt): Gut; ich steige auf den Tisch. (Die Maler, um die Tafel herumsitzend, halten humoristisch feierlich die Leuchter in die Höhe.) Meine Freunde, — was ist die Kunst? Wenn ich es denn

mit drei Worten sagen soll: sie ist die göttliche Ruhe —

S.: Dann sollten Sie sich zur Ruhe setzen, Blume; kommen Sie herunter.

W.: Die Kunst ist das göttliche Schweigen —

B.: Nein, nein, nein, meine Herren! Die Kunst ist die höchste Ruhe, allerdings — aber zugleich, und eben deshalb, ist sie auch die höchste Bewegung —

S. (steht auf): Bewegung! Bravo; es lebe die Bewegung! — Fräulein Fanny, bewegen wir uns! (Nimmt eins der lachenden Mädchen, tanzt mit ihr ins Zimmer hinein.)

W.: der Gedanke ist gut! Das kann uns retten! (Winkt dem Farbenreiber, der sogleich einen lustigen Tanz zu spielen anfängt, und tanzt mit der andern Kousine Platos hinterdrein. Plato tritt zu Else, schwenkt sie trotz ihres Widerstrebens herum. Oswald steht und lacht, ergreift dann Ubique und tanzt toll drauf los.)

B. (höchst verdutzt, dann lauter und lauter): Meine Freunde — nur noch ein letztes Wort! Nur noch ein letztes Wort! Die Kunst, wenn sie auch die Bewegung ist — die Kunst — Meine Freunde, die Kunst —! (Niemand hört auf ihn. Alle tanzen.)

Die Dramen von **Paul Lindau** besitzen einen weit geringeren poetischen Gehalt als diejenigen Wilbrandts, aber sie bieten viel schärfere Zeitbilder. Sie stehen mitten in der geistigen Atmosphäre unserer Tage, sind durch und durch mit den Stimmungen durchsetzt, von denen die Gegenwart erfüllt ist, und behandeln meistens Fragen von allgemeinstem Interesse. Leider besitzt der Dichter keine Phantasie; er vermag daher keine reichere Fabel zu erfinden, keinen großen, reichgegliederten dramatischen Bau aufzuführen; seine Handlung ist immer unbedeutend und leidet an vielen Unwahrscheinlichkeiten. Dagegen versteht er lebendige, fesselnde Scenen zu entwickeln; er hat die französischen Dramatiker Dumas, Augier, Sardou u. a. genau studiert und handhabt nun die theatralische Technik mit außerordentlichem Geschick. Nicht minder gewandt weiß er den Dialog zu führen, den er stets mit einer Fülle von Bonmots, Scherzen und witzig-satirischen Wendungen ausstattet. Bei der Zeichnung der Charaktere endlich fehlt ihm wieder die schaffende Kraft. Er weiß wohl die Verkehrtheiten seiner Personen ganz bestimmt zu kennzeichnen, aber es mangelt ihm nun die dichterische Fähigkeit, aus den mancherlei Ingredienzen den lebendigen Menschen zu bilden. Der Dichter schrieb bis jetzt die Stücke: „Marion", „In diplomatischer Sendung", „Maria und Magdalena", „Diana", „Ein Erfolg", „Tante Therese", „Der Zankapfel", „Johannistrieb", „Gräfin Lea", „Verschämte Arbeit", „Jungbrunnen", „Mariannens Mutter" und in Gemeinschaft mit Lubliner „Frau Susanne". Die Dramen erschienen im Buchhandel unter dem Titel „Theater" (4 Bde., Berl. 1879—81); die drei zuletzt genannten Stücke fehlen jedoch in dieser Sammlung. Das meiste Glück machten das vieraktige Schauspiel „Maria und Magdalena" und das ebenfalls vieraktige Lustspiel „Ein Erfolg", beide hauptsächlich der interessanten und lebendigen Scenen im dritten Akte wegen.

Bereits vor seinem Auftreten als Dramatiker zog Lindau die Aufmerksamkeit durch verschiedene satirisch-kritische Schriften auf sich, die er unter den

Titeln „Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters“ (2 Bde., Lpzg. 1870 bis 71), „Litterarische Rücksichtslosigkeiten“ (Ebd. 1870) ꝛc. herausgab. Es geht ein frischer, kecker Ton durch diese Plaudereien; oft sind die Geißelhiebe, die der Verfasser austeilt, ganz am rechten Platze, noch öfter aber geht der Autor „in unerfahrenem Übereifer und jugendlicher Kampflust“, wie er später selbst einmal sagt, zu weit. Weiterhin hat Lindau auch litterarhistorische Arbeiten veröffentlicht, „Molière. Eine Ergänzung der Biographie des Dichters aus seinen Werken“ (Lpzg. 1872), „Alfred de Musset“ (Berl. 1876) ꝛc., denen es jedoch an Gründlichkeit fehlt. In jüngster Zeit ist Lindau auch als Novellist hervorgetreten und hat sich hier als gewandter, wenn auch nicht tiefer gehender Erzähler erwiesen. Wir nennen „Herr und Frau Bewer“ (Bresl. 1882), „Toggenburg und andere Geschichten“ (Ebd. 1883), „Mayo“ (Ebd. 1884) und „Helene Jung“ (Stuttg. 1885).

Aus dem Leben des Dichters sind nur sehr wenige Momente hervorzuheben. Lindau wurde am 3. Juni 1839 geboren, machte den gewöhnlichen Bildungsgang durch und ging dann auf fünf Jahre nach Paris, wo er besonders die französische Litteratur des 17. und 18. Jahrhunderts studierte. Nach seiner Rückkehr in die Heimat war er einige Zeit Redakteur der „Düsseldorfer Zeitung“, dann der „Elberfelder Zeitung“ und der belletristischen Zeitschrift „Das neue Blatt“, worauf er 1872 in Berlin die politisch-litterarische Wochenschrift „Die Gegenwart“ und 1877 die Monatsschrift „Nord und Süd“ gründete. Von der Redaktion der „Gegenwart“ trat er sodann 1881 wieder zurück, die Herausgabe von „Nord und Süd“ leitet er dagegen noch jetzt.

Paul Lindau nahe verwandt ist **Hugo Lubliner**, der anfangs seine Stücke unter dem Pseudonym Hugo Bürger veröffentlichte. Auch Lubliner ist ein Kenner des modernen Gesellschaftslebens, auch er weiß die Mängel und Schäden desselben geschickt herauszugreifen und zum Vorwurfe seiner Stücke zu machen, allein er bringt es nie zu einer klaren Fabel. Er überfüllt die ersten Akte mit Konflikten und ist dann außer stande, dieselben in den letzten zu lösen. Vieles bleibt daher bei ihm unklar und verworren. In der Zeichnung der Charaktere lehnt er sich oft an fremde Muster an. Seine bekanntesten Stücke sind „Der Frauenadvokat“, „Die Modelle des Sheridan“, „Die Frau ohne Geist“, „Fourfix“ und „Aus der Großstadt“. Die „Dramatischen Werke“ des Dichters erschienen in 4 Bänden 1881 bis 1882 zu Berlin. — Lubliner wurde am 22. April 1846 zu Breslau geboren, wandte sich anfangs der Textilindustrie zu, widmete sich dann aber, als 1873 sein Lustspiel „Der Frauenadvokat“ Erfolg gehabt hatte, ganz der Bühnenschriftstellerei. Seinen Wohnsitz nahm er seitdem in Berlin.

Aus den bürgerlichen Kreisen, in denen Lindau und Lubliner sich bewegen, führt **Oskar Blumenthal** in die oberen Gesellschaftsschichten. Die bedeutendsten

Stücke dieses Dramatikers sind die Lustspiele „Der Probepfeil" (1883) und „Die große Glocke" (1884) und das Schauspiel „Ein Tropfen Gift" (1885). Auch dieser Dichter schließt sich eng an die Franzosen an, sowohl in Bezug auf die Führung der Scenen, wie auf die Zeichnung der Figuren. Aber er bleibt immer weit hinter seinen Mustern zurück, weil er nur eine sehr geringe Erfindungsgabe besitzt. Seinen Stücken fehlt es daher an dramatischer Energie. Der Dialog ist dagegen immer glänzend, witzig und meist charakteristisch. Einen litterarischen Wert besitzen die Dramen nicht. Schon lange, bevor sich Blumenthal durch seine Stücke bekannt machte, zog er die Aufmerksamkeit durch eine große Menge von satirischen Plaudereien, witzigen Epigrammen, Spott- und Stachelversen ꝛc. auf sich. Gesammelt erschienen dieselben in einer ganzen Reihe von Bändchen; wir nennen nur „Zum Dessert" (Bern 1879), „Aus heiterm Himmel" (Ebd. 1880) und „Von der Bank der Spötter" (Berl. 1884). — Blumenthal wurde am 13. März 1852 zu Berlin geboren, studierte Philologie, ging aber bald zum Journalismus über und war viele Jahre Feuilletonredakteur des „Berliner Tageblattes". In jüngster Zeit hat er jedoch alle journalistische Thätigkeit aufgegeben und widmet sich nur noch einzig und allein litterarischen Arbeiten.

Als das Gefolge der Wilbrandt, Lindau und Lubliner sind die noch um Anerkennung ringenden jungen Dramatiker Voß, Friedmann, Klapp und Triesch zu betrachten. Richard Voß (geb. 2. Februar 1851) besitzt eine reiche Phantasie, neigt aber leider allzusehr zum Krassen, Phantastischen und Düstern. Der Pessimismus lastet oft erdrückend auf seinen Gestalten und giebt ihnen ein schmerzverzerrtes Antlitz. Der Dichter hat bereits eine ganze Reihe von Dramen geschrieben, von denen auch zwei mit Preisen gekrönt wurden, dennoch hat sich noch kein einziges längere Zeit auf dem Repertoire erhalten. Wir nennen „Die Patrizierin" (Frankf. 1881), „Luigia Sanfelice" (Ebd. 1882), „Regula Brandt" (Lpzg. 1883), „Der Mohr des Zaren" (Frankf. 1883), „Pater Modestus" (Lpzg. 1883) und „Alexandra" (1886). Die beiden letztgenannnten Stücke dürften die bis jetzt gelungensten sein. Das erste von diesen behandelt die Cölibatsfrage, das andere die Frage des Rechts der Verführten auf Sühne. Außer den Dramen hat Richard Voß eine Anzahl Romane und Novellen veröffentlicht, die ebenfalls von trostlosem Pessimismus beherrscht werden. In einer helleren Atmosphäre bewegen sich die Stücke von Alfred Friedmann (geb. 26. Oktober 1845), die Lustspiele „Geben ist seliger denn Nehmen" (1879), „Der Ausgleich" (1880), „Ein Wiedersehen" (1880) und auch die Tragödie „Eine mediceische Hochzeitsnacht" (Lpzg. 1882). Leider gebricht es derselben an einer festgeschlossenen Handlung. Neben seinen Dramen gab Friedmann auch eine Anzahl kleiner graziöser Epen, verschiedene Novellen und mehrere Sammlungen lyrischer Gedichte heraus, in denen er sich als anmutiger, wenn

auch nicht besonders eigenartiger, Poet bekundet. Weit beweglicher als die Friedmannschen Stücke, sowohl in Bezug auf die Handlung, wie auf den Dialog, sind die Lustspiele von Michael Klapp (geb. 1834) „Rosenkranz und Güldenstern" (1879) und „Fräulein Kommerzienrat" (1882). Das erstgenannte fand besonders wegen der drolligen Scenen, in denen das moderne Touristenleben verspottet wird, vielen Beifall. F. G. Triesch (geb. 16. Juni 1845) führt mit seinem sorgfältig aufgebauten Lustspiele „Neue Verträge" (1880) in die Welt des Handels, und Otto Felsing (geb. 12. Januar 1854) mit seinem Schauspiel „Die Tochter des Präsidenten" (1882) in geschickt verschlungene gesellschaftliche Konflikte.

Weiterhin können noch als Dramatiker dieser Gruppe Ludwig Schneegans, Karl Wartenburg, Max Nordau, Julius Werther, Karl von Moy, Ludwig Fulda, E. Henle (Pf. von Elise Levi), Heinrich und Julius Hart, Adam Müller-Guttenbrunn, A. Günther (Pf. von Elimar, Herzog v. Oldenburg) und Felix Philippi genannt werden.

Dem Unterhaltungsbedürfnisse kamen mit Stoffen aus dem sozialen Leben der Gegenwart besonders Adolf L'Arronge, Gustav von Moser, Ernst Wichert, J. V. von Schweitzer und Franz von Schönthan, ferner Justinus, Heinemann, Rheinisch, Gerstmann u. a. entgegen. Den meisten Erfolg erzielte **Adolf L'Arronge.** Dieser Dramatiker schien dazu berufen zu sein, eine neue Blüte des Volksstücks herbeizuführen; er ist jedoch über die ersten Versuche nicht hinausgekommen. Der Dichter besitzt ein reiches Talent; besonders weiß er scharf und treffend zu charakterisieren, außerdem ist ihm ein liebenswürdiger, zum Herzen sprechender Humor eigen; dagegen mangelt es ihm an der Fähigkeit, eine festgeschlossene, energisch sich entwickelnde Handlung aufzubauen; die Scenen reihen sich mosaikartig aneinander, und der Grundgedanke tritt nur ungenügend in die Erscheinung; meist wird er zuletzt durch einen possenhaften Schluß ganz verdeckt. Der Dichter schrieb zunächst eine Anzahl Possen und Schwänke, die unbeachtet vorübergingen, bis er mit der Posse „Gebrüder Bock" (1870) einen ersten Erfolg errang. Sodann verfaßte er das Volksstück „Mein Leopold" (1873) und die Lustspiele „Hasemanns Töchter" (1877), „Doktor Klaus" (1878), „Wohlthätige Frauen" (1879), „Haus Lonei" (1880), „Der Kompagnon" (1880), „Die Sorgenlosen" (1882), „Das Heimchen" (1883) ꝛc. Eine Sammlung der bedeutenderen dieser Stücke gab er unter dem Titel „Dramatische Werke" (6 Tle., Berl. 1879—82) heraus. Das meiste Glück machten „Mein Leopold" und „Doktor Klaus". In dem ersten Stücke schildert er in dem ehrsamen Schuhmacher Gottlieb Weigel einen Vater, der durch die blinde Liebe zu seinem Sohne, der ein Schurke geworden ist, ins tiefste Unglück gestoßen wird. Der alte Schuster mit seiner rührenden Liebe zu dem Mißratenen, mit seiner schmerzvollen Trauer in seiner Verlassenheit ist mit Meisterhand gezeichnet. Nicht

minder gelungen sind verschiedene packende Scenen und anmutige Genrebilder. Leider begnügt sich dann aber der Verfasser mit einem rührseligen Schlusse, der den Konflikt nicht löst. Ähnlich verhält es sich in dem anderen Stücke, „Doktor Klaus". Auch hier ist die Hauptperson, man kann nicht sagen der Held, eine prächtig herausgearbeitete Figur, die mit ihrer gesunden Lebensanschauung erquickt und erheitert, aber auch hier fehlt es der Handlung an einem festen dramatischen Gefüge, ja die Scenen sind hier noch lockerer aneinandergereiht, als in „Mein Leopold". Der erste und zweite Akt korrespondieren nicht im geringsten mit einander, zwei ganz verschiedene Handlungen entwickeln sich, und diese werden dann im letzten Akte in possenhafter Weise zusammengefaßt, um das Stück zum Schluß zu bringen. Die Heilung eines jungen Barons vom Müßiggange, die gezeigt werden soll, ist ebenso unwahrscheinlich wie das Gebahren des „sogenannten" Dieners Lubowsky. — Adolf L'Arronge ist der Sohn des seiner Zeit sehr geschätzten Komikers E. Th. L'Arronge. Er wurde am 8. März 1838 zu Hamburg geboren, absolvierte das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin und studierte dann auf dem Konservatorium zu Leipzig unter Rietz, Moscheles und Hauptmann Musik. Darauf begann er als Theater-Kapellmeister ein langes und mühevolles Wanderleben, das ihn nach Köln, Königsberg, Würzburg, Stuttgart ꝛc. führte, bis er 1866 Dirigent der Krollschen Opernkapelle in Berlin wurde, wo es ihm gelang, seinen Stücken mehr und mehr Erfolg zu verschaffen. Er legte jetzt den Taktstock nieder, redigierte von 1869 bis 1872 die „Berliner Gerichts-Zeitung", leitete sodann von 1874 bis 1878 das Lobe-Theater in Breslau, kehrte darauf nach Berlin zurück, kaufte dort 1881 das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, gestaltete dasselbe in das „Deutsche Theater" um und ist nun seit 1883 Direktor desselben.

Ebenfalls wie L'Arronge sucht auch **Gustav von Moser** die Konflikte für seine Lustspiele und Schwänke im Familienleben des Bürgertums, verfährt aber bei der dramatischen Komposition und der Charakterisierung der Personen noch rücksichtsloser und gewaltthätiger als jener. Der augenblickliche Effekt, der Lacherfolg ist diesem Autor die Hauptsache, und mit außerordentlichem Geschick weiß er denselben herbeizuführen; ob die geschilderten Konflikte aber möglich sind, das kümmert ihn nicht, wie ihm denn überhaupt künstlerische Bestrebungen vollständig fern liegen. Den meisten Beifall fanden die Stücke „Kaudels Gardinenpredigten" (1871), „Ultimo" (1873), „Der Veilchenfresser" (1876), „Der Bibliothekar" (1878), „Krieg im Frieden" (1881), welches er zusammen mit Franz von Schönthan schrieb, „Reif-Reiflingen" (1885) ꝛc. — Moser wurde am 11. Mai 1825 zu Spandau geboren, war eine Zeitlang Offizier, widmete sich dann aber der Bühnenschriftstellerei und pflegt dieselbe noch jetzt. Den größten Teil des Jahres lebt er auf seinem Gute Holzkirch in Schlesien.

Einen etwas wärmeren Ton als Moser schlägt **Ernst Wichert** an. Er hat

Iffland und Benedix studiert und durchtränkt nun wie diese seine Stücke mit deutscher Gemütlichkeit und behaglichem Humor. Doch bewegt er sich immer nur in den hergebrachten Geleisen. Seine Fabeln sind Variationen von wiederholt schon verwerteten, seine Personen präsentieren sich als die nächsten Verwandten alter guter Bekannter, seine Scherzworte klingen an schon oft gehörte an — aber alles ist anmutig, liebenswürdig, gefällig, so daß sich die kleinen Konflikte leicht und lustig abspielen. Am meisten sprach sein Lustspiel „Ein Schritt vom Wege" (1876) an, in welchem in ergötzlicher Weise Verwicklungen geschildert werden, in die die junge, lebenslustige Frau von Schmettwitz auf ihrer Hochzeitsreise gerät, nachdem sie, um auf alle Fälle ein romantisches Abenteuer zu erleben, „einen Schritt vom Wege" gethan hat. Es kommt zu einer ganzen Reihe von Verwechslungen, bis am Schlusse sich alles vergnüglich löst. Ähnlich ist es in den übrigen Lustspielen des Dichters, „Der Narr des Glücks" (1876), „Biegen oder Brechen" (1874), „Die Realisten" (1874), „Der Freund des Fürsten" (1880) ꝛc. Doch nicht nur als Dramatiker, auch als unterhaltender Erzähler hat sich Wichert einen Namen gemacht. Er schrieb die Romane „Ein häßlicher Mensch" (2 Bde., Berl. 1868), „Hinter den Kulissen" (3 Bde., Berl. 1871), „Heinrich von Plauen" (3 Bde., Lpzg. 1881), „Eine vornehme Schwester" (Bresl. 1883) ꝛc. Besonders anziehend sind hier seine naturwahren Schilderungen von Land und Leuten des Nordostens. — Wichert wurde am 11. März 1831 zu Insterburg geboren, studierte in Königsberg die Rechtswissenschaft, war dann eine Zeitlang Kreisrichter an der russischen Grenze, bis er 1863 nach Königsberg versetzt wurde, wo er jetzt bis zum Oberlandesgerichtsrat emporgestiegen ist.

Genialer als Moser und Wichert ist **J. B. von Schweitzer**, doch gilt auch diesem nur als die Hauptaufgabe, das Publikum zu amüsieren. Sehr geschickt weiß er hierzu Tagesfragen zu verwenden, die gerade im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses stehen. Nicht minder gewandt zeigt er sich in der Entwicklung der Handlung. Es ist oft erstaunlich, wie geschickt er die Fäden führt, wie er sie verknüpft und dann wieder entwirrt, mit welch unerschöpflichem und blühendem Humor er seine Scenen belebt, aber ebenso überrascht es auch, mit welcher außerordentlichen Flüchtigkeit er das Gebäude seines Stückes aufbaut, wie grob er seine Figuren zeichnet — wie gewissenlos er sein schönes Talent vergeudet. Seine bekanntesten Stücke sind „Die Darwinianer" (1875), „Epidemisch" (1876), „Großstädtisch" (1876) und „Kousin Emil" (1876). — Schweitzer hatte bereits eine bewegte Vergangenheit hinter sich, als er, einer alten Neigung folgend, versuchte, sein Glück durch Theaterstücke zu machen. Er wurde am 12. Juli 1833 zu Frankfurt a. M. geboren, studierte die Rechtswissenschaft, wandte sich dann aber der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung zu, ward nach dem Tode Lassalles Präsident des Allgemeinen Deutschen Ar-

beitervereins und Redakteur des „Sozialdemokraten", verwickelte sich aber bald in Streitigkeiten mit seiner Partei und zog sich schließlich zu Anfang der siebziger Jahre vollständig von derselben zurück, um sich nur noch schriftstellerisch zu beschäftigen, starb aber bereits am 28. Juli 1875 am Nervenfieber auf einer Reise im Hotel Gießbach am Brienzer See.

Das Talent **Franz von Schönthans** ist noch in der Entwicklung begriffen. Die Lustspiele und Schwänke, welche er bis jetzt geschrieben hat, „Der Schwabenstreich" (1882), „Roderich Heller" (1883), „Der Raub der Sabinerinnen" (1884) und „Frau Direktor Striese" (1885), verraten einen scharfen Blick für die Thorheiten der Zeit und eine geschickte Hand, die Schwächen, welche gegeißelt werden sollen, nach allen Seiten hin bloßzustellen. Leider greift aber der Autor noch allzuoft nach den alten Mitteln der drastischen Situationseffekte, so daß er es zu einer ernsthafter zu nehmenden Schöpfung noch nicht gebracht hat. — Der Dichter wurde am 20. Juni 1849 in Wien geboren, schlug anfangs die militärische Laufbahn ein, ging dann aber zur Bühne und lebt jetzt — nach einer längeren Wanderzeit — als Bühnenschriftsteller in Berlin.

Von Oskar Justinus (Pf für O. J. Cohn, geb. 1839) wurde besonders das gefällige Lustspiel „Unser Zigeuner" (1878) bekannt; Heinrich Heinemann (geb. 1842) schrieb das mit amüsanten Verwicklungen ausgestattete Lustspiel „Der Schriftstellertag" (1883); Albin Rheinisch verfaßte das Lustspiel „Die Freunde der Frau" (1883), und Adolf Gerstmann (1885) das Volksschauspiel „Die Leute von Hohenselchow" (1882), das Lustspiel „Der Kernpunkt" (1885) ꝛc.

Die Gruppe der Verfasser von Bauernkomödien endlich wird in der Hauptsache repräsentiert durch Anzengruber, Ganghofer und Neuert. **Ludwig Anzengruber** war der erste Dramatiker, welcher in der in Rede stehenden Periode die Konflikte im Leben des Landvolkes zu Vorwürfen für Volksstücke nahm, und ist auch bis jetzt der bedeutendste derselben geblieben. Seine Stücke sind besonders deshalb zu schätzen, weil sie wirkliche Kulturbilder bieten, jedoch nicht von einer bestimmten Bauernschaft, etwa der oberösterreichischen oder der steirischen, sondern vom ganzen süddeutschen Bauernstande. Die Fragen, welche der Dichter in seinen Dramen behandelt, sind immer wichtige und tiefeinschneidende. Meist schildert er die Konflikte, welche sich aus dem Einwirken der Kultur auf das Gemüt und die Lebensverhältnisse der Bauern ergeben. Dabei tritt er auf die Seite des Fortschritts und verfolgt, beseelt von einem „treuen Glauben an die Menschheit im allgemeinen und an das Volk im besondern", wie er einmal selbst sagt, vor allem die „aufklärerische Tendenz". Im Aufbau seiner Stücke zeigt er sich immer sehr geschickt, und in der Charakteristik als ein Meister. In der Sprache ist er knapp, körnig und schlagend, gänzlich fern ist ihm sentimentale Weichlichkeit. Aller dieser Vorzüge geht er jedoch verlustig, sobald

er den ländlichen Boden verläßt und städtische Verhältnisse schildert; er verfällt dann sofort ins Unwahre und Krasse. Der Dichter machte sich zunächst durch das Volksstück „Der Pfarrer von Kirchfeld“ (Wien 1872) bekannt und schrieb dann ferner die Stücke „Der Meineid-Bauer“ (Ebd. 1872), „Der Kreuzelschreiber“ (Ebd. 1872), „Der G'wissenswurm“ (Ebd. 1874), „Der ledige Hof“ (Ebd. 1877), „Das vierte Gebot“ (Ebd. 1878), „'s Jungferngift“ (Ebd. 1878), „Die Trutzige“ (Ebd. 1878) ꝛc. Am vollendetsten ist die Tragödie „Der Meineidbauer“, die sich gegen die äußere Frömmelei des Landvolks wendet, und in der es wiederholt zu außerordentlich packenden Scenen kommt. — Doch nicht nur im Drama, auch in einer Reihe von Erzählungen hat uns der Dichter das Leben des süddeutschen Bauern geschildert. Von welcher Grundanschauung er hierbei ausgeht, erklärt er in einer Plauderei in der Novellensammlung „Dorfgänge“, wo er von dem Dichter, wie er ihn auffaßt, und wie er einer zu sein wünscht, sagt: „Er spart uns keinen Schrei wehen Jammers, er spart uns keinen Jauchzer wilder Lust. Er stößt das Elend, das um Mitleid bettelt, nicht von der Ecke, er jagt den Trunkenen, der alle belästigt, nicht von der Straße; alles, was er bei solchen unangenehmen Begegnungen für Euch thut, ist, sie abzukürzen, nachdem Ihr aber den Eindruck einmal weg habt. Tugend und Laster, Kraft und Schwäche führen bei ihm ihre Sache in ihrer eigenen Weise. Er will das Leben in die Bücher bringen, nachdem man es lange genug nach Büchern lebte.“ Es tritt also in diesen Erzählungen zunächst ein energisches Bestreben nach realistischer Schilderung hervor, und dem Verfasser gelingt es auch, viele farbensatte, durch und durch lebenswahre Bilder zu entwerfen, aber er bietet dabei auch manches Harte, Unschöne und selbst Abstoßende. Sehr oft behandelt er den Konflikt zwischen Verstand und Glauben der in geistigen Banden Schmachtenden. Wir nennen die Romane „Der Schandfleck“ (Neu umgearb. Ausg. 2 Tle. Lpzg. 1884) und „Der Sternsteinhof“ (Ebd. 1886) und die Sammlungen von Erzählungen und Skizzen „Dorfgänge“ (2 Bde., Wien 1879), „Bekannte von der Straße“ (Lpzg. 1881), „Feldrain und Waldweg“ (Stuttg. 1882) und „Kleiner Markt“ (Bresl. 1883). — Es gelang Anzengruber erst nach langen und schweren Mühen, sich zum Schriftsteller emporzuarbeiten, da er seinen Vater früh verlor und infolgedessen einen langen und kostspieligen Bildungsgang nicht durchmachen konnte. Er wurde am 29. November 1839 zu Wien geboren, arbeitete eine Zeitlang als Praktikant in einer Wiener Buchhandlung, widmete sich dann von 1860 bis 1867 der Bühne und durchzog mit kleinen Theatergesellschaften die österreichischen Lande, bekleidete hierauf bis 1871 eine Stelle bei der Polizeidirektion in Wien, lebt nun aber, seit seine Dramen und Erzählungen so reichen Beifall gefunden, nur schriftstellerischen und journalistischen Arbeiten.

Die Volksstücke von **Ludwig Ganghofer** führen speziell in das bayrische

Hochland und behandeln hauptsächlich Herzenskonflikte. Auch sie tragen ein treues, lebendiges Kolorit, aber die dramatische Kraft ist nicht so wuchtig, wie bei Anzengruber, und auch die Charaktere sind nicht so plastisch herausgearbeitet, wie bei dem Verfasser des „Meineidbauer". Dagegen bieten sich viele Scenen anmutiger dar und sind oft mit einem frischen, kecken Humor ausgestattet. Das Bühnengerechte der Stücke ist wohl hauptsächlich dem Mitarbeiter des Dichters, dem Hofschauspieler Hans Neuert (geb. 1838), zu danken. Die hauptsächlichsten Stücke Ganghofers sind „Der Herrgottschnitzer von Ammergau", „Der Prozeßhansl", „Der zweite Schatz" und „Der Geigenmacher von Mittenwald". Sie erschienen unter dem Titel „Dramatische Schriften, 1. Sammlung" 1884 zu Stuttgart. Außerdem gab Ganghofer verschiedene lebendig und anschaulich erzählte Dorfgeschichten, „Der Jäger vom Fall" (Stuttg. 1883), „Bergluft" (Ebd. 1883) „Aus der Heimat und Fremde" (Ebd. 1884) ꝛc., und die Gedichtsammlungen „Bunte Zeit" (Stuttg. 1883) und „Heimkehr" (Ebd. 1884) heraus, in denen er sich jedoch zu einer selbständigen dichterischen Persönlichkeit noch nicht erhob. — Der Dichter wurde am 7. Juli 1855 zu Kaufbeuren geboren, gedachte anfangs, sich dem Maschinenbaufache zu widmen, versuchte sich aber schon bald in der dichterischen Produktion und lebt jetzt als Schriftsteller in Wien.

Der Roman, zu dem wir uns nun schließlich wenden, nimmt, wie schon Seite 542 hervorgehoben wurde, den breitesten Raum in der sozialen Dichtung der Gegenwart ein, jedoch nicht wegen des künstlerischen Wertes der Schöpfungen, sondern infolge der Massenhaftigkeit, in welcher dieselben zu Tage treten. Das Bestreben der Verfasser der sozialen Romane geht in erster Linie dahin, die sittlichen und geselligen Zustände der Gegenwart ganz so zu schildern, wie sie wirklich sind, „aus dem Herzen der Zeit" zu schaffen. Dabei wenden sie sich aber vornehmlich den Schattenseiten des Lebens zu, schildern besonders das Elend, den Jammer, die Not, die Verworfenheit und Verlogenheit, und das alles sehr oft mit einem Naturalismus, der weit über die Grenzen des Ästhetischen und Poetischen hinausgeht. Oft gewinnt es den Anschein, als ob nur in der Sphäre des Branntweins sich das wirkliche Leben der Gegenwart spiegele. Die sozialen Romane der französischen, russischen und norwegischen Litteratur, die Werke der Flaubert, Daudet, Zola, Turgenjew, Kielland ꝛc. sind die hauptsächlichsten Vorbilder für diese Realisten und Naturalisten; kein einziger der deutschen Schüler erhob sich jedoch zu der Genialität der fremden Meister.

Am selbständigsten erhielten sich Hopfen und Franzos, der erstere, weil er sich einen umfassenden Weltblick aneignete, der letztere, weil er mit feinem und scharfem Griffel Kulturverhältnisse zu schildern unternahm, die an und für sich schon in hohem Grade eigenartig sind. **Hans Hopfen** wurde am 3. Januar 1835 zu München geboren, studierte die Rechte und absolvierte auch das juristi-

sche Staatsexamen, wandte sich dann aber, besonders angeregt durch den Münchener Dichterkreis, litterarischem Schaffen zu. Um seine Weltkenntnis zu erweitern, unternahm er mehrere große Reisen, weilte 1862 in Italien, verbrachte das Jahr 1863 in Paris, ging 1864 nach Wien und siedelte dann 1866 nach Berlin über, wo er noch jetzt lebt.*) Die Romane und Erzählungen des Dichters sind bereits sehr zahlreich; wir nennen „Peregretta" (Berl. 1863), „Verdorben zu Paris" (2 Bde., Stuttg. 1867), „Arge Sitten" (2 Bde., Ebd. 1869), „Der graue Freund" (4 Bde., Ebd. 1874), „Juschu" (Ebd. 1875), „Bayrische Dorfgeschichten" (Berl. 1878), „Die Geschichten des Majors" (Ebd. 1880), „Mein Onkel Don Juan" (2 Bde., Ebd. 1881), „Die Einsame" (2 Bde., Dresd. 1882), „Brennende Liebe" (Ebd. 1884), „Das Allheilmittel" (Ebd. 1885), „Ein wunderlicher Heiliger" (Lpzg. 1886) und „Der letzte Hieb" (Ebd. 1886). Außerdem gab Hopfen 1883 zu Berlin eine Sammlung seiner „Gedichte" heraus und brachte auch ein Schauspiel „In der Mark" (1870) auf die Bühne. In allen Hopfenschen Romanen und Novellen handelt es sich niemals um die Entwicklung einer philosophischen Idee, sondern nur um die Darstellung des plumpen Spiels des Lebens und um die Schilderung psychologischer Prozesse, bei denen der brutale Zufall oft eine mehr als zulässige Rolle spielt. Seine Personen sind denn auch weit mehr passive Naturen, als resolut und energisch handelnde Menschen. Aus alledem ergiebt sich, daß die Romane Hopfens zunächst durch ihre lebenswahren und geistvollen Schilderungen anziehen, dann aber am Schlusse nicht befriedigen, weil sie sich nicht zur echten Tragik erheben, sondern, da einzig und allein die Negation triumphiert, nur traurig ausgehen. Verstärkt wird dieser ungünstige Eindruck oft noch dadurch, daß der Dichter das Häßliche, Widerwärtige, Schwüle und Peinliche mit besonderer Ausführlichkeit schildert. Erquicklicher sind die Gedichte Hopfens. Hier zeigt sich meist eine gesunde, frische Warmherzigkeit, besonders in dem Abschnitte „Jugendliebe". Freilich macht sich auch bisweilen eine beabsichtigte Natürlichkeit und ein geziert-burschikoser Ton geltend. Eine Meisterleistung ist die hochpoetische Ballade „Die Not" und das kräftige, vortrefflich im Ton der Zeit gehaltene Lied von der Sendlinger Bauernschlacht.

Bei weitem nicht so fruchtbar wie Hopfen, aber erheblich geistreicher und tiefer ist **Karl Emil Franzos**. Die Grundstimmung, welche diesen Dichter in so ziemlich allen seinen Romanen und Novellen beherrscht, ist das innigste Mitgefühl für die Unterdrückten und Gesetzlosen seiner halbbarbarischen Heimat Galizien. Aus diesem Mitgefühl hat sich dann ein starkes Rechtsbewußtsein und eine heiße Liebe für politische und gesellschaftliche Freiheit herausgebildet. Infolgedessen sind es stets rein menschliche Probleme, die er zur Darstellung

*) Vergl. Franz Muncker, Hans Hopfen. Westerm. Monatsh. Märzh. 1886.

bringt. Ein scharfer Verstand und eine gediegene juristische Bildung befähigen ihn dazu, seine Fabeln in jeder Weise kunstgerecht aufzubauen und seine Konflikte mit erstaunlichem Scharfsinn bis ins Feinste hinein zuzuspitzen. Ein wohl ausgebildeter Kunstsinn endlich und ein an den besten Mustern geschulter Geschmack setzen ihn in den Stand, fließend und gewandt zu erzählen. Seine Romane und Novellen sind daher alle in hohem Grade spannend, aber sie wachsen nicht immer mit der frischen Üppigkeit einer echt poetischen Schöpfung aus der Fülle des Lebens hervor. Sie sind mehr mit kluger Berechnung aufgebaut, als in poetischer Begeisterung geschrieben. Franzos zog zuerst durch eine Reihe von Skizzen und Bildern, die er unter den Titeln „Aus Halb-Asien" (Lpzg. 1876) und „Vom Don zur Donau" (2 Bde., Ebd. 1878) herausgab, die Aufmerksamkeit auf sich. Er warf hier die ersten Schlaglichter auf die weiten Steppen und Heiden von Podolien, Galizien und der Bukowina und zeigte uns Menschen und Zustände, die uns bisher fast vollständig fremd geblieben waren; dabei erwies er sich als ein Meister feiner Seelenmalerei und vortrefflicher Schilderer der tiefen Melancholie, die auf diesen armen Ländern lastet. Bald darauf befestigte er dann seinen Ruf durch die Novellensammlungen und Romane „Die Juden von Barnow" (Stuttg. 1877), „Junge Liebe" (Bresl. 1879), „Moschko von Parma" (Lpzg. 1880), „Stille Geschichten" (Dresd. 1880), „Ein Kampf ums Recht" (2 Bde., Bresl. 1882), „Mein Franz" (Lpzg. 1883), „Der Präsident" (Bresl. 1884), „Die Reise nach dem Schicksal" (Stuttg. 1885) und „Tragische Novellen" (Ebd. 1886). Das gelungenste Werk ist die in hohem Grade charakteristische und in der zweiten, sorgsam überarbeiteten Auflage auch in der Form musterhafte Erzählung „Moschko von Parma". Sie ist die erschütternde Geschichte eines armen galizischen Juden, der als ein überzähliges Mitglied seiner Familie zunächst hin- und hergeschoben und gestoßen wird, dann als gemeiner Soldat in das Regiment Herzog von Parma eintreten muß — daher schließlich sein Name, während er eigentlich Moses oder Mosche Veilchenduft heißt — und schließlich nach einundzwanzig Jahren zerlumpt und zum Krüppel gehauen in seine Geburtsgegend zurückkehrt, um dort im tiefsten Elend sein Leben zu beschließen. Die vielen interessanten Kulturbilder sind mit satten, leuchtenden Farben gemalt und alle Personen, besonders die der kleinen Judengemeinde, meisterhaft charakterisiert. — Der Dichter wurde am 25. Oktober 1848 in einem Forsthause Podoliens, hart an der russisch-österreichischen Grenze, als der Sohn eines israelitischen Bezirksarztes geboren, verlebte die ersten Jahre seiner Kindheit in dem polnisch-jüdischen Städtchen Czortkow, besuchte dann das deutsche Gymnasium zu Czernowitz und studierte hierauf in Wien und Graz die Rechtswissenschaft, kam aber infolge eines Aufrufs, den er an die Grazer Studenten richtete, in Konflikt mit dem Ministerium Hohenwart und sah sich nun von der Staatskarriere ausgeschlossen. Er widmete sich daher zunächst der

Journalistik und dann der Schriftstellerlaufbahn und ließ sich, nachdem er mehrere große Reisen unternommen, dauernd in Wien nieder. Seit 1886 giebt er die Zeitschrift „Deutsche Dichtung" heraus.

Nach Hopfen und Franzos sind zwei Schilderer norddeutschen Lebens, Heiberg und Blüthgen, zu nennen. **Hermann Heiberg** ist ein vorzüglicher Kenner des deutschen Nord- und Ostseestrandes und versteht es daher in hohem Grade, anschauliche Bilder sowohl von dem brausenden Meere, wie von dem Leben und Treiben in den kleinen Küstenstädten zu entwerfen; dabei erzählt er lebendig, frisch, sehr oft mit einem Anflug von Humor. Leider hat er sich noch nicht zur künstlerischen Harmonie emporgerungen; seine Fabel entwickelt sich in den größeren Kompositionen nicht gleichmäßig, die wesentlichen Momente sind nicht fester zusammengefaßt, lange Einzelschilderungen, die oft in gar keiner Beziehung zum Hauptgedanken stehen, hemmen die Entwicklung, und ein noch wenig ausgeschliffener und geglätteter Stil giebt der ganzen Schöpfung den Charakter des leicht und flüchtig Hingeworfenen. Die meiste künstlerische Abrundung und Vertiefung weist die Erzählung „Apotheker Heinrich" (Lpzg. 1885) auf, doch auch hier erfährt die Grundstimmung der ersten Hälfte der Erzählung in der zweiten eine erhebliche Modulation. Die Geschichte setzt humoristisch ein und endet trüb und unerquicklich. Zudem wirkt die allzugroße kleinbürgerliche Enge, in die kein einziger Strahl aus dem geistigen Leben der Nation fällt, auf die Dauer beengend und bedrückend. Im übrigen schrieb Heiberg „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland" (Hamb. 1881), feuilletonistische und novellistische Skizzen, „Acht Novellen" (Lpzg. 1882), „Ausgetobt" (Ebd. 1883), „Ernsthafte Geschichten" (Ebd. 1883), „Die goldene Schlange" (Ebd. 1884), „Ein Buch" (Ebd. 1885) und „Eine vornehme Frau" (Ebd. 1886). — Heiberg hat sich erst in reiferen Jahren der Schriftstellerlaufbahn zugewendet. Er wurde am 17. November 1840 in Schleswig geboren, erlernte in Kiel den Buchhandel und gründete dann zu Anfang der sechziger Jahre in seiner Vaterstadt ein Verlagsgeschäft. Zehn Jahre später trat er in Berlin an die Spitze der „Allgemeinen Deutschen Zeitung", und einige Zeit darauf ward er Direktor der Preußischen Bankanstalt in Berlin. Nach einigen Jahren liquidierte jedoch die Bank, und Heiberg verlor infolgedessen seine Stelle. Er unternahm nun verschiedene kaufmännische Geschäfte auf eigene Rechnung, bis er sich schießlich mit Glück als Erzähler versuchte.

Die Romane und Erzählungen von **Viktor Blüthgen** führen hauptsächlich auf das platte Land der norddeutschen Ebene, auf die Rittergüter von Pommern und der Mark, wo energische Männer auf Hof und Feld und resolute Frauen und Mädchen in Küche und Keller schalten, aber auch der rege gesellschaftliche Verkehr und ein flotter Saus und Braus nicht selten die schwersten Katastrophen nach sich zieht. Am glücklichsten war der Dichter bis jetzt in der

Erzählung „Der Friedensstörer“ (Berl. 1883), wo er in dem alten Herrn von Boddin auf Pelchow eine durch und durch originelle, ganz prächtige Figur geschaffen hat. In dem zweibändigen Romane „Aus gärender Zeit“ (Groß-Lichterfelde 1884) versucht der Dichter ein Kulturgemälde aus den Jahren 1847 und 1848 zu geben, vermag aber seine Gestalten und Scenen nicht in das charakteristische Kolorit jener Jahre zu tauchen. Weiterhin schrieb er „Poiret-house“ (Groß-Lichterfelde 1884), „Der Preuße“ (Berl. 1884) ꝛc., und außerdem veröffentlichte er eine Sammlung Märchen unter dem Titel „Hesperiden“ (Lpzg. 1879), einen Band „Gedichte“ (Ebd. 1881) und eine Anzahl Jugendschriften. In den Märchen und Gedichten zeigt er sich als ein in hohem Grade anmutiger und feinsinniger Poet, und in den Jugendschriften als ein überaus liebenswürdiger Erzähler, der nie über den Gedankenkreis des Kindes hinausgeht. — Blüthgen beabsichtigte ursprünglich, sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Er wurde am 4. Januar 1844 zu Zörbig in der Provinz Sachsen geboren, studierte Theologie, lebte dann mehrere Jahre in Elberfeld, wo er die Herausgabe eines theologischen Lexikons besorgte, und ging dann 1874 nach Marburg, um sich für orientalische Sprachen zu habilitieren. Mehr und mehr fühlte er sich jedoch so lebhaft zur dichterischen Produktion angeregt, daß er den Plan wieder aufgab, auf einige Zeit in die Redaktion der „Gartenlaube“ eintrat und sich dann als unabhängiger Schriftsteller in Freienwalde a. O. niederließ.

Einzig und allein auf dem Terrain der Reichshauptstadt bewegt sich **Max Kretzer**. Dieser Romanschriftsteller besitzt ein überaus scharfes Auge für die Erscheinungen im Leben des niederen Volkes. Die Fabrikarbeiter, Handlanger, Köchinnen, Näherinnen ꝛc. weiß er mit großer Schärfe zu zeichnen, ebenso versteht er es, die Scenen in den armseligen Stuben, den Lichthöfen und den Fabriken mit erstaunlicher Anschaulichkeit und nicht selten mit erschütternder Wahrheit zu schildern. Aber er zeigt uns immer nur das Unerquickliche, Häßliche und Widerliche dieser Kreise; er läßt nicht ahnen, daß es auch viele wohlsituierte und in geordneten Verhältnissen lebende Arbeiter giebt. Noch einseitiger verfährt er bei der Charakterisierung der höheren Gesellschaftsklassen. Hier erscheint nicht eine einzige Lichtgestalt. Der Schilderer hat sich vollständig in den Satiriker verwandelt. Das Bild, welches der Dichter von der Reichshauptstadt giebt, ist mithin ein ganz unvollkommenes und außerdem, da Kretzer die Handlung nicht logisch zu entwickeln vermag und über eine triviale Sprache nicht hinauskommt, auch ein künstlerisch mangelhaftes. Wenn man ihn daher den deutschen Zola genannt hat, so ist man in der Begeisterung für ihn viel zu weit gegangen. — Kretzer ist besonders befähigt, das Leben des niederen Volkes zu schildern, da er selbst aus dem Arbeiterstande hervorgegangen ist. Er wurde am 7. Juni 1854 zu Posen geboren, kam aber schon in jungen Jahren nach

Berlin, wurde dort nach seiner Konfirmation zunächst in einer Fabrik beschäftigt, arbeitete später als Maler und hatte hier das Unglück, zwei Stockwerke hinabzustürzen. Infolgedessen lag er lange Zeit auf dem Krankenlager, und dabei regte sich nun das Verlangen, dichterisch zu gestalten. Er schrieb zunächst mehrere Humoresken und Skizzen, die Anklang fanden, worauf er in rascher Folge eine ganze Reihe von Erzählungen und Romanen verfaßte. Wir nennen „Die beiden Genossen" (Berl. 1880), „Sonderbare Schwärmer" (2 Bde., Berl. 1881), „Die Betrogenen" (2 Bde., Berl. 1882), „Die Verkommenen" (2 Bde., Berl. 1883) und „Drei Weiber" (Jena 1884).

Eine große Menge breiter und charakteristischer Bilder aus dem österreichischen Gesellschaftsleben entwirft Robert Byr (Pseud. f. Karl v. Bayer, geb. 1835) in einer langen Reihe von Romanen; speziell Wiener Verhältnisse schildert in geistreicher Weise Friedrich Uhl (geb. 1825). Nach Rußland, Polen und Galizien versetzt in zahlreichen Romanen der geniale Leopold von Sacher-Masoch (geb. 1836), dessen üppige Phantasie leider beständig über die Grenzen des Schönen und Schicklichen hinwegwuchert. Pariser und Münchener Sittenbilder mit kecker Zeichnung und warmem Kolorit aber zu starker Betonung der sinnlichen Momente bietet M. G. Conrad (geb. 1846), frische, mit feinem Humor vorgetragene Geschichten aus Italien der hauptsächlich durch seine vorzüglichen touristischen Schriften bekannte Woldemar Kaden (geb. 1838). Mit den eigenartigen gesellschaftlichen Zuständen in Amerika und Ostasien macht Rudolf Lindau (geb. 1830) in seinen mit künstlerischem Feinsinn ziselierten und in einen eigentümlich-reizvollen Duft von Melancholie getauchten Skizzen und Novellen bekannt, und rund um die Erde endlich führt Hugo Rosenthal-Bonin (geb. 1840) in seinen reich mit abenteuerlichen Verwicklungen, scharfen Kontrasten und packenden Situationen ausgestatteten und immer höchst eigenartige Seiten des sozialen Lebens beleuchtenden Romanen „Der Bernsteinsucher" (2 Bde., Lpzg. 1880), „Der Diamantschleifer" (Stuttg. 1881), „Die Tierbändigerin" (Ebd. 1884) ꝛc.

Weiterhin schrieben noch soziale Romane Johannes von Dewall (Pf. f. August Kühne), Ewald August König, Adolf Streckfuß, Max von Schlägel, Adolf Stern, Gerhard von Amyntor (Pseudonym für Dagobert von Gerhard), Otto von Leixner, Emil Peschkau, August Niemann, Karl von Perfall, Konrad Telmann (Pseudonym für Konrad Zitelmann), Alfred Graf Adelmann, Hermann Küchling, Otto Buchwald, Balduin Groller, Hermann Presber, Maximilian Bern, Ferdinand Groß, Friedrich Dernburg, Rudolph Elcho, Ludwig Ziemssen, August von Loën, Oskar Welten, Ernst Pasqué, A. v. Suttner, Alexander von Roberts, Karl Wartenburg, Ad. Müller-Palm, Karl Marquard Sauer u. a.

Mit Humor und Satire tritt den sozialen Verhältnissen Friedrich

Vischer gegenüber, und außerdem bekämpfen Mauthner, Stettenheim, Stinde, Winterfeld u. a. teils mit behaglichem Witz, teils mit beißendem Spott die Mängel und Schäden unseres gesellschaftlichen Lebens. Das originellste Werk von **Friedrich Vischer** ist der Roman, oder besser das Kapriccio „Auch Einer" (2 Bde., Stuttg. 1879). Derselbe handelt, wie K. Köstlin in geistvoller Weise des weiteren darlegt, von der harmonischen Stellung des Menschen zum Weltall, freilich nicht in einfacher, direkter, sondern in einer durch die schroffsten Kontraste hindurch sich bewegenden Weise. Er zeigt in der Geschichte des Helden, daß der Mensch, und zwar gerade derjenige Mensch, welcher harmonische Stellung zur Welt sucht, sie verfehlen kann infolge davon, daß sein Wille, die Welt in Harmonie mit sich zu haben, zu leidenschaftlich wird und daher sowohl mit der Unlust des Lebens (weil er diese zu schwer nimmt), als mit der Lust des Lebens (weil er auf diese zu ungestüm begeistert zugeht) nicht harmonisch zurechtkommt; er weist aber ebenso überzeugend in seiner Philosophie nach, daß die harmonische Stellung des Menschen zur Welt trotzdem, daß sie verfehlt werden kann, keine Chimäre, sondern Wahrheit ist, sobald sie mit unumwölktem Geiste ernstlich und gewissenhaft erstrebt wird. Im übrigen ist der Roman eins der wunderlichsten Bücher, die wir besitzen, nichts weniger als ein harmonisch ausgestaltetes Kunstwerk, dagegen ein Schatzkästlein, in welchem bunt und kraus durcheinander originelle Einfälle, geistvolle Ideen, ernste Gedanken und witzige Bemerkungen in Hülle und Fülle liegen. Nach dem Roman ist sodann die Satire „Faust, der Tragödie dritter Teil" (2. umgearb. u. verm. Aufl. Tüb. 1886) hervorzuheben, die er unter dem Pseudonym Mystifizinsky herausgab. Hier läßt Vischer seinen weltüberschauenden Blick über das gesamte Kulturleben unseres Jahrhunderts schweifen. Die Kritik des zweiten Teiles der Goetheschen Dichtung, die das Buch anfangs nur zu sein scheint, wächst nach und nach zu einem großen satirischen Bilde unserer politischen sowohl wie unserer sozialen Zustände empor. Ein Meisterstück von Witz und Satire ist der zweite Akt, in welchem er gegen das Franzosentum zu Felde zieht und Napoleon III. dabei mit wenigen Strichen als eine Art Kroupier schildert. In denjenigen Partieen des Buches, in welchen sich der Verfasser direkt mit dem Goetheschen Gedichte beschäftigt, gießt er die ätzende Lauge seines Spottes besonders über die sich neuerdings so breit machende fade Faust-Erklärerei und über die „Sinnhuber" und „Stoffhuber" aus. Eine Sammlung von Gedichten, die Vischer sodann noch unter dem Titel „Lyrische Gänge" (Stuttg. 1882) herausgab, bietet hauptsächlich Gedankenlyrik, doch tritt uns auch hier der Dichter mit seiner ganzen Originalität entgegen; Ernstes und Heiteres, Bizarres und Feinsinniges, Anmutiges und Grobkörnig-Derbes wechselt bunt miteinander ab, über allem aber herrscht, jeden Gegensatz ausgleichend, der souveräne Humor des Weisen. Daß der Dichter auch einen komischen Heldengesang zur Kriegslyrik beisteuerte, erwähnten wir

bereits S. 532, daß er ein monumentales Werk über die Ästhetik schrieb, werden wir noch später in der Übersicht über die wissenschaftliche Litteratur zu verzeichnen haben. — Vischer wurde am 30. Juni 1807 zu Ludwigsburg geboren, studierte Theologie, war dann auch eine Zeitlang als Vikar thätig, habilitierte sich dann aber 1836 bei der philosophischen Fakultät in Tübingen als Privatdozent für deutsche Litteratur und ward darauf 1844 ordentlicher Professor. Seine Situation war jedoch keine angenehme, da er jederzeit für das freie Denken eintrat und infolgedessen von der pietistischen Partei fort und fort befehdet wurde. Er nahm daher schließlich 1855 einen Ruf an das Polytechnikum und die Hochschule in Zürich an und wirkte nun dort bis 1866. Hierauf kehrte er, da sich mittlerweile die Verhältnisse in Württemberg günstiger gestaltet hatten, in die Heimat zurück und wirkt nun dort im Sommer in Tübingen an der Universität als ordentlicher Professor der Ästhetik und im Winter in Stuttgart am Polytechnikum als Professor für Kunstgeschichte.

Das Talent Fritz Mauthners (geb. 1849) bewährt sich besonders in der Parodie und in der Persiflage. Den meisten Beifall fanden seine parodistischen Studien „Nach berühmten Mustern" (Stuttg. 1878), in denen er, in der Art von Bret Hartes „Condensed novels", den Stil und die Darstellungsweise der hervorragendsten Schriftsteller der Gegenwart in amüsanter Weise verspottet. In dem Romane „Xantippe" (Dresd. 1883) wendet er sich gegen die historischen Romane der Ebers, Dahn, Hamerling 2c., es gelingt ihm jedoch nicht, die Satire klar herauszukristallisieren. In den „Aturen-Briefen" (Ebd. 1885) erhebt er sich nicht über harmlose Spötteleien. Zur wirklichen poetischen Produktion fehlt es ihm, wie seine Romane „Der neue Ahasver" (2 Bde., Dresd. 1881) und „Quartett" (Ebd. 1886) zeigen, an künstlerischer Gestaltungskraft. Julius Stettenheim (geb. 1831) ist der Hauptvertreter des norddeutschen satirischen Verstandeswitzes, Julius Stinde (geb. 1841) des behaglichen hausbackenen Berliner Pfahlbürger-Humors, Adolf von Winterfeld (geb. 1824) der Humorist der Kaserne. Die kleinen Kollisionen des täglichen Lebens endlich schildern mit mehr oder weniger Witz Fritz Brentano, Bernhard Stavenow u. a.

Endlich sind noch die sozialen Romane zu betrachten, welche aus der Frauenwelt hervorgingen. Seit dem Auftreten des Jungen Deutschland haben sich die Frauen fort und fort in zahlreichen Romanen mit den sozialen Fragen, besonders mit der Situation des Weibes in der modernen Gesellschaft, beschäftigt, und so ist es ganz natürlich, daß auch im neuen Reiche eine große Menge von Schriftstellerinnen mit Romanen, welche die gesellschaftlichen Konflikte der Gegenwart behandeln, hervorgetreten ist; keine einzige hat sich jedoch zu der großen Weltanschauung und der klaren und edlen Darstellung der Hauptvertreterin der Schriftstellerinnen der vierziger und fünfziger Jahre, zu der Be-

deutung der Fanny Lewald, erhoben. Eine gewisse Verwandtschaft mit Fanny Lewald zeigt **Emmy von Dincklage** (geb. 1825), die sehr scharf und lebenswahr zu charakterisieren versteht, besonders wenn sie Figuren ihrer Heimat, des Emslandes, zeichnet. Ihre bedeutendsten Romane sind „Die fünfte Frau" (2 Bde., Stuttg. 1873) und „Die Schule des Herzens" (2 Bde., Jena 1876). Weit leidenschaftlicher als Emmy von Dincklage ist **Wilhelmine von Hillern** (geb. 1836), die nur leider oft zu grell malt. Den meisten Erfolg hatten von ihren Romanen „Aus eigner Kraft" (3 Bde., Lpzg. 1872), „Die Geier-Wally" (2 Bde., Berl. 1878) und „Und sie kommt doch!" (3 Bde., Berl. 1879), in denen sie wiederholt in genialer Weise außerordentlich packende Scenen entwickelt. Geistreich, scharf pointiert, prickelnd, pikant schreibt **Ossip Schubin** (Pseud. f. Lola Kürschner, geb. 1853). Sie schildert die Verhältnisse der österreichischen Aristokratie und den Dunstkreis von konventionellen Lügen, mit dem sich diese noch ganz in mittelalterlichen Anschauungen befangene Gesellschaft umgiebt. Mit kecker Hand reißt sie das Flittergold der Tugend ab, das diese vornehme Welt nach außen hin zur Schau trägt, und scharf, ja oft grell und blendend beleuchtet sie dann die Hohlheit, Oberflächlichkeit und Sittenlosigkeit dieser exklusiven Kreise; aber sie bietet nur Stimmungsbilder, nicht fest gegliederte Handlungen; sie schildert nur den Sturm der Leidenschaften, nicht den Kampf dieser mit den Mächten der Gegenwart. Ihr Vortrag ist lebendig, aber nervös-unruhig, ihre Sprache gewandt, aber nachlässig und stark mit Austriacismen und Fremdwörtern durchsetzt. Ihre Romane sind daher keine poetischen Kunstwerke im höheren Sinne, aber sie gewähren wegen ihrer virtuos gezeichneten Scenen eine fesselnde Lektüre. Ihre hauptsächlichsten Romane sind „Ehre" (Dresd. 1883), „Unter uns" (2 Bde., Berl. 1884), „Bravo rechts" (Jena 1885) und „Gloria victis" (3 Bde., Berl. 1886). Ebenfalls nach Österreich führt **Marie von Ebner-Eschenbach** (geb. 1830), doch sind die Erzählungen dieser Schriftstellerin erheblich wertvoller als diejenigen Ossip Schubins. Vor allem entwickelt die Dichterin ihre Konflikte aus dem inneren Leben ihrer Personen heraus und baut dann die Handlung mit großer Sorgfalt auf. Außerdem verleiht sie durch reizvolle Kleinmalerei ihren Schilderungen und Scenen eine außerordentliche Lebenswahrheit, und endlich durchwärmt sie ihre Schöpfungen mit einem liebenswürdigen, überaus erquickenden Humor. Ihre Sprache ist immer klar und edel. Bis jetzt hat sie nur Novellen und Skizzen herausgegeben. Wir nennen „Erzählungen" (Stuttg. 1875), „Bozena" (Ebd. 1876), „Neue Erzählungen" (Berl. 1881), „Dorf- und Schloßgeschichten" (Ebd. 1883) und „Zwei Komtessen" (Ebd. 1885). Wahre Kabinettsstücke sind die geistreiche Humoreske „Die Freiherrn von Gemperlein" in den „Neuen Erzählungen" und die kleine Hundegeschichte „Krambambuli" in den „Dorf- und Schloßgeschichten."

In die norddeutschen höheren Gesellschaftskreise führt die geistreich charak-

terisierende Luise von François (geb. 1817); mit den sozialen Schäden des höheren Beamtenstandes macht Adelheid von Auer (Pseud. f. Charlotte von Cosel, geb. 1818) bekannt; interessante pädagogische Probleme behandelt mit sicherem Urteil Sophie Junghans (geb. 1845); für die veredelnde Macht der Kunst tritt Eliza Wille (geb. 1809) in ihren in kraftvoller, energischer Sprache geschriebenen Romanen ein. Außerdem behandeln soziale Zustände in zahlreichen Romanen und Novellen Franziska von Stengel, Karl Detlef (Pf. f. Clara Bauer), Ida Boy-Ed, Helene Böhlau, Marie von Olfers, Amélie Godin (Pf. f. A. Linz), Klara von Sydow, E. Bely (Pf. f. Emma Simon), Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almasy, Emilie von Hörschelmann, Helene von Hülsen, L. Haidheim (Pf. f. Luise Ahlborn), Stephanie Keyser ꝛc.

Die Dichtungen mit religiöser Grundstimmung sind, wie wir bereits S. 542 hervorhoben, zwar nicht sehr zahlreich, bilden aber dennoch einen charakteristischen Teil der Litteratur des neuen deutschen Reiches. Aus der religiösen Lyrik heben wir die schlichten, aber formschönen und im volkstümlichen Tone gehaltenen „Gedichte" (Gotha 1881) von Ferdinand Bäßler (1816—1879), die edeln „Bilder und Balladen" (Hannov. 1872) von Hermann Hölty (geb. 1828), die „Religiösen Dichtungen" (Heilb. 1881) von Nikolaus von Gerbel (geb. 1837), von denen besonders die Hymnen und Gebete zu nennen sind, die ein feinsinniges Gemüt und ein festes Gottvertrauen bekundende Gedichtsammlung „In stillen Stunden" (Wismar 1886) von Anna Segert und die Gedichte von Henriette Köhler hervor. Von den erzählenden Dichtungen sind in erster Linie die Schöpfungen von Heinrich Steinhausen zu nennen. Derselbe wendet sich gegen den modernen Materialismus und stellt diesem die christliche Gottgläubigkeit gegenüber. Leider wird er dabei nicht selten zum einseitigen, zürnenden Satiriker. Der Dichter zog zuerst die Aufmerksamkeit durch „Irmela. Eine Geschichte aus alter Zeit" (Lpzg. 1881) auf sich, in welcher er die mancherlei Schicksale eines Mönches schildert. Der Bau der Handlung leidet an verschiedenen Mängeln, dagegen mutet eine große Menge von lieblichen Scenen und sauber ausgeführten Genrebildchen außerordentlich freundlich an. Sodann veröffentlichte der Verfasser „Markus Zeisleins großer Tag" (Barmen 1883), „Der Korrektor" (Lpzg. 1885) und verschiedene kleinere Novellen und Abhandlungen. In diesen lehnt er sich sowohl in den Schilderungen kleinbürgerlichen Lebens wie in der Entwicklung humoristischer Scenen mit Glück an Jean Paul an, doch häuft er in einseitiger Weise alles Licht auf die Vertreter der strengen Gottgläubigkeit und allen Schatten auf die Andersdenkenden, so daß er dadurch die Erzählungen zur Tendenzpoesie herabdrückt. Der Dichter wurde 1836 zu Sorau geboren, studierte Theologie und lebt als Pfarrer in Beetz bei Kremmen. Schlichter in seinem Vortrag ist Emil Frommel (geb. 1828), der eine ganze Reihe von volkstümlichen Erzählungen geschrieben hat. Von

nur geringem poetischen Werte sind die Erzählungen von Hans Tharau (Pf. f. A. v. Weling) und Elisabeth Klee. Eine ausgesprochene katholische Tendenz haben die zahlreichen Romane von Konrad von Bolanden (Pf. f. Joseph Bischoff, geb. 1828), die jedoch wegen ihrer mangelhaften künstlerischen Ausgestaltung und ihres fanatischen Hasses gegen alles Nichtkatholische außerhalb des litterarischen Urteils stehen, ferner die in volkstümlichem Tone geschriebenen und viel Lebensweisheit enthaltenden Erzählungen von Alban Stolz (1808 bis 1883), die Romane von Philipp Laicus (Pf. f. Ph. Wasserburg), Ferdinande von Brackel, Maria Lenzen u. a.

Wenden wir uns nun zum Schlusse unserer langen Wanderung noch dem kleinen Kreise von Dichtern zu, der noch mit ganzem Herzen an den Idealen der Klassiker festhält, so tritt uns als vornehmste Gestalt **Adolf Friedrich von Schack** entgegen.*) Schack begann erst, poetische Schöpfungen zu veröffentlichen, als er bereits die Mittagslinie seines Lebens überschritten hatte. Seine Dichtungen sind daher in erster Linie kein brausender Most; vielmehr ist alles in ihnen klar, wohlerwogen und edel. Immer zeigt es sich, daß ein hochgebildeter, welterfahrener und weltgewandter Mann zu uns spricht; dagegen fehlt es an innigerer Herzlichkeit, an packender Leidenschaft, die fortreißt und begeistert. Der Dichter wurde am 2. August 1815 in Schwerin geboren, studierte von 1834 bis 1838 in Bonn, Heidelberg und Berlin die Rechte und trat dann in den preußischen Staatsdienst. Schon nach kurzer Zeit nahm er jedoch einen längeren Urlaub und bereiste Italien, Sizilien, Ägypten, Syrien, die Türkei und Griechenland und wandte sich dann nach Spanien, wo er 1839 und 1840 die spanische Sprache und Litteratur studierte. Die Frucht dieser Studien war dann später eine „Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien" (3 Bde., Berl. 1845—46). Nach seiner Rückkehr nach Deutschland schied er aus dem preußischen Staatsdienste und ward der Begleiter und Cicerone des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin auf dessen Orientreise im Jahre 1842. Weiterhin war er sodann Attaché bei der mecklenburgischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt, später mecklenburgischer Bevollmächtigter bei dem Kollegium der Union in Berlin ꝛc., bis er seine Entlassung aus dem Staatsdienste nahm und, nach einer abermaligen Reise nach Spanien, einer Einladung des Königs Maximilian von Bayern folgend, 1855 nach München übersiedelte, wo er noch jetzt als hochgeschätzter Kunstmäcen lebt, vielfach ausgezeichnet von Akademieen und Universitäten und vom Kaiser von Deutschland 1876 in Anerkennung seiner

*) Vergl. Eugen Zabel, Graf Adolf Friedrich von Schack. Ein litterarisches Porträt. Wien 1885, F. W. Rogge, Adolf Friedrich von Schack. Eine litterarische Skizze. Berl. 1883 und Heinrich und Julius Hart, Kritische Waffengänge. Fünftes Heft: Graf Schack als Dichter. Lpzg. 1883.

Verdienste um die vaterländischen Künste in den erblichen Grafenstand erhoben. Seiner „Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien" hatte er bereits 1851 eine ausgezeichnete Übersetzung der Heldensagen des Firdusi folgen lassen; in München gab er nun noch verschiedene Übersetzungen aus dem Persischen, „Stimmen vom Ganges. Eine Sammlung indischer Sagen" (Berl. 1857), das gelehrte Werk „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien" (2 Bde., Berl. 1865) ꝛc. heraus, und nun erst trat er mit poetischen Schöpfungen hervor. Zuerst ließ er einen Band „Gedichte" (Berl. 1866) erscheinen und diesem dann „Episoden. Erzählende Dichtungen" (Ebd. 1869), den Roman in Versen „Durch alle Wetter" (Ebd. 1870), das Gedicht „Lothar" (Ebd. 1872), das Trauerspiel „Die Pisaner" (Ebd. 1872), die beiden politischen Lustspiele „Der Kaiserbote" und „Cancan" (Lpzg. 1873), die Dichtung „Nächte des Orients" (Stuttg. 1874), das Gedicht „Die Plejaden" (Ebd. 1881), die Sammlung erzählender Dichtungen „Tag- und Nachtstücke" (Ebd. 1884) ꝛc. folgen. Eine Gesamtausgabe seiner Werke veranstaltete er 1883 in 6 Bänden zu Stuttgart. Die bedeutendste Schöpfung ist die Dichtung „Nächte des Orients." Schack selbst faßt in einem Nachwort den Grundgedanken derselben in folgender Weise zusammen: „Der Mensch ist nicht von einem ursprünglich reinen und glücklichen Zustande später entartet, hat sich vielmehr im Laufe unzählbarer Jahrtausende allmählich aus tierischer Roheit erhoben und steigt zu immer höherer Entwicklung auf; nicht in der Vergangenheit liegt das goldene Zeitalter, sondern in der Zukunft. Der Dichter ist anfänglich mißmutig seiner Zeit abgewendet, von Sehnsucht nach vergangenen Perioden der Geschichte erfüllt; ein alter Magier, den er im Orient findet, versetzt ihn auf seinen Wunsch mit Hilfe eines Elixirs in die Zeiten zurück, die er sich als glücklichere ausgemalt hat, und zeigt ihm dieselben so, wie sie in Wahrheit gewesen." Es entrollt sich nun eine lange Reihe von Kultur- und Landschaftsbildern, in welchen gezeigt wird, wie die ersten Menschen, fort und fort von den Ungetümen der Urwelt bedroht und von den heftigen Gestaltungsprozessen der Erde stets geängstigt, ihres Daseins nicht froh werden, wie die Zeiten des Perikles ihre tiefen Schäden hatten, wie die Periode der Kreuzzüge so großes Elend in sich schloß, die Tage der Raffael und Michel Angelo so viele Enttäuschung und Bitternis bargen — kurz, wie alle Epochen nur einen idealen Reflex hinterlassen haben, daß sie uns alle schöner erscheinen, als sie in Wirklichkeit waren, daß aber ein stetes Fortschreiten der Menschheit, wenn auch nur ein „spiralförmiges", wie Goethe sagt, zu erkennen ist, daß also die Menschheit immer höheren Zielen entgegenschreitet. Am Schluß der Dichtung ergießt sich daher der Magier in die Prophezeiung einer glorreichen Weltperiode, an deren Eingangspforten wir erst stehen. Die einzelnen Bilder sind geistvoll entworfen, die Schilderungen oft glänzend und prächtig; in der Form dagegen hindert

Adolf Friedrich Graf von Schack.

manche Schwerfälligkeit und manche Härte den raschen Fluß der Verse. Wir teilen unten ein Stück des siebenten Gesanges mit. Der Dichter ist hier durch das Elixir des Magiers in die griechische Blütezeit versetzt und in die Gestalt eines Sklaven des reichen Symmias verwandelt worden, und es eröffnet sich uns nun ein Blick auf den Krebsschaden des sozialen griechischen Lebens, in das Elend der Sklaverei. Von den Dramen des Dichters heben wir das Trauerspiel „Die Pisaner" hervor, welches das Geschick Ugolinos behandelt. Es ist in schwungvoller Sprache geschrieben und trägt ein edles Gepräge, aber es kann uns doch nur wenig anziehen, da der Stoff kein tieferes Interesse zu erwecken vermag. In seinen Gedichten ist Schack am glücklichsten in der Ballade, Ode und Hymne; am wenigsten gelingt ihm das leichte Lied.

Aus „Nächte des Orients."

(Ein Teil des siebenten Gesanges.)

Es kam das Jahr,
Das jedem Griechen als das herrlichste
Auf Erden galt. Her von Olympia zogen
Die Friedensboten, mit Drommetenton
Die Söhne Hellas all' zum großen Fest
Des Zeus zu laden. Jeder Waffenlärm
Verstummte; von Siziliens fernen Küsten,
Von Galliens, Asiens, Libyens,
So weit die Sprache des Homer erscholl,
Wallfahrend in bekränzten Schiffen eilten
Die Festgenossen zum Alpheusstrand.
Von den Athenern wurde mein Gebieter
Erwählt, daß er im Namen ihrer Stadt
Am Altar des Kroniden Opfer brächte;
Und, o des Glückes! in der Sklavenschar,
Die als Gefolge mit ihm zog, war ich.
Wie schlug mein Herz in freudiger Erwartung,
Als — uns voran im Purpur-Prachtgewand
Auf goldnem Wagen Symmias — wir des Wegs
Zum Isthmus pilgerten! Von Flötenschall
Und Hymnensang der frohen Scharen, die
Auf allen Straßen wimmelten, erbebte
Die Luft, und als die Pelopsinsel nun
Uns aufnahm, als durchs schöne Hirtenland
Arkadien, durch Elis' Blütenthäler
Dem Ziel wir nahten, höher leuchtete
Und höher mir das Auge. Tempel reihten,
Altäre zu des Weges Seite sich,
Und im Alpheusthale der Theoren
Prachtzelte, ihre Wagen, Roßgespanne.
Auch Symmias schlug da sein Lager auf!
Und unter mächtiger Platanen Schatten
An eines Hügels Abhang ward uns Sklaven
Der Platz gewiesen. Von der Höhe dort
Mit schauerndem Gefühl den heil'gen Hain
Und des Kroniden hohes Tempeldach
Gewahrt' ich. In der Nacht, bevor die Spiele
Begannen, hielt Erwartung mir den Schlaf
Vom Augenlid zurück. Da flüsterte
Eubulo neben mir: „Thor, glaubst Du gar,
Zuschauer dürfst Du bei dem Feste sein?
Merk Dir, der Sklave, der jenseits der Grenze,
Die nur der Freie überschreiten darf,
Getroffen wird, hat harte Geißelung
Als Strafe zu gewärtigen." Schwer fiel
Sein Wort mir auf das Herz; doch wußt' ich nicht,
Daß er in allem finster sah? Als früh
Sich der Platanen Wipfel röteten
Und Symmias aus seinem Zelte trat,
Zu ihm hineilend um die Gunst ihn bat ich,
Daß zu dem Stadium ich ihm folgen dürfe.
Allein: „Unmöglich das! Für Sklaven nicht
Ziemt solche Schau, und unverbrüchlich gelten
Muß das Gesetz!" — sprach er und schritt hinweg,
Und Heroldsruf erklang, und beim Geschmetter
Der Erzdrommete wogten frohe Scharen
Rings von den Hügeln zu der Rennbahn hin.

Ich wollte folgen, doch fast mit Gewalt
Fest hielten mich die Sklaven: „Bleib! willst Du
Dich ins Verderben stürzen, Thor?“ So blieb ich,
Allein wie fiebernd durch die Adern rann
Den ganzen Tag mein Blut, indes herüber
Vom Stadium die Stimmen hallten: „Seht,
Eurvales! im Lauf der erste ist's;
Nein, Lykas stürmt voran; er steht am Ziel.“
Und dann der Zinken Schall, den Sieg verkündend,
Der Sänger Feierchor. Drauf wiederum:
„Da schaut! Das war ein Diskobolenwurf! —
Dort Nikias! wie mit umerzter Faust
Zu Boden er den Gegner ringt! — Für ihn
Des heil'gen Ölbaums Zweig!“ Jubelgeschrei,
Angstruf und Sturm des Beifalls drängten sich,
So wie beim Meeresbranden Flut an Flut;
Dann ward es still; zur Siegesfeier ging
Der Festzug in den Tempel; leise nur,
Verloren trug ein Windhauch hie und da
Der Hymnen Klang uns an das Ohr.
Als dämmernd
Der Abend niedertaute, führten mich,
Den trübe Sinnenden, die andern Sklaven
An den Alpheus, um mich zu zerstreun.
Dort welch Gedränge! Die bekränzten Schiffe
Mit der Besatzung, Männer fremd von Tracht,
Die von der Sonne Afrikas gebräunt,
Die unter des Euxinus kaltem Himmel
Gebleicht! Daneben auf den grünen Ufern
Die stolzen Rosse, ferner Weiden Zucht! —
Und mehr und mehr, indessen längs des Strandes
Wir wandelten, erfüllten Thal und Höhn
Sich mit der Festgenossen munterm Schwarm,
Die, hin aufs Grün gestreckt, bei Becherschall
Und Leierklang Gelage feierten.
Da kündeten, von Horchenden umringt,
Erzähler ihrer Heimat Wunder, da
Sangen Rhapsoden der Heroen Thaten,
Und im Vereine mit der alten Helden
Erscholl der jüngsten Sieger Ruhm. Zuletzt
Goß auf die Augen der Ermüdeten
Der Silberstrahl des Mondes Schlaf herab;
Ich aber sann — denn Ruhe ließ mir's nicht —
Wie ich am Folgetag des Wagenrennens
Zeuge zu sein vermöchte.
Während rings
Reglos die andern ruhten, mich erhob ich
Und schritt mit leisem, leisem Schritt des Wegs
Zum Hippodrom, der, meinem Aug'erspähbar,
Am Saum des heil'gen Tempelhaines lag.
Ein Lorbeerbaum, der breitgezweigten Wipfels
Die Sitzreihn überragte, konnte mich
Den Blicken bergen. Hinter seinem Laub
Versteckt, des Morgens und des Festbeginns
Harrt' ich. Und horch! als östlich im Gewölk
Die ersten Sonnenstrahlen zitterten,
Zu wogen schon am Strom und auf den Höhn
Begann die Menschenflut, sich zu dem Platz
Des großen Schauspiels wälzend; bald gefüllt
War jeder Sitz, heran auf goldnen Wagen
Mit ihren prächt'gen Viergespannen zogen
Die Rosselenker. An den Schranken harrten
Sie ungeduldig, und die Renner stampften
Den Boden mit dem Eisenhuf. Da gab
Ein ehrner Adler, in die Lüfte steigend,
Das Anfangszeichen; in die Rennbahn brachen
Die schäumenden Gespanne; ich erkannte
Des Symmias beide Söhne; hoch zu Wagen,
Mit Siegeszuversicht im Blick, vorauf
Die ersten stürmten sie; die Bahn erdröhnte
Vom Räderrasseln, himmelauf erhob
Sich Staubgewölk, und aus der Rosse Nüstern,
Schien's, sprühten Flammen, wie bald dies, bald das
Gespann voran den andern schnaubend schoß;
Und doch mit lautem Ruf und Geißelschlag
Zu schnellerm Lauf noch spornten sie die Lenker.
Neunmal umkreist war schon die Säule; noch
Als Vorderster hielt sich der jüngste Sohn
Des Symmias, und jedes Auge hing
An ihm, und Zuruf scholl von allen Sitzen —
Da schien er zu ermatten; ihm vorbei

Mit weißen Rossen flog ein anderer;
Noch einmal mit dem Stachel seinen Renner
Trieb jener an — umsonst — am Ziele stand
Das Schimmelviergespann, des Herolds Stimme
Verkündete den Hylas von Korinth
Als Sieger; Beifallsruf erschütterte
Die Luft, und, von Glückwünschenden umringt,
Im Feierzuge ward der Sohn Korinths
Zur Krönung in den Tempel Zeus' geleitet.
Aus dem Versteck hervor dem Schwarm des Volks
Zu folgen trieb's mich; keiner achtete
Im Rausch der Freude mein, und längs der Reihn
Von ehrnen Bildern, die der Ewigkeit
Der Sieger Züge aufbewahrte, schritt
Ich durch den heil'gen Hain bis zu dem Thor
Des Tempels — sieh! und über dem Gewog
Der Häupter hoch wie aus dem Himmel schaute
Des Wolkensammlers hehr olympisches
Antlitz auf mich herab — an dem Altar
Vor ihm gesenkten Haupts empfing der Sieger
Aus der Hellenenrichter Hand die Palme,
Und um die Stirn den heil'gen Ölzweigkranz
Ihm wanden sie. — Muß nicht Kronion selbst
Den Sterblichen um solches Glück beneiden?
O daß auch ich um diesen Siegeslohn
Einst werben dürfte! — also dacht' ich; da
Her aus der Menge von den Tempelstufen
Erscholl es: „Wie nur hat der freche Sklav
Sich bis hieher gedrängt? Packt ihn! Hinweg
Mit ihm zur Geißelung!" Des Symmias Sohn
War's, der so rief, und hundert Stimmen fielen
Ein in den Ruf: „Den heil'gen Hain des Zeus
Hat er befleckt durch seine Gegenwart,
Der Schurke! fort mit ihm!" — Vergebens war
Mein Widerstand, hinweggeschleppt ward ich,
Und während sich beim Abendschein die Freien
Zum frohen Siegesmahl versammelten,
Ließ Symmias Sohn, umringt von den Gefährten,
Durch Sklavenhand an einen Baum mich binden
Und überwachte selbst die Strafe; höhnend
Mit seinen Spießgesellen sah er zu,
Wie mir entblößt der Rücken ward; ich schäumte
Vor Grimm, mir spannten alle Muskeln sich,
Die Stricke zu zerreißen, die am Leib
Und Arm und Fuß mich fesselten; umsonst.
Die Geißelhiebe fielen Schlag auf Schlag,
Indessen, mit der Festgenossen Jubel
Gemischt, der wüsten Bande Hohngelächter
Um mich ertönte. Mit geschwundnen Sinnen
Zuletzt sank ich zu Boden.
Morgens weckten
Die Sklaven mich. Als wäre nichts geschehn:
„Komm! — riefen sie — zur Heimkehr aufgebrochen
Ist unser Herr." Sprachlos starrt' ich sie an,
Und mich von dannen leiten mußten sie.
Wie ich den ersten Tagesmarsch vollbracht,
Bewußtsein bleibt mir nicht davon; nur dunkel
Noch vor dem Geist mir schwebt es, daß am Abend
Freundliche Worte Symmias zu mir sprach:
„Ich wußte nichts von dem Geschehenen;
Schon schwer verwiesen hab' ich's meinem Sohn,
Daß zum Vollzug der alten Satzung er
Die andern trieb." Wohl sprach er es, doch glitt's
Wie hohler Schall an meinem Ohr vorbei;
Den ganzen Weg stumm, wie vernichtet, blieb ich.

Ebenfalls nach klassischer Schönheit, aber mehr nach jener schlichten, die Goethe in seiner Lyrik entfaltet, strebt **Martin Greif.** Was die Gedichte dieses Poeten besonders auszeichnet, ist die edle Einfachheit, die warme Innigkeit und

ungeschminkte Wahrhaftigkeit. Der Grundton seiner Lieder ist ein ernster, ja nicht selten ein tief wehmütiger. Das Vollendetste schuf er bisher im kleinen Stimmungs- und Naturbilde, in welchem er den Hauptgedanken, der ihn bewegt, oft nur leise andeutet. Er erzielt dadurch nicht selten eine ganz außerordentliche Wirkung, doch bleibt er auch bisweilen allzu fragmentarisch. Am wenigsten ist ihm bis jetzt das epische Gedicht gelungen, für das es seinem Talente an Gestaltungsfähigkeit zu mangeln scheint. Die erste Ausgabe seiner Gedichte erschien bereits 1868 in Stuttgart, doch erst die späteren, stark vermehrten Auflagen gewähren ein vollständiges Bild von dem Können des Dichters. Neben seinen Gedichten gab Greif auch verschiedene Dramen heraus; wir nennen besonders das Trauerspiel „Corfiz Ulfeldt" (Wien 1876) und das Schauspiel „Prinz Eugen" (Kass. 1880). Beide Stücke gingen mit Erfolg über die Bühne. — Der ursprüngliche Name des Dichters war Hermann Frey; unter diesem wurde er am 18. Juni 1839 zu Speier geboren und widmete sich der Offizierskarriere. Im Jahre 1867 quittierte er jedoch den Dienst, um ganz und gar litterarischen Arbeiten obliegen zu können, und nahm nun mit landesherrlicher Genehmigung seinen jetzigen Namen an. Eine Reihe von Jahren lebte er in Wien; später siedelte er nach München über.

Ähnliche Töne wie Greif schlägt Stephan Milow (Pf. f. St. v. Millenkovics, geb. 1836) an; in das Gebiet der reinen Gedankenlyrik gehören die Gedichte von Moritz Carrière und Karl Zettel; der Verherrlichung der Kunst ist die Mehrzahl der Gedichte von Karl Wörmann gewidmet.

Ein Gesamturteil über diese vielen neuen Triebe des deutschen Dichterwaldes glauben wir noch nicht fällen zu dürfen; dagegen werfen wir noch einmal einen Blick auf den langen Weg, den wir von den Epigonen des Weimarischen Dichterkreises aus bis in das neue deutsche Reich hinein zurückgelegt haben, und da drängt sich uns denn die Überzeugung auf, daß wir trotz aller Hemmnisse fort und fort vorwärts geschritten sind, auch fort und fort den richtigen Weg verfolgt und in der Hauptsache das Resultat, nach welchem wir strebten, erreicht haben. Die Kluft, welche bisher zwischen unserer inneren Bildung und unserem staatlichen Dasein bestand und jede gesunde, harmonische nationale Entwicklung hinderte, ist geschwunden; wir stehen jetzt — in erster Linie dank dem nationalen Geiste, den die Dichter durch alle Jahrzehnte in allen Kreisen des Volkes weckten, hegten und pflegten — auf dem breiten Fundamente des neuen deutschen Reiches. Eine große trüb-ernste Kulturperiode, die mehr denn zwei Jahrhunderte umfaßt, ist damit zum Abschluß gekommen, und eine neue hat begonnen; möge diese nun einen weiteren Schritt zur Veredlung des Menschengeschlechtes, dem Endziele aller Kulturbestrebungen, bilden, und möge er freudiger und leichter gethan werden können, als dieser soeben zurückgelegte!

Die wissenschaftliche Litteratur

seit 1830.

Mit dem Jahre 1830 vollzog sich nicht nur im politischen und gesellschaftlichen Leben unseres Volkes und auf dem Gebiete der Poesie eine große allgemeine Wandelung, sondern auch auf allen Gebieten der Wissenschaft. Auch die Fachkreise, die sich bisher fast ängstlich vom öffentlichen Leben abgeschlossen hatten, traf der frische Hauch, der aus Frankreich kam, und auch in der Gelehrtenwelt trat nun das Bestreben hervor, sich enger an das nationale Leben anzuschließen. Unter der Devise „Bildung macht frei!“ ließen es sich fortan die Gelehrten aller Disziplinen angelegen sein, die Resultate ihrer Forschungen auch dem großen Publikum mitzuteilen und nutzbar zu machen, wodurch ein allgemeines Bestreben nach klarer, populärer Darstellung und nach einem flüssigen und eleganten Stile erwachte. Da außerdem sehr viele wichtige Erfindungen gemacht wurden und verschiedene Wissenschaften zu überaus glänzenden Resultaten gelangten, so hat die deutsche wissenschaftliche Prosa seit 1830, sowohl was die formelle Seite, den Stil, anlangt, als auch was die materielle Seite, die Erweiterung und Vertiefung der Wissenschaft betrifft, sehr erhebliche Fortschritte gemacht, die geringsten noch auf dem Gebiete der Philosophie.

Durch das Zerfallen der Hegelschen Schule (s. S. 249) wurde das Ansehen der **Philosophie** erheblich geschädigt, außerdem beschränkte der Materialismus, der immer mehr um sich zu greifen begann, ihr Gebiet, so daß sich seit Hegel ein herrschendes System nicht wieder erhoben hat. Das Ganze einer Weltansicht, wie sie sich aus der Bildung der Zeit herauskristallisierte, stellte der geistreiche Hermann Lotze (1817—1881) dar. Er ging dabei von dem Grundgedanken aus, daß das Bedürfnis des Menschen nach Aufklärung über sich selbst und über seinen Zweck der Ausgangspunkt alles philosophischen Nachdenkens sein müsse, und stellte sich in der Hauptsache auf Fichte, Schelling und

Kant. Sein Hauptwerk ist die populär gehaltene dreibändige „Mikrokosmus“ betitelte Anthropologie. Dem Schopenhauerschen Pessimismus verschaffte Eduard von Hartmann (geb. 1842) einen neuen großen Kreis von Anhängern durch seine „Philosophie des Unbewußten“ und eine Reihe weiterer philosophischer Schriften. Der Hauptsatz des Hartmannschen Pessimismus ist der, daß die Summe der von den Geschöpfen zu erleidenden Unlust die Summe der von ihnen erlebten Lust überwiege. Dabei bleibt jedoch unerörtert, ob denn in der Lust der Wertmesser der Welt liege. Auch wird in diesen Ausführungen die lustvolle Seite des Daseins, das erquickende Bewußtsein der Pflichterfüllung, die Befriedigung bei ernstem Streben und Arbeiten, bei gewissenhaftem weiteren Ausbau unserer inneren Individualität ꝛc., zu wenig beleuchtet. Der logischen Forschung wandten sich mit Erfolg die Studien von F. A. Trendelenburg (1802 bis 1872) zu. Die ihrem inneren Prinzip nach sehr zersplitterte Psychologie behandelten in verschiedener Weise K. Fortlage, J. Schaller, K. G. Carus, Karl Vogt u. a. Versöhnung der Philosophie und Religion suchten anzubahnen Immanuel Hermann Fichte (1797—1879) und Hermann Ulrici (1806—1884). Eine besondere Pflege erfuhr die historische Betrachtung der Philosophie in einer Reihe von umfassenderen und spezielleren Werken, von denen als die bedeutendsten die Schriften von Ed. Zeller (geb. 1814), der „Die Philosophie der Griechen“, Kuno Fischer (geb. 1824), der eine „Geschichte der neueren Philosophie“, Friedrich Überweg (1826—1871), der einen „Grundriß der Geschichte der Philosophie“ verfaßte, Oswald Marbach, Albert Schwegeler und W. Windelband genannt sein mögen.

Für die Wissenschaft des Schönen gestalteten sich die Verhältnisse günstiger; ein vorzügliches Werk, „Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen“, verfaßte, wie schon Seite 631 erwähnt wurde, der geistvolle Friedrich Theodor Vischer; nicht minder bedeutend ist die „Ästhetik“ von Moritz Carrière (geb. 1817). Weitere Werke über die Wissenschaft des Schönen verfaßten K. Köstlin, C. Lemcke, R. Zimmermann u. a. Über das Komische schrieb Arnold Ruge, über das Häßliche Karl Rosenkranz. Eine geistvolle Geschichte des modernen Geschmacks verfaßte Jakob Falke. Über die Poesie im allgemeinen verbreiteten sich Moritz Carrière, Rudolf Gottschall, Ernst Kleinpaul und Werner Hahn; über die Kunst der Prosa sprach sich Theodor Mundt aus; speziell die Ästhetik, den Bau ꝛc. der Dramen behandelten Gustav Freytag, Rudolf Gottschall, Richard Wagner, Wilhelm Wackernagel, Theodor Rötscher, Heinrich Bulthaupt u. a. Einen „Versuch einer Theorie des Romans und der Erzählkunst“ verfaßte Heinrich Keiter. Die Ästhetik der Musik erläutert Heinrich Adolf Köstlin in seinem Werke „Die Tonkunst“; eine Geschichte der Musik schrieben Franz Brendel, August Wilhelm Ambros und Emil Naumann; eine Geschichte der Kirchenmusik verfaßte J. Sittard. In einzelnen Abhandlungen verbreiteten sich über Wesen und Schönheit

der Musik Ferdinand Hiller, W. H. Riehl u. a. Die Rhetorik nahm einen sehr bedeutenden Aufschwung, hauptsächlich infolge des regeren gesellschaftlichen und politischen Lebens. Als evangelische Kanzelredner thaten sich hervor Alexander Schweizer, Karl Grüneisen, der auch als Volksschriftsteller bekannte Johann Friedrich Ahlfeld, Gottlieb Christoph Adolf Harleß, Daniel Schenkel, Christian Palmer, Karl Heinrich Wilhelm Schwarz, als katholische Melchior von Diepenbrock, Heinrich Förster und vor allem Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler, als politische Redner der schwungvolle und geistreiche Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, Fürst Bismarck, Heinrich von Gagern, Rudolf von Bennigsen, Georg von Vincke, B. F. L. Waldeck, Julius Stahl, Friedrich Daniel Bassermann, Ferdinand Lassalle, Hermann von Mallinckrodt, Eduard Lasker u. a. Die Gesetze der Rhetorik entwickelten F. L. Schröder in seinem sehr gediegenen „Deklamationsunterricht", Roderich Benedix in seinem dreibändigen Werke „Der mündliche Vortrag" und Emil Palleske in seinem Buche „Die Kunst des Vortrags". Der litterarischen Kritik sind gewidmet außer den bereits S. 250 genannten „Blättern für litterarische Unterhaltung" das von Friedrich Zarncke herausgegebene, in Leipzig erscheinende „Litterarische Zentralblatt", die von Max Roediger redigierte, in Berlin erscheinende „Deutsche Litteraturzeitung", das von Wilhelm Herbst gegründete und jetzt von K. H. Keck herausgegebene, in Gotha erscheinende „Deutsche Litteraturblatt", der von Th. Ebner redigierte, in Weimar erscheinende „Litterarische Merkur", der von Fr. Hülskamp herausgegebene, in Münster erscheinende „Litterarische Handweiser für das katholische Deutschland", die in Freiburg i. B. erscheinende „Litterarische Rundschau", der von Max Vogler redigierte, in Leipzig erscheinende „Allgemeine Litterarische Wochen-Bericht", die von J. Singer redigierte, in Wien erscheinende „Allgemeine Österreichische Litteraturzeitung" und das von Karl Bleibtreu herausgegebene, in Leipzig erscheinende „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes". Die Theorie der bildenden Kunst und die Kunstgeschichte behandelte zunächst Franz Kugler in seiner gediegenen Schrift „Denkmäler der bildenden Kunst des Mittelalters in den preußischen Staaten", seinem „Handbuche der Geschichte der Malerei von Constantin bis auf die neuere Zeit", und seinem „Handbuch der Kunstgeschichte", dann ganz besonders geistvoll Wilhelm Lübke (geb. 1826) in seinem „Grundriß der Kunstgeschichte" und seiner „Geschichte der Plastik von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart", ferner der gediegene Alfred Woltmann in seiner „Geschichte der Malerei", Karl Schnaase in der unter der Mitwirkung von Karl v. Lützow, Karl Friederichs, Rudolf Rahn, Wilhelm Lübke und Alfred Woltmann herausgegebenen großen, auf den gründlichsten Studien fußenden „Geschichte der bildenden Künste", Ernst Förster, Hermann Riegel, Hermann Grimm, Jakob Burckhardt, A. Springer, K. Justi, Otto von Leixner, K. Woermann, R. Dohme u. a. Eine „Zeit-

schrift für bildende Kunst" giebt Karl von Lützow zu Leipzig heraus. Der Pädagogik fehlte es an einem neuen, schöpferischen Talente, man bewegte sich daher auch ferner noch in den Bahnen Pestalozzis, erweiterte und vervollständigte aber dessen Erziehungslehre nach allen Seiten hin. Für das Elementarschulwesen machten sich verdient Johann Baptist Graser (1766—1841), der zuerst darauf hinwies, daß der Leseunterricht mit dem Schreibunterricht verbunden werden müsse, Heinrich Gräfe (1802—1868), der eine „Allgemeine Pädagogik" und die Werke „Deutsche Volksschule", „Erziehungsresultate" 2c. schrieb, und vor allem der treffliche Friedrich Adolf Diesterweg (1790—1866), der für eine freiere Richtung und gegen die vielen mechanischen Gedächtnisübungen sprach. Er gab von 1827 bis 1856 die „Rheinischen Blätter für Erziehung und Unterricht" heraus, die viel zur Aufklärung und Belehrung beitrugen, ferner einen „Wegweiser zur Bildung für deutsche Lehrer" und viele Schulbücher. Den Bestrebungen Diesterwegs entgegen trat Wilhelm Harnisch (1787—1864), der in seinem „Handbuch für das deutsche Volksschulwesen", seinem Buche „Die deutsche Bürgerschule" 2c. den orthodox-konservativen Standpunkt einnahm und den viel berufenen Stiehlschen „Preußischen Schulregulativen", die von 1854—1872 zu Recht bestanden, den Weg ebnete. Die Förderung des höheren Schulunterrichts ließen sich Ernst Innocenz Hauschild (1808 bis 1866), Johann Karl Christoph Vogel, Hermann August Theodor Köchly, Bruno Meyer, Friedrich Wilhelm Klumpp, F. E. Beneke, Spilleke u. a. angelegen sein. Dem mehr und mehr aufstrebenden Realismus suchte man dadurch gerecht zu werden, daß man neben den Gymnasien sogenannte Realschulen ins Leben rief, in denen man die Schüler mehr zu einem praktischen Lebensberufe vorzubereiten strebt. Dabei stellte Hauschild den Grundsatz auf: „Die neue Zeit fordert von allen Gelehrten nicht nur Gelehrsamkeit, sondern vor allem Bildung, und diese Bildung ist die Bildung der Neuzeit", den jedoch nur ein Teil der Pädagogen acceptierte. Infolgedessen ist die Frage, ob man auch ferner noch die humanistische Bildung, oder nun fortan die reale, die mathematisch-naturwissenschaftliche, als die Grundlage des höheren Unterrichts betrachten müsse, noch eine offene, ja neuerdings ist „Hie Gymnasium!" — „Hie Realschule!" sogar ein Kriegsgeschrei geworden. Eine Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens verfaßte K. A. Schmid, eine „Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit" Karl von Raumer. Eine „Erziehungsschule. Zeitschrift für Reform der Jugenderziehung" giebt E. Barth zu Leipzig, eine „Zeitung für das höhere Unterrichtswesen Deutschlands" H. A. Weiske ebenfalls in Leipzig heraus, eine „Rundschau über das Unterrichtswesen aller Länder" erscheint in Berlin. Auf die Erziehung günstig einwirkende Jugendschriften verfaßten der gemütvolle Gustav Nieritz (1795—1876), der eine große Menge Erzählungen, darunter „Der

blinde Knabe", „Die fliegende Kapelle", „Das vierte Gebot" ꝛc. schrieb, Franz Hoffmann (geb. 1814), der sich besonders durch seinen „Deutschen Jugendfreund" beliebt machte, Hermann Kletke, der sich mit seinem „Savoyardenknaben" viele Freunde erwarb, Hübner-Trams, der auch eine Anzahl sinniger Spiele erfand, Richard Baron, Theodor Dielitz, Ferdinand Schmidt, Oskar Höcker, der Märchendichter Ludwig Bechstein, die Fabeldichter Wilhelm Hey und Karl Fröhlich u. a., sodann die Schriftstellerinnen Thekla von Gumpert (geb. 1810), deren mit vielem Takte redigiertes „Töchteralbum" eine große Verbreitung fand, Johanna Spyri (geb. 1829), die eine Anzahl feinsinniger Erzählungen schrieb, Clementine Helm (verehelichte Beyrich, geb. 1825), deren humorvolle, anmutige Erzählung „Backfischchens Leiden und Freuden" ein Lieblingsbuch der jungen Mädchen geworden ist, die gemütvolle Ottilie Wildermuth, Klara Cron, Lina Morgenstern, Luise Pichler, Isabella Braun u. a. Den frischen fröhlichen Kindersinn suchten durch Kinderlieder zu fördern und zu erhalten Hoffmann von Fallersleben, dessen Lieder wir bereits S. 363 gedachten, Friedrich Güll (1812 bis 1879), dessen tief gemütvolle und anmutige „Kinderheimat in Bildern und Liedern" bei weitem noch nicht die Würdigung beim großen Publikum gefunden hat, die sie verdient, der heitere, neckische Robert Reinick, der originelle Viktor Blüthgen, Rudolf Löwenstein, Johannes Trojan, Franz Pocci, Georg Scherer u. a. Eine nach pädagogischen Grundsätzen redigierte illustrierte Monatsschrift „Deutsche Jugend" giebt Julius Lohmeyer in Berlin heraus; in Dresden erscheint „Die Kinderlaube" und in München die Zeitschrift „Jugendblätter"; eine „Zeitschrift für weibliche Bildung" giebt Richard Schornstein in Leipzig heraus. Eine mit vieler Umsicht zusammengestellte „Geschichte der deutschen Jugendlitteratur" (Berl., 2. Aufl. 1877) lieferte A. Merget, eine „Kurze Übersicht der Entwickelung der deutschen Jugendlitteratur, begleitet von Ratschlägen zur Begründung von Jugendbibliotheken" (Zürich 1880) verfaßte F. Zehender, ein kleines hauptsächlich für die Hand des Lehrers und der Lehrerin bestimmtes, sehr praktisch eingerichtetes Buch „Deutsche Jugendlitteratur und Methodik des deutschen Unterrichts in katechetischer Form" (Lpzg. 1878) ein ungenannter Schulmann.

Auf dem Gebiete der **Theologie** gingen in den letzten fünfzig Jahren sehr bedeutende Wandlungen vor. Zunächst machte sich das Bestreben geltend, die Macht des Rationalismus zu brechen. Diese Aufgabe stellten sich besonders August Neander (1789—1850), August Tholuk (1799—1877) und E. W. Hengstenberg (1803—1869); sie wurden dadurch die Begründer der sogenannten bibelgläubigen Richtung, auch neuerer wissenschaftlicher Pietismus genannt. Neanders Hauptgrundsatz war „Das Herz ist es, was den Theologen macht", doch widmete er sich weniger der Dogmatik, als vielmehr der Kirchengeschichte. Als seine bedeutendsten Werke dürfen die „Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche", die „Geschichte der Pflanzung und Leitung

der Kirche durch die Apostel" und das „Leben Jesu" betrachtet werden, die sich hauptsächlich durch geistvolle Charakteristiken auszeichnen. Einen noch größeren Nachdruck auf das Gemüt, das Gefühl legte Tholuk, der die Hauptaufgabe der frommen Christen „in dem Sichanschmiegen des tiefsten Gefühlslebens an die göttliche Gestalt Jesu" sah. Es war ihm daher bei seinem Wirken auch weniger um strenge Wissenschaftlichkeit, als vielmehr um die Erweckung einer tieferen religiösen Begeisterung zu thun; infolgedessen stand ihm auch die innige Herzensfrömmigkeit höher, als die genaue Formulirung der christlichen Lehren und die juridisch gesetzmäßige Geltung der Symbole. Doch hielt er streng an dem „ganzen ungeteilten geschichtlichen Christus" und an der „Wirklichkeit des Wunders" fest. Später, als der Rationalismus vollständig verschwunden war, trat er zu den sogenannten Vermittelungstheologen. Seine wichtigsten Schriften sind ein „Praktischer Kommentar zu den Psalmen", eine „Vorgeschichte des Rationalismus", eine „Geschichte des Rationalismus" und ein „Kommentar zum Neuen Testamente". Anders als Neander und Tholuk verfuhr Hengstenberg, der zur finstern Orthodoxie des siebzehnten Jahrhunderts zurückging und eine unerschütterliche „Bekenntnistreue" und einen unantastbaren Bibelglauben verlangte. Zur Unterstützung seiner Bestrebungen gründete er 1827 die „Evangelische Kirchenzeitung", die bald einen großen Einfluß gewann. Später bildete er mit den Seinen, F. J. Stahl, C. E. Luthardt, G. Ch. A. Harleß, Franz Delitzsch, A. F. Ch. Vilmar u. a., die Gruppe der Konfessionalisten. Seine Hauptwerke sind seine Kommentare zum alten und neuen Testamente. Neben den Neander, Tholuk und Hengstenberg suchte auch die Schleiermachersche Gemeinde immer mehr an Terrain zu gewinnen, spaltete sich aber bald in eine „Rechte" und eine „Linke", wobei die Schleiermacherschen Grundsätze verschiedene Modifikationen erfuhren. Die erstere, welcher man den Namen „Vermittelungstheologie" beilegte, suchte eine Vermittelung zwischen dem alten Glauben und der modernen Freisinnigkeit herbeizuführen, und zu ihr bekannten sich K. J. Nitzsch, der ein „System der christlichen Lehre", Karl Ullmann, der „Die Sündlosigkeit Jesu" und „Das Wesen des Christentums", Julius Müller, der „Die christliche Lehre von der Sünde", Willibald Beyschlag, der „Die Christologie des Neuen Testamentes" und „Die Paulinische Theodicee" schrieb, u. a., die letztere verlangte unbeengte freie Forschung und wird daher mit dem Namen „Freie protestantische Theologie" bezeichnet. Aus ihr ging 1865 der „Protestantenverein" hervor. Die bedeutendsten Stützen der „Freien protestantischen Theologie" waren Karl Schwarz, der die Schrift „Zur Geschichte der deutschen Theologie" und „Predigten aus der Gegenwart", Daniel Schenkel, der das Werk „Das Wesen des Protestantismus aus den Quellen des Reformationszeitalters", „Das Charakterbild Jesu", „Die protestantische Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampfe mit der kirchlichen Reaktion" ꝛc., Josias von Bunsen,

der das umfangreiche „Bibelwerk für die Gemeinde" herausgab, u. a. Das Organ dieser Schleiermacherschen Linken ist die „Protestantische Kirchenzeitung", welche 1854 gegründet wurde und zur Zeit von J. E. Websky herausgegeben wird. Das meiste Interesse wußte die spekulative Theologie auf sich zu ziehen; sie ging aus der Hegelschen Philosophie hervor und fand ihren glänzendsten Vertreter in David Friedrich Strauß (1808—1874), der 1835 ein „Leben Jesu" herausgab, das in der gesamten gebildeten Welt das größte Aufsehen erregte. Strauß stellte in diesem Werke den Satz auf, daß das Bild Christi in den Evangelien ein Produkt der absichtslos dichtenden, durch alttestamentliche, besonders messianische Bilder bestimmten Sage sei, deren historischer Kern im Dunkeln bleibe, daß Christus, auf den die messianischen Prädikate von der Gemeinde übertragen seien, keine übernatürliche Erscheinung gewesen sein könne, da das Wunder überhaupt eine Unmöglichkeit enthalte, weshalb auch die vier Evangelien nicht von den Aposteln oder von Augenzeugen stammen können, weil ihnen sonst bei ihrem besseren Wissen absichtliche Erdichtungen zugemutet werden müßten. Später erwies sich Strauß mit seinen Schriften „Schubarts Leben in seinen Briefen", „Christian Märklin", „Leben und Schriften des Dichters Nicodemus Frischlin", „Ulrich von Hutten", „Voltaire" 2c. auch als ein geistvoller Biograph. Der sogenannten „mythischen Anschauung" Strauß' trat Bruno Bauer mit seiner „Kritik der evangelischen Kirche des Johannes" und seiner „Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker" und Ludwig Andreas Feuerbach mit seinem Werke über das „Wesen des Christentums" bei, während Theodor Keim in seiner „Geschichte Jesu von Nazara" den Glauben mit der spekulativen Kritik zu versöhnen suchte. Neben den Vertretern der spekulativen Theologie ging die Tübinger Schule her, die, ebenfalls auf der Hegelschen Philosophie fußend, sich hauptsächlich der Urgeschichte des Christentums zuwandte. Das Haupt der Schule war Ferdinand Christian Baur (1792—1860), der in seinen Werken „Die sogenannten Pastoralbriefe des Paulus", „Die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung", „Das Markus-Evangelium nach seinem Ursprunge und Charakter" nachwies, daß die meisten Schriften des neuen Testamentes erst im zweiten Jahrhundert verfaßt seien, und zwar als Tendenzschriften. Dieser Ansicht Baurs schlossen sich E. G. Zeller, A. B. Ch. Hilgenfeld, K. R. Köstlin u. a. an. — Von den katholischen theologischen Schriftstellern heben wir hervor J. A. Möhler, der „Die Einheit in der Kirche oder das Prinzip des Katholizismus" und eine geistvolle „Symbolik", Leopold Schmid, der ein vierbändiges von freisinnigen Ansichten getragenes Werk „Der Geist des Katholizismus, oder Grundlegung der christlichen Irenik" und Ignaz von Döllinger, der das von großer Gelehrsamkeit zeugende Buch „Pabstfabeln des Mittelalters" und die wertvolle Schrift „Pabsttum und Kirchenstaat" verfaßte. Über Joseph von Görres sprachen wir

bereits (s. S. 123). Eine „Zeitschrift für katholische Theologie" geben Wieser und Grisar, eine Zeitschrift „Der Katholik" J. B. Heinrich und Ch. Moufang heraus. Von den Schriftstellern, welche für die altkatholische Bewegung eintraten, sind Joseph Hubert Reinkens, der über „die päpstlichen Dekrete vom 18. Juli 1870", Johann Friedrich, der ein hochinteressantes „Tagebuch, während des Vatikan-Konzils geführt", herausgab, Friedrich Michelis, Johann Huber u. a. zu nennen.

Zu ganz ungeahnt hoher Blüte entwickelte sich in dem vorliegenden Zeitraum das **Studium der Natur.** Eine neue Natur-Auffassung brach sich Bahn infolge der von dem Engländer Charles Darwin (1809—1882) aufgestellten Selektions-Theorie, nach der die ganze heutige organische Welt durch die stufenweise Modifikation jener Typen, welche früher existierten, entstanden ist. Mit Begeisterung schloß sich dieser Theorie, auch kurzweg Darwinismus genannt, Ernst Häckel (geb. 1834) an, der eine „Natürliche Schöpfungsgeschichte", eine Schrift über „Entstehung und Stammbaum des Menschengeschlechtes" 2c. schrieb und noch über die ursprünglichen Ansichten Darwins hinausging, wodurch er eine Menge von Streitschriften hervorrief. In wesentlichem Sinne neu geschaffen wurden die Disziplinen der Physiologie und Anthropologie, deren Erforschung in den speziellen Untersuchungen ausgezeichneter Gelehrter, wie J. Müller, E. Du Bois-Reymond, E. Pflüger, A. Fick, ruht und deren Resultate weiteren Kreisen zugänglich zu machen J. Moleschott in seinem Buche „Kreislauf des Lebens", Louis Büchner in seinen Werken „Kraft und Stoff", „Natur und Geist", „Der Mensch und seine Stellung in der Natur" 2c., Karl Vogt in seinen „Physiologischen Briefen", seinen „Vorlesungen über den Menschen" 2c. versucht haben. In verschiedenen Zweigen, durch wissenschaftliche Forschung sowohl, als durch edle Popularisierung, ist Rudolph Virchow (geb. 1821) thätig. Die allgemeine Naturwissenschaft bearbeiteten Otto Ule, Hermann Masius, E. A. Roßmäßler, Friedrich Schödler u. a.; die Mineralogie und Geologie Leopold von Buch, Bernhard von Cotta, F. A. Quenstedt u. a.; die Botanik Matthias Jakob Schleiden, J. Haustein, A. de Bary u. a.; die Zoologie Alfred Eduard Brehm, Friedrich von Tschudi, Karl Ruß u. a. Der Chemie eröffnete der geniale Justus Liebig (1803—1873) ganz neue Gebiete, die dann F. J. Otto, Hermann Kolbe, Adolf Strecker, A. W. Hofmann, A. Kekulé u. a. weiter bebauten. Astronomische Werke verfaßten J. H. Mädler, Hermann Klein, J. K. F. Zöllner u. a. Auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde setzten die bahnbrechenden Forschungen Karl Ritters (1779—1859) in umfassenden Werken O. Peschel, G. A. von Klöden, H. A. Daniel u. a. fort, während zahlreiche Forscher und Reisende sich durch weite kühne Erforschungsreisen und geschmackvolle Darlegung der Ergebnisse, oder durch mit Umsicht hergestellte Kompila-

tionen verdient machten. Auch eine sehr reiche naturwissenschaftliche Journallitteratur entwickelte sich; Krause und Vetter geben einen „Kosmos. Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung", K. Müller „Die Natur", W. Sklarek den „Naturforscher", Hermann Klein die „Gäa. Zeitschrift zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse", F. C. Noll den „Zoologischen Garten" und A. Engler die „Botanischen Jahrbücher" heraus. Im Interesse der Länder- und Völkerkunde erscheinen: „A. Petermanns Mitteilungen", herausgegeben von Behm und Supan, der „Globus", herausgegeben von Rich. Kiepert, „Das Ausland", redigiert von Karl Müller-Mylius und die „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik", herausgegeben von Fr. Umlauft.

Der Physik wurde ein neues Feld durch die Spektralanalyse eröffnet, die R. W. Bunsen (geb. 1811) und G. R. Kirchhoff (geb. 1824) erfanden, nachdem ihnen Joseph von Frauenhofer die Wege geebnet hatte. Als ein weiterer hervorragender Forscher auf physikalischem Gebiete ist H. L. F. Helmholtz (geb. 1821) zu nennen. Lehrbücher der Physik schrieben W. Eisenlohr, Adolf Wüllner, R. A. H. Kohlrausch u. a. Das Gebäude der Mathematik wurde besonders durch K. G. J. Jacobi (1804—1851) weiter ausgebaut, der nach Gauß als der bedeutendste Geometer, Analytiker und Mechaniker zu betrachten ist. Durch seine „Fundamenta nova theoriae functionum ellipticarum" löste er (gleichzeitig mit dem Schweden Abel) das große mathematische Rätsel, an dem die Geister der Vorperiode sich vergeblich abgemüht hatten. Ein bedeutender Förderer der neueren Geometrie war Jacob Steiner, ein scharfsinniger Zahlentheoretiker P. G. L. Dirichlet, ein bahnbrechender Funktionentheoretiker Riemann. Eine „Geschichte der mathematischen Wissenschaften bis zum Ende des 18. Jahrhunderts" schrieb Suter. Um die populäre Medizin machten sich in hervorragender Weise verdient Karl Ernst Bock (1809—1874), der neben verschiedenen rein wissenschaftlichen Arbeiten das bekannte „Buch vom gesunden und kranken Menschen", das sehr beachtenswerte Schriftchen „Die Pflege des Schulkindes" u. a. verfaßte, und K. H. W. Reclam, der ein „Lehrbuch der vernünftigen Lebensweise" herausgab und 1875 die populär-medizinische Zeitschrift „Gesundheit" begründete.

In der **Sprachwissenschaft** trat neben die von den Gebrüdern Grimm begründete historische die vergleichende Sprachforschung, welche bestrebt ist, aus der Vergleichung aller Sprachen mit einander die Gesetze der Sprachbildung zu erforschen. Ihr Haupterfolg besteht bis jetzt in dem Nachweise, daß die Sprachen aller Völker des südwestlichen Asiens und fast ganz Europas aus einer gemeinsamen, uns nicht mehr erhaltenen Muttersprache entsprungen sind. Der Schöpfer der vergleichenden Sprachforschung ist Franz Bopp (1791—1867), der das großartige Werk „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Gotischen und Deutschen" herausgab; ihm

schlossen sich an Friedrich August Pott (geb. 1802), der wichtige „Etymologische Forschungen" veröffentlichte, August Schleicher (1821—1868), der die Werke „Die Sprachen Europas", „Kompendium der vergleichenden Grammatik" 2c. verfaßte, Albert Kuhn (1812—1881), der 1853 die „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung" begründete, Heinrich Steinthal, Max Müller, H. Brockhaus u. a. Einen erheblichen Aufschwung nahm auch das Studium der klassischen Sprachen, besonders durch F. Ritschl, Th. Mommsen, Th. Bergk und vor allen durch Georg Curtius, ebenso das der romanischen Sprachen, welches, durch Friedrich Diez auf neue Grundlagen gestellt, hauptsächlich durch R. Delius, Karl Bartsch, August Fuchs u. a. gepflegt wurde. Das Studium der germanischen Sprachen wurde durch die grammatikalischen und lexikalischen Arbeiten von M. Haupt, K. Weinhold, Joh. Kelle, K. Müllenhoff, L. Diefenbach, J. W. Graff, G. F. Benecke, Fr. Müller, Fr. Zarncke, Wilhelm Wackernagel, D. Sanders, K. Weigand u. a. gefördert. Der auch als Dichter bekannte Karl Simrock machte sich mehr als Übersetzer alter poetischer Denkmäler, denn als Sprachforscher, bekannt. Auf dem Gebiete der semitischen Sprachen waren H. Ewald, Fr. Hitzig, J. Gildemeister u. a. thätig, auf dem der altägyptischen R. Lepsius, H. Brugsch und G. Ebers, auf dem der amerikanischen E. Buschmann. Philosophische Werke über die Sprache schrieben Lazarus Geiger und Ludwig Noiré.

Die **Geschichte** erfuhr die verschiedensten und mannigfachsten Bearbeitungen. Allgemein übersichtliche und von liberaler Gesinnung durchdrungene Weltgeschichten schrieben Heinrich Dittmar, Karl Wernicke, Heinrich Rückert und G. Weber. Einen reaktionären Standpunkt nahm Heinrich Leo in seinem „Lehrbuch der Universal-Geschichte" ein. Eine allgemeine Geschichte des 18. Jahrhunderts gab E. W. G. Wachsmuth, eine europäische Geschichte des 18. Jahrhunderts C. von Noorden, eine des 19. Jahrhunderts G. Gervinus, Karl Hagen, Eduard Burckhardt und Oskar Jäger heraus. Eine allgemeine politische Geschichte der Gegenwart erscheint von W. Müller. In der alten Geschichte bietet unser Zeitraum für die indische das Werk Ch. Lassens, die persische das Fr. Spiegels, die hebräische das H. Ewalds, die griechische das E. Curtius' und G. F. Hertzbergs, die römische das Th. Mommsens, K. Peters und A. Schweglers; die Geschichte des gesamten Altertums schrieb Max Dunker. In nicht geringerem Maße haben O. Müller, L. Preller, G. Schönmann, Th. Bergk, L. Lange, O. Jahn, W. S. Teuffel die Kenntnis der benachbarten Disziplinen gefördert. Die allgemeine Geschichte des deutschen Volkes stellten dar Karl Wilhelm Böttiger, Heinrich Rückert, Johann Georg August Wirth, W. Zimmermann, Eduard Duller u. a. In Spezialgeschichte wurde Vorzügliches geleistet. Die Geschichte der Völkerwanderung legten dar Ed. v. Wietersheim und Reinhold Pallmann, die Geschichte des ersten Kreuzzuges Heinrich

v. Sybel, die Geschichte der deutschen Kaiserzeit (bis jetzt, 1886, haben 5 Bände die Presse verlassen) in wahrhaft klassischer Weise Friedrich Wilhelm Giesebrecht, die „Geschichte der deutschen Monarchie von ihrer Entstehung bis zu ihrem Verfalle" Ernst Friedrich Souchay, die Geschichte Gregors VII. vom kirchlichen Standpunkte aus A. F. Gfrörer. Die Geschichte der Hohenstaufen bearbeitete mit warmem Patriotismus und in schöner Sprache Wilhelm Zimmermann, der auch eine Geschichte des großen Bauernkrieges schrieb, die Geschichte der deutschen Höfe der leider oft sehr unzuverlässige Karl Eduard Vehse, den dreißigjährigen Krieg K. F. Hanser, den Spanischen Erbfolgekrieg Leonhard Ennen, die Zeit Friedrichs d. Gr. Kurt von Schlözer und Franz Kugler, die Geschichte der französischen Revolution Heinrich von Sybel, die Geschichte Deutschlands vom Tode Friedrichs II. von Preußen bis 1815 der geistvolle Ludwig Häusser, die Geschichte der Befreiungskriege Heinrich Ludwig Beitzke, die Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung K. Klüpfel, die Geschichte des Deutsch-französischen Krieges von 1870/71 Georg Hiltl, Johannes Scherr, Fechner u. a., und außerdem gab der preußische Generalstab eine erschöpfende und durch klaren Stil ausgezeichnete Darstellung des Krieges heraus. Außerdeutsche Geschichte schrieben: Ferd. Adolf Gregorovius, A. v. Reumont, H. Reuchlin, Jakob Venedey, Hermann Baumgarten, Jak. Philipp Fallmerayer, R. Pauly u. a. Wertvolle Biographieen verfaßten Dav. Friedrich Strauß, Adolf Stahr, Johannes Scherr, G. H. Pertz, Emil Palleske, Heinrich Düntzer, C. Th. Perthes, Otto Jahn, Hermann Grimm, A. H. Strodtmann, Karl Justi, J. G. Droysen u. a.

Die Kulturgeschichte ist erst seit etwa 30 Jahren das Studium der Gelehrten geworden. Die älteste allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit schrieb Friedrich Gustav Klemm, die 1843 bis 1852 erschien, dann folgte Ernst Wilhelm Gottlieb Wachsmuth mit einer „Allgemeinen Kulturgeschichte", nachdem er bereits von 1831—39 eine „Europäische Sittengeschichte vom Ursprunge volkstümlicher Gestaltung bis auf unsere Zeit" herausgegeben hatte. Die Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart schilderten dann noch von zwei ganz verschiedenen Standpunkten G. Fr. Kolb und F. v. Hellwald. Eine umfangreiche Kulturgeschichte der neueren Zeit lieferte Otto Henne-Am Rhyn, der auch eine „Kulturgeschichte des Judentums von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" veröffentlichte, eine eigenartige geistreiche Kulturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts Karl Grün, eine Kulturgeschichte der neuesten Zeit J. J. Honegger, eine deutsche Kultur- und Sittengeschichte und auch eine Geschichte der deutschen Frauenwelt Johannes Scherr, eine sehr wertvolle und gründliche Kulturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Überganges aus dem Heidentum in das Christentum Heinrich Rückert. Das 18. Jahrhundert behandelte Karl Biedermann in seinem gehaltvollen Werke „Deutschland im 18. Jahrhunderte". Meisterhafte Schilderungen und Charakteristiken

lieferte Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit; hübsche Skizzen brachte G. L. Kriegk in seinen deutschen Kulturbildern aus dem 18. Jahrhunderte. Über die Kostümkunde schrieb ein großartiges, wertvolles Werk Hermann Weiß, über die deutschen Trachten und Moden ein gründliches Buch Jakob Falke. Die Litteraturgeschichte wurde in jeder Beziehung eifrig gepflegt. Eine allgemeine Litteraturgeschichte verfaßte Johannes Scherr, eine siebenbändige „Geschichte der neueren Litteratur" in sehr geschmackvoller Darstellung Adolf Stern, eine Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, die sich jedoch nur mit der englischen, französischen und deutschen Litteratur beschäftigt, der geistvolle Hermann Hettner, eine allgemeine, sehr umfangreiche, tiefgelehrte und geistvolle Geschichte des Dramas unternahm J. L. Klein zu bearbeiten, leider hinderte ihn der Tod an der Vollendung des großartigen Werkes; es sind 13 Bände erschienen, deren letzter erst die Vorgänger Shakespeares behandelt. Eine Geschichte des neueren Dramas gab Robert Prölß heraus. Eine allgemeine Geschichte des Romans verfaßte O. L. B. Wolff. Allgemeine deutsche Litteraturgeschichten schrieben: Leo Cholevius („Gesch. der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen"), G. Gervinus („Gesch. der poetischen Nationallitteratur der Deutschen"), K. Gödeke („Grundriß der deutschen Dichtung"), Franz Hirsch („Gesch. der deutschen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit"), Karl August Koberstein („Grundriß der deutschen Nationallitteratur", von Karl Bartsch neu bearbeitetet), H. Kurz („Gesch. der deutschen Nationallitteratur"), Otto Roquette („Gesch. der deutschen Dichtung"), Wilhelm Scherer („Gesch. der deutschen Litteratur"), Aug. Fried. Christ. Vilmar („Vorlesungen über die Gesch. der deutschen Nationallitteratur") und Wilhelm Wackernagel („Gesch. d. deutschen Litteratur"). Ein „Deutsches Dichter-Lexikon" stellte mit vieler Umsicht Franz Brümmer zusammen. Eine „Geschichte der altdeutschen Dichtung" gab Ferdinand Khull heraus. Die Neuzeit wurde mit besonderer Vorliebe behandelt. Der auch als Dichter bekannte Otto Friedrich Gruppe schrieb eine Geschichte der deutschen Poesie in den letzten drei Jahrhunderten, Julian Schmidt eine Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessings Tod; J. W. Schäfer eine Geschichte der deutschen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, deren zweite Auflage von Franz Muncker wesentlich erweitert wurde, Johann Wilhelm Löbell legte die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstocks Auftreten bis zu Goethes Tode dar; Joh. Hillebrand lieferte eine Geschichte der deutschen Nationallitteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts (von Lessing bis zum Jungen Deutschland), Karl Barthel eine Geschichte der deutschen Nationallitteratur der Neuzeit, deren neunte Auflage G. R. Röpe bearbeitete, Julian Schmidt eine Geschichte der deutschen Litteratur des 19. Jahrhunderts, Rudolf Gottschall eine Geschichte der deutschen Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts und J. J. Honegger „Die poetische

Nationallitteratur der deutschen Schweiz von Haller bis auf die Gegenwart." Robert Prutz schrieb die Geschichte des Göttinger Dichterbundes, Rud. Haym ein sehr ausführliches Werk über die romantische Schule, Robert Prutz eine Geschichte der deutschen Litteratur der Gegenwart (1848—1858). Eine interessante „Geschichte des Sonetts in der deutschen Dichtung" verfaßte Heinrich Welti, eine Geschichte des niederdeutschen Schauspiels Karl Theodor Gädertz. Eine groß angelegte „Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland" läßt soeben Max Bobertag erscheinen. Fr. Kreyßig gab geistvolle Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart und Heinrich Keiter „Katholische Erzähler der Neuzeit" heraus. Litterarhistorische Werke über die altklassische Litteratur verdanken wir Karl Otfried Müller, G. Bernhardy, W. S. Teuffel, Th. Bergk, über die orientalische A. Weber, W. Schott, über die französische E. Arnd, Fr. Kreyßig, Jul. Schmidt, Ed. Engel, über die englische Joh. Scherr, G. Gervinus, H. Ulrici, Ed. Engel, über die spanische Brinckmeier, Lemcke und Schack, die italienische Ruth und K. M. Sauer, die russische J. J. Honegger und A. von Reinholdt. Eine Geschichte der jüdischen Litteratur schrieb Gustav Karpeles. Litterarhistorische Skizzen „Aus dem amerikanischen Dichterwalde" veröffentlichte Rudolf Doehn. Ein von Richard Gosche begründetes „Archiv für Litteraturgeschichte" giebt zur Zeit Franz Schnorr von Carolsfeld in Leipzig heraus.

Die Rechts- und Staatswissenschaft fand in R. von Mohl, J. K. Bluntschli, Fr. v. Holtzendorff, die Nationalökonomie in H. Rau, W. Roscher, L. v. Stein u. a. hervorragende Darsteller. Eine Geschichte der Rechtswissenschaft schrieb R. Stintzing.

Ein Spiegel des gesamten geistigen, sittlichen und geselligen Lebens der Gegenwart in Deutschland bemühen sich zu sein die Monatsschriften „Unsere Zeit", herausgegeben von Rudolf Gottschall, „Deutsche Rundschau", herausgegeben von Julius Rodenberg, „Deutsche Revue", herausgegeben von Richard Fleischer, die „Preußischen Jahrbücher", herausgegeben von Heinrich von Treitschke und Hans Delbrück, „Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte", herausgegeben von Adolf Glaser, „Nord und Süd", herausgegeben von Paul Lindau, „Der Salon", herausgegeben von Ludwig Soyaux, „Vom Fels zum Meer", herausgegeben von Joseph Kürschner, ferner die Wochenschriften „Die Gegenwart", herausgegeben von Theophil Zolling, „Die Nation", herausgegeben von Th. Barth u. a. Speziell der Dichtkunst sind das von Paul Heinze herausgegebene „Deutsche Dichterheim" und die von Karl Emil Franzos gegründete Zeitschrift „Deutsche Dichtung" gewidmet.

Register.

Abeken, Bernhard 517.
Adami, Friedr. 420.
Adelmann, Alfr. Graf 630.
Ahlfeld, J. F. 643.
Alberti, Konrad 50 Anm. 103. 442 Anm.
Alexis, Wilibald (Häring) 348. 450.
Allmers, Herm. 502.
Altmüller, K. 471.
Amalie, Herzogin zu Sachsen 347.
Ambros, August Wilhelm 642.
Amyntor, Gerhard von 630.
Angely, Louis 153. 155.
Anzengruber, Ludwig 623.
Apel, J. Aug. 250.
Arent, W. 605.
Armand 489.
Arnd, E. 653.
Arndt, E. M. 107. 111.
Arnim, Achim von 60. 78. 84. — Gisela von 103.
Arx, Adrian von 476.
Assing, Ludm. 241 Anm. 299 Anm.
Aston, Luise 319.
Auch, Aug. 502.
Auer, Adelheid von 634.
Auerbach, Berthold 302. 303. 342, 357. 532.
Auersperg, Graf Anton Alexander, s. Grün.
Auffenberg, Joseph von 153. 156.
Avé-Lallemant, Chr. B. 517.
Avenarius, Ferd. 605.

Baader, Franz von 253.
Bacher, Julius 452.
Bacherl, Franz 343.
Baechtold, Jac. 597.
Baentsch, Oskar von 533.
Bähr, Paul 610.
Baldi, Alexander 533.
Baltzer, Ed. 471.
Banck, Otto 502.
Barach, Moritz, s. Dr. Märzroth.
Barack, M. 476.
Baron, Richard 645.
Barth, E. 644. — Th. 653.
Barthel, Gustav Emil 391 Anm. 610. — Karl 652.
Bartsch, Karl 650. 652.
Bartscher, Ferd. 326 Anm.
Bary, A. de 648.
Bassermann, F. D. 643.
Bäßler, Ferd. 634.
Baudissin, Graf Wolff 72. 100.
Bauer, Bruno 647. — Klara, s. Detlef.
Bauer, Ludwig, bayrischer Dichter 547. — Ludwig, schwäbischer Dichter 191. 208.
Bäuerle, Adolf 153. 162.
Bauernfeld, Eduard v. 328. 344. 357.
Baumann, Alexander 346.
Baumbach, Rudolf 543.
Baumgarten, Hermann 651.
Baumgarten-Crusius, L. F. O. 252.
Baur, Ferdinand Christian 647.
Bayer, Robert, s. Byr.
Bechstein, Ludwig 645.
Beck, Karl 361. 396.
Becker, August 510. 513. — K. F. 256.
Beer, Michael 153. 155.
Behaghel, D. 53 Anm.
Behm, E. 649.
Beitzke, H. L. 651.
Belani, H. E. R. (K. L. Häberlin) 149.
Benary, F. S. F. 249.
Benecke, F. E. 644. 650. — J. E. 249.
Benedix, Roderich 425. 643.
Beneke, Georg Friedrich 60.
Bennigsen, Rudolf v. 643.
Benzel-Sternau, E. K. Ch. Graf von 52. 57.
Berg, O. F. 467.
Bergk, Th. 650. 653.
Bern, Maximilian 630.
Berneck, G. v., s. Guseck.
Bernhardi, A. F. 100.
Bernhardy, G. 653.
Bettina (Elisabeth Brentano, verehelichte Arnim) 84. 87. 102. 348.
Beyer, E. 211 Anm.
Beyschlag, Willibald 646.
Bibra, Ernst von 489.
Biedermann, K. 88. Anm. 651.
Binder, Franz 326 Anm.
Binzer, A. v. 147.
Birch-Pfeiffer, Charlotte 425. 426.
Bischoff, J., s. Bolanden.
Bismarck, Fürst, 643.
Bitter, A. 310.
Bitzius s. Gotthelf.
Bleibtreu, K. 605. 643.
Blomberg, H. v. 471.

Blum, Hans 596.
Blum, Karl Ludwig 153. 155.
Blumenhagen, August 149.
Blumenthal, Oskar 169. 611. 618.
Bluntschli, J. K. 653.
Blüthgen, Viktor 628. 645.
Bobertag, Max 653.
Bock, Ernst 649.
Böckh, A. 256.
Bode, J. E. 255.
Bodenstedt, Friedrich Martin 217. 220. 532.
Böhlau, Hel. 634.
Boisserée, Sulpiz 251.
Bolanden, Konrad von 635.
Bölsche, Herm. 596.
Bölte, Amely 320.
Boos, M. 250.
Bopp, Franz 64. 649.
Bormann, Edwin 476.
Börne, Ludwig (Löb Baruch), 50. 57. 140.
Böttger, Adolf 418.
Böttiger, K. A. 251.
— K. W. 650.
Bouterweck, Fr. 250, 257.
Boxberger, Rob. 211 Anm. 246.
Boy-Ed, Ida 634.
Brachmann, Luise 21. 22.
Brachvogel, A. E. 463. 465.
Brahm, Otto, 88 Anm. 448 Anm.
Brackel, Ferdinande v. 635.
Braun, Isabella 645.
Brehm, A. E. 648.
Brendel, Franz 642.
Brennecke, Adolf 596.
Brenning, E. 206 Anm. 218 Anm.
Brentano, Clem. 60. 78. 79.
— Fritz 632.
Bretschneider, K. G. 252.
Brieger, Ad. 559.
Brinkmann, John 476.
Brinckmeier 653.
Brockhaus, Clem. 302 Anm.
Brockhaus, H. 650.
Bronikowski, A. v. 105.
Bruckbräu, F. W. 149.
Brugsch, H. 650.
Brümmer, Franz 652.
Brunold, Fr. 356.
Bube, Adolf 356.
Buch, Leopold v. 254. 648.
Buchner, Wilh. 376 Anm.
Büchner, Georg 402.
— Louis 648.
Büchner, Luise 320.
Buchwald, Otto 630.
Bulthaupt, Heinr. 572. 574. 642.
Bund, L. 610.
Bunge, Rudolf 572. 576.
Bunsen, Josias von 646.
— R. W. 649.
Burckhardt, Jakob 643.
— Ed. 650.
Bürger, Hugo s. Lubliner.
Burmester, Heinr. 476.
Burow, Julie 319.
Bürstenbinder, Elisabeth, s. Werner.
Buschmann, E. 650.
Buttmann, Ph. K. 253.
Byr, Robert 630.

Candidus, K. 502.
Carlopago 403.
Carové, F. W. 253.
Carrière, Moritz 42 Anm. 640. 642. 642.
Carus, K. G. 642.
Castelli, J. F. 153. 162.
Chamisso, Adelbert von 162. 166. 348.
Chemnitz, M. F. 495.
Chézy, Helmina von 21. 23.
Cholevius, Leo 652.
Christen, Ada 606.
Claar, Alfr. 454 Anm.
Classen, Joh. 321 Anm.
Clauren, H. (K. G. S. Heun) 148. 153.
Collin, Heinrich Josef 25. 35.
— Matthäus von 25. 36.
Conrad, G. 576.
Conrad, M. G. 630.
Conz, K. Ph. 34.
Corvinus, Jakob, s. Raabe.
Cosel, Charlotte von, s. Adelheid von Auer.
Cotta, Bernhard von 648.
Creizenach, Theodor 402.
Creuzer, G. F. 253.
Cron, Klara 645.
Curtius, E. 348. 532. 650.
— G. 650.

Dahlmann, F. C. 257.
Dahn, Felix 532. 581.
— Therese 582.
Dammas, K. H. s. Feod. Steffens.
Daniel, H. A. 648.
Darwin, Charles 648.
Daub, Karl 249.
Daumer, Georg Friedrich 217. 219.
Deinhardstein, J. L. 153. 156.
Delbrück, Hans 653.
Delitzsch, Franz 646.
Delius, N. 650.
Della Rocca, Fürstin 226 Anm.
Dernburg, Friedr. 630.
Detlef, Karl 634.
Devrient, Eduard 347.
Dewall, Joh. v. 630.
Dialektdichtungen 471.
Diefenbach, L. 650.
Dielitz, Theodor 645.
Diepenbrok, M. v. 250. 643.
Diesterweg, Fr. Ad. 644.
Diez, Fr. 650.
Dincklage, Emmy von 633.
Dingelstedt, Franz von 361. 368.
Dinter, G. F. 251.
Dirichlet, P. G. L. 649
Dittmar, H. 650.
Doehn, Rud. 653.
Dohm, Ernst 532.
— Hedwig 320.
Dohme, R. 643.
Döllinger, Ignaz von 647.
Donndorf, J. A. 257.
Donop, L. v. 363.
Dranmor 603.
Dräseke, J. H. B. 250.
Dräxler-Manfred 403.
Dreves, Lebrecht 101.
Drobisch, Mor. Wilh. Heinr. 249.
Droste-Hülshoff, Annette von 320.
Droysen, J. G. 651.
Duboc, Charles s. Waldmüller.
Du Bois-Reymond, E. 648.
Ducros, Louis, 226 Anm.
Duffek, Nikol., s. Julius Rosen.
Dulk, Albert 464.
Duller, Eduard 169. 266. 296. 650.
Duncker, Alb. 348 Anm.
Dunker, Max 650.
Düntzer, Heinr. 20. 24 Anm. 127. 651.
Düringsfeld, Ida von 318. 357.

Eberhard, Ch. A. G. 25. 33.
Ebers, Georg 590. 650.
Ebersberg, O. F. s. O. F. Berg.

Ebert, Herm. 472 Anm.
Ebert, Karl Egon 209.
Ebner, Th. 643.
Ebner-Eschenbach, Marie v. 633.
Eckermann, Johann Peter 20.
Eckstein, Ernst 586.
Eggers, Fr. 476.
Eichendorff, Joseph von 60. 101. 348.
Eichholtz, P. 185 Anm.
Eichrodt, Ludwig 471.
Eisenlohr, W. 649.
Elbe, A. v. d. 596.
Elcho, Rudolf 630.
Elimar Anton Günther, Herzog v. Oldenburg, s. Günther.
Elmar, Possendichter 467.
Elze, Karl 609.
Endrulat, Bernh. 501.
Engel, E. 231. 653. 653.
Engelhardt, C. A. 105.
Engler, A. 649.
Ennen, L. 651.
Enslin, Adolph 533.
Erdmann, Joh. Eduard 249.
Erneſti, Luiſe 488.
Ernſt, K. 310.
Eſche, Luiſe 310.
Eſenbeck, Ch. G. Nees von 254.
Ethé, Herm. 520.
Euler, C. 122 Anm.
Ewald, G. H. A. v. 252. 650.

Falke, Jakob 642. 652.
Fallmerayer, Jakob Philipp 257. 651.
Faſtenrath, Johann 532. 610.
Fäulhammer, A. 171 Anm.
Fechner, Hiſtoriker 651.
Felder, F. M. 310.
Feldmann, Leopold 346.
Fels, Egon 517.
Felſing, Otto 620.
Fernow, K. L. 251.
Ferrand, Eduard 356.
Feuchtersleben, Ernſt Freiherr von 403.
Feuerbach, Ludwig 249. 647.
Fichte, Johann Gottlieb 59. 118. 248.
— Immanuel Hermann 118 Anm. 642.
Fick, A. 648.
Fiſchart, Johann 2.
Fiſcher, J. G. 191. 205. 532.
— H. 201 Anm.
— Kuno 642.
Fitger, Arthur 572.
Fleiſcher, Richard 653.
Fleming, Paul 3.
Follen, A. A. L. 147.
— Karl 147.
Fontane, Theodor 420.
Forberg, Philoſoph 249.
Forſtenheim, A. 560.
Förſter, Ernſt 42 Anm. 643.
— Heinrich 643.
— K. 105.
Fortlage, K. 211 Anm. 642.
Fouqué, Friedrich de la Motte 60. 103.
— Karoline 104.
François, Luiſe von 634.
Frankl, L. A. 171 Anm. 329 Anm. 387. 402.
Franul von Weißenthurn, Johanna 153. 156.
Franz, Agnes 21. 23.
Franzos, Karl Emil 626. 653.
Frauenhofer, J. v. 649.
Freiligrath, Ferd. 241 Anm. 361. 375. 532.
Frenzel, Karl 265 Anm. 510. 512.
Frey, Jakob 310.
Freytag, Guſtav 342. 436. 642. 652.
Friederichs, Karl 643.
Friedmann, Alfred 619.
Friedrich, Friedrich 488.
— Joh. 648.
Friedrichs, Herm. 605.
Friedrich Wilhelm IV., König v. Preußen 643.
Frieſen, Eugen 572. 576.
Fröbel, Friedrich 251.
Fröhlich, Abr. Em. 209.
— Karl 645.
Frommel, Emil 634.
Fuchs, A. 650.
Fugger-Hoheneck, Friedrich, Graf v. 239.
Fulda, K. 162 Anm.
— Lud. 620.
Funke, K. Ph. 251.

Gabler, Georg Andreas 249.
Gaedertz, Karl Theodor 476. 653.
Gagern, Heinrich v. 643.
Galen, Ph. 488.
Gall, F. J. 254.
— Luiſe von 482.
Galland, J. 125 Anm.
Ganghofer, L. 624.
Gans, Eduard 257.
Gartner, A. 476.
Gaßmann, Th. 463. 466.
Gaudy, Franz von 348. 356.
Gauß, K. F. 255.
Geibel, Eman., 347., 357., 481. 532.
Geiger, Lazarus 650.
Genaſt, Wilh. 463. 466.
Génée, Rudolf 94. 428.
Genſichen, Otto Franz 572. 576.
Georg, Prinz von Preußen, ſ. G. Conrad.
Gerbel, Nic. v. 634.
Gerhard, Paul 3.
Gerhard, Dagobert von, ſ. Amyntor.
Gerok, Karl 191. 210. 532.
Gerſtäcker, Fr. 489.
Gerſtmann, Ad. 623.
Gervinus, G. 650. 652. 653.
Geſenius, F. H. W. 252.
Gesky, Theodor 532. 560.
Geyern, D. v. 596.
Gfrörer, A. F. 651.
Gieſebrecht, F. W. 651.
— Ludwig 102.
Gildemeiſter, J. 650.
Gilm, Hermann von 403.
Girndt, Otto 520.
Giſeke, Rob. 463.
Glagau, O. 472 Anm.
Glasbrenner, Adolf 402.
Glaſer, Adolf 595. 653.
Glaubrecht, O. 310.
Gleim, J. W. L. 5.
Gloſſy, K. 158.
Glück, Eliſabeth ſ. Paoli.
Glümer, Claire von 517.
Gmelin, L. 255.
Gödeke, K. 239. 348 Anm. 652.
Godin, Amélie 634.
Goethe, Wolfgang von 9. 17. 251.
Goldſtücker, Theodor 64.
Goltz, Bogumil 516.
Görling 517.
Görner, K. A. 427.
Görres, Joſ. v. 118. 123. 253. 647.
Goſche, Richard 653.
Göſchel, Karl Friedrich 249.
Gotthelf, Jeremias 302.
Gottſchall, Rudolf 169. 265 Anm. 458. 532. 533. 612. 642. 652. 653.
Gottſched, Joh. Chriſtoph 6.
— Luiſe Adelgunde Viktorine, geb. Kulmus 6.

Grabbe, Christian Dietrich 162. 166.
Grazie, M. E. Delle 560.
Gräfe, Heinrich 644.
Graff, J. W. 650.
Grandjean, M. A. 346.
Graser, Joh. Bapt. 644.
Gregor, Elly 602.
Gregorovius, F. A. 651.
Greif, Martin 639.
Grieben, Hermann 609.
Griepenkerl, Robert 340.
Gries, Johann Dietrich 21.
Griesinger, Theodor 517.
Grillparzer, Franz 138. 155. 162. 169.
Grimm, Herm. 643. 651.
— Jakob 60. 256.
— Wilhelm 60. 87. 256.
Grimmelshausen, Christoph von 3.
Grimminger, Ad. 476.
Grisar, kath. Schriftst. 648.
Grisebach, Eduard 604.
Groller, Balduin 630.
Grolmann, K. L. W. v. 257.
Groß, Ferdinand 630.
Grosse, Julius 520. 524. 530. 532.
Grotefend, G. F. 250.
Groth, Klaus 54 Anm. 472.
Grün, Anastasius (Graf Anton Alexander Auersperg) 361. 385. 394.
— Karl 651.
Grüneisen, Karl 191. 210. 643.
Gruppe, O. Fr. 652.
Gubitz, Friedrich Wilhelm 153. 155.
Güll, Friedr. 645.
Gumpert, Thekla von 645.
Günderode, Karoline von 103.
Gundling, Julius, s. Lucian Herbert.
Günther, Anton, Lustspieldichter 620.
— Anton, Theologe 253.
— Christian 3.
Guseck, Bernd von 488.
Gustav vom See s. Struensee.
Guts Muths, J. Cph. Fr. 251.
Gutsche, Osk. 596.
Gutzkow, Karl 264. 265. 287. 330. 357.

Häberlin, s. Belani.
Haberstich, s. Bitter.
Habicht, Ludwig 517.
Häckel Ernst 648.
Hackländer, F. W. 486.
Haffner, Paul, 316 Anm.
Haffner, Possendichter 467.
Hagen, A. v. 114.
Hagen, Friedrich Heinrich von der 60. 256. 257.
— Karl 650.
Hagenbach, K. R. 357.
Hahn, Rud. 467.
— Werner 642.
Hahn-Hahn, Ida 316. 357.
Hahnemann, S. Ch. F. 255.
Haidheim, L. 634.
Haller, K. L. v. 257.
Halm, Friedrich 328. 342. 357.
Hamburger, Viktor 302 Anm.
Hamerling, Robert 520. 524. 530.
Hammer, Joseph von 212. 255.
— Julius 217. 223,
Hanke, Henriette 327.
Hanser, K. F. 651.
Hardenberg s. Novalis.
Häring s. Alexis.
Harleß, G. Ch. A. 643. 646.
Harms, Claus 250. 253.
Harnisch, Wilh. 644.
Hart, Heinrich 503 Anm. 620. 635 Anm.
— Julius 503 Anm. 620. 635 Anm.
Hartenstein, Gustav 249.
Hartmann, Ed. v. 642.
— Moritz 400.
Hase, Karl August 253.
Hauff, Wilhelm 152.
Haug, J. Ch. F. 34.
Haupt, Moritz 60. 650.
Hauschild, E. J. 644.
Häusser, Ludwig 651.
Haustein, J. 648.
Haym, Rud. 60 Anm. 653.
Hebbel, Friedrich 328. 357.
Hebel, Johann Peter 53. 57.
Heeren, A. H. L. 257.
Hegel, G. W. F. Philosoph 248.
Heiberg, Herm. 628.
Heigel, K. A. 517.
Heine, Heinrich 226. 402.
— Max. 226 Anm.
Heinemann, Heinr. 623.
Heinrich, J. B. 648.
Heinze, P. 653.
Hell, Th. 105.
Heller, Robert 298.
Hellwig, Amalie von 21.
Hellwald, Fr. v. 651.
Helm, Clementine 645.
Helmholtz, H. L. F. 649.
Hemsen, Theodor 517.
Hengstenberg, E. W. 645.
Henle, E. 620.
Henne Am-Rhyn, Otto 374 Anm. 651.
Henning, v., Philosoph 249.
Hense, C. C. 88 Anm.
Hensel, Luise 82. 326.
Henselmann, Lud. 595.
Hensing, E. 533.
Henzen, Wilhelm 572. 575.
Hepp, K. 20.
Herbart, J. F. 249. 251.
Herbert, Johanna, s. Fels.
— Lucian 517.
Herbst, Wilhelm 643.
Herder, Johann Gottfried 9. 60.
Herloßsohn, G. K. R. 298.
Hermann, G. 256.
Hermes, Georg 253.
Herrig, Hans 572. 574.
Hersch, H. 463. 466.
Hertz, Wilhelm 191. 209.
Hertzberg, G. F. 650.
Herwegh, Georg 361. 365.
Hesekiel, Georg 420. 532.
— Ludowika 596.
Hettner, Herm. 60 Anm. 652.
Heubner, H. L. 252.
Heun, s. Clauren.
Heußer-Schweizer, Meta 327.
Hey, Wilhelm 645.
Heydrich, Mor. 342.
Heyne, M. 256.
Heyse, Paul 352. 476. 477.
— J. Chr. 256.
Hildebrand, R. 256.
Hilgenfeld, A. B. Ch. 647.
Hillebrand, Joh. 652.
Hiller, Ferd. 643.
Hillern, Wilhelmine von 633.
Hitl, Georg 453. 651.
Hinkel, Karl 148.
Hinrichs, H. F. W. 249.
Hirsch, Franz 559. 652.
Hitzig, Fr. 650.
— J. Ed. 165.
Hobein, Ed. 472 Anm.
Höcker, Gustav 517.
— Osk. 645.
Höfer, Edmund 452.
Hoffmann von Fallersleben 361. 375. 645.
— E. T. A. 60. 104.
— Franz 645.
— Hans 593.

Hoffmeister, Karl 20.
Hofmann, A. W. 648.
Hofmeister, G. 162 Anm.
Hohenhausen, Elise von 429.
Hölderlin, Johann Christian Friedrich 25.
Holtei, Karl von 72. 348. 429. 476.
Hölty, Hermann 634.
Holtzendorff, Fr. v. 653.
Honegger, J. J. 651. 652. 653.
Hopf, A. 467.
Hopfen, Hans 625.
Hormayr, Freiherr von 257.
Horn, F. 257.
— Moritz 418.
— Uffo 296.
— W. O. v. 310.
Hornfeck, Fr. 471.
Hörschelmann, Emilie v. 634.
Houwald, Ch. E. 139. 251.
Huber, Johann 648.
— Therese 150.
Hübner-Trams 645.
Hufeland, Ch. W. 255.
Hüffner, Herm. 226 Anm.
Hugo, Gustav 257.
Hülsen, Helene von 634.
Hülskamp, Fr. 643.
Humboldt, Alexander v. 254.
— Wilhelm von 255.
Humbracht, Malwine von, s. Luise Ernesti.
Huyssen, G. 533.

Jacobi, K. G. J. 649.
Jacobson, Ed. 467.
Jäger, Hermann 356.
— Oskar 650.
Jahn, Friedr. Ludw. 118. 121. 251.
— O. 185 Anm. 650. 651.
Jaubert, C. 226 Anm.
Jean Paul (Jean Paul Friedrich Richter) 41. 57.
Jensen, Wilhelm 532. 577.
Iffland, A. W. 11. 59.
Immermann, Karl 226. 241.
John, Eugenie, s. Marlitt.
Jordan, Wilhelm 470.
Jördens, K. H. 257.
Isidorus Orientalis 104.
Jung, Alexander 25 Anm. 264. 296.
Junghans, Sophie 634.
Jüngst, L. B., s. Ludw. Rosen.
Justi, K. 643. 651.
Justinus, Osk. 623.

Kaden, Woldemar 630.
Kaiser, Friedr. 467.
Kaiser — Langerhannß, Agn. 559.
Kalbeck, Max 608.
Kalisch, David 466.
Kaltenbrunner, K. A. 403.
Kant, Immanuel 12. 254.
Karpeles, G. 226 Anm. 653.
Kastropp, Gustav 556.
Kaufmann, Alex. 419.
Keck, Karl Heinr. 560. 643.
Keim, Franz 572. 576.
— Theodor 647.
Keiter, Heinrich 316 Anm. 642. 653.
Kekulé, A. 648.
Kelle, J. 650.
Keller, A. v. 185 Anm.
— Gottfried 448.
Kerner, Justinus 162. 191.
— Theobald 193.
Ketteler, Wilh. Emanuel v. 643.
Keyser, Stephanie 634.
Khull, F. 652.
Kielmayer, K. 254.
Kiepert R. 646.
Kilchsperger, R. 476.
Kinkel, Gottfried 374.
— Johanna 348.
Kirchbach, Wolfg. 596.
Kirchenlied, evangel. 2.
Kirchhoff, G. R. 649.
Klaiber, Jul. 201 Anm.
Klapp, Michael 620.
Klee, Elisab. 635.
Klein, Hermann 648. 649.
— J. L. 346. 652.
Kleinpaul, E. 642.
Kleinsteuber, Hermann 517.
Kleist, Heinr. v. 60. 78. 87. 103.
Klemm, F. G. 651.
Kletke, Hermann 471. 645.
Klingemann, August 25. 36.
Klöden, G. A. v. 648.
Klopstock, Fr. G. 4.
Klüber, J. L. 257.
Klumpp, Fr. W. 644.
Klüpfel, K. 197 Anm. 651.
Knapp, Albert 191. 210.
Kneisel, Rud. 467.
Kobell, Franz von 476.
Koberstein, Karl August 88 Anm. 652.
Koch, Ernst 296.
Köchly, H. A. Th. 644.
Koester, Hans 347.
Köhler, Henriette 634.
Kohlrausch, R. A. H. 649.
Kolb, G. Fr. 651.
Kolbe, H. 648.
Kompert, Leop. 488.
König, Ewald August 630.
— Heinrich 297. 357.
Kopisch, August 356.
Koppel-Ellfeld, Franz 572. 576.
Köppen, Feodor v. 420.
Körner, Theodor 25. 38. 107. 108.
Kossak, Ernst 517.
Kösting, Karl 559.
Köstlin, H. A. 642.
— K. 25 Anm. 642. 647.
Kotzebue, A. F. F. von 11. 59. 250.
Krais, Julius 191. 211.
Krause, E. 649.
— K. Chr. Friedr. 249.
Kretzer, Max 629.
Kreusler, Dr., 532.
Kreyßig, Fr. 653. 653.
Kriegk, G. L. 652.
Krummacher, F. W. 250.
Kruse, Heinrich 571.
Küchling, Herm. 630.
Kugler, Franz 348. 356. 643. 651.
Kuh, Emil 171 Anm. 310 Anm. 329 Anm. 344.
Kuhn, Alb. 650.
— F. A. 105.
Kühne, Gustav 264. 293.
Kulke, Ed. 329 Anm.
Kuranda, Ign. 442.
Kunze, W. 610.
Kürenberger, Ferdin. 486.
Kurnick, Max 431 Anm.
Kürschner, Jos. 653.
Kurz, Hermann 191. 208. 481.
— H. Litterarhistoriker 652.
Küsel, E. 533.

Laban, Ferd. 35 Anm.
Labes, Eugen 502.
Lachmann, Karl 60. 256.
Laicus, Ph. 635.
Laistner, Lud. 481. 596.
Lammers, Mathilde 320.
Landesmann s. Lorm.
Landsteiner, K. 524 Anm.
Langbein, August 149.
Lange, L. 650.
— Ph., s. Galen.
Langer, Anton 467.
Längin, G. 53 Anm.
Lappe, K. 34.

L'Arronge, A. 620.
Lasker, Eduard 643.
Lassalle, Ferd. 643.
Laßberg, Joseph v. 321.
Lassen, Chr. 650.
Latendorf, Friedr. 472 Anm.
Laube, Heinrich 171 Anm. 176. 231. 264. 268. 286.
Leander, Richard 546.
Leibniz, G. W. von 3.
Leimbach, L. 348 Anm.
Leitner, K. G. v. 403.
Leixner, Otto von 630. 643.
Lemcke, C. 642. 653.
Lenau (Nikolaus Niembsch von Strehlenau) 361. 390.
Lentner, Joseph 309.
Lenzen, Maria 635.
Leo, Heinrich 257. 650.
Lepsius, R. 650.
Lessing, Gotthold Ephraim 5.
Leuthold, Heinrich 352. 597.
Levitschnigg, Heinrich v. 403.
Lewald, August 294.
— Fanny 313. 357.
Liebig, Justus 648.
Liebrecht, L. 533.
Liliencron, D. v. 605.
Lillo, George 7.
Lilsen, Erich 596.
Lindau, Paul 611. 617. 653.
— Rudolf 630.
Lindner, Albert 517.
Lingg, Hermann 467.
Linke, Osk. 596.
Linz, A., s. Godin.
Lipperheide, Franz 533.
Littrow-Bischoff, A. v. 171 Anm.
Löbell, Joh. Wilh. 652.
Loeben, O. H. Graf von 104.
Loebner, Heinr. 348 Anm.
Loën, Aug. v. 630.
Loeper, G. v. 102.
Logau, Friedrich von 3.
Lohmann, P. 463. 466.
Lohmeyer, Julius 610. 645.
Löhn, Anna 488.
Lorenz, Wilhelmine 320.
Lorm, Hieronymus 403.
Lossius, C. F. 251.
Lotze, Hermann 641.
Löwe, Feodor 471.
Löwenstein, Rudolf 645.
Lübke, Wilhelm 643. 643.
Lubliner. Hugo 611. 618.
Lucä, K. 256.
Luden, Heinrich 257.
Ludwig, Otto 328. 340. 357.
Luthardt, C. E. 646.
Lützow, Karl v. 643. 644.

Mädler, J. H. 648.
Mähl, Joachim 476.
Mahlmann, S. A. 34.
Mähly, Jakob 476.
Mallinckrodt, H. v. 643.
Manuel, F. 302 Anm.
Marbach, Oswald 532. 642.
Marc, Fr. 471.
Marggraff, Herm. 104 Anm. 264. 296.
Marheineke, Ph. K. 249.
Markus, Biograph, 310 Anm.
Marlitt, E. 516.
Marx, W. 476.
Märzroth, Dr. 476.
Masius, Hermann 648.
Maßmann, J. F. 147.
Matthisson, Friedr. 25. 32.
Matzerath, Joseph 209.
Mauthner, Fritz 632.
Mayer, Karl 185 Anm. 191, 195.
Meding, Georg, s. Samarow.
Meißner, Alfred 226 Anm. 361. 401.
Menzel, Wolfgang 140. 250. 257. 257.
Mereau, Soph. 80.
Merget, A. 645.
Merkel, G. 250.
Metzger, F. 533.
Meyer, Bruno 644.
— Konrad Ferdin. 592.
— J. H. O. 476.
Meyer-Merian, Th. 476.
Meyern, G. v. 463. 466.
Meyr, Melchior 309.
Michelet, Karl Ludwig 249.
Michelis, Friedrich 648.
Millenkowics, St. v., s. Milow.
Milow, Stephan 640.
Miltitz, B. v. 105.
Minckwitz, Joh. 235 Anm. 239.
Minor, J. 126 Anm.
Misson, Joseph 476.
Mitscherlich, E. 255.
Mittermaier, K. J. A. 257.
Moeser, Albert 601.
Mohl, R. v. 653.
Möhler, J. A 647.
Moleschott, J. 648.
Möllhausen, Balduin 489.
Mommsen, Th. 650. 650.
Morel, Gall 357.
Morgenstern, Lina 320. 645.
Mörike, Eduard 162. 191. 200.
Mosen, Julius 372.
Mosenthal, S. H. 463. 464.
Moser, G. v. 621.
Moufang, Ch. 648.
Moy, K. v. 620.
Müchler, K. 117.
Mügge, Theodor 298.
Mühlbach, Luise 295. 428.
Mühlfeld, Julius 517.
Müllenhoff, K. 650.
Müller, Ad. s. Palm.
— Arthur 519.
— Fr., Germanist 650.
— Guttenbrunn, Adam 620.
— Julius 646.
— J., Naturforscher 648.
— Karl, Romanschriftsteller, s. Mylius.
— Karl, Naturforscher 649.
— Max 64. 650.
— Ottfr. 257. 650. 653.
— Otto 476. 483.
— Wilhelm 101.
— W., Historiker 650.
— von Königswinter, Wolfgang 410.
— von der Werra 501. 532. 533.
Müllner, Adolph 14. 133. 250.
Muncker, Franz 626 Anm. 652.
Münch, Dr., 533.
Münch-Bellinghausen s. Halm.
Mundt, Theod. 264. 268. 294. 642.
Mutschelle, kath. Kanzelr. 250.
Mützelburg, Adolf 517.
Mylius, Otfried 488. 649.
Mystifizinsky s. Vischer.

Nadler, K. Ch. G. 476.
Nathusius, Marie 420.
Naumann, Emil 642.
Neander, August 645.
Nemmersdorf, Franz von 517.
Nerrlich, P. 42 Anm.
Nestroy, J. N. 153. 162.
Neuert, Hans 625.
Neumann, H. K. 471.
Neumann-Strela, Karl 517.
Nicolai, Christoph Friedr. 58. 67,
Niebuhr, B. G. 257.
Niemann, Aug. 630.
Niemeyer, A. H. 251.
Niendorf, Emma 391 Anm. 488.
— M. A. 488.
Nieritz, Gustav 644.
Niethammer, F. E. 249.

Niethammer, Marie 192 Anm.
Nietschmann, H. O. s. Armin Stein.
Nissel, Franz 463. 464.
Nitzsch, K. J. 646.
Noiré, Ludwig 650.
Noll, F. C. 649.
Noorden, C. von 650.
Nordau, M. 620.
Norden, Marie 320.
Nordmann, Johannes 403.
Notter, Friedrich 185 Anm. 201 Anm. 204.
Novalis (Frhr. v. Hardenberg) 60. 67. 73.
Nürnberger, W. 105.

Oberthür, kath. Kanzelr. 250.
Öhlenschläger, Adam 102. 332.
Ölbermann, Hugo 471.
Ölschläger, Hermann 517.
Örtel s. Horn.
Öttinger, Eduard Maria 298.
Ohorn, Anton 559.
Oken, L. 249. 254.
Olfers, Marie von 634.
Opitz, Martin 3.
Orientalis, Isidorus 104.
Ortlepp, Ernst 402.
Osterwald, K. W. 471.
Otto, Chr. 42 Anm.
— F. J. 648.
— Luise 319.

Paalzow, Henriette 327.
Pachler, Faust 344.
Palleske, Emil 20. 72. 643. 651.
Pallmann, R. 650.
Palm, Adolf 630.
Palmer, Chr. 643.
Panghofer, J. A. 476.
Paoli, Betty 171 Anm. 320. 324.
Pasqué, Ernst 630.
Passavant, Joh. David 251.
Paulus, Eduard 191. 209.
— H. E. G. 252.
Pauly, R. 651.
Perfall, K. v. 630.
Perthes, C. Th. 651.
Pertz, G. H. 651.
Peschel, O. 648.
Peschkau, Emil 630.
Pestalozzi, Johann Heinr. 251. 644.
Peter, K. 650.
Petermann, A. 649.
Peters, Adolf 471.
Petersen, Marie 418.
Pfannenschmidt s. Burow.
Pfarrius, Gustav 356.
Pfau, Ludwig 191. 209. 400.
Pfeiffer, Franz 60.
Pfeilschmidt, E. H. 471.
Pfizer, Gustav 191. 203.
— Paul Achatius 204.
Pfleiderer, O. 118 Anm.
Pflug, Ferd. 453.
Pflüger, E. 648
Philippi, Felix 620.
Pichler, Adolf 403.
— Karoline 150.
— Luise 429. 645.
Planck, K. Ch. 42 Anm.
Platen, August Graf von 141. 226. 235.
Plönnies, Luise von 327.
Pocci, Franz 645.
Pohl, Emil 467.
Polko, Elise 429.
Pott, Fr. A. 650.
Prechtler, Otto 347.
Preller, L. 650.
Presber, Hermann 630.
Proelß, Johannes 609.
— Robert 226 Anm. 519. 652.
Pröhle, H. 122 Anm. 310.
Prüller, Possendichter 467.
Prutz, Rob. 361. 371, 653. 653.
Pückler-Muskau, Ludw. Hermann Fürst von 299.
Putlitz, Gustav zu 241 Anm. 407.
Puttkamer, Alberta v. 608.
Pyrker, Ladislaus 25. 34.

Quenstedt, F. A. 648.
Quitzow, Ad. 476.

Raabe, Wilhelm 513.
Radics, P. v. 385 Anm.
Räder, G. 467.
Radloff, J. G. 256.
Rahn, Rudolf 643.
Raich, J. M. 76 Anm.
Raimund, Ferdinand 153. 156.
— Golo 488.
Rank, Joseph 309.
Ranke, Leop. v. 256.
Rappaport, M. 403.
Rau, H. Nationalökonom 653.
Raumer, Fr. v. 256.
— Karl v. 644,
Raupach, Ernst Benjamin Salomon 153.
Raupach, Pauline 153 Anm.
Rausch, Friedr. 476.
Raven, Mathilde 488.
Recke, Elisa von der 21. 22. 32.
Reclam, K. H. W. 649.
Redwitz, Oskar v. 421. 532.
Rehfues, Ph. J. von 152.
Reichenau, Rudolf 418.
Reimar, Freimund s. Rückert.
Reinhard, Aimé. 192 Anm.
Reinhard, Franz Volkmar 250.
Reinhold, Ch. E. G. J. 249.
Reinholdt, A. v. 653.
Reinick, Robert 356. 645.
Reinkens, J. H. 326 Anm. 648.
Reinsberg, Otto von 318.
Reitzenstein, Franziska von s. Nemmersdorf.
Rellstab, Lud. 299.
Reuchlin, H. 651.
Reumont, A. v. 651.
Reuter, Fritz 472.
Reymond, Moritz 610.
Rheinisch, Albin 623.
Richter, Jean Paul Friedrich, s. Jean Paul.
— K. 610.
Riegel, Hermann 643.
Riehl, W. H. 453. 643.
Riemann, Mathemat. 649.
Ring, Max 510. 511.
Rist, Joh. 5.
Ritschel, F. 650.
Ritter, Karl 254. 648.
Rittershaus, Emil 498. 502. 532.
Robert, Ludwig 117.
Roberts, A. v. 630.
Rocco, W. 476.
Rodenberg, Julius 370 Anm. 412. 532. 653.
Roeber, Friedrich 339.
Roediger, Max 643.
Rogge, F. W. 635 Anm.
Röhr, J. Fr. 252.
Rollenhagen, Georg 2.
Rollett, Hermann 399.
Röpe, G. R. 652.
Roquette, Otto 409. 532. 652.
Roscher, W. 653.
Rosegger, Petri Kettenfeier 310.
Rosen, Julius 520.
— Ludwig 488.
Rosenberg, E. 171 Anm.
Rosenkranz, Karl 249. 257. 642.
Rosenmüller, E. F. K. 252.

Rosenthal-Bonin, H. 630.
Rößler, Rob. 476.
Roßmäßler, E. A. 648.
Rost, A. 463. 466.
Rothe, Richard 253.
Rötscher, Theodor 642.
Rotteck, Karl von 256.
Rückert, Friedrich 116. 211.
— Heinrich 215. 650. 650. 651.
Rüegg, H. 476.
Ruge, Arnold 249. 642.
Ruhemann, Alfr. 454 Anm. 549 Anm.
Rumohr, Baron von 251. 348.
Runge, Ph. O. 100.
Ruppius, Otto 489.
Ruß, K. 648.

Saar, Ferdinand von 519.
Sacher-Masoch, L. v. 630.
Sachs, Hans 2. 6.
Sailer, J. M. v. 250. 253.
Salingré, Herm. 467.
Sallet, Friedrich von 373.
Samarow, Gregor 596.
Sanders, D. 650.
Saphir, M. G. 149.
Sauer, A. 138 Anm. 158.
— K. M. 630. 653.
Savigny, F. K. v. 257.
Schack, Adolph Friedrich von 352. 635. 653.
Schad, Philosoph 249.
Schäfer, J. W. 652.
Schall, Karl 286.
Schaller, J. 642.
Schanz, Pauline 418.
Schaufert, Hippolyt 519.
Schaumberger, H. 310.
Schefer, Leopold 217. 218.
Scheffel, Joseph Viktor 454.
Schelling, Friedrich Wilhelm Jos. von 59. 248. 254.
Schenck, Eduard von 153. 156.
Schenkel, Daniel 643. 646.
Schenkendorf, Max v. 107. 113.
Scherenberg, Christian Friedrich 419.
— Ernst 496. 532.
Scherer, Georg 645.
— Wilh. 652.
Scherr, Joh. 20. 651. 651. 651. 652. 653.
Scheuerlin, Georg 101.
Schicksal, das, in der Tragödie, 11.
Schiller, Johann Christoph Friedrich 11.
Schilling, G. 105.
Schindler, J. s. Traun.
Schirges, G. 310.
Schirmer, Adolf 517.
Schlägel, Max von 630.
Schleicher, A. 650.
Schleiden, M. J. 648.
Schleiermacher, Friedrich 63. 64. 100. 250. 252.
Schlegel, August Wilhelm von 58. 60.
— Friedrich von 58. 63.
— Karoline 100.
— Dorothea, geb. Mendelssohn 63. 100.
Schlesinger, Sigmund 520.
Schlosser, Fr. Chr. 256.
Schlözer, Kurt v. 651.
Schlüter, Joseph 533.
Schmid, Christoph von 251.
— Ferdin. v., s. Dranmor.
— Hermann von 309.
— K. A. 644.
— Leopold 647.
Schmidt, Elise 463. 464.
— Erich, 171 Anm.
— Ferdinand 645.
— F. W. V. 257.
— Julian 96. 442. 652. 652. 653.
— Max. 309.
Schmidt-Cabanis, Rich. 610.
Schmidt-Weißenfels, Ed. 376 Anm. 516.
Schnaase, Karl 643.
Schneckenburger, Max 532.
Schneegans, L. 620.
Schneider, Louis 427.
— Dr. 533.
Schnorr von Carolsfeld, Franz 653.
Schober, Franz v. 356.
Schödler, Friedrich 648.
Schönmann, G. 650.
Schönaich-Carolath, Emil von 605.
Schönfeld, P. 611.
Schönhardt, Karl 191. 209.
Schönthan, Franz v. 623.
Schopenhauer, Arthur 249.
— Johanna 21. 24.
Schoppe, Amalie 150. 251. 330.
Schornstein, Richard 645.
Schott, H. A. 250.
— W. 653.
Schröder, F. L. 643.
— Wilh. 475.
Schubert, G. H. 249.
Schubin, Ossip 633.
Schücking, Levin 321 Anm. 476. 481.
Schuderoff, G. J. 251.
Schults, Adolf 418.
Schulz, Ed. s. Ferrand.
Schulze, Ernst 102.
— G. W. 471.
Schütz, Ch. G. 250.
— F. K. J. 130. 137 Anm.
Schurz, Anton 391 Anm.
Schwab, Ch. Th. 197 Anm.
— Gustav 20. 25. Anm. 191. 197.
Schwarz, Fr. H. Chr. 251.
— K. H. W. 643. 646.
Schwebel, Osk. 596.
Schwegeler, Albert 642. 650.
Schweichel, Robert 596.
Schweitzer, J. B. v 622.
Schweizer, Alexander 643.
Schwert, H. 310.
Schwetschke, Eugen 548.
— Gustav 532.
Sealsfield, Charles 300. 357.
See, Gustav vom, s. Struensee.
Seeger, Ludwig 191. 209.
Segert, Anna 634.
Seidel, H. 547.
Seidl, Joh. Gabr. 476.
Selden, C. 226 Anm.
Sepp, J. R. 125 Anm.
Siebel, Karl 502.
Siegen, K. 88 Anm.
Silberstein, August 310. 458. Anm. 532.
Simani, J. 342 Anm.
Simon, Emma, s. Bely.
Simrock, Karl 650.
Singer, J. 643.
Sintenis, F. 442 Anm.
Sittard, J. 642.
Sievers, O. 42 Anm. 340 Anm. 454 Anm.
Sklarek, W. 649.
Smoller, Leo 302 Anm.
Solitaire, M. 105.
Souchay, E. F. 651.
Soyaux, Lud. 559. 653.
Spangenberg, E. P. J. 257.
Spazier, R. O. 42 Anm.
Speidel, Ludw. 22 Anm.
Spener, Philipp Jakob 4.
Spiegel, Fr. 650.
Spielhagen, Friedr. 309. 503.
Spilleke, Pädagog 644.
Spiller von Hauenschildt s. Waldau.

Spindler, Karl 151.
Spitta, K. J. Ph. 357.
Springer, A. 643.
Spyri, Johanna 645.
Stackelberg, Nat. v. 608 Anm.
Stägemann, Fr. A. v. 115.
Stahl, Julius 643. 646.
Stahr, Adolf 314. 651.
Staub, Joh. 476.
Stavenow, Bernhard 632.
Steffens, Feodor 488.
— Henrich 102. 249. 254.
Stein, Armin 596.
Stein, L. v. 653.
Steiner, J. 649.
Steinhausen, H. 634.
Steinthal, H. 650.
Stelter, Karl 502.
Stelzhamer, Franz 476.
Stengel, Franziska von 634.
Stern, Adolf 265 Anm. 532. 630. 652.
Sternberg s. Ungern-St.
Stettenheim, Julius 632.
Steub, Ludwig 309. 516.
Stieglitz, Heinrich 217. 223.
Stieler, Karl 476.
Stifter, Adalbert 310.
Stinde, Jul. 632.
Stinzing, R. 653.
Stöber, August 356.
Stolle, Ferdinand 298.
Stolterfoth, Adelheid von 327.
Stolz, Alban 635.
Storch, Ludwig 298.
Stork, Friedrich 610.
Storm, Theodor 415.
Strachwitz, Moritz Graf, 402.
Strauß, David Friedrich 249. 647. 651.
— Viktor von 424.
Strecker, A. 648.
Streckfuß, Adolf 630.
Strodtmann, Adolf 226 Anm. 374 Anm. 402. 651.
Strubberg, F. A., s. Armand.
Struensee, G. v. 510.
Strümpell, Ludwig 249.
Sturm, Julius 416. 532.
— August 547.
Sturm- und Drangperiode 8.
Suckow, Emma von, s. Emma Niendorf.
Supan, A. 649.
Suter, Mathematiker 649.
Suttner, A. v. 630.
Sybel, Heinrich v. 651.
Sydow, Klara v. 634.
Sylva, Carmen 606.
Szarvady, Fr. 400.

Tanner, Rud. 209.
Tarnow, Fanny 150.
Taubert, Emil 596.
Taute, Philosoph 249.
Taylor, George 584.
Telmann, Konr. 630.
Temme, J. D. H. 488.
Tempeltey, Ed. 416.
Teuffel, W. S. 650. 653.
Tharau, Hans 635.
Thibaut, A. F. J. 257.
Tholuk, August 645.
Tieck, Ludwig 67. 96. 140. 250.
— Dorothea 72. 100.
— Sophie 100.
Tiedemann, F. 254.
Tiedge, August 25. 32.
Tiersch, Fr. 251.
Tomaschek, K. 342 Anm.
Töpfer, Karl 153. 155.
Träger, Albert 501. 532.
Traun, Julius von der 594.
Trautmann, Franz 453.
Traxler, J. P. 249.
Treitschke, H. v. 653.
Trendelenburg, F. A. 642.
Triesch, G. F. 620.
Trojan, Johannes 547. 645.
Tromlitz, A. v. 153.
Tschabuschnigg, A. J. v. 403.
Tschampel, H. 476.
Tschirner, Theologe 252.
Tschudi, F. v. 648.

Überweg, Friedrich 642.
Üchtritz, Fr. v. 346.
Uhl, Friedrich 630.
Uhland, Ludwig 162. 184.
Uhlich, Lebrecht 471.
Ule, Otto 648.
Ullmann, Karl 646.
Ullrich, Titus 402.
Ulrici, Hermann 642. 653.
Umlauft, Fr. 649.
Ungern-Sternberg, Alexander Freiherr von 299. 300.

Vacano, E. M. 517.
Varnhagen von Ense 257.
Vehse, K. E. 651.
Velde, K. F. von der 153.
Velthen, Magister 6.
Vely, E. 634.
Venedey, Jakob 651.
Vetter, naturwissensch. Schriftsteller 649.
Vierordt, Heinr. 547.
Vilmar, A. F. Ch. 646. 652.
Vincke, Georg v. 643.
Virchow, Rudolph 648.
Vischer, Friedrich Theodor 532. 631. 642.
Vogel, J. K. Chr. 644.
Vogl, Joh. Nep. 158.
Vogler, Max 643.
Vogt, Karl 642. 648.
Voigt, G. 212 Anm.
Volkmann, Richard s. Leander.
— Philosoph, 249.
Volksbücher, deutsche 2.
Voß, J. H. 253.
— Julius von 149. 153.
— Richard 619.

Wachenhusen, Hans 510. 513.
Wachler, J. F. L. 257.
Wachsmuth, E. W. G. 650. 651.
Wackenroder, H. W. 100.
Wackernagel, Wilhelm 642. 650. 652.
Wagner, J. J. 249.
— Richard 642.
Waiblinger, Wilh. 191. 208.
Waldau, Max (Spiller von Hauenschildt) 446.
Waldeck, B. F. L. 643.
Waldmüller, Robert 342. 476. 484. 532.
Wartenburg, Karl 620. 630.
Wasserburg, Ph., s. Laicus.
Weber, A. 653.
— F. W. 557.
— G. 650.
— K. J. 52. 57. 257.
Websky, J. E. 647.
Weddigen, F. H. O. 533. 548.
Wegscheider, J. A. L. 252.
Wehl, Feodor 264 Anm. 427.
Weidenmüller, Anna 560.
Weigand, K. 650.
Weilen, Joseph 176. 518.
Weill, A. 226 Anm. 310.
Weinhold, K. 650.
Weirauch, Aug. 467.
Weise, Karl 471.
Weisflog, K. 105.
Weiske, H. A. 644.
Weiß, Hermann 651.
Weisse, Chr. Herm. 250.
Weißenthurn s. Franul.
Weitbrecht, Karl 209. 532.
Welker, F. G. 251.
Welten, Osk. 630.
Welti, H. 653.
Weltrich, Rich. 20.
Werder, Karl 249.
Werner, Zacharias 14. 126.

Werner, E. 516.
Wernicke, K. 650.
Werther, Julius 620.
Wetzel, K. F. G. 117.
Weſſenberg, J. H. K., Freiherr von 253.
Wette, Lebrecht de 253.
Wichert, Ernſt 621.
Wickede, Julius von 517.
Wickenburg-Almaſy, Wilhelmine v. 634.
Wieland, Ch. M. 11.
Wienbarg, Ludolf 264. 268. 295.
Wieſer, J. 648.
Wilbrandt, Adolf 88 Anm. 472 Anm. 611.
Wildenbruch, E. v. 560.
Wildenhahn, K. A. 310.
Wildenradt, Joh. v. 596.
Wildermuth, Ottilie 418. 645.
Wilhelmi, Alexander 428.
Wilken, Heinrich 467.
Willatzen, P. J. 471.
Wille, Eliza 634.
Willkomm, Ernſt 264. 296.
Wilmſen, Fr. Ph. 251.
Windelband, W. 642.
Winer, G. B. 252.
Winkler, Hofrat 105.
Winterfeld, A. v. 632.
Witersheim, Ed. v. 650.
Wittmann, Hugo 22 Anm.
Wirth, J. G. A. 650.
Woermann, K. 640. 643.
Wöhler, F. 255.
Wolf, F. A. 256.
— G. 171 Anm.
Wolff, Chriſtian 4.
— Julius 549.
— O. L. B. 652.
— Pius Alexander 153. 155.
Wolfhagen, Friederike ſiehe Norden.
Woltmann, Alfred 643. 643.
— K. L. v. 257.
Wolzogen, Karoline von 19.
Wüllner, A. 649.
Württemberg, Alexander Graf von 191. 208.
Wuthenow, Alwine 476.
Wurzbach, C. v. 171 Anm.

Zabel, Eugen 635 Anm.
Zarncke, Fr. 643. 650.
Zedlitz, Joſeph Chriſtian 403.
Zehender, F. 645.
Zeiſe, Heinrich 402.
Zeiſing, Adolf 517.
Zeller, Ed. 642. 647.
Zerrenner, C. Ch. G. 251.
Zettel, Karl 640.
Ziegler, Karl 169 Anm.
Ziel, Ernſt 609.
Ziemſſen, Lud. 503 Anm. 630.
Zimmermann, R. 642.
— Wilhelm 191. 208. 650. 651.
Zolling, Th. 88 Anm. 96. 653.
Zöllner, J. K. F. 648.
Zſchokke, Heinrich 34.
Zumbrook, Ferd. 476.

BINDING SECT. JUL 26 1977

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
341
S3
1887

Salomon, Ludwig
Geschichte der deutschen
Nationalliteratur des
neunzehnten Jahrhunderts

81

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 10 15 07 010 4